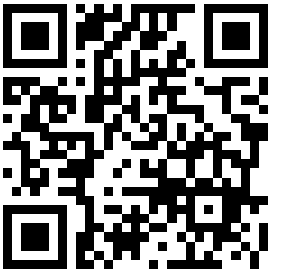
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

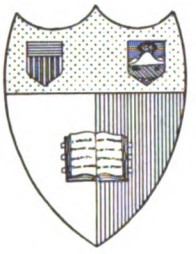
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Z1009 +
248:1915-16:1
NS
v.7
pt.1
+



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
HENRY W. SAGE
1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.)

DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER

WIENER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

SIEBENTER JAHRGANG

ERSTE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

1915

Digitized by Google

A.54117

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Ahrens, Dr. W.: Liebhabereien 105

Behrens, Dr. Fritz: Lavater der Physiognomiker und seine Charakteristik des älteren Pitt. Mit einer Tafel 72

Bogeng, Dr. jur. G. A. E.: Deutsche Einbandkunst auf der Leipziger Buch-Weltausstellung 1914. Mit 12 Abbildungen 49

Burdach, Konrad: Über Schillers Jugendgedicht „Meine Blumen“ 95

— — Laura vom Dunst umzingelt 137

Graef, Botho: Deutsche Buchkünstler der Gegenwart. VIII. Walter Klemm als Graphiker. Mit 13 Abbildungen und einer Tafel 85

Kellen, Toni: Aus der Geschichte des Zeitungswesens in Belgien 144

Klenz, Dr. Heinrich: Gelehrten-Kuriositäten. IV. Idiergasten 61, 127

Różycki, K. v.: Die Freiherrlich v. Cramer-Klettsche Schloßbibliothek in Hohenaschau. (Deutsche Privatbibliotheken. III.) Mit 14 Abbildungen und einer farbigen Tafel 109

Schlösser, Rudolf: „Vom Dom umzingelt“ 28

Schultze, Dr. Ernst: Die Verdienste Irlands um Schrift- und Buchwesen 82

Schulz, Dr. Hans: Zu den „Spielen des Witzes“ 30

Schulz-Besser, Ernst: Der Weltkrieg im Scherzbilde. III. Mit 20 Abbildungen 33

Wagner, Carl: Napoleon I. in der Lithographie. Mit 7 Abbildungen 12

Waldmann, Dr. Emil: Fälschungen aus dem Gebiete der Graphik. Mit 9 Abbildungen . 1

Witkowski, Georg: Noch einmal „Vom Dom umzingelt“ 78

Zeitler, Dr. Julius: Ein bibliophiles Kabinettstück. Mit zwei farbigen Tafeln 140

— — Kriegsdichtung vor dem Kriege 20

Graphische Beilagen.

Hoerschelmann, Rolf von: Die Gehenkten. Originalholzschnitt . . . . . vor 1

Klemm, Walter: Don Quixote und Sancho Pansa. Originalholzschnitt . . . . . vor 85

Digitized by Google

II. Beiblatt.

Briefe.

Spalte

Amsterdamer Brief von *M. D. Henkel* 14, 83, 126, 175, 227
Londoner Brief von *Leo Blumenreich* 70
New Yorker Brief von *Ernst Eisele* 180
Pariser Brief von *Otto Grautoff* . . . 1, 65, 113, 161, 209
Römischer Brief von *Ewald Rappaport* 7, 76, 121, 170, 219
Wiener Brief von *Erich Mennher* . . 4, 72, 118, 167, 216

Von den Auktionen.

Spalte

Bibliothek *Bloch* 130
Verschiedenes 18

Neue erschienene und angekündigte Bücher.

Spalte

Alscher, Otto: Zigeuner 186
Berend, Alice: Die Bräutigame der Babette Bomberling 235
Bertsche, Karl: Kriegsbrot für die Seele, dargeboten aus den Werken des Abraham a Sancta Clara . 235
Bismarck, Deutschlands Eiserner Kanzler. Ein Gedenkbuch von *G. Egelhaaf, Edwin Evers, J. Häußner, Karl Mayr, Dietrich Schäfer* 141
Boy-Ed, Ida: Vor der Ehe 236
Brandies, Bechtold: Segeband und die Andern . . . 186
Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe. Zweiter Band . 236
Brunner, Jul. C.: „Unzüchtige" Schriftwerke 237
Buchgewerbe, Das, in der Reichshauptstadt 237
Buchner, Eberhard: Liebe 138
Burger, Fritz: Handbuch der Kunstwissenschaft . . . 239
Busse, Dr. Bruno: Das Drama. III: Von der Romantik bis zur Gegenwart 139
Carriere, Moritz: Lebenserinnerungen 139
Chang Wu, 105 interessante chinesische Erzählungen 239
Christians, H. F.: Zwischen Frost und Frühling . . . 21
Dauthendey, Max: Geschichten aus den vier Winden 188
Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig 22
Dörfler, Peter: La Perniciosa 241
— Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich . . 241
Dornau, C. von: Burg Tresa 242
Dürer, Albrecht: Handzeichnungen, herausgegeben von Heinrich Wölfflin 23
Einstein, Carl: Negerplastik 243
Fischer, Wilhelm: Die Fahrt der Liebesgöttin . . . 189
Garvens-Garvensberg, Herbert von: James Ensor, Maler, Radierer, Komponist 141
Geheeb, R., und *Klemm*, Walter: Standarten wehn und Fahnen 24
Geibels Werke. Herausgegeben von Dr. R. Schacht 142
Geiger, Willi: „Unseren Helden 1914" 89
Göschen, Sammlung 34
Greeven, Erich August: Die letzten Brücken 243
Große Zeit, Die. Illustrierte Kriegsgeschichte. Band I 240
Guthmann, Johannes: Die Pfeile Amors und andere Novellen 190
Hafner, Philipp: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Baum. Band I 143
Hamsun, Knut: Kinder ihrer Zeit 245
Heine-Ausgabe (Insel-Verlag) 24
Heine, Heinrich: Briefwechsel, herausgegeben von Friedrich Hirth. Erster Band 90
Heinse, Wilhelm: Ardinghello und die glückseligen Inseln 190
Heyck, Eduard: Johanna von Bismarck 245
Hippel, H. von: Der unbekannte Gott 25
Hoppenstedt, J.: Der 70er Krieg 92
Jahrbuch der Zeitschrift „Das neue Pathos" 1914/15. Herausgegeben von Paul Zech 191
Jaques, Hermann: Paris 192
Jatho, Carl: Briefe. Herausgegeben von Carl O. Jatho 144
Jensen, Johannes V.: Das Schiff 247
Kahn, Fritz: Das Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung 144
Keppler, Bischof P. W. von, Das Problem des Leidens 249
Kerckerinck zur Borg, E. v., und *Klapheck*, R.: Alt-Westfalen 26
Kleiderkasten, Der 27
Kleine Kriegsbücher 250
Kolb, Annette: Wege und Umwege 145
Krieg und Heimat 254
Krieg und Kunst, Von 38
Kriegsstücke 28
Kromer, Heinrich E.: Gustav Hänfling, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers 31
Külpe, Frances: Ring 192
Kurpiun, Robert: Das schwarze Weib 255
Lagerlöf, Selma: Jans Heimweh 255
Levin, Julius: Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki 257
Lienhard, Friedrich: Deutschlands europäische Sendung 32
Liman, Dr. Paul: Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote 93
Lindemann, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur 94
Loewenstein, Eugen: Nervöse Leute 193
Lorenz, Felix: Das Buch der Grotesken 33
Ludwig, V. O.: Memoiren eines Vergessenen 258
Malade, Theo: Die Geschichte vom lütten Schnieder 194
Marcks, Erich, und *Müller*, K. A. von: Erinnerungen an Bismarck 95
Martens, Kurt: Hier und drüben 259
Michaelis-Stangeland, Karin: Weiter leben! 195
Michel, Robert: Die Häuser an der Dramija 260
Mohr, Heinrich: Kriegsschwänke aus alter Zeit . . . 235
Müller, Heinrich von: Spekulation und Mystik in der Heilkunde 260
Netto, Coelho: Der tote Kollektor 261

Digitized by Google

Spalte

Österreichische Bibliothek 261
Paquet, Alfons: In Palästina 261
Paul, Adolf: Strindberg-Erinnerungen und -Briefe . . 146
Rehlen, Robert: Kleine Kriegs-Kunstgeschichte . . . 262
Rimmele, Frid.: Aus dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart 263
Rößner, Walter: Widmungen und Buchzeichen . . . 264
Rudelsberger, H.: Chinesische Novellen 264
Salten, Felix: Die klingende Schelle 266
Schickele, René: Mein Herz Mein Land 266
— Trimpopp und Manasse 266
Schopenhauer-Gesellschaft, Viertes Jahrbuch der . . 97
Schwyzerländli 35
Semerau, Alfred: Die Kurtisanen der Renaissance . . 36
Skovgaards, Joakim: Billeder i Viborg Domkirke . . 267
Springer, Anton: Die Kunst des Altertums 37
Stern, Norbert: Mode und Kultur 268
Storm, Theodor: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken 268
Suarès, André: Eine italienische Reise 269
Trakl, Georg: Sebastian im Traum 196

Spalte

Utitz, Emil: Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft 271
Vehses Preußische Hofgeschichten. Band IV 272
Vinci, Leonardo da: Quaderni d'Anatomia. Band IV . 273
Vitzthum, Georg Graf: Die Malerei und Plastik des Mittelalters 239
Völkerkrieg, Der 38
Wagner, Hermann: Bekenntnisse 273
Walser, Robert: Kleine Dichtungen 196
Wassermann, Jakob: Deutsche Charaktere und Begebenheiten 273
Weilen, Alexander von: Der erste deutsche Bühnen-Hamlet 39
Werfel, Franz: Einander 274
— Die Troerinnen des Euripides 274
Wieland, Geschichte des Prinzen Biribinker 275
Wildenbruch, Ernst von: Gesammelte Werke Band 1—3, 6—9 276
Wittels, Fritz: Der Juwelier von Bagdad 279
Zeit-Echo 40
Zobeltitz, Fedor von: Kriegsfahrten eines Johanniters . 197

Kleine Mitteilungen.

Spalte

Amadis, Der verbotene 298
Berichtigung 300
Bibliophile, Ein belgischer 156
Bibliophiliana XXX 41
Bibliophiliana XXXI 147
Bibliophiliana XXXII 198
Bibliophiliana XXXIII und XXXIV 279
Bibliophiliana, Alte 50
„Bibliophiliana", Die Quelle der „Alten" 155
Blüchers Ansprache an seine Leute auf dem Göttinger Marktplatz im Jahre 1806 290
Bücher mit Farbnamen 53
Bürgers „Schwabenmädle", Neues zur Charakteristik von 292
Bürgers Verdeutschungen des „Homer", Über . . . 201
„Campes Briefe an Dingelstedt", Zu dem Aufsatz . . 58
Crane †, Walter 97
Deutsche Kriegsbuchhandlungen 101
Deutsche Kriegsliteratur, Die 153
Deutsche Kriegsliteratur, Die, bis zum zehnten Kriegsmonat 289
Dokumente der Menschenliebe 155
Goethe-Autogramme 292

Spalte

Graphik des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts . . 102
Heines „Lutezia", Zu 293
Heine-Reliquien, Unbekannte, aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth 55
Kalendermacher und Propheten 98
Katalogblüten 103
Kerner, Justinus, und David Strauß 296
Kobbes, Theodor von, Gedicht an Goethe 203
Komödianten, Zum Auftreten der englischen, in Frankfurt a. M. 1592 203
Kriegsarchiv der Hamburger Stadtbibliothek 102
Kriegssonette als bibliophile Gabe 288
Kunstleben unserer Zeit, Ein Zeugnis für das 57
Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 299
Merlin-Presse 57
Moscheroschs „Gesichten Philanders von Sittewald", Zu 291
Novalis in Frankreich 49
Ovid und Schiller 297
Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen in der Berliner Königlichen Bibliothek 202
Stammbucheinträge von Kant, Klopstock, Kästner und Gleim 201
Ulenspiegel Mappe 300

Literatur und Justiz.

Spalte

Beschlagnahmen 107

Spalte

Was ist eine Gravüre? 107

Kataloge.

Spalte 58, 108, 204, 300.

Anzeigen.

Spalte 59, 105, 157, 205, 301.

Digitized by Google

Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1915/1916

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abba *173*.
Abel, Caspar 134.
Abschatz, Hans Aßmann Freiherr von 66.
Achalme, P. *216*.
Adalbert, Bruder 82.
Adamnan 84.
Adelung 101.
Aertsens, Hendrik 115.
Agostino di Musi 6.
Ahrens, Dr. W. 105—108.
Albert von Hanau, Graf *8*.
Albert, Henri *106*.
Alberti, Giovanni *223*.
Alberti, Simone *223*.
Albrecht von Preußen, Herzog *202*.
Albrecht, P. *152*.
Aldus Manutius *50*, *74*.
Alizé *67*.
Alkestides 132.
Allan *174*.
Allatius, Leo 130.
Allen, James Lane *183*.
Allmazzo, Pianolio d' *11*.
Alscher, Otto *186*.
Altdorfer, Albrecht 7.
Altdorfer, Erhard 7.
Altenberg, Peter 63.
Ambra, Lucio d' 171.
Ambrosi, F. *221—223*.
Amiet, Kuno 87.
Ammann *168*.
Amman, Jost 124.
Amundsen 123.
Anakreon *61*.
Anderson *135*, *184*.
Annunzio, Gabriele d' 61, 127; *174*.
Anthonisz, Cornelis *179*.
Antona-Traversi, Giannino *124*.
Anzengruber, Ludwig 69; 169.
Aquilani, M. *11*.
Arana, Beatrice Enriquez de *80*.
Arcos *216*.
Areco, V. *104*.
Aretino, Leonardo 115.
Aristoteles 72, 83, 115; *15*.
Armengol, H. 41.
Arminius *67*.
Arndt *215*.
Arnenda, G. J. *11*.
Arneth, Alfred von 123.
Arnim, Achim von *290*, *291*, *295*.
Arnim, Bettina von *140*.
Arnold, Dr. Robert F. *34*.
Arragonia, Tullia d' *37*.
Arrianos *15*, *16*.
Artaria & Co. *217*.
Aschau, Otto von 110.
Äschylos *62*.
Asquith, Sir Herbert 105; *1*.
Assicus, Bischoff 84.
Athenäus 61.
Attinger frères *215*.
Aubry, Jean *216*.
Auburtin *34*.
Augsbourg, W. *84*.
Augustinus 115, 116.
Aulard *113*.
Aurbacher, Ludwig *235*.
Aventinus, Johannes 62, 124.
Avouel, Georges d' *103*.
Ayen, Christian Rama *153*.
Azeglio, Massimo 123.

B

Baader, Franz von *140*.
Bab, Julius 20; *251*, *253*
Babelon, Jean *80*.
Babillotte, Arthur *190*, *191*, *193*. *254*.
Bach, J. S. *78*, *187*.
Bacher 131.
Bachmann, Albert *36*.
Bader, K. 71, 127.
Baggesen, Jens 30—32.
Bahr, Hermann *254*.
Bakeljau 154.
Balde, Jakob 70.
Balducci, Primo *172*.
Balfour, Arthur James 128.
Balzac, Honoré de 63, 71; *54*.
Barberà, Pietro *11*, *223*.
Barbiera 123.
Bardenhewer 121,
Baret 152.
Barnard, Charles I. *182*.
Baronius, Kardinal 130.
Barrère 44, *211*.
Barrès, Maurice *4*, *212*.
Barron, C. W. *181*.
Bart, Albert B. *181*.
Barthélemy, Auguste 69.
Bartolozzi *120*.
Bartsch *185*.
Barwig *218*.
Basedow, Joh. Bernhard 67.
Bataille, Henry *117*.
Battisti, Francesco Michele *223*.
Battisti, Simone Girolamo *223*.
Baudelaire, Charles 63.
Baudrillart *164*, *213*.
Baum, Ernst *120*, *143*.
Baumbach, Rud. 69.
Baumeister 122.
Baumeister, Eugen *237*.
Beardsley, Aubrey 85.
Beauharnais, Eugène 122.
Bechmann, Joh. Friedrich 70.
Beck, James M. *181*.
Becker *49*.
Becksche Verlagsbuchhandlnng *252*
Bédier, Joseph *3*, *165*.
Beeh, R. *41*.
Beer, Max *250*.
Beer, Taco H. de *18*.
Beethoven *75*, *215*.
Beham, Barthel 2, 6.
Beham, Hans Sebald 4, 6.
Behmer, Marcus 50.
Behrens, Dr. Fritz 72—77.
Behrens, Georg Heinr. 135.
Bellangé 14.
Belli-Gontard *138*.
Belot, Gustave *165*.
Below *200*.
Belst, Daniel *163*.
Belwe, Georg 59; *254*.
Bemmel, van 114.
Bemporad, Enrico *122*.
Benagli, Amina *10*.
Benedikt 121.
Benedikt XIII. 66.
Benemann, Maria *192*.
Benito *211*.
Béranger 19, 40.
Berend, Alice *235*.
Berend, Ed. 62.
Bergen, E. v. 145.
Berger-Levrault *211*, *216*.
Berghe, Josse van den 147.
Bergson, Henri *100*, *173*.
Berjeau, J. Ph. *199*.
Berlioz 55.
Berlit, Georg *35*.
Bernhard 61—66, 127—136.
Bernhard von Clairvaux *102*.
Bernhardi, von *71*, *180*.
Bernheimer, Carlo *227*.
Berni *222*,
Berno, Pierantonio *224*.
Bernstein *116*.
Bernt, Ferdinand *167*.
Beronicius, J. G. *52*.
Bertacchi, Giovanni *173*.
Bertacco, Frassine *224*.
Berthold *99*.
Bertin 155.
Bertin, Mademoiselle 122; *199*.
Bertolini, Franc. 123.
Bertrand, Louis *118*.
Bertsche, Karl *235*.
Berzelius 106.
Bessel, Godefred von 119.
Bessiger, C. *236*.
Bethge, Hans 264.
Bethmann-Hollweg *116*.
Beudecker, Christoffel *179*.
Beyens, Baron *210*.
Bibbiena, Cardinal *103*.
Biedermann, Freiherr von *237*.
Bierbaum, Otto Julius 21, 63, 70, 127, 130.
Bigelow, Poultney *181*.
Bigot 45.
Binding 21.
Bismarck 69; *93—96*, *116*, *141*, *162*, *245—247*.
Bismarck, Johanna von *245—247*.
Bissing, Friedrich Wilhelm von *37*.
Black, A. & C. *182*.
Blanc, A. 123.
Blaze, Henri *49*.
Blei, Franz *35*, *269*.
Bloch, Emil *130*
Bloem, I. C. *88*.
Bloem, W. 24.
Blom & Olivierse *18*.
Bloud & Gay *213*.
Bloy, Léon *166*.
Blücher *290*.
Blum, M. 152.
Blumenreich, Leo *72*.
Blümml, E. K. *120*.
Bluntschli *165*.
Boas 96, 99.
Bobbio, G. *11*.
Bobertag, Felix *201*.
Boccaccio *53*.
Bocer, Johann 62.
Bock, Jules de 114.
Bode, W. von *213*.
Bodenstedt, Friedrich von 69.
Bodmer, Hans 36.
Boecler, Joh. Heinrich 131.
Boer, Dr. M. G. de *179*.
Boerner, C. G. *73*.
Boetticher 122.
Bogeng, G. A. E. 19—60.
Böhm, Johann *218*.
Böhme, Fritz *268*.
Böhme, Jakob 31.
Boileau *50*.
Boislisle 122.
Boito *226*.
Boldt, Paul *238*.
Bollioud-Mermet *199*.
Bolmer, J. G. *18*.
Bolyai, Wolfgang 107.
Bom, H. G. *235*.
Bombelles, Graf *13*.
Bonistalli, L. *11*.
Bonnet *120*.
Bontekoe, Cornelius 65.
Bonz & Co. *254*.
Borg, E. v. Kerckerinck zur *26*.
Borgese, G. A. *173*.
Börne 122.
Bornemann-Barmen *58*.
Borngräber, Wilhelm *36*, *190*, *191*.
Bossi *226*.
Botsky, Katarina *253*.
Böttiger, Karl August 131.
Bottino-Baria, G. *173*.
Boubers, J. J. de 147.
Boubers, J. L. de 148.
Bouché-Leclercq 122.
Boucherie 147.

Digitized by Google

Bouchot, Henri 122.
Bourson, Ph. 144.
Boutet, Edoardo *33, 81, 171, 211.*
Bovio *174.*
Boxhorn, Marcus Zuerius 65.
Boy-Ed, Ida *236.*
Boyer 151.
Braakensiek *177.*
Brachvogel, Carry 215.
Bracquenier, De 154.
Brandeleer-den Beer Portugal, I. van den *88.*
Branden, J. van den 145.
Brandenburg, Hans 57.
Brandes, Georg *152.*
Brandi *34.*
Brandies, Bechthold *186—188.*
Brangwyn *72.*
Brant, Sebastian *35.*
Brauer, A. v. *65, 66.*
Braumüller, Wilhelm *258.*
Braun 123.
Braun, Samuel *16.*
Bredius *130. 230.*
Bredt, Professor *38, 39, 254.*
Brehm, Alfred *236.*
Breitkopf & Hartel *32.*
Breitmann, Hans *182.*
Breitner *218.*
Brenk, Prediger 65.
Brentano, Clemens 122; *140, 291.*
Breslauer, Martin 74.
Brethon, Paul le 122.
Breyghel, Nicolaas 146.
Briesen, von *181.*
Brjussoff *34.*
Brockes, Barthold Heinrich 67, 102.
Brockmann *40.*
Brogniart 106.
Brontë, Charlotte *21.*
Brown & Komp. *51.*
Browning, E. B. *185*
Browning, Robert 128.
Brunati, Giovanni Antonio *223.*
Brunelleschi *218.*
Brunet, Gustave *190.*
Brunk *50—51.*
Brunner, Jul. C. *237.*
Brunner, Seb. 70.
Bruns *38.*
Bruschius, Casp 118.
Brussot, Martin *261.*
Buber *41. 294.*
Bucelinus, Gabriel 118.
Bucerus, Martin 131.
Buchner, August 133.
Buchner, Eberhard *138, 253*
Buchtela, Karl *218.*
Budaus, Max 142.
Buff, Amalie *19.*
Buff, Lotte *19.*
Buffon, Graf 71.
Buisson, Ferdinand 69.
Bukowski, Elsa *88.*
Bulow, Bernhard von *116.*
Bulteau, Ludwig 118.
Bunge, Gustav von 70.
Bunker, J. R. *168.*
Buoncompagni, Ugo 66.
Burckhardt *34, 262.*
Burdach, Konrad 78, 95—105, 137—139.
Burger, C. P. *235.*
Burger, Fritz *239.*
Bürger, Gottfried August 62, 81; *201, 202.*
Burne-Jones *97.*
Burte, Herrmann *22.*
Busse, Dr. Bruno *139.*
Butler *122.*
Büttner, Christian Wilhelm 67.
Buttner, Georg *58.*
Byron, Lord 71, 127, 128.
Byvanck, W. G. C. *126, 127.*

C

Caddes, Rinaldo *174*
Cadorin, Guido 46, 48.
Caico, L. *172.*
Caldara *225.*
Cale *102.*
Callegari, C. von *172.*
Caliot, Jaques 8.
Calm, M. 127.
Calov, Abraham 33.
Calvin *15.*
Cambon *08*
Campanella, Thomas 128.
Campe, Joachim Heinrich 101.
Campe, Julius *58, 01.*
Canitz, F. R. L. Freiherr v. 66.
Capelletti, L. *11.*
Capitaine, Ulisse 144.
Cappuana *174.*
Caprivi *116.*
Carraccioli *54.*
Carboneri, Giovanni *10.*
Cardanus, Hieronymus 128.
Carducci *172, 174, 175.*
Carlebach, Albert *50.*
Carlyle, Thomas 127; *41.*
Carpenter 172.
Carpentier 120.
Carrère, P. 37.
Carriere, Moritz *139, 140.*
Carroll *185.*
Carsson *19.*
Cartini *172.*
Caruso, Enrico *183.*
Cäsar, Julius 72; *16. 52, 67.*
Casaubonus, Isaac 128.
Caselius, Johannes 131.
Cassianus, Johannes 113.
Castell, Alexander *250, 253.*
Castellio 135.
Caumo, Antonio *224.*
Cavour, Graf Camillo 123.
Caxton *74.*
Cellini, Benvenuto 1.
Celtes, Conrad *9.*
Celva, Francesco *223.*
Cervantes *15, 257.*
Cervesato, Arnoldo *172.*
Cesare 123.
Cesari, O. *11.*
Chalon *156.*
Chamisso 122.
Chang Wu *230.*
Chapelain, Jean 135.
Chapelot *215.*
Charlet, Nicolas Toussaint 12—19.
Charpentier *109.*
Chasles, Philarète *54*
Chateaubriand 18. 128.
Chatto & Windus *200.*
Cheradame, André *215.*
Chéron, Paul *109.*
Chevillon, André *105.*
Chevrier, de 147.
Chiala 123.
Chlingensberg 124.
Chlumecky *217.*
Chodowiecki *120.*
Chopin *50, 295.*
Christ, Lena *250.*
Christians, H. F. *21.*
Christies *70.*
Christophe, Franz *28.*
Churchill *1.*
Cicero 83.
Cimarosa *78, 70.*
Claes, Peter 156.
Claretie, Léo *216.*
Clarot *121.*
Clarus, Alice 141—143.
Claudel *173.*
Claudin *190.*
Claudinot, François 147.
Claudius, Matthias 30—31, 129.
Cleef, Isaac van *17.*
Clemen, Paul *30, 213.*
Clemens XIV. 151.
Clercq, Bogaert de 149.
Cobb, Irvin S. 182.
Cobden-Sanderson, T. J. 58.
Coburger, Anton 120.
Cochin, Denys *104.*
Cohausen, Joh. Heinrich 70.
Cohen, Dr. *09.*
Colenbrander, H. T. *233.*
Collin, F. 53.
Colloredo, Fabrizio *8.*
Columban 82.
Condorcet, Marquis de 130.
Conrad, H. 122; *272.*
Consalvi, Kardinal 123.
Constantio, Angelus de 135, 136.
Conz, Karl Philipp 08.
Cooper, James Fenimore 128.
Coornhert, D. V. *85.*
Coppernicus 135.
Cornarius 135.
Corot I. 11.
Corsi, Stefano *77.*
Cosimo II. *8.*
Costenoble, Karl Ludwig 6
Coster, Abbé de 151.
Cosway *120.*
Cottafavi 123.
Coudert, F. R. *181.*
Couperus *227.*
Cramb, Prof. *71.*
Cramer-Klett, Dr. Theodor Freiherr von 110.
Crane, Walter 07.
Crenius, Thomas 61.
Cres, Georges *211.*
Crétineau-Joly 123.
Crispolti, C. *172.*
Croce, Benedetto *173.*
Crocioni, G. *220.*
Cronegk, Friedrich Freiherr von 131.
Crusius, Martin 129, 131.
Crusius, Otto *253.*
Cuesta, Juan de la *287.*
Cunningham 20.
Curtius *16.*

D

Dadonville *185.*
Daffinger *170.*
Dahn, Felix 107; *162.*
Damm *201.*
Daniel von Antwerpen *8.*
Danser, I. G. *88.*
Dante *74, 121, 122, 171.*
Dapp, Prediger 107.
Darlu, A. *68.*
Daubigny 11.
Daudet, Léon *215.*
Daumier 9, 88
Dauthendey, Max *186, 188, 102.*
David, Jaques Louis 12, 14, 18.
David, Pierre Jean *100.*
Davis, Richard Harding *182.*
Davis, Seymour *183.*
Davis, W. *200*
Davy, Humphry 106.
Debucourt *120.*
De Coster 91.
Deetjen, Werner *24, 50, 206, 207.*
Dehio *30.*
Dehmel, Richard 26; *251.*
Deiters, W. 114.
Delagrave *213*
Delaroche, Paul 18.
Delaw 44.
Delines, Michel *68.*
Delorme, Hugue *163.*
Delpech und Motte 16.
Demidoff, Graf 18.
Demosthenes 83.
Denis, Ernst *67, 213, 214.*
Denon 13.
Dente, Marco 2.
De Sanctis *173.*
Descartes *15, 16, 85.*
Desoer, J. T. 151.
Des Terriers *185.*
Destrée, Jos. *130.*
Deuticke *217.*
Devaux 156.
Devigne, M. *130.*
Deyman, Dr. *233.*
Dibdin, Th. Fr. *200.*
Dickens *20, 185.*
Diderot *215.*
Diederich von dem Werder 9.
Diederichs, Eugen *5, 144, 145, 251, 253, 291, 294.*
Diehl, Charles 122.
Diehl, Wilhelm *139.*
Dieterich, H. *201.*
Dietz, Ludovich 7, 8.
Dingelstedt *58.*
Disel, Matth. 126.
D'Israeli, Isaak *199.*
Djilio 43, 44.
Dodsworth, Rog. 118.
Doeser, Jacob *170.*
Dolch, Walter *75, 170.*
Doll 70.
Domenichino *130.*
Doorn, W. van *89.*
Dore 121.
Dörfler, Peter *241.*
Dornau, C. von *242.*
Dorschaus, Joh. Georg 131.
Dossi *174.*
Dostojewski *173.*
Doumic, René *05.*
Drach, Peter 121.
Drochon 123.
Droysen 122.
Drugulin *31.*
Dryander *90.*
Dryden, John 71.
Du Cange 122.
Du Casse 122.
Dudovich *120.*
Dugdale, Gu. 118.
Dugue, Ferdinand 69.
Duhamel *210.*
Duhring *292.*
Dumas der Jüngere 71.
Dumur, Louis *215.*
Dungal 82.
Dunkel 132.
Duntzer 90. 99, 100.
Duplain *109.*
Durante, Francesco *78, 70.*
Dürer, Albrecht 1, 2, 3, 6; *23, 73, 74, 103, 119, 138.*
Durkheim *67.*
Durmer *121.*
Duvenek, Frank 9.
Dybwad, Jacob *273.*
Dysons *72.*

E

Earlom *120.*
Eber, Paul 131.
Eberhard, Joh. August 128.
Ebert, F. A. *155.*
Ebner-Eschenbach *5, 40.*
Ebstein *145, 201, 203, 201, 292.*
Eckermann 62; *140.*
Eckhart, von 135.
Eddy, A. J. *183.*
Eder, Josef *217.*
Eduard VII. *214.*
Edwards, James *51.*
Effer, Herbert 144.
Egelhaaf, G. *141.*
Ehmke, F. H *253.*
Ehrenbaum-Degele *102.*
Ehrlich, Paul 09.
Eichendorff *89. 227.*
Eickstedt, Gratin Christa 06.
Eigenberger, Robert *215.*
Eigenbrodt, Wolrad 28, 80, 95, 97, 99.
Einstein, Carl *253*
Einzinger von Einzing 124.
Eisele, Ernst *186.*
Eisengrein, M. 125.
Eisenmenger 135.
Eliot *190.*
Elisabeth, Kaiserin 55.
Ellenbog, Nikolaus 110.
Elst, J. F. van der 152.
Elster, Ernst 78, 103; *24, 293.*
Elzevir, Isaak 64.
Embden, Charlotte 55.
Emerson, Ralph Waldo *183.*
Emmert, Carlo *224.*
Engström, Albert *255.*
Enke, Ferd. *271.*
Ennius 62.
Enschedé *233, 234.*
Ensor, James *141.*
Epiktet *15.*
Erhard, Johann Benjamin 31.
Ernst, Paul 22.
Ertl 124.
Eschenburg *40.*
Eschke, Ernst Adolf *201.*
Esdail, William 3.
Ettlinger, Dr. Max *04.*
Eubel 121.
Eulenberg, Herbert *31, 34.*
Euripides 134; *50, 275.*
Everitt *50.*
Evers, Edwin *141.*
Eversz, J. W. *18.*
Ewers, Hanns Heinz *34.*
Ey, Ludwig *141.*
Eyck, van *88, 176.*
Ezquera, Alphonsus 135.

F

Fabiano 41, 44.
Fabricius *16.*
Fagan 3.
Faivre, Abel 41, 44; *211.*
Falcke, von *213.*
Faulmann, Carl 83.
Fecht 133.
Feigl, Hans 5, *75.*
Feind, Barthold 67.

Digitized by Google

Feldegg, Ferdinand von *218*.
Feller, de 151.
Fénelon *84, 185*.
Ferguson 100.
Ferrando, Guido *172*.
Ferrarese, Beatrice *37*.
Ferraris, Maggiorini *171*.
Ferrero 122.
Ferriar, Dr. *200*.
Fertiault F. *109*.
Feucht, Otto *263*.
Feuerbach, Anselm *140*.
Fichte *214*.
Filchner 123.
Finck 124.
Finnian 84.
Fiocardo 154, 155.
Fiorentina, Alessandra 37.
Firkins, Oscar W. *183*.
Firmenich, Johann Matthias 68.
Fischart, Johann *35*.
Fischer, Hermann 137—139.
Fischer, Kuno 127.
Fischer, S. *235, 246, 250, 253, 257, 260, 273*.
Fischer, Wilhelm *189*.
Flaischlen, Cäsar 70; *21*.
Flammarion *172*.
Flamsteed, John 63, 66.
Flandersky, P. *239*.
Flaubert, Gustave 69, 131; *109*.
Fleischel & Co. *21, 194, 243, 251, 255, 259, 261, 273, 279*.
Fleischmann, J. 236.
Florès, Ricardo 36, 44.
Flournoy *172*.
Foà *225*.
Folnesics, Hans *218*.
Fonahn *273*.
Fontane, Theodor *24, 250*.
Foppens, Adrien 147.
Foppens, Pierre 147.
Forain 8—11.
Fort, Paul *117, 216*.
Fortras, de *156*.
Fourie, Josef *128*.
Fowles, Thomas *13*.
Fracassini, Maffeo *223*.
Francesco, Colonna *185*.
Franchetti *226*.
François *200*.
Frank, Bruno *253*.
Franziss 109.
Franzos, Karl Emil *55*.
Freher 66.
Fremeaux, Paul 122.
Frenzel, Karl *18*.
Freudenthal, J. *14*.
Freytag, Gustav *162, 187*.
Friedjung 123
Friedländer 122.
Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein 30, 32.
Friedrich der Große 67, 72, 129; *84, 87, 90, 152, 283*.
Friedrich Wilhelm I. 64.
Friedrich Wilhelm II. *272*.
Frimmel, Theodor von *74, 75, 170*.
Fritz, Joseph *300*.
Fröhlich, Betty *170*.
Frommann, Alwine *203*.
Frommann, C. F. E *203*.
Frost, Lucia Dora *251*.
Fucini *174*.
Fulda, Friedr. Karl 129.
Fulda, Ludw. *104*.

G

Gabelentz, Georg von der *34*.
Gabetti, Giuseppe *172*.
Galienne, Richard Le *183*.
Galilei *16*.
Gallus 82.
Galvano, Pietro *224*.
Garnier *19*.
Garve 100, 134.
Garvens-Garvensburg, Herbert van *141*.
Gaspar IV., Herzog v. Coligny *233*.
Gaubert, Ernest *166*.
Gauchat, Louis *36*.
Gauß 107.
Gautier, Théophile 127.
Gay *200*.
Geffroy, G. *199*.
Geheeb, R. *24*.
Geibel, Emanuel 22; *140, 142*.
Geigenberger, Otto *186*.
Geiger, Willi 21; *40, 80, 90*.
Geiler v Keyserberg *73*.
Geitler, Josef R. von *169*.
Gellert 72.
Gellius, A. 67.
Gelmini, Giacomo *223*.
Gelmini, Giambattista *223*.
Genzsch und Heyse 141, 142.
Geometra, Paulus *12*.
George, Stefan 24; *127, 128*.
Gerald, Fitz *149*.
Gerard, A. *164*.
Gérard, François Pascal 18.
Gerbault 41, 44.
Gerbert, Fürstabt 120.
Gerlach, Martin *169*.
Gerlach und Wiedling *168, 169*.
Germain, Michel 118.
Gerold & Co. *75, 168*.
Gerschmann, Hans *148*.
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von 65. 68.
Gerstenberg, Theodor *242*.
Gerstung, Wilh. *288*.
Gervinus 62, 123.
Gesner, Conrad 135.
Geßner, Georg 72.
Giacomo. Salvatore di *78, 174*.
Gianini. P. *11*.
Gibbon, Edward 134.
Gide, Charles 40.
Gihaut frères 18.
Gilm, Hermann *6*.
Giolitti, Giovanni *124*.
Giordani, F. P. *7*.
Giordano *226*.
Giotto *121*.
Giraud, Victor *164*.
Gladstone *178*.
Gleim 67; *201, 202*
Glossy, Karl *143, 168*.
Gluck *78*.
Gnirs, Anton *218*.
Gnoli, Graf Domenico *174*.
Gobbi *225*.
Gobineau *172*.
Goedeke 28.
Goesin, M. P. de 148.
Goethe 55, 62, 70, 71, 81, 97, 98, 101, 127, 129; *18, 19, 79, 100, 113, 118, 144, 162, 172, 199, 203, 215, 218, 284, 292, 293*.
Goethe, Ottilie von *295*.
Gogh, Vincent van 89.
Gogol *148*.
Gojo, Antonio und Giuseppe *224*.
Gojorani, Ciro *172*.
Goldsmith *185*.
Golebiowski *121*.
Goltz, von der *92*.
Gondi, Marie Cathérine de 118.
Görres, Joseph von 134; *140*.
Göschensche Verlagshandl. *34, 299*.
Gossaert, Geerten *89*.
Götten 132.
Goulley, H. *68*.
Gouvest, Maubert de 147.
Govaerts, Alphonse 145.
Goya 9, 10, 88.
Grabbe, Christian Dietrich 63.
Grabowsky, Norbert 70
Graef, Botho 85—94.
Graet, Maximilian 148.
Graevius, Joh. Georg 66.
Graf *173*.
Gran, Heinrich 120.
Grautoff, Erna 155, 156.
Grautoff, Dr. Otto *4, 70, 118, 155, 156, 167, 216*.
Green *120*.
Greene, Sidney 45.
Greeven, Erich August *243*.
Gregor I. 114; *73*.
Gregor IX. *77*.
Gregor XI. *77*.
Gregor XIII. 66.
Gregori, G. *224*.
Gregorovius 122.
Greill, Thomas 125.
Greiner, Johann Lorenz 79, 103.
Greiner. Leo *265*.
Greiner & Pfeiffer *32*.
Greshof, I. *87*.
Greve *35*.
Grey, Sir Edward 105; *1, 116*.
Greyerz, Otto von *35*.
Griffenfeld, Peder Graf 130.
Grigoletti. Giorgio *224*.
Grillparzer 6, *119, 144, 168, 170*.
Grimald, Abt 82.
Grimm, Jakob Ludwig Karl 101, 107.
Grimm, Brüder *140*.
Grolier *50, 51*.
Grolig, Moriz *170*.
Gronov, Johann Friedrich 61; *52*.
Gros, Antoine Jean 12, 14, 18.
Großberger, Herbert *58*.
Grotesche Verlagsbuchhandl. *276*.
Grube, Wilhelm *294*.
Grübel, Konrad 68.
Grün, Anast. 122.
Guarinonius, Hippolytus *291, 298*.
Guillaume 41, 44.
Guitry, Sacha 37, 46.
Günther 28.
Günther, Joh. Christian 62, 66.
Gunzel, Clara 142.
Gutenberg *275, 280, 286*.
Guthmann, Johannes *190*.
Gutzkow 122.

H

Haan, Jac. Israel de *89*
Haberlandt, M. *218*.
Hachette & Cie *212*.
Hackl, Dr. Heinrich 6.
Hacquebrandt, Guillaume 146.
Hadrian, Papst *74*.
Haeghen, Ferdinand van der 145.
Haessel, H. *252*.
Hafner, Philipp *120, 143*.
Hahn, Albert *176, 177*.
Hahn, Elise *202*.
Hahn, Franz Josef von 119.
Hahn, Ludwig *58*.
Haizinger, Amalie 107.
Hallays, André *212*.
Haller 100, 102.
Hamerling, Robert 23; *6, 210*.
Hammerschmid, Johann Caspar Anton *258*.
Hamsun, Knut *245*.
Hanak *218*.
Handel-Mazzetti, Enrica von 22.
Handel *78*.
Hanfling, Gustav *31*.
Hanicq, P. J. 152.
Hansch 63.
Hanslick, Erwin *253*.
Haraucourt, Edmond 61.
Hardenberg, Friedrich von *49, 50, 114*.
Hardy, Thomas *71*.
Harrassowitz, Otto *227*.
Harrison, C. 44.
Harrwitz *199*.
Hartmann, Alexander *170*.
Hartmann, F. *185*.
Hartmann. von *105*.
Hascher, Hans 53, 59
Haselbach, Thomas Ebendorffer von 134.
Hasenclever *193*.
Hassels, L. F. O. *18*.
Hatin, Eugène 144, 145, 150.
Hauer, Jakob 6.
Hauff, Gustav 79, 96, 99.
Hauptmann, Carl 27; *29*.
Hauptmann, Gerhart *71, 82, 150, 173*.
Hauser, Henry 69.
Haußer 123.
Häußner. J. *141*.
Hawthorne, N. *185*.
Haydinger, Franz 6.
Haydn *78*.
Hayn-Gotendorf *237*.
Hearn, Lafcadio *182*.
Hebbel *173*.
Hebel, Johann Peter *253*.
Hebert, Marcel *114*.
Hecker, Max 28, 80, 95—99.
Hedin, Sven 123.
Hegel *140, 214*.
Heilborn, Ernst *49*.
Heimann, Baurat *39, 254*.
Heimbucher 118.
Hein, Piet *229*.
Heine, Heinrich *24, 55, 56, 80, 90—92, 113, 173, 215, 293—299*.
Heinse, Wilhelm 102; *190*.
Heinsius, Nicolaus 135.
Heller, Hugo *73, 216, 217*.
Hellwig *191*.
Hellwig, Christoph *90*.
Helmholtz, Hermann von 63.
Hem, P. van der 39; *178*.
Heminerde, Carl Herm. *103*.
Henckel v. Donnersmarck, Fürst *96*.
Hengesbach, Joseph *253*.
Henkel, M. D. *18, 89, 130, 180, 235*.
Hennig, Paul *238*.
Henoul 151.
Henrici, Karl Ernst *19*.
Herbelot 135.
Herder *215*.
Herdersche Verlagshandl. *94, 235, 240*.
Hermanny, Max *288*.
Herodot 65
Herrmann, Max 78, 103, 104.
Herwegh 122.
Herzen, Alexander *68*.
Herzog, Rudolf 21; *254*.
Hesse, L. F. *64*.
Hesse, Otto Ernst 32.
Hesse & Becker *142*.
Hesychius von Jerusalem 112
Heubach, W. *236*.
Heubner, F. *33*.
Heufeld, Franz 30.
Heyck, Eduard *245*.
Heym, Georg 25; *192*.
Heymann 21.
Heymel, Alfred Walter 24.
Heyne 101.
Heyse, Paul 69; *190*.
Hieronymus Stridonensis 113.
Hille, Peter 130.
Hillmann, Otto *186*.
Hindenburg 20, 44; *39*.
Hinderbach, Bischof *221*.
Hinrichssche Buchhandl. *153, 289*.
Hinschius, Paul 103.
Hippel, H. von *25*.
Hirt 103.
Hirth, Friedrich *25, 55, 58, 90* bis *92*.
Hobbes *16, 86*.
Hodgson *70*.
Hodler 5, 87, 89.
Hoe, Robert *185*.
Hoepli *173*.
Hofer, Conrad *251*.
Hoffmann, E. Th. A. 63, 71, 141 bis 143; *10, 33*.
Hoffmann, Josef *218*.
Hoffmann, Julius *26, 38*.
Hoffmeister, Karl 78—80, 95—100, 103
Hofmann 87.
Hofmannswaldau *35*.
Hofstede de Groot *230*.
Hogenberg 123.
Högl *121*.
Holl *273*.
Hollar 118.
Hollmann, Q. *3*.
Holt, Henry *183*.
Holty 98, 102
Holzhey, H. 57, 58.
Homer *15, 201*.
Honorius III. *77*.
Hoppenstedt, J. *92*
Hopstock *273*.
Horaz 83, 122, 128, 133; *15*.
Hornius, Georg 66.
Hotman, François 131.
Hotz, Wilhelm 71.
Houdin 154.
Hove, Willem van den *14*.
Hoyer, Niels *245*.
Hrabanus Maurus 115.
Huart *211*.
Hübel, Felix 57.
Hübel & Denck 55, 56.
Hübl, A. 118.
Huch, Ricarda 22.
Huet *120*.
Hufeland, Christoph Wilhelm 70.
Hugo de Prato 119.
Hugo, Victor *115, 172*.
Hugonet, Pierre 147.
Hume *86*.
Humperdinck *226*
Humphreys, Sidney *182*.
Hund, Wiguleus 124.
Huntington, Graf von 67.
Hurgranje, C. S. *181*.
Hurst *51*.
Husner 119
Hutson, Charles Woodward *182*.
Hutten *35*.
Huygens *16*.
Huyghe 148.
Hyde, Thomas 135.

Digitized by Google

I

Ihels *211.*
Ibsen, Henrik 127; *172.*
Innocenz III. *77.*
Innozenz XII. 66.
Institoris, Heinrich 121.
Irving, Rea 45.
Isabey 18.
Ives, Brayton *135, 185.*

J

Jackh *38.*
Jacob, Paul Lacroix *199.*
Jacoby, Daniel 100
Jager, Erich *252.*
Jager, Joh. Wolfgang 70.
Jakob von Baden-Durlach, Markgraf 121.
Jakob I., König v. England 70.
Jakobsen, Jens Peter 128.
Jaminet *120.*
Janssen *291.*
Janssens, P. J. 146.
Janz *254.*
Jaques, Hermann *192.*
Jarchi, Salomon *2.*
Jatho, Carl *144.*
Jatho, Carl O. *144.*
Jensen, Johannes V. *247, 248.*
Jentsch, August *167.*
Jessen, Peter *237.*
Jöcher 66, 127—136.
Joel, Karl *253.*
Joffre 41.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg *253.*
Johann von Leyden 4—7.
Johann, König v. Sachsen 131.
Johann VIII., Papst *70.*
Johannes Diaconus 114.
Johnson, A. 45.
Johst, Hanns *29.*
Joline *19, 185.*
Jonas, Fritz 78, 80, 103.
Jordaan *177.*
Jordaens *130.*
Jordan, David Starr *181.*
Jordan, Harvey Ernest *181.*
Joseph II. 72, 123, 147, 151.
Jossot 35.
Jouas, Job *211*
Jullian, Camille *66.*
Juncker, Christian 66.
Junker, Karl *217.*
Juvenal 83.

K

Kahle, Dr. *237.*
Kahn, Fritz *145.*
Kainer, Ludwig *28.*
Kaiser, Koloman *6.*
Kant, Immanuel 30, 67, 127; 67, *71, 113, 114, 201, 202.*
Karl V. *80.*
Karl VI. 153.
Karl der Große *73,* 76.
Karl der Kühne 74.
Karl II. von England *13.*
Karl von Hessen, Landgraf 31.
Karl Eugen von Württemberg, Herzog *79, 84.*
Karpath, Ludwig *120.*
Karr, Alphonse 71.
Kastner, A. G. 106; *201, 202.*
Kaufmann, Reginald Wright *182.*
Kaunitz 123.
Kellen, Toni 144—156; *156.*
Keller, Albrecht *292.*
Keller, Gottfried 69.
Kepler 16, 286.
Keppler, P. W. von *240.*
Kerner, Justinus *140, 296.*
Kersten, Paul 53; *238.*
Khevenhüller, Fürst Johann Josef 123.
Kiepenheuer, Gustav *275.*
Kilian, Wolfgang 124.
King 118.
Kinschot 64.
Kipling R. *173, 184, 185.*
Kirby, Thomas E. *130.*
Kircher, Athanasius 135.
Kirsch 121.
Kitchener *71.*
Klaiber, Pauline *255.*
Klapheck, R. *26.*
Kleist *57, 215.*
Klemm, Walter 85—94; *24, 253, 300.*
Klemm, Wilhelm 24; *253.*
Klemm und Weiß *268.*
Klenz, Dr. Heinrich 61—71, 127 bis 136.
Kliefoth, Theodor 69.
Klimt 87.
Klinger 21.
Klopstock 64, 68, 98, 102; *35, 79, 201, 202.*
Klöse *220.*
Knauer, Dr. Mauritius *99.*
Knauth *30.*
Knebel, Major von 70.
Knipp *121.*
Knudsen, H. *40.*
Knuttel, W. P. C. *83.*
Kobbe, Theodor von *203.*
Kobell, Ferdinand *218.*
Koberger 123.
Koch, Ludwig *217.*
Koch, Rudolf *288.*
Koehler, K. F. *253.*
Koerbagh, Adr. *85.*
Kohl, Johann Georg *42.*
Kohler, Wilhelm *169.*
Kolb, Annette *145.*
Kolchhern, Wilhelm von *9.*
Kollwitz, Käthe 21.
Kolumbus, Christoph *80.*
Kolumbus, Diego *80.*
Kolumbus, Fernando *80.*
Kopp, Ulr. Fr. 120.
Körner *215.*
Körting, Gust. 101.
Koselsche Buchhandlung *241.*
Koster, Edward B. *16.*
Koster, Albert 78, 103, 104; *38.*
Kratinos 62.
Krauel, R. *96.*
Kraus, F. X. 121.
Krauß, R. *90.*
Kreisler, Fritz *182.*
Kretschmer, Paul 101, 103.
Kretzer, Max 70.
Kromer, Heinrich E. *31.*
Kronenberg, M. E. *234.*
Kroner, Alfred *37, 254.*
Krumbacher 122.
Krünitz *281.*
Kubin 21; *40.*
Kuhn, R. Th. *130.*
Kühnel, Paul *264,* 265.
Kuhnert, W. *236.*
Külbe, Karl *237.*
Külpe, Frances *192.*
Kunne, Albert *221, 223.*
Küpper-Fronza *224.*
Kürnberger *169.*
Kurpiun, Robert *255.*
Küster, Ludolf 135.
Küttner *201.*
Kutzner, H. G. *238.*

L

Laboulaye, Edouard *108.*
Lachmann, Hedwig *251.*
Lachner *73.*
Lackington *51.*
Lacroze, Mathurin Veyssières de 131.
Ladvocat *199.*
Lafitte, Jean-Paul *114.*
Lafontaine, Jean de 128.
Laforge *211.*
Lagerlöf, Selma *255.*
Lambert *199.*
Lambert, Adolphe *130.*
Lamenais *295.*
Lamprecht Karl *233.*
Lamy, Etienne *66.*
Landois, Hermann 69, 129.
Landsberge, van *16.*
Langa, Rata 40, 47.
Lange, Joachim 132.
Lange, Prof. Konrad *202.*
Lange, S. G. *103.*
Langen, Albert *24, 138, 146, 186, 188, 195, 245, 250, 253, 255.*
Langer *170*
Lanson, Gustave *118, 165.*
Lapi, S. *11.*
Laplace, Graf 128.
Larisch *218.*
Larsen, Prof. Carl *3.*
Las Casas 122.
Lasson *116.*
Latache, Jacques Rencaume de 152.
Laterza & Figli *173.*
Laturner, Simone *223.*
Latzarus, Louis *165.*
Laube, Heinrich 106; *293—296.*
Lauff, Joseph von 21.
Laur *91.*
Lavater 72—77.
Lavedan, Henri 40.
Lavisse, Ernest *165, 166.*
Leandre, Charles 38, 41, 44; *211.*
Lebeau 156.
Lebègue et Cie 114.
Lebschée 121, 126.
Leeuw, Aert van der *88.*
Le Galienne, Richard *183.*
Legband, Paul *35.*
Leibniz 63, 100; *285.*
Leitzmann, Albert 79, 80, 103 bis 105; *24, 293.*
Lejeune, L. F. 12.
Lenau 122.
Leo X *37.*
Leo der Große 116.
Leo, Leonardo de *78, 79.*
Leo Marsicanus Ostiensis 120.
Leonardo da Vinci *11, 100, 130, 273.*
Leonhard 21, 24.
Leopardi *10.*
Lepke, Rudolf *18.*
Leroy 43.
Lesbroussard, Th. 155.
Lessing 64, 68; *16, 17, 103, 144, 152, 215.*
Lessing, Theodor 127.
Leszczynski, Stanislaus, König v. Polen 67.
Letzner, Johann 135.
Leuthold, H. F. 22; *36.*
Levi, Dr. *71.*
Levin, Julius *257.*
Lhotzky, Heinrich *254.*
Libry-Bagnano 156.
Licetus, Fortunius 133.
Lichtenberg, Georg Christoph 61, 64, 65, 129.
Lichtenstein 21, 24.
Liebenwein, Maximilian *5.*
Liebermann, Max *57.*
Liebknecht *116, 176.*
Lienhard, Friedrich 23; *32.*
Lietzmann 28.
Liliencron *24.*
Liman, Paul *93.*
Lindau, Paul 69.
Lindauer, J. *260.*
Lindemann, Wilhelm *94.*
Lindenberg *38.*
Lindner 118.
Link, Georg 118.
Lipowski 124.
Lipsius, Justus 130, 131, 134; *85.*
Lissauer, Ernst 24; *1.*
Liszt, Franz 55—57, *205.*
Litzmann, Berthold *276.*
Livius 83.
Lobkowitz, Baron Georg Popelius von *84.*
Lodge, Henry Cabot *184.*
Loewenstein, Eugen *193.*
Lohmeyer *38.*
Lohée, Fred. 122.
Loman jr., J. C. *17.*
Lombardo-Radice *226.*
Longfellow *122.*
Longman *51.*
Longo, Leonardo *223.*
Loock, Van 154.
Looy, S. L. van *87.*
Lorenz, Felix *33*
Löschenkohl *121.*
Lote, René *114.*
Loti, Pierre 71.
Loubat, William *68.*
Lovinsohn, Emil *238.*
Lowy, J. *218.*
Lucke, Otto *201.*
Ludwig I. von Bayern 121.
Ludwig XV. *84.*
Ludwig XVIII. 15, 155.
Ludwig, Fürst v. Anhalt *7.*
Ludwig, Emil 22.
Ludwig, Otto 134.
Ludwig, V. O. *170, 258,*
Luksch 121.
Luther 63, 135; *35.*
Lutz, Jules *239.*
Lutzow *215.*
Lynch, Th. *185.*
Lyra, Nic. de 135

M

Mabillon, Jean 64, 117.
Machiavelli *16, 280.*
Machtilda, Abtissin 83.
Maclan 83
Madruzzo, Kardinal *221.*
Maeterlinck *172.*
Magerus *84.*
Magliabecchiano, Anonimo *76.*
Mahler *227.*
Maillard, F. *109.*
Maimonides *15.*
Maistre, Graf Josef de 123.
Makart *5.*
Malachias 83.
Malade, Theo *194.*
Mâle, Emile *165.*
Malebranche *129.*
Malherbe, François de 133.
Mallarmé *173.*
Malou, J. 144.
Maltzahn-Gultz, Freiherr von *96.*
Malvezzi *9.*
Mandolfo *226.*
Mangold *203.*
Mann, Daniel *13.*
Mann, Thomas 22; *253.*
Manutius, Paulus 132.
Manzoni *10, 13, 173.*
Marcaria, David *222.*
Marcaria, Giacomo *224.*
Marchesani, Francescantonio *222, 224.*
Marchesani, Luigi *224.*
Marchetto, Giovanni *224.*
Marcks, Erich *95.*
Maria Antoinette 123; *84.*
Maria Theresia 123, 153.
Marianus der Schotte 83
Marietti, Giuseppe *223.*
Marinelli, Angelo *11.*
Marlborough, Herzog von *53.*
Marot *73.*
Martens, Kurt *250.*
Marther, Prof. *183.*
Martial 83; *15.*
Martin *55.*
Martin V. *77.*
Martinazzoli, Antonietta *173.*
Martucci *226.*
Marx, Adolf Bernhard 107.
Marx, Karl *140.*
Masaoka, Naoichi *181.*
Mascagni *226.*
Mascha, Ottokar *5.*
Masoin, Fritz 144.
Masson, Fréderic *66, 113.*
Massys *176.*
Matthisson 98.
Mauclair, Camille 123.
Maupassant 134; *34.*
Mauprat *212.*
Mayer, Ludwig *6.*
Mayne, Harry 79, 103.
Mayr, Karl *141.*
Maxa 40, 44.
Mazzini *172.*
Megerle, Ulrich *235.*
Mehler, Dr. F. Z. *18.*
Meier-Michel, Johanna *167.*
Meijer, Jan Frans 149.
Meijer, Jan Thomas 149.
Meiori, Fr. *224.*
Meißner *298.*
Melanchthon 63, 128.
Mencke, Joh. Burckhard 66, 136.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix *55, 56.*
Meneval 122.
Mennbier, Erich 79, 103; *7, 76, 121, 170, 219.*
Mentzel, Elise *203.*
Menzel *215.*
Mercerau *216.*
Mercier, Cardinal *65.*
Merian 123, 124.
Merker, Paul 70, 103, 134.
Merryweather, F. Somner *200.*
Meryon 2.
Metastasio *173.*
Metius *16.*
Métivet, L. 35, 41, 43, 44.
Metternich 123; *13.*

Digitized by Google

Meulen, R. van der 144.
Meulenhoff, H. 179.
Meunier 45.
Mausebach 209.
Meyer, Alfred Richard 21.
Meyer, Conr. Ferd. 127; 252.
Meyer, F. 36.
Meyer, Hans 24.
Meyer, Joachim 78, 79, 80, 96, 103.
Meyer, Lod. 86.
Mézeray, Francois Eudes de 71.
Michael, F. 203, 202, 299.
Michaelis, Adolf 37.
Michahelles, G. 90.
Michalek, Ludwig 5.
Michel, André 213.
Michel, Robert 200.
Michelbeck, Karl 119.
Michelini, Emiliano 224.
Michels, Victor 80, 103, 104.
Michelstädter 173.
Mieli 226.
Mifflin Co., Houghton 182.
Mill, John Stuart 127, 135.
Millenkovich, Stefan von 75.
Miller, Joh. Martin 68, 99.
Millerand 43.
Millioud, Maurice 69, 117.
Milow, Stefan 75.
Minor, Jakob 90, 100.
Mirabeau 85.
Miraeus, Auberthus 145.
Mirandola, Pico Graf von 131.
Mischke, Karl 238.
Mistral, Frédéric 150, 173.
Modena, Gustavo 82.
Moeugal 83.
Moerkerken, van 227.
Mohr, Heinrich 235.
Mohr & Zimmer 205.
Molinari, Cristoforo 223.
Molmenti 123.
Moltke, v. 69; 162.
Mombert 102.
Mommaerts, Jan 146.
Mommsen 116.
Monauni, G. B. 222, 223.
Montaigne, Michel de 61.
Montfaucon 112, 135; 47.
Montijo, Eugénie de 122.
Montreuil, Paul de 153.
Moquet 200.
Morawe & Scheffelt 251, 253.
Morgan, Pierpont 185.
Morinet, G. 212.
Morland 121.
Morris, William 97, 98.
Mortimer, Richard 233.
Morus, Thomas 16.
Moryson 203.
Moscherosch 291, 298.
Moser, Friedr. Karl von 129.
Moser, Joh. Jakob 130.
Moser, Physiker 107.
Möser, Justus 128.
Mosher, Thomas 183.
Mothoemb 68.
Mozart 142; 78.
Müller, Adam 5.
Müller, C. (Saumüller) 125.
Müller, Ernst 80, 103, 104.
Müller, Friedrich von 260.
Müller, Georg 33, 36, 90, 189, 192, 265, 272.
Müller, Johannes 63.
Müller, K. A. v. 95, 96.
Müller-Mainz, L. 236.
Münchhausen, Börries Freiherr von 254.
Muncker 20, 80, 103.
Munster & Zoon, De Erven H. van 18.
Münster 135.
Murat, Joachim 122.
Muret, Maurice 166.
Muretus 133.
Murger, Henry 63.
Murner, Thomas 35.
Murray, James 63.
Musaus, Joh. Karl Aug. 63, 133.
Musculus, Wolfgang 131.
Musset, Alfred de 16, 63, 71.
Mützel, G. 236.

N

Nakayama, M. 122.
Nansen, Peter 60.
Nanteuil 102.
Napoleon I. 12—19, 67, 122.
Napoleon III. 38.
Nasica 42, 48.
Naudin 211.
Neander, August 128.
Necker, Dr. Moritz 6.
Neri, de 16.
Nessel, Daniel de 118.
Nestroy 6.
Netto, Coelho 261.
Neuburger, Paul 25.
Neumann, Balthasar 27.
Neumeister, Erdmann 61, 66.
Newton, Sir Isaac 64.
Nicolai, Friedrich 137.
Nieper 140.
Nietzsche, Friedrich 106; 71, 113, 114, 116, 192, 180, 183, 192.
Nikita von Montenegro 69.
Nirsoli 48.
Nitz, H. 50.
Noailles, Comtesse de 163.
Nodier, Charles 199.
Noel 211.
Norton 122.
Novalis 40, 50.
Nugele, Hugo 72.
Nyhoff, Martinus 83, 229.
Nylen, Jan van 88.

O

Obernberg, Josef von 109.
Oersted 106.
Ofele 124.
Oken 114.
Olearius, Adam 65.
Ollendorf 30; 210.
Oort, Adriaan van 227.
Opitius, Henr. 135.
Opitz 202.
Oppenheimer, Franz 251.
Oriani 174.
Orlik 87; 28.
Orme 51.
Orsini, Giulio 174.
Orsini, Pietro 66.
Orville, Cornill d' 3.
Ost, A. 177.
Ostendorffer, H. 125.
Ostoya, d' 44.
Ostwald, Wilhelm 130; 67, 116.
Ovid 83; 15, 297, 298.
Owen, John 65.

P

Pagi, Ant. 135.
Paller 168.
Paisiello 78, 79.
Palazzeschi 173.
Pallavicino 126.
Paolucci, G. M. 173.
Paquet, Alphons 25; 261.
Paracelsus, Theophrastus 62.
Paricius, Joh. 125.
Paris, Gaston 101.
Parker, William Belmont 182.
Parrone, Giovanni Battista 222, 223.
Parthey, Gustav 107.
Partridge, John 100.
Pascal, Blaise 129.
Pascoli 174.
Passaro, Bern 121.
Passerat, Jean 131.
Passerini, G. L. 174.
Pasquali 222.
Patricius 83.
Paukert Johann Ritter von 217.
Paul, Adolf 146.
Paul, Jean 62, 63, 70, 127, 129; 187.
Paul, Hermann 211.
Paumgartner, Balthasar 203.
Pauwels, François 88.
Payer von Thurn, Rudolf 119.
Payne, James 52.
Payot & Cie. 213.
Pechmann, Joh. 127.
Peladon, Josephin 115.
Pellico, Silvio 13.
Pennel, Elizabeth Robins 182.
Pennel, Joseph 183.
Pergolesi 78, 79.
Perini, Agostino und Carlo 223.
Perles, Moritz 5, 217.
Pernerstorfer, E. 6.
Perosi 226.
Perrier, Edmond 114.
Perrin, Cécile 216.
Perrin & Cie. 214.
Persius 128.
Petersen, Julius 80, 81, 103, 104.
Petrarca, Francesco 99, 129; 10, 15.
Petrus de Dacia 12.
Petrus Diaconus 121.
Petrus Lombardus 115, 116.
Pettinato, Concetto 173.
Petzold, Alfons 217, 251, 253.
Peucer, Caspar 130.
Pfeiffer 121.
Pfitzer, Gustav 91.
Philipp der Gute 74.
Phillipps, J. Orchard Halliwell 49.
Phillipps, Sir Thomas 41—49.
Picard 151.
Piccini, Nicola 78, 79.
Pichler, A. 201.
Pictorius, Gottfried Laurenz 27.
Pietersz, Doeu 235.
Pignatelli, Antonio 66.
Pilant, Paul 215.
Pinthus, Kurt 31, 196, 249.
Piper & Co., R. 23.
Pippich, Karl 217.
Piranesi 123.
Pisana, Camilla 37.
Pisano, Pandolfo 76.
Pissin, Raimund 200.
Pistorius, Johann 121.
Pitiscus 135.
Pitt, der Ältere 72—77.
Pitteri 223.
Pizzetti, Ildebrando 226.
Plato 135.
Plautus 15.
Pleydenwurff 123.
Pleyte Cz., F. 18.
Plinius 65.
Plon 215.
Poe, Edgar Allan 63; 33, 141, 173.
Poederle, Baron van 148.
Poeschel & Trepte 5.
Poetzsch, Albert 5.
Poggio 83.
Poincaré 44.
Pommer, Hans 215.
Pons de Verdun 199.
Pope, Alexander 71, 132.
Poritzky 34.
Porpora, Nicola 78, 79.
Portelli, Luigi 222, 223.
Porter, Maud Thornhill 183.
Posch, Leonhard 19.
Poschinger, H. v. 65.
Possevinus, Ant. 135.
Powell, E. A. C. 182.
Powolny 218.
Pradel 155.
Prato, Hugo de 119.
Prellwitz, Gertrud 253.
Prentice-Mulford, Giovanni 172.
Preysing, Graf Max von 121.
Preysing, Johann Max II. von 110.
Primbs, Karl 109.
Prins, Ary 227.
Prinsen 17.
Prout, Sam 123.
Prouvé 211.
Provenzale, Francesco 79.
Ptolemaeus 122.
Puccini 226.
Pückler-Muskau, Fürst Hermann zu 282.
Puttick & Simpson 70.

Q

Quaerengus, Antonius 128.
Quanter, R. 103.
Quelle & Meyer 254.
Querard 150.
Quetelet 155.

R

Raabe, W. 187.
Rabelais 148.
Rabou, Charles 54.
Rachel, Joachim 128, 136.
Racine 50.
Radiguet, M. 44; 211.
Raemaekers, Louis 175, 176.
Raffael 123, 130.
Raffet, Denis Auguste Marie 12 bis 19.
Rahl 121.
Raleigh, Sir Walter 65.
Rampelbergh 148.
Ramus, Petrus 134.
Ranke 123.
Rappaport, Ewald 14, 83, 126, 175, 227.
Raschdau, L. 06.
Raulino, Tob. D. 75.
Rava & Co. 124.
Reau, Louis 212.
Recla, Giuseppe 224.
Rees 51.
Regelsberger, Gustave 69.
Reger, Max 187, 226.
Regnier, Henri de 166.
Rehlen, Robert 262.
Reiffenberg, F. de 144, 155.
Reick, Th. 134.
Reimmann, Jak. Fr. 131, 135.
Reinerius de Pisis 120.
Reinhold, Karl Leonhard 31.
Reinwald 138.
Reiset, Vicomte de 122.
Reiß, Erich 190.
Reiz, Friedrich Wolfgang 134.
Rembrandt 1—3; 73, 129—131, 158, 230—232.
Remde 19.
Rémond, A. 61.
Rémusat, Grafin 122.
Renard 39.
Renaudel, Pierre 115.
Renk, Anton 23.
Renner, Paul 54.
Renouard, Antoine Auguste 50, 155.
Requadt, Rudolf 251.
Rethmeier, Ph. J. 135.
Reuchlin, Johann 131.
Reuter, Fritz 69, 108.
Reznizek 186.
Ricchieri 220.
Richepin, Jean 61.
Richet, Charles 164.
Richter, Emil 264.
Richter, Ludwig 73.
Riedel, Friedr. Justus 68.
Rilke, Rainer Maria 22; 192.
Rimmele, Frid. 203.
Ringelberg, Joachim Fortius 61, 129.
Rimbaud 173.
Rinieri, Ilario 13.
Ripke, Axel 253.
Ristori, Adelaide 82.
Ritter, Christoph 202.
Roberts, Lord 71.
Robortello 132.
Roccadoro 224.
Roche, de la 199.
Rochefort, Henri 199.
Rocher, G. 71.
Rodenberg, J. 58.
Rodin, Auguste 4, 5, 10, 90; 117 212.
Rogier 156.
Rohde, Erwin 106.
Rohrbach, Paul 38, 215, 254.
Roland 122.
Roland, Minister 79.
Rolfincius, Guernerus 131.
Rolland, Romain 2, 69, 117.
Roller 87.
Romagnosi 10.
Romains 216.
Romney 121.
Rondeau 199.
Rondelet, Guillaume 131, 132.
Rönnebeck, Paul 238.
Ronsard, Pierre de 133.
Roos, S. H. de 87.
Roosevelt 180, 183.
Rooyen, A. J. Serraas van 14.
Rosegger, Peter 134.
Rosenthal, Baron 14.
Rosenthal, Jaques 102.
Rossetti 97.
Rostand 117, 163, 216.
Rößler, Erich 142.
Rößner, Georg Walter 264.
Röttinger, Dr. H. 109.
Roubile 45.
Roubille-Steinlein 211.
Rousseau, Jean Jacques 63; 86, 115, 215.

Digitized by Google

Rousseau, Pierre 150, 151.
Rouveyre *199*.
Roux, Sebastianus le 135.
Rovslaques, Emile *118*.
Roxburgh, Herzog von *53*.
Rózycki, K. v. 109—126.
Rubens *170*.
Rückert *215*.
Rudelsberger, H. *264*.
Rudnyckyi, Stefan *253*.
Rümpler, Carl *42*.
Rupert, Gertrud 142.
Ruskin, John *172*, *270*.
Rutten, Felix *158*.
Rutten & Loening *31*.
Ruyter, de *229*.

S

Sabin *70*.
Sacchini, Antonio *78*.
Sacchini, Francesco 130.
Sachs, Hans *35*
Sackur, Ernst 118.
Saenger, Samuel *250*.
Sahr, Julius *35*.
Sailer, Bischof 121
Saint-Non. Rich. de 123.
Saint-Pierre, B. de 65.
Saint-Simon, Herzog Louis von 122.
Saldini *225*.
Sallust *16*.
Salm-Reifferscheidt *217*.
Salmasius, Claudius 132.
Salomon, Dr. Ludwig 146.
Salten, Felix *253*, *266*.
Salzer, Anselm *94*.
Sand, George *293—296*.
Sanden, van den 146.
Sanders 101.
Sanutus, Marinus 135.
Sanzoni *174*.
Sardou, Victorien *71*.
Sargent *184*.
Sarti, C. G. 37.
Sauer, August *110*, *219*.
Sauerländer, Heinrich Remigius 50.
Saunders, George *181*.
Scaliger, Josephus 132.
Scaliger, Julius Cäsar 131, 132.
Scarfoglio, Edoardo *81*.
Scarlatti, Alessandro *78*, *79*.
Scarlatti, Domenico *78*, *79*.
Scarpelli 47. 48.
Schaaf, Nine van der *88*.
Schacht, Dr. R. *142*.
Schade, Oskar 69.
Schaeffer *251*.
Schäfer, Dietrich *141*.
Schaffner, Katharina *180*.
Schaller, Charlotte 211.
Schapire 123; *243*.
Scharff *41*.
Scharnhorst *215*.
Schäuffelein, Hans 120.
Schaukal *5*.
Schebest, Agnese *296*.
Schedel, Hartman 123.
Scheerbart *34*.
Scheffel 102.
Schelling, Friedrich von 131; *79*, *140*.
Schendel, Arthur van *227*, *228*.
Scheurleer, D. F. *220*.
Schickele, René 24; *266*.
Schidlof, B. *103*.
Schiffmann, K. *170*.
Schiller 28—20, 62, 63, 68, 78—81, 95—105, 127—129, 137—139; *18*, *113*, *292*, *207*, *208*.
Schiller, Christophine 138.
Schilling *226*.
Schilter 137, 138.
Schimz, Adelheid 141—143.
Schink, J. Fr. *40*.
Schirmer, David 66.
Schlager *169*.
Schlaun *27*.
Schlegel, Aug. Wilh. von 106, 122; *97*.
Schlichtegroll, C. F. v. *104*.
Schliemann 122.
Schlossar *168*.
Schlösser, Rudolf 28—29, 78—81, 95—99.
Schlözer, Aug. Ludwig von 68.
Schmeller, Joseph Andreas 107.
Schmeltzl, Wolfgang *108*.
Schmettau, Graf Friedrich *272*.
Schmid, Johann Christoph 137.
Schmid, Sebast. 135.
Schmidt, Erich *6*.
Schmidt, Klamer 102.
Schmidt, Otto Erich *39*.
Schmidt, Dr. Paul F. *289*.
Schmidt, R. R. *192*.
Schmidt, Werner *40*.
Schmidt-Degener, F. *231*.
Schneider, O. *102*.
Schnorr v. Carolsfeld *121*.
Schoevaerts, Godefroid 146.
Schongauer *138*.
Schönherr, Karl 70.
Schooten, van *10*.
Schopenhauer, Adele *293*.
Schopenhauer, Arthur 69; *71*, 97
Schorn, Karl 118.
Schreibels, Guillaume 146.
Schreibershofen, von *240*.
Schreyvogel *168*.
Schröder, Fr. L. *39*.
Schroeder, L. *120*.
Schröder, Rudolf Alexander 23; *252*.
Schroll & Co., Anton *217*, *218*.
Schubert-Soldern, F. v. *218*.
Schuchhardt, Carl *37*.
Schüddekopf, Carl *191*, *276*.
Schuler, August *264*.
Schultz-Wettel, F. *104*.
Schultze, Dr. Ernst 82—84.
Schulz, Dr. Hans 30—32.
Schulz, Wilhelm *253*.
Schulz-Besser, Ernst 33—48.
Schumacher, Andreas *109*
Schuster, Georg 31.
Schütz *121*.
Schwager *121*.
Schwann, L. *254*.
Schweninger *06*.
Schwenke, Paul *202*.
Schwerin, Günther *34*.
Schwind, M. von *73*.
Scioppius 132.
Scotoni e Viti *224*.
Scott, Walter 18.
Scottochiesa, Vigilio *224*.
Scriver, Christian 70.
Sécretant, Gilberto *13*.
Seeliger, E. G. *33*.
Seemann, E. A. *202*.
Seewald *41*.
Ségur 62.
Seidel & Sohn, L. W. *217*
Seiser, Giovanni *223*.
Seitz *74*.
Seliger, Max 140—143.
Semerau, Alfred *30*.
Seneca *15*.
Senefelder 12, 13.
Serao, Matilda *81*.
Sérionne, de 138.
Seris, Raymond *216*.
Severin, Erik *170*.
Shakespeare 62; *152*, *287*.
Shaw, Bernhard *71*, *173*.
Shaw, J. *51*.
Shelley 127, 129; *172*.
Sicke, Heinrich 66.
Siebs, Theodor 137—139.
Siegris, E. *218*.
Sigonius, Carolus 132.
Sijthoff, A. W. 144.
Silberstein *160*.
Sill, Edward Rowland *183*.
Silvagni, David 123.
Silvestrelli, Giulio *76*.
Simmel *41*.
Simtram 83.
Sismondi *13*.
Sivers, Henrich Jacob 61, 63.
Six, Bürgermeister *233*.
Skovgaard, Joakim *207*.
Smalian, Hermann *238*.
Smekal, Richard *6*, *119*, *120*, *218*.
Snellius *10*.
Soest, Jan Frans van 145.
Solis, Nikolaus 126.
Somer *121*.
Sommerfeld *215*.
Sonnleithner, Josef *143*.
Sonntag jun., Karl 52.
Sophokles 50.
Sotheby *70*.
Sotheran *71*.
Spanheim, Friedrich 131.
Spanoghe, N. 140.
Spaun *13*.
Spengler *169*.
Spierinck, Anton 144.
Spinoza *14*—*16*, *85*.
Spitteler, Carl 65.
Sprenger, Jakob 121.
Springer, Anton *37*.
Stach, Ilse von *26*, *249*.
Stacke 123.
Stadler, Ernst 25.
Stael, Madame de 122, 128.
Stammler, Wolfgang 28—30, 95, 97, 99; *142*.
Stangeland, Karin Michaelis *195*.
Stanger, Hermann 71.
Staudlin 98.
Steche, Otto *236*.
Steele *160*.
Steffen, Gustaf F *253*.
Steig, Reinhold *201*.
Stein, Anton Josef 70.
Stein, von *215*.
Steiner-Prag, Hugo 141—143; *279*.
Steinert, Dr. Rammund *191*.
Steinhausen *204*.
Steinlen 41; *211*.
Stengel, Carol. 118.
Stenger, Gilbert 122.
Stephan *238*
Stephanus, Robert 122, 135.
Stephen, James *126*, *127*.
Stern, Ernst *28*.
Stern, Norbert *268*.
Sternberg, A. von *54*.
Sternheim, Carl *27*.
Steuben, Baron von *185*.
Stevenson, Robert Louis *20*, *184*, *185*.
Stieber, Thomas *73*.
Stieler *19*.
Stifter 122; 5.
Stillmann, W. J. *183*.
Stolberg *201*.
Storm, Theodor 102; *208*.
Stowell, Ellery G. *181*.
Strabo 65.
Strada, Famianus 135.
Strang *72*.
Strantz, Kurt von *215*.
Straparola, Giov. Franc. *104*.
Strauß, David *140*, *290*.
Strauß, Richard *220*.
Strecker & Schröder *93*, *263*.
Strehlke *218*.
Strindberg *146*.
Strnad *218*.
Strobl von Ravelsberg 123.
Strodtmann *24*, *91*.
Strzygowski, Josef *120*.
Stumm, Ferd. Freiherr v. *90*.
Suares, André *117*, *200*.
Suchtelen, Nico van *87*.
Sudhoff *261*, *273*.
Suter, Paul *32*.
Sutter, Otto Ernst *253*.
Sutterlin, Ludwig 58.
Swarth, Hélène *159*.
Swift, Jonathan *100*.
Swinburne, Algernon 129; *183*, *185*.
Sybel 123.

T

Tabernaemontanus, Jac. Theod. 135.
Tacitus *16*, *66*.
Taine, Hippolyte 63.
Talleyrand 122.
Tap *211*.
Tassin 120.
Taubmann, F. 61, 131.
Taurellus 135.
Tausig, Paul *100*.
Teissier 132
Tennyson, Alfred 60.
Terentius Afer 134.
Tessenow *218*.
Tetoldini, Stefano *224*.
Teubner, B. G. *139*.
Teuerdank *185*.
Thackeray *20*, *21*, *185*.
Thadden-Trieglaffs, Reinhold von *06*.
Thalberg *56*.
Thiebault *283*.
Thieme *130*.
Thiersch, Friedrich von 141.
Thimig, Hugo *75*.
Thoma, Ludwig 70; *250*, *251*.
Thomas, J. *75*.
Thomson, J. Jac. *89*.
Thony *186*.
Thorius, Raphael 64.
Thummel 101, 102.
Thylmann, Karl *275*.
Tieck, Ludwig 50.
Tiefenbach, E. W. *191*.
Tiraquellus, Andreas 63.
Tizian *130*.
Tolmer, A. *211*.
Tolstoi, Leo *157*, *173*.
Tommaso, Lauretti *129*.
Torcau-Bayle *114*.
Torrefranco, Fausto *171*.
Trakl, Georg *196*.
Traube, Ludwig 112.
Trauttmansdorf, Minister 139.
Treitschke 143; *71*, *82*, *110*, *180*.
Treves *172*, *173*.
Triebnigg, Ella *196*.
Triller, Daniel Wilhelm 63, 66, 67
Trine. R. W. *172*.
Trithemius, Johann 124
Tromp *229*.
Trozendorf, Valentin 130.
Tscherning, Andreas 128.
T'Serstevens, Frans 147.
Tulp *16*, *233*.
Tuotilo 83.
Turot 154
Turrecremata, Kardinal Johannes *74*.
Twain, Mark 69, 71; *33*.
Tyrrell, G. *172*.

U

Ueda, B. *122*.
Uffenbach, Z. C. v. *281*, *285*.
Uhland, Joseph Ludwig 131; *140*.
Ular, Alexander *204*.
Ulefeld, Comte d' *85*.
Ulitz, Arnold *250*.
Ullmann, Michael *298*.
Ulloa, Alfonso *81*.
Ullstein & Co. *197*, *236*, *240*, *206*.
Unold *41*.
Unruh, Fritz von 21, 27.
Unruh, Rudolf *238*.
Ursinus, Caesar 62.
Usher, Roland G. *181*.
Utitz, Emil *271*.
Uyldert, Maurits *128*.
Uzanne, Octave *199*.

V

Vachon, Marius *213*.
Valentin, Mich. Bernh. 135.
Vallet *45*.
Valloton *211*.
Valvasar 123.
Vanderhaeghen 149.
Vangensten *273*.
Vanini, Bice *172*.
Varillas, Antoine 131.
Varnhagen v. Ense 107.
Vasquez *121*.
Vaugeris, Henry *113*.
Veen, L. J. *130*.
Vehse 63; *272*.
Veldheer, J. G. *180*.
Ven, D. J. van der *130*.
Verbeke, P. 144.
Verdi *226*.
Verdussen, Willem 145.
Verga *174*.
Verhaeren *117*, *183*, *216*.
Verhoeven, Abraham 144, 145.
Verlaine, Paul 63.
Vernet, Carle 10.
Vernet, Jean Emile Horace 14, 18, 10.
Verschueren 149.
Versluys, W. *227*.
Vervier, Paul *101*, *102*.
Verwey *127*, *128*.
Vesper, Will. 23; *35*, *252*.
Vestenhof, A. von *253*.
Veth, Jan *129*, *130*, *231*.
Vibert *211*.
Vida, Eredi *223*.
Vida, Francesco Nicolò *223*.
Vida, Giacomo Antonio *223*.
Viehoff 96—100.

Digitized by Google

Vierholz 118.
Vildrac *216*.
Villani, Filippo *12*.
Villanova, De *172*.
Villard, Oswald G. *181*.
Villebon, J. B. de 147, 148.
Villiers de l'Isle Adam *34*.
Virgil 83, 132, 136; *15*, *50*.
Vischer, Friedr. Theod. 124, 127.
Vitry, Paul *212*.
Vitzthum, Prof. Dr. Georg Graf *239*.
Vleuten, Dr. C. F. van 63.
Voetius *85*.
Vogelius 135.
Voghera *171*.
Voivenel, Paul 61.
Volckamer, J. C. 125.
Volpa *226*.
Voltaire 71, 154; *86*, *115*.
Voß, Johann Heinrich 30, 62, 68, 102.

W

Wagner, Carl 12—19.
Wagner, Bartholomaeus 120.
Wagner, Hanns 126.
Wagner, Hermann 273.
Wagner, Richard 71, 127; *173*, *226*.
Wagram, H. *212*.
Wahl, Dr. Gustav *22*.
Waitz 113.
Walcher, Alfred R. von *217*.
Waldberg, Max Freiherr von 81, 103.
Waldheim, Dr. von 71.
Waldmann, Dr. Emil 1—11.
Walser, Karl *28*.
Walser, Robert *196*
Walter, Ewald *238*.
Walton *185*.
Walzel, Oskar 21, 81, 100, 103; *24*.
Ward, Mrs. H. *236*.
Warzée, A. 144.
Wassermann, Jakob *273*
Wawra, C. J. *167*.
Weber, Carl Julius 64, 65, 68.
Weber, Hans von 53.
Ween, van der 148.
Weidig, Pfarrer *140*.
Weiditz 3.
Weigand 103.
Weigel, Erhard 135.
Weil, Gust. *104*.
Weilen, Alexander von *39*, *40*.
Weilen, Josef *55*.
Weinhold *168*.
Weiß, E. R. 54; *36*, *266*.
Weißenbruch, M. 148.
Weißenfels, Richard 81, 103, 104.
Weitbrecht, C. 63.
Wellesz, Egon 120.
Wells *34*, *173*.
Welte 121.
Weltrich 79, 80, 96—100; 104.
Wening, Michael 110, *124*.
Wentzel, Joh. Christoph 66.
Werfel, Franz 21; *41*, *192*, *274*.
Werner, Anton von 19.
Werner, Franz *230*.
Werra, Richard *238*.
Wesselski, Alb. *104*.
Wessely, Karl *120*.
Westermann, George *268*.
Wette, Hermann *251*.
Wetterlé, Abbé *116*.
Wetzer 121.
Weyden, Rogier van der *179*.
Wezel, Joh. Carl 68.
Whistler 9.
Whitby 135.
Whitridge, F. W. *181*.
Wiedemann, Leonhard 119.
Wieland 127; *39*, *275*.
Wigand, Curt *215*.
Wilberforce *127*.
Wildenbruch, Ernst von 23; *276* bis *279*.
Wildgans *216*.
Wilhelm I, *162*.
Wilhelm II. 41; 69, *162*, *173*, *184*.
Wilhelm, Henry 120.
Wilhelm-Tsingtau *264*.
Willette 35, 41, 45.
Williamson, G. M. *184*.
Winham *127*.
Wit, Jan de *86*.
Witkowski, Georg 28—29, 78—81, 97—99, 103, 104; *33*, *92*.
Wittels, Fritz *270*.
Wöhler, Friedrich 106.
Wohlgemut 123.
Wohlgemuth, Michael *74*.
Wolbe, Eugen *254*.
Wolf, Friedr. Aug. *201*.
Wolfe How, M. A. De *182*.
Wolff, Kurt *29*, *30*, *193*, *196*, *253*, *274*.
Wolffenstein *41*.
Wölfflin, Heinrich *23*.
Wolfsgruber, C. 118.
Wollermann, Otto *238*.
Wolters, Paul *37*.
Wood 135.
Worp *18*.
Wundt, Wilhelm *254*.
Wurzbach, Alfred von *143*, *170*.
Wyzewa, Teodor de *214*.

Y

Yamakawa, Heizaburo *121*, *122*.
Young, Edward 71.

Z

Zanetti, Carlo *223*.
Zanetti, Santo *223*, *224*.
Zappata, Giuseppe *223*.
Zasche, Theo *75*.
Zaysinger, M. 125.
Zech, Paul 21; *192*.
Zehnpfundt, Hermann *238*.
Zeiller 123.
Zeitler, Dr. Julius 20—27, 140 bis 143.
Zelezny *167*.
Zelter, K. F. *218*.
Zerzer, Julius *251*.
Zetkin, Clara *116*.
Ziegelbauer 120.
Ziegler *121*.
Zippel *224*.
Zobeltitz, Fedor von *197*.
Zola, Emile 69, 134; 3.
Zorn, Anders *73*.
Zschokke, Heinrich *50*.
Zweig, Stefan *183*.

Digitized by Google

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1914/1915.

Band I.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

„Abschied" *30*
Accademia della Crusca *7*.
Affare Bickerstaff *100*.
„Allemagne, La nouvelle" *214*.
„Allemagne, L', et la guerre" *105*.
„Allemands, Les, destructeurs de Cathédrales et de Trésors de Passé" *212*.
Alt-Westfalen *26*.
„Amadis", Der verbotene, und die Schulgrammatik *298*.
„L'Ame francaise et l'âme allemande" *215*.
„America and the World War" *180*.
Amerikanische Kriegsschriften *180*.
„Amsterdamer, De" *177*, *178*.
„Amsterdamer, De Nieuwe" *178*.
Analphabetismus in Italien *122*, *123*.
„An die Freunde" 101.
„An Lauren im Kloster" 99.
Anmaßend Britenvolk *220*.
„Annuario Italiano delle Arte Grafiche" *11*.
Annuario Statistico Italiano pel 1913 *122*.
Antiphonale Benedictinum 119.
Archiv für Buchbinderei 52.
Archiv für Buchgewerbe 53.
Ardinghello und die glückseligen Inseln *190*.
Arkadia Jahrbuch 21.
„Art, L', et les Artists" *167*.
„Arte della stampa nel Trentino" *221*.
„Asino, L'" 47.
„Assiette au Beurre" 35.
Athenaion, Akademische Verlagsgesellschaft *239*.
Augsburger Allgemeine Zeitung *55*, *203*, *296*.
Augsburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt *237*
Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914 12, 49 bis 60.
Ausstellung von Kriegsliteratur von 1870/71 37.
Ausstellung des österreichischen Kunstlerbundes *197*.
Autographen-Versteigerung *20*.
„Autori Celebri Stranieri" *171*.

B

Balladen, Alte und neue *254*.
„Bavarica" 124.
Bayrisch-österreichisches Wörterbuch *7*.
Beethoven-Forschung *74*.
Bekenntnisse *273*.
Belgischen Zeitungen, Die ersten 141.
„Berichte eines Sanitätssoldaten" *250*.
Berliner Graphik, Noch einige Merksteine am Wege der *238*.
Berliner typographische Fachschulwesen, Das *237*.
Berliner Zeitungsmarkt, Der *238*.
„Beschaving, Het Toppunt der" *175*.
„Beweging" *87*, *127*, *128*.
Bibel, Bugenhagensche 7.
Bibliographisches Institut *237*, *254*, *293*.
„Bibliomane, Le" *109*.
Bibliomanie *198—201*.
Bibliophile, Ein belgischer *156*.
Bibliophile, Ein englischer *42*.
Bibliophiliana XXX, XXXI, XXXII, XXXIII, XXXIV *41*, *147*, *198*, *279*, *285*.
Bibliophiliana, Alte *50*.
Bibliophiliana, Quelle der alten *155*.
Bibliophiles Kabinettstück, Ein 140—143.
Bibliosophia *198*.
„Biblioteche Popolari, Manuale delle" *225*.
„Biblioteche Scolastiche, Guida per le" *225*.
Biblioteche di Scuole, Prontuario par le" *225*.
Bibliotheca Angelica *174*.
Bibliotheca Philippica *49*.
Bibliotheca Nazionale Centrale Vittorio Emanuele *174*, *225*.
Bibliothek Bloch, Versteigerung der *129—138*.
Bibliothek Brunk *50*.
Bibliothek, Freiherr von Cramer-Klettsche 109—126.
Bibliothek Karl Frenzel *18*.
Bibliothek, Gorliers *30*.
Bibliothek des General Braytone Ives *185*.
Bibliothek Joline *19*, *185*.
Bibliothek des Berliner Königl. Kunstgewerbemuseums *237*.
Bibliothek, Langersche *75*.
Bibliothek von Löwen *170*.
Bibliothek New Yorks *180*.
Bibliothek des Herzog von Roxburgh *53*.
Bibliothek La Serna *52*.
Bibliothek Spinozas *14*.
Bibliothek von Bobbio 83.
Bibliothek von St. Gallen 82.
Bibliotheksbeamter *233*.
Bibliotheksmöbel *279—285*.
Bileder i Viborg Domkirke *267*.
Bismarck, Erinnerungen an *95*.
Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote *93*.
Bismarck, Johanna von. Ein Lebensbild in Briefen *244*.
Blüchers Ansprache *290*.
„Blue-books" *53*.
„Boches" 30.
„Boek" *233*.
Boghaandvaerk, Forening for *267*.
Bombardement von Kopenhagen *127*.
Bouquiniste *200*.
„Branch Library News" *185*.
„Braunen Märchen" *54*.
Brautgame der Babette Bomberling, Die *235*.
Brehms Tierleben *236*.
Briefe Carl Jathos *144*.
Briefwechsel Heinrich Heines 90.
Brücken, Die letzten *248*.
„Bruxelles, Petites Affiches de" 148.
„Buch, Das alte, und seine Ausstattung vom XV. bis XIX. Jahrhundert" *119*.
Buch der Grotesken *33*.
Buchbindereigewerbe, Vom *238*.
Buchdruck in Berlin *237*.
Buchdruckerkunst in Italien *221*.
Bucher mit Farbennamen *53*.
Büchersäcke 84.
„Bücherwurm" *300*.
Buchgewerbe in der Reichshauptstadt, Das *237*.
Buchhandel Frankreichs 65.
Buchjubiläen *285—287*.
Buchkünstler, Deutsche, der Gegenwart. VIII. Walter Klemm als Graphiker 85—94.
Buch- und Kunsthandel, englischer *70*.
Bugra 12, 40—60.
„Burg Kreuzenstein an der Donau" *217*.
Burg Tresa *242*.
„Business as usual" *70*.
„Buße des heiligen Chrysostomus, Die" 6.

C

„Cahiers vaudois" *215*.
Calandria, Die *103*.
Calendarium Oeconomicum Practicum Perpetuum *99*.
„Campes Briefe an Dingelstedt", Zu dem Aufsatze *58*.
Catologo dei Manoscritti e Libri rari Ebraici della Biblioteca del Talmud Tora in Livorno *227*.
„Cathédrale de Reims, La" *212*.
„Chants et chansons de tranches" *139*.
„Chiffons de papier" *103*.
Chinesische Erzählungen, 105 interessante *230*.
Chinesische Novellen *264*.
Chronik des Wiener Goethe-Vereins *218*.
„Citta, Castelli e Terre della Regione Romana" *70*.
Cliché verre 11.
„Collana di Volgarizzazione scientifica" *226*.
„Colossale Collektion" *210*.
„Commonsense about the war" *72*.
„Contes bleu" *54*.
„Contes bruns" *54*.
„Corriere del Mattino" *81*.
Corriere della Sera *173*.
„Costumes suisses en mignature" *30*.
„Courrier de Belgique" 153.
„Crimes allemands d'apres des témoignages allemands" *3*.
„Cronache Teatrali" *82*.
Cumdach 84.
„Curiosités de la Litterature" *190*.

D

Dantegesellschaft *171*.
Dantes Werke, Ausgabe *171*.
Deutsche Bücherei des Börsenvereins *22*.
Deutsche Charaktere und Begebenheiten *273*.
„Deutsche Krieg, Der, im Deutschen Gedicht" *251*.
Deutsche Kriegsliteratur *153*, *280*.
Deutsche Literaturdenkmaler *35*.
Deutsche Normalschriftsystem, Das *238*.
Deutsche Privatbibliotheken III. Die Freiherrlich von Cramer-Klettsche Schloßbibliothek in Hohenaschau 100—126.
Deutscher Bibliophilenkalender *5*.
„Deutscher Getichte Früling" 133.
Deutsche Verlagsanstalt *65*, *235*.
Deutschlands Eiserner Kanzler, Bismarck *141*.
Deutschlands europäische Sendung *32*.
Docti male pingunt 130.

Digitized by Google

Dokumente der Menschenliebe *155.*
„Dokumente zur Geschichte des Europäischen Krieges" *217.*
Don Juan 142, 143.
Don Quixote *287.*
Dorotheum-Versteigerung 120.
Drama, Das *139.*
Droomen, De Berg van *227.*
„Dunkelmänner" *54.*
Dürer, Handzeichnungen *23.*

E

Ehe, Vor der *236.*
Einander, Oden, Lieder, Gestalten *274.*
Einbandkunst, Deutsche, auf der Leipziger Buch-Weltausstelluug 1914 49—60.
„Einst Geschiehts!" 22.
„Eisernen Sonette" 25.
„England and Germany" *71.*
Englischen Komödianten, Zum Auftreten der, in Frankfurt 1592 *203.*
Ensor, James, Maler, Radierer, Komponist *141.*
Ergötzliche Nächte *104.*
„Erwartung, Die" *297.*
„Etwas, das Goethe gesagt hat" *5.*
Expedition der Europäischen Modenzeitung *268.*

F

Fabel, Eine 30.
Falschungen aus dem Gebiete der Graphik 1.
„Fatherland, The" *182.*
Faustbücher C und D, Zur bildlichen Ausstattung der *300.*
Faustplan Dingelstedts *58.*
„Feldzeitung, Die" *72.*
„Femmes, Les, et la Guerre de 1914" *66.*
„Flambeau, Le" *216.*
Flugschrift, englische *126, 127.*
„Fly-Fishing" 105.
Frankfurter Theatergeschichte *203.*
Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter *197.*
„Frauen der Renaissance, Die" *36.*
Fruchtbringende Gesellschaft *8.*

G

„Gazetin" 147.
Gazette du bon ton *28.*
„Gazette. Extraordinarine Post-Tijdinghen" 145.
„Gazette van Antwerpen" 145.
„Gazette van Brussel" 146
„Gazette van Gent" 148, 149.
„Gazette de Liège" 151.
„Gazette van de provincie West-Vlaandern en de stad Brugge" 146.
Gedicht Theodor von Kobbes an Goethe *203.*
Gedichtsammlungen, französische *162.*
Geibels Werke 142.
„Geisterseher" 102.
Gelbe Verlag *92.*
Gelehrten-Kuriositäten IV. Idiergasten 61—71, 127—136.
„Gentsche Mercurius" 155.
Georgarchontomachia *52.*
Geschichte der deutschen Literatur, Wilhelm Lindemanns *94.*
Geschiche des Prinzen Biribinker *275.*
Geschichte des Zeitungswesens in Belgien, 144—156.
Geschichte vom lütten Schnieder *104.*
Geschichten aus den vier Winden *188.*
Gesellschaft „Leonardo da Vinci" *82.*
„Gesichte Philanders von Sittewald" *201, 298.*
„Gids" *126.*
„Giornale della Libreria" *221.*
Giovannipoli *76.*
„Gli Unni e Gli Altri" *124, 125.*
Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld *253.*
Goethe e le Affinità elettive *172.*
Goethe-Raritäten *19.*
Goethe-Autogramme *292.*
Goldene Klassikerbibliothek, Bongs *296.*
Goltzverlag *192.*
„Gott, Der unbekannte" *25.*
Göttinger Musenalmanach 1775 99.
Göttingscher Taschenkalender für das Jahr 1807 *201.*
„Göttliche Komödie" *121, 122, 171.*
Graphik-Katalog des XV., XVI. und XVII. Jahrh. *102.*
Graphik Verlag *40, 89.*
Gravüre, Was ist eine? *107.*
„Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts" *291, 298.*
Grillparzer-Ausgabe *6, 119.*
Grillparzer-Bildnis *170.*
Grillparzer-Jahrbuch *168.*
Große Zeit, Die *240.*
Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft *271.*
„Guerre allemande, La, et le catholicisme" *164, 213.*
„Guerre, En" *211.*
„Guerre, La" *213.*
„Guerre, La grande, par les artists" *211.*

H

Hafner, Philipp, Gesammelte Werke *143.*
„Haine, allemande, La" *161.*
„Haine allemande, La, n'a jamais désarmé" *215.*
Handbuch der Kunstwissenschaft *230.*
Hänfling, Gustav, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers *31.*
Hamlet, Der erste deutsche Bühnen- *30.*
Haßgesang, Lissauers *1.*
Häuser an der Dramija, Die *260.*
Hearsts International Library Co. *182.*
„Hégémonie allemande, L', et le reveil de l'Europe" *164.*
„Heilig Vaterland" *252.*
Heine-Ausgabe *24.*
Heine-Reliquien, Unbekannte, aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth *55.*
Hier und drüben *259.*
„Historische Ausstellung der Buchkunst" *73.*
„History of the war" *240.*
Hochzeit eines Ungläubigen, Bei der *296.*
Hohenaschau 109.
Homer, Über Bürgers Verdeutschungen des *201.*
Hoppenlaufriedhof in Stuttgart, Aus dem *263.*
„Hors du Joug allemand" *215.*
Houghton Mifflin Co. *182.*
„Huis oud en nieuw, Het" *130,*
Hundertjährige Kalender 99.

I

Ich bring Dir, Meister Goethe! *203.*
„Ideale, Die alten" *259.*
Idiergasten 61—71, 127—136.
Ilias *201.*
Imagée d'Epinal *211.*
Insel-Verlag *24, 31, 191, 252, 261, 264, 293.*
Inter Arma-Verlag *27.*
Irlands Verdienste um Schrift- und Buchwesen 82—84.
„Italia e Germania" *173.*
Italienische Reise, Eine *269.*
Italienische Vereinigung für Volksbibliotheken *225.*

J

„Jaar des dichters, Het" *87.*
Jacob-Krauße-Bund 50.
„Jahrbuch für Bücherkunde und Liebhaberei" *190.*
Jahrbuch der Zeitschrift „Das neue Pathos" *191.*
Jans Heimweh *255.*
„Josephus" *15.*
„Jouets français contre jouets allemands" *163.*
Journal, Le *166.*
„Journal historique et littéraire" 151.
„Journal encyclopédique" 150.
„Journal des Savants" *80.*
Juwelier von Bagdad, Der *279.*

K

„Kabale und Liebe" 103.
Kalender *12, 68.*
Kalendermacher und Propheten *98.*
Kameradschaft, Verlag *141.*
Kant-Buchhandlung *230.*
Karikatur, amerikanische *184.*
Karikatur, holländische *175.*
Karikaturen, italienische *125.*
Katalogblüten *103.*
Katalog Lackingtons *51.*
Kerner, Justinus, und David Strauß *206.*
„Kindergedichte", Schaukals *5.*
Kinder ihrer Zeit *245.*
„King Alberts book" *182.*
Kipling-Sammlungen *184.*
„Kleiderkasten, Der" *27.*
Kleine Dichtungen *106.*
Klingende Schelle, Die *266.*
Kloster San Paolo *77.*
Kondor 21.
Kreuzenstein, Burg *119, 217.*
Krieg, Der 70er *92.*
„Krieg 1914. Vom großen" *252.*
Krieg und Heimat *254.*
Krieg und Kunst, Von *38.*
„Kriege, Aus dem großen" *20.*
Kriegsalbum, italienisches *124, 125.*
Kriegsarchiv der Hamburger Stadtbibliothek *102.*
Kriegsbrot für die Seele aus den Werken des Abraham a Sancta Clara *235.*
Kriegsbücher, Kleine *250.*
Kriegsbücher, Langens *250, 253.*
Kriegsbuchhandlungen, Deutsche *101.*
Kriegsdichtung vor dem Kriege 20.
Kriegsdokumente. Zweiter Band. *253.*
Kriegsfahrten eines Johanniters mit friedlichen Zwischenspielen *107.*
Kriegsgedichte 1914 *254.*
„Kriegsgedichte, Westfälische" *251.*
Kriegsgeschichte, Illustrierte *240.*
Kriegsgraphik 21.
Kriegshumor Zweiter Teil *253.*
Kriegsklänge, Deutsche, 1914/15 *253.*
Kriegs-Kunstgeschichte, Kleine *262.*
Kriegsliteratur, Deutsche *153, 289.*
Kriegsliteratur, Sammlung von *4.*
Kriegslyrik, holländische *128.*
„Kriegsmesse 1914" *251.*
„Kriegsnachrichten. Liller" *101.*
Kriegspoesie, französische *216.*
Kriegssammlung der k. und k. Hofbibliothek *118.*
Kriegsschriften, amerikanische *180.*
Kriegsschriften, französische *65.*
Kriegsschwänke aus alter Zeit *235.*
„Kriegsskizzenbuch 1915, Karl Pippichs" *217.*
Kriegssonette als bibliophile Gabe *288.*
Kriegsstücke *28.*
Kriegszug der sieben Schwaben, Der *235.*
„Kultur" germanique, La *210.*
Kulturgeschichtliche Monographien, niederländische *179.*
Kultur der Renaissance *31.*
„Kultur und Teutonnerie" *212.*
Kunst des Altertums *37.*
„Kunst und Schule" *170.*
Kunstliteratur, französische *209.*
Kunstwissenschaftliche Literatur in Holland *230.*
Kurtisanen der Renaissance *36.*

L

Lächeln, Das, des Herrn von Golubice-Golubicki *257.*
„Lärm, Der" 127.
Laura vom Dunst umzingelt? 137—139.
Lavater der Physiognomiker und seine Charakteristik des älteren Pitt 72—77.
Lebenserinnerungen Moritz Carrieres *139.*
Leidensschule *249.*
Leipziger Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe 140 bis 143.
Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler *22.*
Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft vormals Gustav Fritzsche 53.
Lese, Die *254.*
Liebe. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen *138.*
Liebesgöttin, Die Fahrt der *189.*
Liebesleben im alten Deutschland *103.*
Liebesleben im klassisch. Altertum *104.*
Liebesleben im Orient *103.*
Liebesleben der Zigeuner *104.*
Liebhabereien 105—108.
„Librairie de l'Estampe" *211.*
„Life" *184.*
„Literarischer Verein in Wien" *120, 143, 219.*
Literatur, politische *217.*
„Livre, Les Passionés du" *199.*
„Livre jaune" *53.*
„Livre vert" *54.*
„Loisirs ou Contes et Poésies diverses" *199.*
„Lutezia" *293—296.*

M

Mailänder Volkshochschule *225.*
Malerei und Plastik des Mittelalters *239.*
„Manie des livres" *198.*
„Marseillaise, Die, und die deutschen Dichter" *79.*
Matin *166.*
„Meine Blumen" 28, 29, 78—81, 95—105, 137—139.
Mein Herz, Mein Land *266.*
Mein Vaterland *254.*
Memoiren eines Vergessenen *258.*
Mercure de France *166.*
„Mercure journalier de l'Europe" 146.
„Merker, Der" *120.*
Merkt auf, Ihr lieblichen Fräulein und Fraun! 30.
Merlin-Presse *57.*
Merwin Clayton Co. *185.*
„Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege" *218.*
„Mittelalterliche Festungen und Mönche als Kanoniere" *76.*
Mode und Kultur *268.*
Monacensia 125.
Monastica Benedictina 117.
Mönchslatein *104.*
„Moniteur belge" 156.
„Morgen nach Kunersdorf, Der" *30.*

Digitized by Google

Münzprägung in Italien *10*.
Musenalmanach, holländischer *87*.
„Musik des XVIII. Jahrhunderts in Neapel, Die" *77*.

N

Nachlaß von Karl Frenzel *18*.
Napoleon I. in der Lithographie 12—19.
Napoleonslegende 14—19.
„Nathan der Weise" *16*.
Nationen, Die, und ihre Philosophie *253*.
Negerplastik *243*.
Neo-Pathetiker 21.
Nervöse Leute. Gedanken eines Laien *163*.
Neues zur Charakteristik von Bürgers „Schwabenmädle" *292*.
„New Republic" *183*.
„Nieuwe Duitsche Gedichten" *127*.
„Nieuwe Tijdinghen" 144.
„Notenkraker, De" *176*, *177*.
Novalis in Frankreich *49*.
„Number 291" *184*.
„Numero, Il" 48.
„Nuova Antologia" *171*.

O

Ode an Novalis *49*.
„Oeuvres du philosophe de Sans-Souci" *86*.
„Onze Kunst" *130*.
Onze Mannen ter Zee in dicht en beeld *220*.
„Oracle, L'" 154.
„Oorlogshel, De" *179*.
Osten und Orient *253*.
„Österreichische Bibliothek" *261*.
„Österreichische Dichterbuch" *169*.
Österreichische Monatsschrift für den Orient *120*.
Österreichische Wunder, Das *254*.
Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen" *170*.
Ostpreußens Feuerzeit *252*.
„Oud Holland" *129*.
Ovid und Schiller *297*.

P

„Pages d'Histoire" *161*, *163*.
„Paix, La, que voudrait l'Allemagne" *215*.
Palästina, In *261*.
Papierhandel und die Papierindustrie *238*.
Paris: Eine Erinnerung und eine Hoffnung *192*.
„Paristens, Les, pendant l'état de siège" *216*.
„Paroles allemandes" *116*.
„Pathos, Das neue" *19*.
„Patriotisme et Endourance" 65.
Perniziosa, La *241*.
„Petrarchische Gedichte" 99.
Pfeile, Amors, Die, und andere Novellen *190*.
„Poesie des Unbewußten" *5*.
Postkarte, entstanden im Großen Hauptquartier 35.
Postkarten und Flugblätter, französische *209*.
Postkartenindustrie-Verstaatlichung, italienische *171*.
„Prigioni, Le mie" *13*.
Problem des Leidens *249*.

Q

Quaderni d'Anatomia. Band IV. *273*.
„Qui a voulu la guerre?" *67*.

R

„Rectitude et Perversion du Sens National" *60*.
Regula S. Benedicti 114.
„Relations véritables" 147.
„Rembrandt en de Italiaansche Kunst" *120*.
Rembrandtmonographie *231*.
„Review, North-American" *184*.
„Review, Unpopular" *183*.
„Revue, La" *210*.
Revue bleue *165*.
Revue des deux mondes *164*, *216*.
Revue de Paris *165*, *166*.
Revue politique et parlementaire *164*.
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz *38*, *254*.
Ring *192*.
„Rire, Le" 35.
„Rire rouge. Le" 40.
„Ristretto di Foglietti Universali" *222*.
Ritter, Tod und Teufel *254*.
Riva *222*.
„Rote Buch. Das" *54*.
Roxburghs-Club *53*.

S

„Salmonia, or the Days of fly-fishing" 106.
„Sammlungen und Sammler in England" *42*.
„Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" *250*.
St. Gallener Klosterbibliothek 82.
Scheck, Der älteste *12*.
„Scherz und Ernst in Liedern" *120*.
Schiff, Das *247*.
„Schillerstudien" 96..
Schlesische Gesellschaft für Volkskunde 137.
„Schloß Münichau bei Kitzbühel in Tirol" *217*.
SchöneBaum im Landschaftsbilde, Der *263*.
Schopenhauer-Gesellschaft, Viertes Jahrbuch der *97*.
Schriftgießereigewerbe, Die technischen Fortschritte im *238*.
„Schwabenmadle" *292*.
„Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782" 98.
Schwyzerlandli, Mundarten und Trachten in Lied und Bild *35*.
Schwarze Weib, Das *255*.
Sebastian im Traum *196*.
Segebrand und die Andern *186*.
„Sieg und Tod" *251*.
Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen *202*.
„Skizzen aus dem Kriegshofquartier" *217*.
„Soldat de 1914, Le" *65*.
Soldaten- und Kriegsgeschichten *252*.
„Spaßvogel, Der" *75*.
Spekulation und Mystik in der Heilkunde *260*.
„Spielen des Witzes," Zu den 30 bis 32.
„Spielmann, Der" *33*.
„Spinozahuis, Het" *14*.
Springersche Kunstgeschichte *37*.
Spukgeschichten *268*.
Stammbuchblatt, Unbekanntes *292*.
Stammbuchblatter *293*.
Stammbucheintrage *201*.
Standarten wehn und Fahnen *24*.
„Stereometria doliorum vinariorum" *256*.
Strindberg-Erinnerungen und -Briefe *146*.
„Studie di letterature moderne" *173*.
„Studien und Skizzen zur Gemäldekunde" *75*, *170*.
„Stunde des Sterbenden, Die" *29*.

T

„Tabak und Kultur" *71*.
„Tabakslust, Die" 65.
Tat-Bücher *253*.
Tat-Flugschriften *253*.
Tausend und eine Nacht *104*.
Tegernsee, Kloster 119.
„Telegraaf, De" *175*.
Thackeray-Manuskripte *21*.
Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder *103*.
„Times" *240*.
„Tipografi Trentini, J, e le loro edizioni" *221*.
„Trento e Trieste" *221*.
„Tribuna" *76*, *77*.
Tote Kollektor, Der *261*.
Trimpopp und Manasse *266*.
Troerinnen des Euripides, Die *274*.
Typographische Gesellschaft *237*.

U

Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit *50*.
Übersetzungen, Homer- *201*.
Übersetzung, holländische, von „Nathan der Weise" *17*.
Übersetzungskunst *147—153*.
Ulenspiegel-Mappe *300*.
„Unseren Helden 1914" *89*.
„Unzüchtige" Schriftwerke *237*.

V

„Varen, Van, en van Vechten" *230*.
„Vaterlandsch Nieuwsblad" 146.
Vehses Preußische Hofgeschichten *272*.
Verbote berühmter Werke *86*.
„Verdeutschungen, Über poetische" *201*.
Verdienste Irlands um Schrift- und Buchwesen 82—84.
Verein zur Beförderung der graphischen Kunst *180*.
Verein für österreichische Volkskunde *168*.
Verlag des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen *139*.
Verlag des Lesezirkels Hottingen *35*.
Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung *145*.
Versteigerungen, amerikanische *184*.
Verzeichnis der in der Republik der Vereinigten Niederlande verboten gewesenen Bücher *83*.
„Vier Narren in einer Person" *120*.
„Villes martyres de France et de Belgique" *213*.
Vita, Deutsches Verlagshaus *25*.
„Vita et Miracula S. Benedicti" 121.
Vocabulario Pascoliano *174*.
„Voce, La" *226*.
„Voix américaines" *116*.
„Volk, Het" *176*.
Völkerkrieg, Der *38*.
Volksbibliotheken, italienische *225*.
„Volksschatz" *160*.
Volksschauspiele aus Obersteiermark *168*.
„Vom Dom umzingelt" 28—29, 78—81, 95—105, 137—139.
„Vom Markt und aus der Zelle" *42*.
Vor etwa Achtzig, Neunzig Jahren 30.

W

„War in disguise" *126*.
Wege und Umwege *145*.
„Weißen Bücher," Verlag der *20*, *30*, *145*, *243*, *266*, *269*.
Weiter leben! Kriegsschicksale *105*.
„Wekelycke Tydinghe" 145.
Weltkrieg im Scherzbilde, Der 33—48.
Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich *241*.
„Weltkrieg, Conrad Ferdinand Meyers Stimme im" *252*.
Weredlbibliothek *16*.
Werkstatt für handgebundene Kunsteinbände der Spamerschen Buchbinderei 58.
Westfalische Kommission für Heimatschutz *26*.
„Westostliche Divan" 97.
Widmungen und Buchzeichen *264*.
Wiener Bibliophilen-Gesellschaft *5*, *39*.
Wiener Goethe-Verein, Chronik des *218*.
Wiener graphische Lehr- und Versuchsanstalt *5*, *217*.
Wiener k. k. Hofbibliothek *4*.
„Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" *169*.
Wiener Staatsdruckerei *5*.
Wien, Gewerbebeförderungsamt *218*.
Wildenbruch, Gesammelte Werke *276—279*.
„Wirtschaftsverband bildender Künstler Österreichs" *197*.
„Witz und Aberwitz in Stammbüchern" *201*.
Witzblatt, Das älteste deutsche *75*.

Y

Yale University Press *183*.

Z

Zehn deutsche Reden *253*.
„Zeit-Echo" *40*.
Zeitungen, Hohe Preise für *13*.
Zeitungswesen in Belgien 114 bis 156.
„Zeitungswesens, Allgemeine Geschichte des" 146.
Zeugnis, Auch ein, für das Kunstleben unserer großen Zeit *57*.
Zigeuner *186*.
Zwischen Frost und Frühling *21*.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fälschungen aus dem Gebiete der Graphik.

Von

Dr. Emil Waldmann in Breslau.

Mit 9 Abbildungen

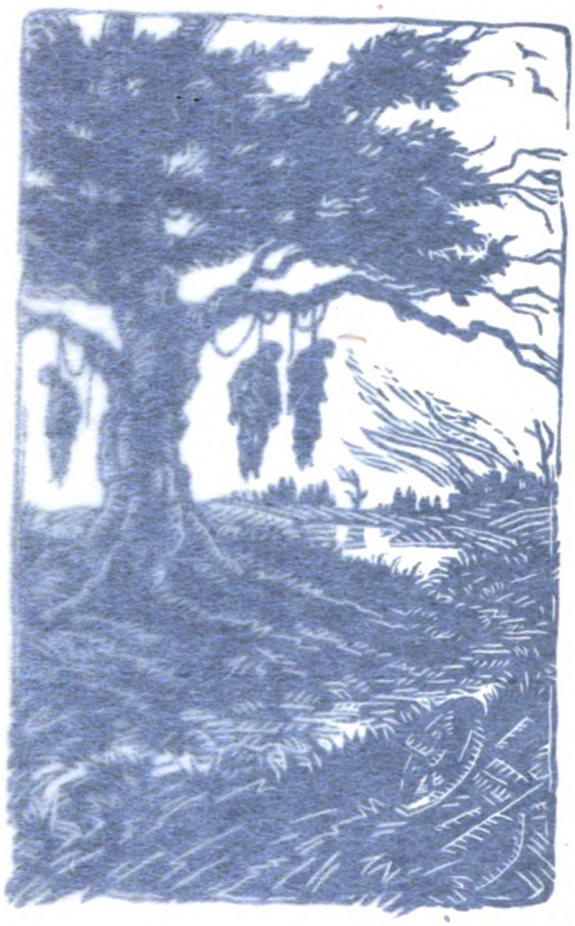
Jeder Sammler, ob er nun für sich allein arbeitet oder für ein Museum, steht im Kampfe mit dem Fälscherwesen, und je weiter dieses fortgeschritten, um so schwieriger wird seine Aufgabe. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Kunst [illegible] mit, ja vielleicht an den Fortschritten des Fälschergewerbes [illegible]. Ohne die Gefahr, durch Falsifikationen betrogen zu werden, wäre die [illegible] sicher nicht in dem Grade entwickelt, wie sie es heute ist. Schon [illegible] ihre scharfsinnigen Lehren: auch das ästhetische und rein künstlerische [illegible] Kampf ums Dasein gewonnen und sich lebhaft verfeinert.

Die Stellung des Graphiksammlers gegenüber den Fälschern ist [illegible] etwa die des Gemäldesammlers oder des Liebhabers kunstgewerblicher [illegible] sich beim Käufer von Gemälden oder getriebenen Goldarbeiten [illegible] gebotene Original, das Bild von Corot oder die Schüssel von Benvenuto [illegible] hingestellte, einmalige Nachahmung sein könne, daß der Fälscher [illegible] nicht oder nur ein einziges Mal vorhandenes Original nachgeahmt [illegible] Kunsthandel direkt ersetzt habe, kommt es also bei dieser Art von Fälschung darauf [illegible] schaft oder den Pinselstrich des Künstlers oder die ihm eigene Technik zu erkennen [illegible] sich der Graphiksammler immerfort mitten auf dem uferlosen Meer der Anonymität. Das [illegible] beste Mittel, eine Fälschung zu erkennen, der Maßstab der künstlerischen Qualität, die [illegible] der künstlerischen Lebendigkeit, die Frage danach, ob Konzeption und Ausführung eines [illegible] oder einer Handzeichnung (denn in diesem Betracht rangieren Handzeichnungen mit den [illegible] und lebt mit der Graphik, als welche künstlerische *Massenware* ist) aus [illegible] heraus entstanden ist, kurz, ob das Werk [illegible] den Künstler gut genug und [illegible] befriedigend genug ist, — dieser höchste kritische Maßstab versagt hier. Das Wesen der Graphik ist ja bedingt, daß künstlerische Arbeit, die Hand mit des [illegible] technisches und maschinelles Verfahren anderer sich bedienen muß. Die Graphik von Rembrandt ist ja nicht [illegible] Kupferplatte, [illegible] Zeichen durch die Wasserschicht hindurch [illegible] sondern die Hunderte von Exemplaren [illegible] sind Originalarbeiten, und die [illegible] verschollen ist, spielt [illegible] Andensein des Tonnetjes [illegible] kaum, gibt es in der Graphik Hunderte von [illegible] wie der Künstlerhand ist [illegible] von dem [illegible] stellungsweise ist schwer [illegible] das Verfahren [illegible] ares mehr ist, sondern [illegible] und mittelbares [illegible]

Es kommt daher heute nur [illegible] Ein Fälscher, der sein Handwerk [illegible] ten Holzschnitt von Albrecht [illegible] stens Dürers Stil und zweifellos [illegible] Ja, nicht einmal bei den Buchillustrationen des XV. [illegible] Art, die vor einigen Jahrzehnten [illegible] sich schnell als rohe und [illegible] Kenner schwerlich getäuscht [illegible] für Arbeiten der etwa [illegible] seltene [illegible] da anderseits gerade für [illegible] ist und [illegible] ältlichen Oeuvrekataloge [illegible] hier die Aus- [illegible] Erfolg verschwindend gering ist. [illegible] Rembrandt, ein nie

DIE GEHENKTEN
Originalholzschnitt von
ROLF VON HOERSCHELMANN

Digitized by Google



DIE GEHENKTEN

Originalholzschnitt von

ROLF VON HOERSCHELMANN

Digitized by Google

Fälschungen aus dem Gebiete der Graphik.

Von

Dr. Emil Waldmann in Bremen.

Mit 9 Abbildungen.

Jeder Sammler, ob er nun für sich allein arbeitet oder für ein Museum, liegt in dauerndem Kampfe mit dem Fälscherwesen, und je weiter dieses fortschreitet, um so schwieriger wird seine Aufgabe. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Kennerschaft auf allen Gebieten sich mit, ja vielleicht an den Fortschritten des Fälschergewerbes entwickelt hat. Ohne die beständige Gefahr, durch Falsifikationen betrogen zu werden, wäre die Echtheitskritik gegenüber Kunstwerken sicher nicht in dem Grade entwickelt, wie sie es heute ist. Seien wir den Fälschern dankbar für ihre scharfsinnigen Lehren: auch das ästhetische und rein künstlerische Verständnis hat in diesem Kampf ums Dasein gewonnen und sich lebhaft verfeinert.

Die Stellung des Graphiksammlers gegenüber den Fälschungen ist eine prinzipiell andre, als etwa die des Gemäldesammlers oder des Liebhabers kunstgewerblicher Kostbarkeiten. Handelt es sich beim Käufer von Gemälden oder getriebenen Goldarbeiten immer um die Sorge, daß das ihm angebotene Original, das Bild von Corot oder die Schüssel von Benvenuto Cellini, eine eigens für ihn hergestellte, einmalige Nachahmung sein könne, daß der Fälscher bei seiner Arbeit ein entweder gar nicht oder nur ein einziges Mal vorhandenes Original nachgeahmt und dadurch die schöpferische Künstlerhand direkt ersetzt habe; kommt es also bei dieser Art von Fälschung darauf an, die Handschrift oder den Pinselstrich des Künstlers oder die ihm eigene Technik zu erkennen — so befindet sich der Graphiksammler immerfort mitten auf dem uferlosen Meer der Anonymität. Das letzte und beste Mittel, eine Fälschung zu erkennen, der Maßstab der künstlerischen Qualität, die Frage nach der künstlerischen Lebendigkeit, die Frage danach, ob Konzeption und Ausführung eines Gemäldes oder einer Handzeichnung (denn in diesem Betracht rangieren Handzeichnungen mit den Gemälden und nicht mit der Graphik, als welche künstlerische *Druck*ware ist) aus ein und demselben Atem heraus entstanden ist, kurz, ob das Werk für den Künstler gut genug und ob die Arbeit als Arbeit lebendig genug ist, — dieser höchste kritische Maßstab versagt hier. Im Wesen der Graphik liegt es ja begründet, daß künstlerische Arbeit, die Handschrift des Zeichners, einerseits, und mechanisches, technisches und maschinelles Verfahren anderseits sich seltsam mischen. Das Original einer Radierung von Rembrandt ist ja nicht nur die Kupferplatte, in die Rembrandts Hand mit der Radiernadel ihre seltsamen Zeichen durch die Wachsschicht hindurch eingeritzt und mit Hilfe des Ätzwassers vertieft hat, sondern die Hunderte von Papierblättern, auf welche diese Platte abgedruckt wurde, sind für uns nun einmal Originalarbeiten, und die Tatsache, ob die Kupferplatte noch irgendwo aufbewahrt wird oder verschollen ist, spielt demgegenüber gar keine Rolle, ebensowenig, wie beim Bronzeguß etwa das Vorhandensein des Tonmodells. Während es von einem Gemälde im allgemeinen nur *ein* Original geben kann, gibt es in der Graphik Hunderte von oft oder meist gleichwertigen Originalen. Das Persönliche der Künstlerhand ist überwuchert von dem Vielfachen der Abzüge, das halb Mechanische der Herstellungsweise ist schuld daran, daß hier das Verhältnis vom Künstler zu seinem Werk kein unmittelbares mehr ist, sondern ein indirektes und mittelbares wurde.

Es kommt daher heute nur selten vor, daß eine graphische Schöpfung recht eigentlich gefälscht wird. Ein Fälscher, der sein Handwerk versteht, kommt heute nicht mehr auf die Idee, einen bisher unbekannten Holzschnitt von Albrecht Dürer zu machen und auf den Markt zu werfen. Dazu kennt man erstens Dürers Stil und zweitens Dürers Oeuvre zu genau, als daß hier Aussicht auf Erfolg sein könnte. Ja, nicht einmal bei den Erzeugnissen der primitiven Graphik, italienischen Niellen oder deutschen Buchillustrationen des XV. Jahrhunderts, liegt hier die eigentliche Gefahr. Die Fälschungen dieser Art, die vor einigen Jahrzehnten in diesem Sinne versucht wurden und den Markt beunruhigten, haben sich schnell als rohe und unzulängliche Machwerke erwiesen, durch die auch nur halbwegs versierte Kenner schwerlich getäuscht werden. Da aber die hohen Preise, auf die es dem Fälscher ankommt, nur für Arbeiten der etwa zwanzig allergrößten Graphiker bezahlt werden oder für seltene Primitive; da anderseits gerade für diese Gebiete die kritische Kenntnis sehr weit gediehen ist und die wissenschaftlichen Oeuvrekataloge hier fast nie versagen, wissen die Fälscher, daß hier die Aussicht auf Erfolg verschwindend gering ist. Eine unbekannte Radierung von Rembrandt, ein nie

Digitized by Google

Abb. 1. Barthel Beham: Die Buße des heiligen Chrysostomus. Kupferstich.

gesehener Stich von Dürer, ein Unikum von Méryon, das gibt es nicht, dazu ist die Geschichte der Graphikforschung zu alt und methodisch zu sicher. Hinzu kommt der schon erwähnte spezifische Charakter aller graphischen Druckware, die Vielfältigkeit. Selbst einmal angenommen, es gelänge einem besonders geschickten und künstlerisch-schöpferisch hochbegabten Fälscher eine Platte ganz im Sinn und Gefühl von Rembrandt zu radieren — es brauchen ja nur zehn Abzüge von ihr aufzutauchen, und zwar auch an den verschiedensten Stellen des Kunstmarktes aufzutauchen — durch dieses Vielfache des Erscheinens wäre ja der Schwindel schon aufgedeckt. Denn Kennerschaft und Handel sind wachsam; zehn, ja nur drei Abzüge, ja, nur ein einziger Abzug des „unbekannten" Rembrandt kann nicht unbemerkt in den Handel kommen. Wer bereit ist, für ein solches Blatt eine auch nur irgendwie beträchtliche Summe zu bezahlen, ist nicht arglos, ein Liebhaber von heute auf morgen, der ist eben Sammler, und ein Sammler ist nicht so naiv, an dergleichen Zufälle zu glauben.

Die Herstellung einer Platte eines großen, hochbezahlten Künstlers also ist nicht einmal dann ein Geschäft, wenn auch nur ein einziger Abzug von ihr genommen und sie dann der Sicherheit halber gleich zerstört wird. Die teuren Künstler sind eben zu bekannt und die Interessenten für sie sind zu vorsichtig. Und die Fälschung von Künstlern mittlerer Preislage ist auch kein Geschäft; wenn von einem Blatt mittlerer Güte im Stile etwa Marco Dentes auch nur zehn Exemplare (à 250 M.) auftauchen (und bei geringerer Zahl lockt der Gewinn angesichts der Spesen für Herstellung und Vertrieb nicht mehr) ist die Fälschung ja entdeckt.

So wäre alles in Ordnung und es gäbe keine Gefahr mehr, so wie sie es vor fünfzig Jahren noch gab, als die Forschung und die Kenntnis an Hand der Oeuvre-Kataloge noch nicht entwickelt war. Wer sich aber hierbei beruhigt, läßt die Fortschritte der reproduzierenden Technik aus den Augen. In der Photographie und dem Lichtdruck ist den Fälschern ein ungeheuer brauchbares Instrument erwachsen, und tatsächlich sind fast alle täuschenden Fälschungen graphischer Arbeit auf mechanischem Wege entstanden. Was es in Kabinetten und im Handel an falschen Holzschnitten oder Stichen gibt, ist alles keine eigentliche „Fälschung", also keine in betrügerischer Absicht hergestellte Täuschung von etwas Nichtexistierendem, sondern nur eine mit Fälschungsmitteln ausstaffierte Reproduktion. Die Photographie erlaubt es, mit ganz unbeträchtlichen Kosten eine Aufnahme eines unbezweifelbar echten Blattes von Dürer herzustellen, und wenn dann ein Abdruck dieser Platte, oder, wenn das Blatt nicht gar zu selten ist, auch mehrere Abzüge im Handel auftauchen, ist an sich noch kein Anlaß zu Verdacht gegeben. Denn von den meisten Arbeiten von Dürer oder Rembrandt existieren so viele Abzüge, daß die Existenz von einem Dutzend weiterer, wenn sie nur geschickt über den Kunstmarkt verteilt werden, an sich noch nichts Befremdendes hat. Hier nützen auch alle diplomatischen Hilfsmittel nichts, mit denen man sich anfangs schützte. Schnell haben sich die Fälscher in diese Schliche hineingearbeitet, sie drucken schon längst nicht mehr auf zu neues oder sonstwie verdächtiges Papier; ihre raffinierte Technik und ihre entwickelte Fachkenntnis erlaubt ihnen, Papier zu fälschen, das alte vergilbte Aussehen nachzuahmen, die einschlägigen Wasserzeichen Altnürnberger Papiers, mit dem Ochsenkopf etwa, nachzumachen — wenn sie nicht einfach das noch simplere Mittel haben, einen wirklich alten Stoß der betreffenden Papiersorte, einen Rest, aufzutreiben, durch Kauf oder durch Herausreißen leerer Blätter aus alten Manuskripten. Was die Forschung über Papiersorten, Wasserzeichen, Abstand der Drahtstäbe gelernt und festgelegt hat, davon haben die Fälscher natürlich genau soviel profitiert, wie wir, wenn nicht mehr.

Bis vor wenigen Jahren gab es aber trotzdem ein einigermaßen sicheres diplomatisches Mittel, eine mechanische, auf photographischem Wege hergestellte Reproduktion eines bekannten Stichs oder Holzschnittes von einem wirklich alten Originalabzug zu unterscheiden. Wenn einem etwa ein Druck von Dürers Stich vom „Ritter, Tod und Teufel" angeboten wurde (um ein weltbekanntes Blatt zu nehmen, von dem jeder Leser eine Nachbildung zur Hand hat), so konnte man ihn mit einem unbezweifelt alten Druck in irgendeinem Kupferstichkabinett vergleichen, der schon vor der Erfindung der Photographie dort war, — die Dürerbestände fast aller öffentlichen Sammlungen sind ja meistens alt. Wenn man alles Äußere, wie Papier, Wasserzeichen, Rand usw. für in Ordnung befunden hatte, kam die ultima ratio: der Zirkel und präzise Meßstock mit Einzeichnung der Millimeter. Die Maße am Rande mußten natürlich stimmen, auch bei einer halbwegs anständigen Fälschung. Worauf es

Digitized by Google

aber ankam, waren nicht die üblichen festgestellten Randmaße, sondern die Maße *innerhalb* des Bildes, und zwar Maße, die man in der Diagonalrichtung nahm, von zwei kleinsten Punkten, also etwa von dem einen Innenwinkel im A des Monogramms links unten bis zu einer haarscharfen Spitze des Fuchsschwanzes an der Lanze des Ritters rechts oben. Dann mußte man zwei andre Punkte in der andren Diagonalrichtung, also von rechts unten nach links oben, suchen und genau messen. Stimmten diese zwei (oder mehr) übers Kreuz genommenen Innenmaße auf dem sicher echten Druck des Dresdener Kabinetts (etwa) genau überein mit den entsprechenden Innenmaßen auf dem neu auftauchenden, angebotenen Druck, so hatte man die Gewähr, daß auch hier ein echter alter Druck vorlag. Denn selbst wenn, wie es sehr häufig vorkommt, Abweichungen sich ergeben, die durch die Verschiedenheit des Einschrumpfens und Sich-Zusammenziehens des alten Papiers zu erklären waren (bei einem handgroßen Blatt von Weiditz habe ich einmal Abweichungen von 7 mm (!) zwischen zwei sicher echten alten Abzügen festgestellt) —, sobald diese Abweichungen übers Kreuz proportional die gleichen blieben, war kein Verdacht gegeben.

Abb. 2. Die Buße des heiligen Chrysostomus.
Die Platte aufgestochen und monogrammiert von Hans Sebald Beham.

Dieser Bosheit des Feststellens der Innenmaße übers Kreuz liegt die Beobachtung zugrunde, daß die photographische Linse infolge ihrer Krümmung, ihrer Konvexität, die Dinge verzeichnet — daß bei richtigen Randmaßen doch die Innenmaße andre sein müssen als auf dem photographierten Gegenstand, weil die Punkte, die dem vorderen Scheitel der Linsenwölbung gegenüberliegen, infolge ihrer geringeren Entfernung von der Linse anders durch die Lichtstrahlen gebrochen werden, als die seitlicher gelegenen, die von den durch die Linsenränder seitlich einfallenden Strahlen gesammelt werden. Wenn die Diagonalmaße in gleichem Verhältnis differierten, so hatte man ihn, den Fälscher.

Nun werden aber in den optischen Werkstätten seit einer Reihe von Jahren Objektive konstruiert, welche diese Verzeichnungen aufheben und ausgleichen, und die Naturwissenschaft, der es auf absolute präziseste Genauigkeit auf Haaresschärfe ankommt, arbeitet natürlich nur noch mit diesen Apparaten. Da kann man natürlich nie wissen, ob nicht der Fälscher, als er den alten Druck aufnahm, nicht auch einen solchen Apparat benutzte, oder vielmehr, man kann es direkt von ihm verlangen, daß er es tat, wenn anders er ein Fälscher war, der auf Anstand in seinem Handwerk hielt. Damit ist uns auch dieses letzte technisch-diplomatische Erkennungsmittel aus der Hand genommen. Zirkel und Millimetermaße können wieder in die Schublade wandern, wenn es auf die entscheidende Frage: Echt oder unecht, Handarbeit oder mechanische Reproduktion, ankommt. Wir sind wieder angewiesen auf unser bloßes Auge und das ihm innewohnende geläuterte Gefühl, auf den scharfen ästhetischen Blick.

Wohl gibt es in manchen Fällen ja noch einen äußeren Anhaltspunkt, der Ausweis der Herkunft oder des Stammbaumes eines Blattes. Wenn ein Druck einer bekannten alten Sammlung entstammt, wenn ein Dürerscher Stich den Sammlerstempel Cornill d'Orvilles trägt oder ein Rembrandt das W. E. des William Esdail oder irgendeinen jener andren Stempel, die in Fagans, übrigens einer Neubearbeitung dringend bedürfendem Handbuch „Collectors Marks", verzeichnet sind, dann ist man ja sicher. Aber diese Fälle sind nicht die wichtigen, wichtig für unsere Frage sind ja nur die weitaus häufigeren Zweifelsfälle, bei denen plötzlich ein Blatt aus dem Dunkel auftaucht.

Hierbei kommt es nun, wie gesagt, jetzt wieder letzten Endes auf das ästhetische Urteil an. Denn ein Sammler und Kenner muß schließlich dahin kommen können, auch ohne die Vergleichsmöglichkeit mit einem beglaubigt alten Druck, zu sehen, ob ein Blatt von einer handgearbeiteten Originalplatte abgezogen oder auf photographischem Wege hergestellt ist. Durch ewig wiederholtes Vergleichen lernt man es, die Unterschiede festzustellen und seine Augen derartig zu schleifen, daß man die entscheidenden Charakteristika des alten Drucks sofort sieht. Den alten Dingen ist immer eine gewisse Relieftiefe eigen, welche den photographischen Nachahmungen fehlt. Diese machen meistens einen flachen Eindruck. Gekreuzt übereinanderliegende Schraffierungen zum Beispiel haben den nötigen räumlichen Zwischenraum nicht, der zwischen der oberen und der unteren Lage sein müßte, man kann dann mit dem Blick die Lagen nicht nach hinten auseinanderschieben. Oder es fehlt die Durchsichtigkeit in dem Schatten, oder das Papier ist nicht genügend überwunden. Bedingung für eine solche Feststellung ist natürlich, daß man das Objekt nicht unter Glas und Rahmen beurteilen

Digitized by Google

Abb. 3. Flugblatt auf den Wiedertäufer Johann von Leyden. Holzschnitt ca 1536.

muß, sondern es frei in der Hand halten darf. Ein zweifelhaftes Stück, das man in gerahmtem Zustande kauft, hat sich noch fast immer als falsch erwiesen. — In einigen Ländern und einigen Druckereien ist es Sitte geworden, allen faksimileartigen Drucken einen diesbezüglichen Aufdruckstempel auf der Rückseite mit auf den Weg zu geben (zum Beispiel: Neudruck der Reichsdruckerei oder der Prestel-Gesellschaft), und schon aus diesem Grunde sollte man jedes Blatt zunächst von der Rückseite prüfen — nicht daraufhin, ob es etwa einen solchen Stempel trägt; das wäre naiv. Sondern daraufhin, ob nicht eine Stelle der Rückseite leicht abgerieben ist, da, wo dieser Stempel gesessen haben könnte.

Wie gefährlich mechanische Reproduktionen, besonders die bekannten Heliogravüren nach graphischen Blättern, werden können, zeigt ja die mehrfach vorgekommene Tatsache, daß der Künstler selbst manchmal nicht imstande war, seine Originalarbeit von einer photographischen Nachbildung zu unterscheiden. Berühmte und unberühmte Künstler pflegen die guten Abdrücke ihrer Radierungen mit ihrem Namenszuge handschriftlich zu signieren, und daher sollte man meinen, daß ein Blatt, das eine solche Signatur trägt, nun über jeden Zweifel erhaben sei. Aber auch das kann täuschen. Es existieren im Kunsthandel Lichtdrucke nach Auguste Rodins Kaltnadelarbeit „Victor Hugo“, die Rodins eigenhändige Unterschrift tragen. Ein „Freund“ Rodins ging einmal zu ihm mit einer kleinen

Digitized by Google

Abb. 4. Fälschlich sogenanntes Bildnis des Johann von Leyden (aus dem Flugblatt Abb. 3). Kopie nach Erhard Altdorfers Josua aus der Lübecker Bibel von 1533.

Anzahl von Abzügen dieser Platte und bat ihn, sie zu signieren, er habe es offenbar damals vergessen. Rodin sah die Blätter an — und signierte. Es waren aber keine wirklichen Abzüge der Originalplatte, sondern Lichtdrucke, die in einer auswärtigen Zeitschrift vor einer Reihe von Jahren erschienen waren. Rodin selbst hat also seine eigenen Schöpfungen nicht gekannt. — Etwas anders dürfte sich die vor wenigen Jahren mit einer Hodlerschen Lithographie passierte Angelegenheit sich verhalten. Ein deutscher Kunsthändler lud zur Subskription auf ein neues lithographiertes Blatt von Hodler ein. Museen und Sammler subskribierten. Als aber die Drucke erschienen, fand es sich, daß, trotzdem die Blätter handschriftlich von Hodler signiert waren, es sich keineswegs um eine lithographische Originalarbeit handelte, sondern um eine mechanische Reproduktion einer Zeichnung. Von Irrtum und Verkennen wie bei Rodin kann man hier nicht mehr sprechen, die Arbeit war nicht vor einer Reihe von Jahren entstanden, so daß man das mangelhafte Gedächtnis in Anrechnung bringen könnte, sondern war ganz neu, ein neuer Auftrag. Hodler hatte eben kein Gefühl dafür, wozu man seine Unterschrift hergeben darf und wozu nicht. —

Wenn man fragt, was nun eigentlich alles gefälscht wird, so kann man ganz allgemein sagen, daß alles, was teuer auf dem Kunstmarkt ist, auch den Fälschern besonders am Herzen liegt. Und je nachdem die Mode wechselt, ändern sich auch die Aufgaben des Fälscherwesens. Als vor etwa 15 Jahren große Nachfrage nach alten englischen Farbenstichen entstand, wurde diesem Bedürfnis von einer großen Pariser Fabrik ein riesiges Angebot entgegengestellt; die Reproduktionen waren täuschend und zahllose Leute wurden betrogen. Daß hier einmal ein Fall vorliegt, wo der Schwindel ungeheure Ausdehnungen annahm, kommt daher, daß nicht nur die Graphiksammler diese Dinge begehrten, sondern in noch höherem Maße Privatleute, die sich sonst um Graphik nicht kümmerten, und die solche Drucke zur Ausstattung ihrer Salons brauchten. Ja, sogar viele Sportsleute, Jäger und Rennreiter entwickelten sich zu Liebhabern alter Graphik, und die Zahl der Herrenzimmer und Rauchsalons, in denen es von falschen englischen Sportdarstellungen des XVIII. Jahrhunderts wimmelt,

Digitized by Google

ist Legion. Nichts ist den Fälschern so lieb, wie eine neue Mode. Sie warten schon sehnsüchtig darauf, was nun wohl kommt, nachdem alle Interessenten für Farbstiche hiermit nachgerade überfüttert sein dürften.

Gefälscht wird, solange gesammelt wird. Wenn es sich heute, abgesehen von solchen Modeerscheinungen, um den relativ kleinen Kreis der Sammler handelt und um hohe Preise, so rechneten die alten Fälscher mehr mit dem breiten Publikum, wo es dann eben die Menge bringen mußte. Unehrliche Verleger haben besonders im XVI. Jahrhundert in Deutschland und im XVIII. Jahrhundert in Frankreich manches auf dem Gewissen. Eines der im XVI. Jahrhundert schon verbreitetsten Blätter von Albrecht Dürer, der große, als Wandschmuck gedachte „Christuskopf mit der Dornenkrone", der auch als Helldunkelholzschnitt in mehreren Farbenplatten vorkommt, ist ja nicht von Dürer gezeichnet oder geschnitten, trotz des großen in die Augen fallenden Monogramms AD. am unteren Rande. Sondern es ist, wie schon der Nürnberger Kunsthändler Jakob Hauer (im XVII. Jahrhundert) erkannte, eine Arbeit von Hans Sebald Beham, wie ein Vergleich mit dessen kleinem gestochenen Christuskopf (Pauli 30) einwandfrei ergibt. Das Dürermonogramm ist wohl erst im zweiten Zustand, also nach dem Plattensprung, in den Holzstock eingesetzt worden, und es ist nicht sicher auszumachen, ob diese „Fälschung" oder vielmehr dieses Unter-falscher-Flagge-segeln-lassen dem Künstler und kunsthändlerisch sehr versierten Verleger Hans Sebald Beham auf das Konto gesetzt werden muß oder ob nach seinem Tode ein andrer Geschäftsmann diese Manipulation vornahm, um dadurch die Blätter teurer zu machen. Daß Hans Sebald Beham kunsthändlerisch ein ziemlich weites Gewissen hatte, wissen wir aus einem andren Falle. Nach dem Tode seines Bruder Barthel übernahm er dessen Nachlaß und nutzte ihn aus. Einen feinen Stich Barthels „Die Buße des heiligen Chrysostomus" (Abb. 1) mit dem schönen liegenden, nach Agostino Veneziano kopierten und in diesem Italianismus dem Zeitgeschmack besonders sympathischen Frauenakt wollte er für weiteren geschäftlichen Verdienst ausbeuten. Da die Platte schon ziemlich abgenutzt war, stach er sie auf, so daß wieder kräftige, wenn auch künstlerisch unfeine Drucke herauskamen, und da sein, Sebalds, Monogramm, zugkräftiger war, als das seines Bruders, setzte er es einfach auf die Platte und ließ die Blätter unter seiner Firma segeln (Abb. 2) — ein schwerer Verstoß gegen das Recht am geistigen Eigentum, der schon wegen des Monogramms in das Gebiet der absichtlichen Fälschung hineingehört.

Plagiiert und gestohlen wurde häufig bei graphischen Erzeugnissen des XVI. Jahrhunderts. Im Gebiete der Buchillustration vermittelst des Holzschnittes ist die Frage besonders schwierig; ob die

Abb. 5. Maskenball. Lithographie. Alte Fälschung mit dem Monogramm Daumiers.

Digitized by Google

Benutzung von Holzstöcken eines Künstlers in einem Straßburger Buche rechtmäßig vor sich gegangen ist, wenn erweislich diese selben Holzstöcke ursprünglich für einen Augsburger Verleger gearbeitet wurden — dies eindeutig auszumachen, ist uns nicht immer möglich, da ja die Verleger die Holzstöcke nach Ausdruck der Auflage oft nicht nur verkauft, sondern sogar verliehen, dann wieder zurückbekommen und abermals benutzt haben. Die meisten Fälschungen damals sind wohl auf dem Wege der Kopien entstanden, und es ist uns, die wir durch die Genauigkeit der Photographie einerseits verwöhnt und andererseits abgestumpft sind, oft eine Überraschung, zu sehen, wie ungeheuer getreu die Zeichner damals ihre Vorlagen zu kopieren wußten, ebenso genau, ja manchmal genauer als die Photographie. Ein durch seine Begleitumstände besonders interessanter Fall von Fälschung mittelst Kopie ist die Herstellung eines politischen Flugblattes, bei dem nicht die Kunstleistung, die getreulich kopiert wurde, gefälscht werden sollte, sondern vielmehr der Gegenstand. Es ist das in unserer Abb. 3 und 4 wiedergegebene Blatt, das sich im Kupferstichkabinett der Bremer Kunsthalle befindet (388×300 mm, Größe des Bildes ist 180×192 mm). Laut Überschrift stellt es das Bildnis Johanns von Leyden dar, des Königs der Münsterschen Wiedertäufer. Der Text darunter erzählt die Geschichte dieses Menschen, des ehemaligen Schneiders, wie er nach Münster kam, als Prophet eines neuen Weltreiches, wie er sich zum Könige einsetzte und in großer Macht dort lebte, mit Pracht und Vielweiberei, und wie ihn am Ende anno 1536, nachdem sein Reich zwei Jahre gedauert hatte, der Bischof von Münster überwältigte, grausam hinrichten ließ und seinen Leichnam in einem eisernen Käfig hoch oben am Turme von St. Lambert aufhängte.

Abb. 6. Alter Bauer. Radierung. Goya zugeschrieben.

Jedoch der Titel dieses Blattes führt irre: Die Darstellung des gerüsteten Mannes mit dem langen Schwerte ist kein „wahrhaftiges Bild" des Wiedertäufers. Wir besitzen authentische Porträts von ihm von der Hand Aldegrevers, vor denen man dem Bericht der Zeitgenossen glaubt, die sagten, er sei ein schöner Mann gewesen. Der Ritter auf unserem Holzschnitte aber ist ein roher und wüster Gesell, und die Ähnlichkeit mit Johann von Leyden beschränkt sich auf den Vollbart und die verdickte Nase. Wenn der Verleger des Blattes trotzdem auf Absatz rechnete, mußte er annehmen, daß die Käufer den Betrug nicht merken würden. Es handelt sich hier um einen doppelten Betrug: Abgesehen davon, daß die Darstellung kein getreues Bildnis ist, sie gibt auch nicht einmal eine aus der Vorstellung oder ein vom Hörensagen zurechtgemachtes Phantasieporträt. Sie ist nichts weiter als eine Kopie nach einer Bibelillustration, die ein paar Jahre vorher erschienen war: Die Vorlage ist das Titelblatt zum zweiten Teil im Alten Testament der Bugenhagenschen Bibel, die in Lübeck von Ludowich Dietz herausgegeben war, sie stellt Josua in der typischen Auffassung jener Zeit dar und ist von Erhard Altdorfer, dem Bruder Albrecht Altdorfers, gezeichnet worden. Der Verfertiger des Holzstockes hat sehr getreu kopiert, auch etwas unverständig: Die kleine Lücke in der oberen Einfassungslinie über dem Kopf des Mannes hat in der Kopie gar keinen Sinn, sie erklärt sich dagegen im Original leicht aus der Tatsache, daß der Holzschneider mit dem Platze ins Gedränge kam und deshalb ein Stückchen aus der Umrahmung herausschnitt. Die Priorität des Bibelblattes ist übrigens auch äußerlich durch die Daten gesichert. Da Johann von Leyden 1536 starb, kann das Blatt frühestens in diesem Jahre entstanden sein, während die Bibel schon 1533 im Handel war. Viel später als 1536 möchte man es nicht ansetzen, es würde aus Mangel an Aktualität nicht mehr viel Interesse gefunden haben. Was das Auffallende an diesem Blatte ist, ist die Tatsache, daß der literarische Teil absolut zuverlässig ist und in einigen Punkten reicheres historisches Material gibt, als die sonstigen zeitgenössischen Quellen, und daß man sich daneben mit einer absolut konventionellen Darstellung begnügte; daß diese Abbildung so belanglos war, daß man unbekümmert hier fälschen

Digitized by Google

Abb. 7. Forain: Gerichtsszene. Lithographie.

und stehlen konnte. Denn es ist weder Verleger noch Druckort genannt — ein Anhalt dafür, daß Ludovich Dietz in Lübeck der Betrogene war — wenn nicht am Ende gar der Betrüger.

Die Kunstverleger haben sich später, als die Sammelleidenschaft erwacht war, immer sehr viel gefallen lassen müssen. Als erst einmal die Sammler sich um die verschiedenen Zustände eines Blattes kümmerten und als diese Verschiedenheiten in Oeuvre-Katalogen festgelegt waren, eröffnete sich der Fälschung oder dem „corriger la fortune" ein ungeahntes Feld neuer Tätigkeit. Da die Verfasser der Oeuvrekataloge damals die Zustandsverschiedenheiten eines Blattes mit Vorliebe nach ganz äußeren Merkmalen beschrieben, also zum Beispiel bei Callot: I. Zustand: „Vor der Adresse des Verlegers". II. Zustand: „Die Adresse des Verlegers ist hinzugefügt"; oder noch primitiver: I. „Avant la lettre", II. „Avec la lettre". — so brauchte man ja nur die Verlegeradresse am unteren Bildrande oder die ganze Inschrift auf der Platte auszuschleifen, und man konnte Probedrucke ad libitum herstellen. Ebenso natürlich, wenn als einzige Zustandsverschiedenheit der „Plattenkratzer auf dem sonst weißen

Digitized by Google

Hintergrunde" angegeben war. Auch hier sind wahrscheinlich die Verleger ebenso oft die Schuldigen wie die Geschädigten gewesen. Dergleichen einfache Dinge verfangen heute nicht mehr, jeder Kunsthistoriker oder Sammler weiß, daß bei der Beschreibung von Zustandsdifferenzen es immer auf die Dinge ankommt, die im Bilde, in der Darstellung selbst verschieden sind.

Dafür, daß die Feststellung eines Zustandes überhaupt entscheidend sein kann für die Frage, ob ein Druck noch von der vom Künstler selbst gearbeiteten Platte herrührt oder ein Neudruck ist, an dem der Künstler selbst keinen Anteil mehr hat, ist die Rembrandtforschung das beste Beispiel. Es gibt viele Radierungen von ihm, bei denen die späten Zustände, etwa von IV. Etat ab, nur noch durch Retuschen und Aufstechen durch fremde Hand zu erklären sind. Die Platten sollten wieder druckfähig gemacht werden, und da sie durch starke Abnützung schon ausgedruckt wurden, haben geschäftstüchtige und skrupellose Verleger sie eben in Effekt gesetzt. Auch das dürfte heute nicht mehr so oft vorkommen, da sehr viele Künstler ihre Platten galvanisch verstählen lassen, wenn sie eine bestimmte Anzahl von Drucken von ihnen genommen haben.

Wie sich im letzten Jahrhundert die Kritik und die Kennerschaft entwickelt hat, zeigt die Abbildung einer Daumierschen Lithographie (Abb. 5), die als Kuriosum im königlichen Kupferstichkabinett in Dresden aufbewahrt wird. Diese Ballszene, die schon bald nach Daumiers erstem Auftreten gemacht wurde (zirka 1840) und, da sie vorsichtshalber zweimal signiert wurde, doch offenbar Daumiers Stil vortäuschen soll, würde heute im Kreise der Fälscher selbst wohl nur ein vernehmliches Hohnlachen erregen; auf dergleichen minderwertige Leistungen reagieren unsre Sammler nicht. Gefährlicher waren schon die zwar nicht als Fälschungen entstandenen Landschaftsradierungen des aus der Dietzschule hervorgegangenen Deutschamerikaners Frank Duvenek, die ganz in Whistlerscher Manier gehalten sind und oft genug als Whistlers verkauft wurden, ehe ein genauer Whistlerkatalog erschienen war. Der Weg der mündlichen Zuschreibung ist ja heute fast der einzige, um eine Fälschung zu lancieren. Das wird immer wieder versucht, fast nie mit Erfolg. Das Bremer Kabinett besitzt als Kuriosum ein „unbekanntes Blatt von Goya", einen Bauernkopf (Abb. 6), das aber auch

Abb. 8. Forain: Straßenszene. Lithographie.

Digitized by Google

Abb. 9. Forain: Im Cabinet particulier. Lithographie.

gar nichts mit Goya zu tun hat, weder in der Zeichnung noch in der Technik, und den wir damals auch sofort als Fälschung denunzierten. Ein berühmter moderner spanischer Maler brachte das Blatt in Verkehr; er besitzt die Platte davon und behauptet, sie stamme von Goya. Ob er die Platte wohl nur gedruckt hat?

Als Rodin vor einigen Jahren seinen Namenszug unter eine heliographische Reproduktion nach einer seiner Arbeiten setzte, war er nicht vorsichtig genug und man lernte daraus, daß auch die bestimmte Aussage des Künstlers über sein eigenes Werk nicht immer Glauben verdient, daß Künstler eine Fälschung nicht immer erkennen und daß man noch schärfer hinsehen muß. Aber auch das Gegenteil kommt vor, Künstler bestreiten oft die Echtheit früherer Arbeiten, weil sie sich nicht mehr erinnern, und wittern Fälschungen, wo keine sind. Wenn dies bei der Graphik auch seltener geschieht als in der Malerei, einmal wegen der Mehrzahl der Drucke, die vorhanden sind, dann wegen der Oeuvrekataloge, ganz ausgeschlossen ist es auch hier nicht, selbst wenn der in Frage kommende Künstler noch nicht einmal sehr alt und wenn der verstrichene Zeitraum nicht sehr groß ist.

Vor einem Jahre wurden einem deutschen Kupferstichkabinett, das die moderne französische Graphik liebevoll pflegt, fünf unbekannte Lithographien Forains angeboten. In dem kurz vorher erschienenen, von einem Freunde Forains und unter dessen Augen verfaßten Oeuvrekatalog fehlten die Blätter sämtlich, und somit war der Verdacht der Fälschung gegeben, trotzdem die Blätter ausgezeichnet aussahen (s. Abb. 7—9) und einige von ihnen das Forainsche Initial F. in unauffälliger Faktur trugen. Daß auf einmal fünf vollständig unbekannte Blätter eines seit kurzer Zeit sehr gesuchten Künstlers auftauchten, zu einer Zeit, wo die Forainpreise in einer starken Aufwärtsbewegung begriffen waren, mußte doch auffallen und zur Vorsicht mahnen. Der Händler, der die Dinge anbot, hatte sie aus Paris bekommen, der geforderte Preis war, wenn auch nicht sehr billig, so doch verhältnismäßig bescheiden. Vorsichtig geworden, behielt sich der Direktor des Kabinetts weitere Erkundigungen vor. Bei einem Aufenthalt in Paris legte ich dann Photographien der Drucke den verschiedensten Experten, Sammlern und Händlern, die sich speziell mit Forainscher Graphik befaßt hatten, vor; das Urteil war einstimmig ablehnend. Der Verfasser des Oeuvrekatalogs bekam sie zu Gesicht; dasselbe Resultat. Sie wurden Forain gezeigt, der war empört, erklärte, es seien ganz unverschämte Fälschungen, verlangte die Quelle zu wissen, um den Schwindler zu verklagen. Damit hätte man sich normalerweise beruhigen können. Doch ich war nicht überzeugt, weder durch die stilkritischen Auseinandersetzungen des besten Experten — der linke Arm des Advokaten auf dem einen Blatt sitze ja ganz falsch an der Schulter, und dann überhaupt sei die Modellierung der einzelnen Kohlestriche viel zu oberflächlich, der Strich bei Forain sei immer viel gefühliger und nüancenreicher usw. —, noch durch den Protest Forains (ich dachte an die kurz vorher passierte Geschichte, wo Rodin einen Mann verklagt hatte, der mit gefälschten Rodinbronzen handelte, die dann nachher doch echt waren), — kurz, ich beruhigte mich noch nicht, sondern erzählte den Fall weiter. Einen Gemäldehändler, der aber nicht mit Forains handelte, schien die Sache sehr zu interessieren. Heraus kam dann Folgendes. Vor zehn Jahren hatte dieser Händler eine Serie Lithographien von Forain herausgeben wollen. Ein Papierfabrikant hatte ihm gerade eine neue Sorte lithographischen Papiers empfohlen, und als Forain eines Tages in den Laden des Händlers kam, bat er ihn, er möge doch einmal dieses neue Papier versuchen. Forain warf nun blitzschnell, nur um die Wirkung des Kohlestrichs zu sehen, ein paar Zeichnungen auf ein paar Bogen des neuen Papiers, sah aber, daß es nichts taugte. Um sich zu

Digitized by Google

vergewissern, ob wirklich nichts damit anzufangen sei, gingen der Künstler und der Verleger zu dem besten Drucker von Paris, aber auch der verwarf das Papier, und so war nicht mehr davon die Rede, Forain dachte bereits wieder an etwas anderes.

Wenn dann zehn Jahre später diese fünf unbekannten Blätter auftauchten, die jener Händler nach der Photographie als die fraglichen wiedererkannte, so war nur die Möglichkeit denkbar, daß die flüchtigen Zeichnungen bei jenem Drucker in der Werkstatt liegen geblieben waren, als wertlos, daß ein Unbefugter sie dann auf den Lithographenstein übertragen und Abzüge davon genommen hatte. Der deutsche Händler, der sie anbot, stellte Untersuchungen an über die weitere Provenienz, und es ließ sich erweisen, daß sie tatsächlich von einem Lithographen stammten, der damals, zu der fraglichen Zeit, bei dem Pariser Drucker als Angestellter tätig gewesen war. Forain hatte den Vorfall vergessen, und da die Sachen einmal sehr schnell, ohne tiefere künstlerische Absicht und nur zu technischem Versuch entstanden waren, und ferner, infolge des untauglichenn Papiers, der Strich roh und unfein herausgekommen war, begreift man wohl, daß Forain sie nicht als eigene Arbeiten anerkannte. Es erhebt sich aber die Frage, ob und inwieweit es sich hier um Fälschungen handelt. Die Originalität der Arbeit von Forains Hand ist erwiesen, Forainsche Lithographien sind meistens nicht direkt auf den Stein gezeichnet (wie es übrigens bei sehr vielen Lithographien ebenso der Fall ist), sondern auf Lithographenpapier. Eine Fälschung im juristischen Sinne liegt also nicht vor. Wohl aber eine betrügerische Benutzung verworfener Arbeiten — was im künstlerischen Sinne allerdings sehr bedenklich aussieht. Als echt anerkennen muß man die Blätter wohl; ob als gut, ist eine andre Sache, und zwar die Hauptsache. Es dreht sich bei der Kennerschaft, beim Erkennen von Kunstwerken, ja schließlich doch immer darum, ob gut oder schlecht. Die Kritik ist doch letzten Endes nur Mittel, nicht Selbstzweck.

Seit einigen Jahren gibt es im Kunsthandel Blätter von Corot und Daubigny, die vollkommen so aussehen wie Photographien, besonders aus dem Grunde, weil sie auf lichtempfindliches und im Goldbad fixiertes Photographiepapier gedruckt sind. Anfangs begegneten sie spöttischer Ablehnung, man wollte doch keine Photographien kaufen! Das Rätselhafte war nur, daß man die Originale dieser sogenannten Photographien nicht kannte und nie zu sehen bekam und es wäre doch ein höchst sonderbarer Zufall gewesen, daß diese aus Paris kommenden Photos ausnahmslos solche Originalblätter, Zeichnungen oder Radierungen Corots oder Daubignys reproduzierten, die seither verschollen oder verschwunden waren oder, wie man annahm, versteckt gehalten wurden. Als diese Blätter sich immer mehrten, ging man der Frage nach und kam zu der Feststellung, daß diese sogenannten cliché verre's tatsächlich aus der Zeit Corots und Daubignys stammten. Als in den fünfziger und sechziger Jahren die photographische Technik sich zu entwickeln begann, haben einige Künstler versucht, sich der photographischen Platte künstlerisch zu bedienen. Anstatt auf eine mühsam präparierte Kupferplatte zu zeichnen und zu ätzen, nahmen sie einfach eine dem Tageslicht ausgesetzte photographische Platte und ritzten in die Schicht ihre Zeichnung ein; die Abzüge wurden hergestellt wie bei jeder Photographie, so daß das eingeritzte auf der Photographischen Kopie als schwarze Linie erschien. Man hat es also ganz zweifellos nicht mit Fälschungen oder Reproduktionen zu tun, sondern mit Originalarbeiten. Und die Frage, ob es sich um einen Neudruck handelt oder um einen alten Abzug, ist hier gleichgültig. Ganz abgesehen davon, daß die Abzüge, die existieren, wahrscheinlich alt sind (weil es höchst selten vorkommen dürfte, daß eine Glasplatte ein halbes Jahrhundert lang unzerbrochen bleibt) — selbst wenn es nicht der Fall wäre und die Platten noch heute gedruckt werden, so würde doch der Begriff Neudruck hinfällig sein, denn photographische Platten abziehen kann jeder Photographenjunge, was bei Radierplatten natürlich nicht der Fall ist.

Heute werden also cliché verre's folgerichtig als Originale gesammelt und bezahlt, die vor fünf Jahren noch als Reproduktionen abgelehnt wurden. Man muß also nach beiden Seiten lernen — sich nicht mit dem Fälschungswittern begnügen, sondern auch die Kehrseite der Medaille studieren.

Digitized by Google

Napoleon I. in der Lithographie.

(Charlet und Raffet.)

Von

Carl Wagner in Leipzig.

Mit 7 Bildern.

Napoleon in der Lithographie" nannte sich eine Unterabteilung der historischen Gruppe des Flachdruckes auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914. Die dort ausgestellten Blätter werden wohl von den wenigsten Besuchern nach Verdienst gewürdigt worden sein, sie kamen lediglich als Lithographien in dem großen Rahmen des sonst Gebotenen zur Geltung und interessierten durch die Güte der Herstellung und der künstlerischen Auffassung dank der geschickten Hand ihrer Zeichner. Aber was sie eigentlich hätten beweisen sollen, die große kulturelle Bedeutung, die sie seinerzeit gehabt haben, das wird wohl den meisten entgangen sein.

Zur Zeit der größten Machtentfaltung Frankreichs unter Napoleon I. war die Lithographie noch in ihrem Anfangsstadium und wurde von Münchner Künstlern, die mit ihren Erzeugnissen allerdings keine bleibenden Werte geschaffen haben, für Reproduktionszwecke verwendet, hauptsächlich diente sie aber für rein merkantile Arbeiten. Den Weg nach Frankreich hat die Lithographie eigentlich erst nach Napoleons Sturze und Verbannung gefunden. Zu Lebzeiten des Kaisers priesen die Kupferstecher und Maler, darunter als einer der ersten David und Gros, den Ruhm des Helden, die Lithographie war noch zu unbekannt und ihre Technik unverstanden. Napoleon selbst wurde durch den Obersten L. F. Lejeune, der in Senefelders Anstalt in München den so oft reproduzierten Kosaken mit einer Lanze auf Stein gezeichnet hatte, auf die neue Erfindung der Graphik aufmerksam gemacht, war aber natürlich weit entfernt, ihr irgendwelches Interesse entgegenzubringen. Dazu kam noch, daß

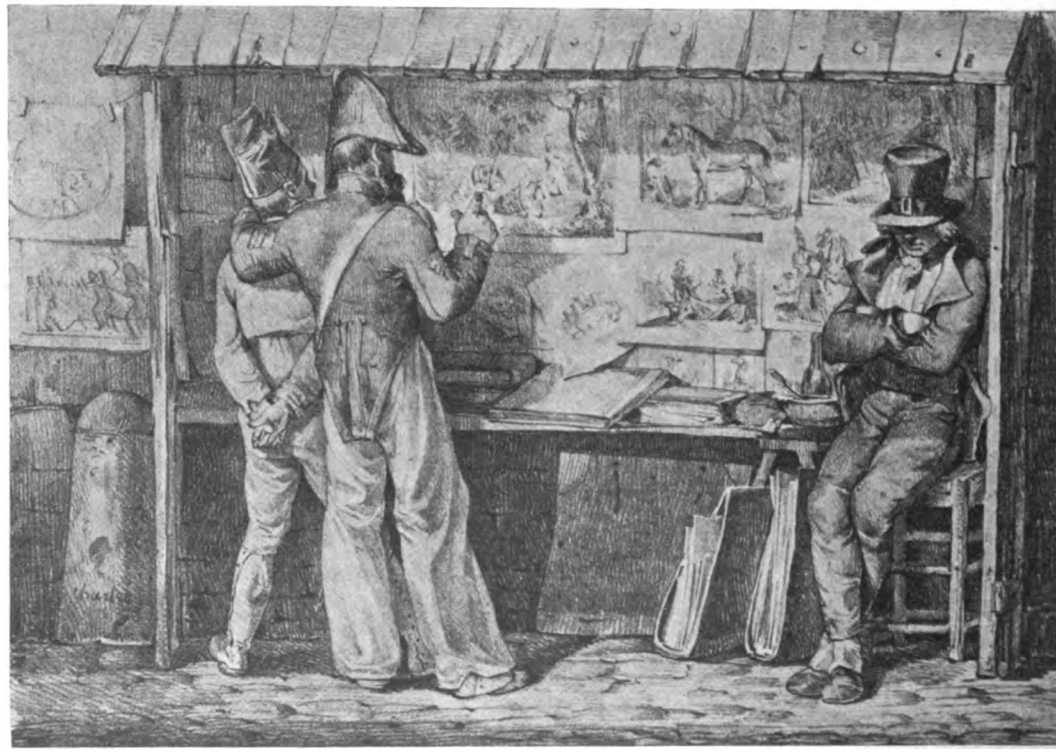


Abb. 1. Charlet, Verkaufsstand lithographischer Blätter

Digitized by Google

Denon, der Direktor des Louvre, sich der Senefelderschen Erfindung geradezu feindlich gegenüberstellte und erst nach einigen Jahren bekehrt wurde.

In den letzten Jahren der Napoleonischen Herrschaft hemmte das Gesetz mit starker Hand die Bewegungsfreiheit des individuellen Gedankenaustausches, man beschlagnahmte Bücher, verbot das Erscheinen von Zeitungen, schloß Druckereien, die im Jahre 1811 in Paris bis auf 60 zurückgegangen waren, und stellte überhaupt die Presse unter strengste Zensur. So war es kein Wunder, daß ein neues Druckverfahren wenig Hoffnung haben konnte, eine Konzession zu erhalten, um so mehr, als es von den Künstlern so gut wie nicht beachtet wurde. Die Technik der Lithographie war auch noch zu wenig bekannt, um als Hilfsmittel für eine schnelle und künstlerische Verbreitung von geschichtlichen Begebenheiten angesehen zu werden.

Nach dem zweiten Pariser Frieden im Jahre 1815 begann für das durch die großen Kriege der letzten Jahre stark mitgenommene Land eine Periode der äußeren Ruhe und der Erstarkung von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe. Da durch die Zeitverhältnisse Frankreichs äußere Politik vor Feinden sicher war, konnten sich in der inneren Politik die verschiedenen Parteien um so kräftiger entwickeln und es wurden Gegensätze geschaffen, die schließlich zu einer Katastrophe führen mußten.

Trotz aller Härten war Napoleon der vom Volk erwählte Kaiser gewesen, man erblickte in ihm den Vollstrecker des Volkswillens im Gegensatz zur neuen Regierung, die alles tat, sich dem Volke zu entfremden. Die glänzenden Waffentaten Napoleons und die Unfähigkeit der bestehenden Regierung, irgend etwas für die Bedürfnisse der großen Masse zu tun, forderte geradezu einen Vergleich heraus. Die Feder und der Zeichenstift wurden zu einer furchtbaren Waffe, Schriftsteller und Künstler haben beides gleich gut angewendet und eine Zeit vorbereitet, durch die sie hofften, Frankreich endlich die Befreiung von allen reaktionären Bestrebungen zu bringen.

Abb. 2. Charlet, Napoleon nach dem Rückzug von Moskau.

Auf so vorbereitetem Boden hielt die Lithographie ihren Einzug in Frankreich und wurde von den Künstlern, nachdem sie einmal in die Technik eingedrungen waren, begierig aufgegriffen. Durch ihre einfachen Mittel und die Möglichkeit, eine Zeichnung innerhalb kurzer Zeit in vielen hundert Exemplaren verbreiten zu können, war es für die Künstler fast selbstverständlich, sich dieser neuen Erfindung in ausgiebiger Weise zu bedienen, um die bestehenden Zustände zu geißeln und dem Volke den Ruhm vergangener Zeiten und hauptsächlich die Person des Volkserwählten, des Abgottes der großen Armee in immer anderen Darstellungen vor Augen zu führen. Diese schwarz-weißen Blätter waren an den Verkaufsständen der Buchläden in höchst primitiver Art angeheftet und luden die Vorübergehenden zur Betrachtung und zum Kauf ein. Man kann sich vorstellen, daß manch alter Veteran an der Hand eines dieser Blätter abends im Wirtshaus von seinen Taten den Stammtisch-

Digitized by Google

genossen erzählte und sicherlich nicht müde wurde, den Kaiser als Held und Liebling des Heeres zu schildern. Mit der immer weiteren Verbreitung der Lithographien über Napoleons Lebensschicksale mußte im Volke die Sehnsucht nach einer machtvollen Persönlichkeit wachsen und andrerseits das Bild des Kaisers in abgeklärter Form erscheinen, frei von allen menschlichen Schwächen, eine fast sagenhafte Gestalt. So ist in Frankreich die Napoleonslegende entstanden, die nicht wenig dazu beigetragen hat, die Julirevolution vorzubereiten, und die ihren Abschluß in der Überführung der Leiche des Kaisers durch die Fregatte La belle Poule von St. Helena nach Paris im Jahre 1840 findet. Die Beisetzung der menschlichen Überreste des großen Korsen im Invalidendom zu Paris bildet den Schlußstein dieses Heldengedichtes, das zum großen Teil in der Lithographie Frankreichs zum Ausdruck gekommen ist.

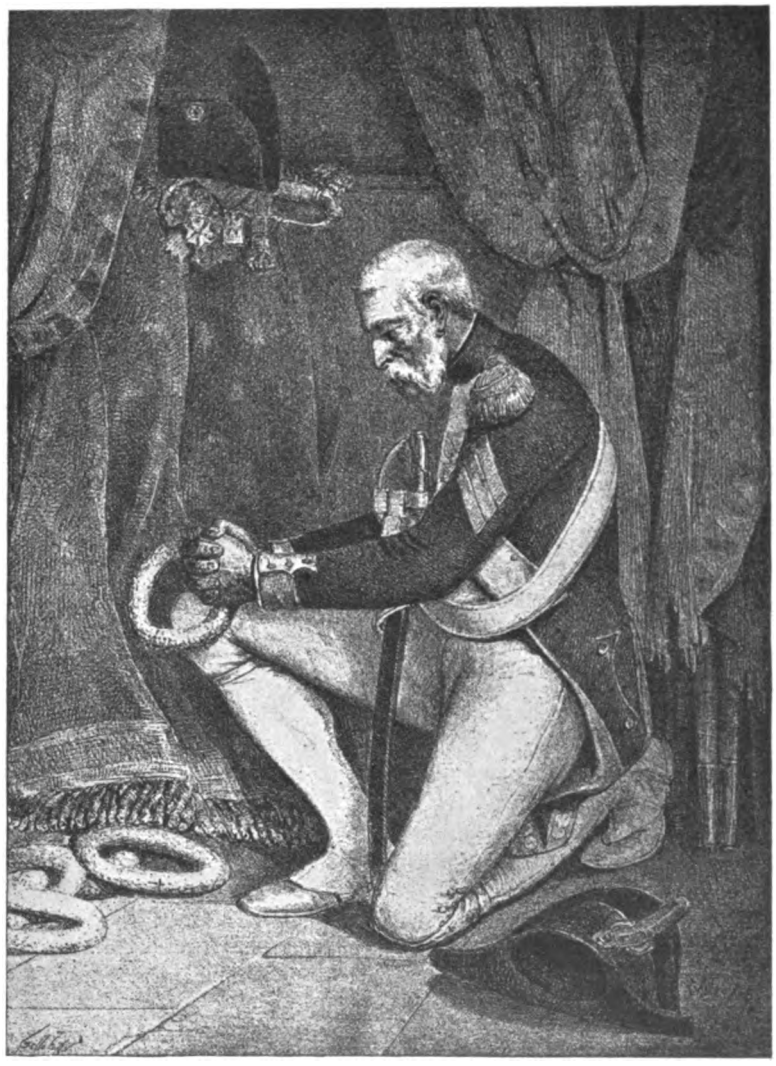


Abb. 3. Charlet, 5. Mai — Das Gebet des alten Soldaten.

Eine Unmenge Künstler haben dieses Thema in mehr oder weniger guter Ausführung behandelt, oft nichts weiter als geistlose Kopisten vorhandener Darstellungen. Die eigentlichsten und würdigsten Vertreter der Napoleonslegende in Frankreich waren, abgesehen von *David* und *Gros*, die den großen Korsen nur in ihren Ölbildern feierten, *Charlet*, *Horace Vernet*, *Raffet* und in zweiter Linie *Bellangé*. Betrachten wir das Werk dieser Künstler, so haben wir das reiche Leben Napoleons in anschaulichster Weise vor uns, von seinem Eintritt in die Arena des Welttheaters bis zur Apotheose auf Raffets unvergleichlichen Blättern. Wir sehen ihn in der Schlacht, am Biwakfeuer, mit seinen Generälen, im Verkehr mit seinen Soldaten und auf Charlets Blättern hauptsächlich das Leben und Treiben dieser Soldaten, für die alles Denken und Fühlen in der Person des Kaisers gipfelte. Eigentlich genügen schon die Lithographien Charlets und Raffets, uns eine vollkommene Übersicht der Napoleonslegende zu geben. Raffet ist bei weitem der größere Meister und kann mit Charlet nicht gut verglichen werden, er war Historienmaler und gibt uns in seinen Lithographien, die in der Großzügigkeit ihrer Auffassung jedem Schlachtenbild als Vorlage hätten dienen können, den Helden Napoleon in sichtbarer Gestalt, während Charlet meistens kleinere Episoden in netter, anschaulicher Form herausgegriffen und erzählt hat.

Die Großzügigkeit Raffets und das gewaltige Können im Gruppieren großer Massen, verbunden mit einer geradezu fabelhaften Technik, geht den Arbeiten Charlets ab, er hätte seine Soldaten ebensogut mit der Kreide auf dem Papier zeichnen können, die lithographische Technik ist mehr untergeordneter Natur, nur ein Mittel für eine große und billige Verbreitung seiner Blätter. Er hat allerdings auch einige Versuche mit Pinsel und Schabeisen gemacht, die aber seltener sind und sich sicherlich keiner so großen Beliebtheit erfreut haben. Die wenigen Arbeiten in dieser Aquatintamanier, bei der die Gestalten aus dem Dunkeln ins

Digitized by Google

Helle gearbeitet sind, lassen bedauern, daß Charlet nicht mehr Zeit auf diese Technik verwendet hat.

Aber gerade Charlets Soldaten mußten das Gemüt der breiten Masse bewegen und in der Seele des Volkes die Sehnsucht nach der Vergangenheit wachrufen. Sie sind stolz auf ihre Taten; geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion, erzählen sie dem jungen Krieger der Armee Ludwigs XVIII. von den großen Schlachten in Italien, in Deutschland, in Österreich, von dem Leiden und dem großen Sterben in Rußland. Wenn sie das Glück hatten, ihrem geliebten Kaiser persönlich näher getreten zu sein, so erinnern sie sich genau seiner Worte oder des Tages und der Stunde, als er ihnen das Kreuz der Ehrenlegion selbst auf die Brust geheftet hat. Gerade gegenwärtig können wir den Bildern Charlets ein größeres Verständnis entgegenbringen. Auch wir leben ja in einer Zeit, in der sich alles mit den Kriegern beschäftigt, in der wir ihnen gern Liebesgaben bieten, um uns dankbar zu erweisen für die starke Wacht, die sie zum Schutze des heimatlichen Herdes halten. Auch wir lauschen heute gespannt den Berichten unserer Krieger und hören ihnen gern zu, selbst wenn sich ihre Phantasie etwas zu reichlich entfaltet. Hoffen wir, daß uns der volkstümliche Künstler erstehen möge, der noch

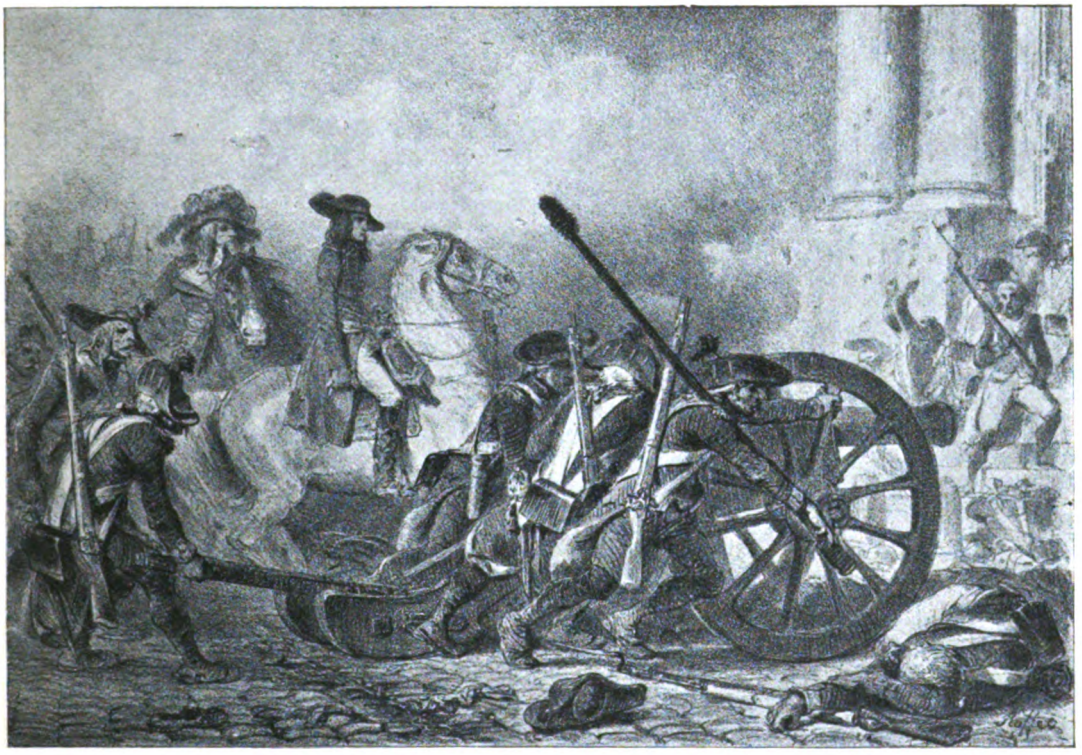


Abb. 4. Raffet, 13. Vendemiaire — St. Roch 1795.

späteren Geschlechtern auch von den kleinen Begebenheiten dieser großen Zeit wahrheitsgetreu und lebendig zu erzählen weiß. —

Charlet versteht neben diesen mehr genrehaften Darstellungen auch in feierlicher Weise den Manen des großen Napoleon zu huldigen. Sein Blatt „5. Mai — La Prière du vieux soldat“ hat manche Stube guter Bonapartisten geschmückt und Kinder und Enkelkinder an das Leben des Helden erinnert. Ein alter Krieger kniet im stummen Gebet, in den gefalteten Händen einen Immortellenkranz, vor dem Sarkophag Napoleons nieder, der mit seinem Hut, Degen und Ordensband geschmückt ist. Feierliche Stille beherrscht den Raum, man glaubt das Gebet des alten Gardisten zu hören: „Du warst unser Held, du hast uns geführt von Sieg zu Sieg, wir glaubten an dich und gingen mit dir zugrunde, von den Pyramiden bis nach Waterloo sind wir dir gefolgt und wollen dich auch im Tode nicht vergessen.“

Das Leben dieses Künstlers ist mit wenig Worten erzählt. *Nicolas Toussaint Charlet* war am 20. Dezember 1792 zu Paris geboren worden. Sein Vater, der als Dragoner der republikanischen Armee die Feldzüge mitgemacht hatte, weckte schon frühzeitig das Interesse des Knaben für den Soldatenstand und legte in ihn den Keim für die Verehrung und die Verherrlichung Napoleons. Der

Digitized by Google

Vater starb bald und hinterließ Frau und Sohn in den bescheidensten Verhältnissen. Charlet trat 1817 in das Atelier von Gros ein und wurde dort zumeist im Geiste Davids künstlerisch erzogen. Die Verbreitung der Lithographie hatte damals gerade angefangen; sie wurde von Charlet aufgegriffen, der seine ersten schwarz-weißen Blätter in Kreidemanier, die ihm bald so große Popularität verschaffen sollten, bei Delpech und Motte herausbrachte. 1839 erhielt er eine Stelle als Zeichenlehrer an der „Ecole Polytechnique". Zahllos sind seine Lithographien, der Katalog des Obersten Lacombe umfaßt 1092 Nummern. Charlet hat auch einige Ölbilder hinterlassen, worunter sein „Episode de la Retraite de Russie", jetzt im Museum zu Lyon, den größten Erfolg errungen hat. Alfred de Musset beschreibt das Bild in begeisterten Worten und betrachtet es als das bedeutendste Malwerk, das den Rückzug der großen Armee schildert. „Charlet hat hier die Misere und die Leiden der durch den tiefen Schnee unter den beständigen Angriffen der Kosaken sich weiterschleppenden Soldaten Napoleons mit einer wahrhaft tragischen Wucht und Eindringlichkeit zu schildern vermocht", so lauten Mussets Worte in der „Revue des deux mondes" (15. April 1836). — Charlet war bis zu seinem Lebensende (er starb am 30. Dezember 1845) damit beschäftigt, das Heldengedicht Napoleons in

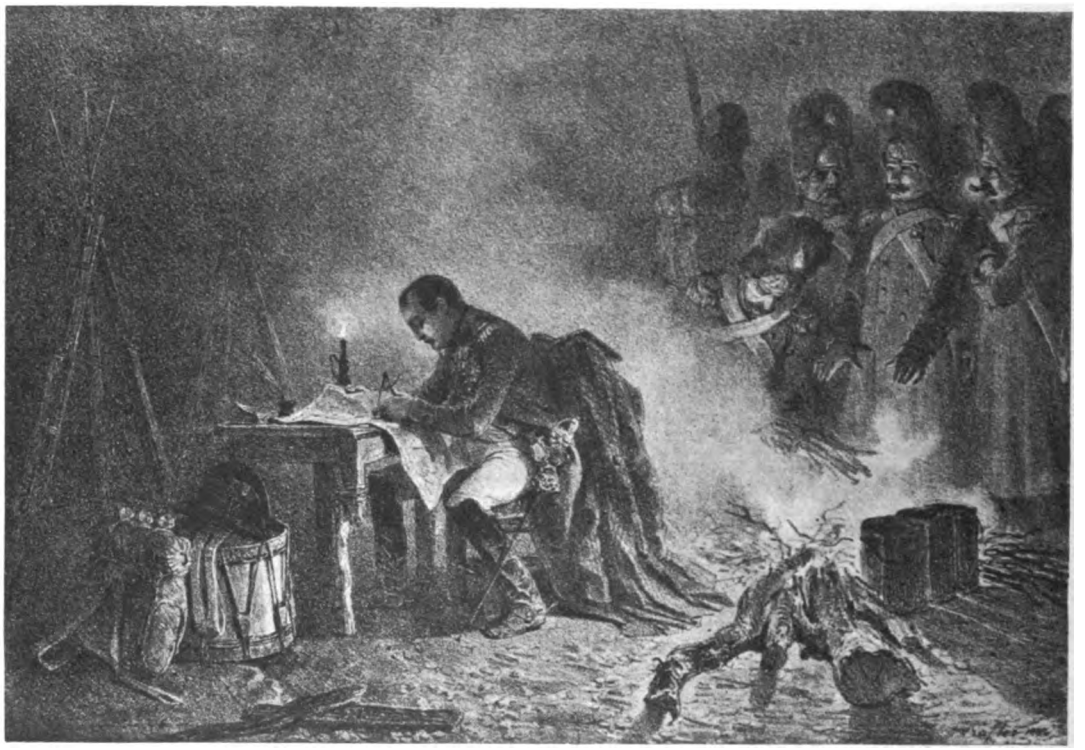


Abb. 5. Raffet, Napoleon in der Schlacht bei Bautzen in der Nacht vom 21. zum 22. Mai 1813.

der Zeichnung wiederzugeben. Gerade sein letztes größeres Werk war eine Illustration zu Napoleons Tagebuch von St. Helena. Er hat nicht nur dazu beigetragen, die ruhmvolle Vergangenheit neu erstehen zu lassen, er hat als guter Bonapartist auch dem zweiten Kaiserreich in der Seele des Volkes die Wege geebnet. Charlet fühlte und lebte mit dem einfachen Bürgertum, höfische Sitten waren ihm fremd und nicht begehrenswert, er hatte eine volkstümliche Kunst geschaffen und damit seinen Blättern eine unvergängliche kulturgeschichtliche Bedeutung gegeben. In der einfachsten, verständlichsten Form sollen sie zu uns sprechen, große Probleme hat er nicht zu lösen versucht. Aber gerade dank dieser Einfachheit hat er den tapferen Soldaten ein unvergängliches Denkmal gesetzt und ist seiner Mission als Künstler und Poet in schönster Weise gerecht geworden.

Raffets berühmte Napoleonbilder sind nach der Julirevolution entstanden, so daß man in ihnen mehr eine Vorbereitung des zweiten Kaiserreichs erblicken kann. Sie bilden die Fortsetzung der Charletschen Ausdrucksweise ins Große übertragen. Raffet verbildlicht uns die geschichtlichen Momente, die Charlets Soldaten erlebt und erzählt haben. Sie sind mit einer abgöttischen Verehrung für den Kaiser gezeichnet und verfolgen seine ganze Laufbahn als junger General, eine schlanke Gestalt mit langen dunklen Haaren, als Konsul vom Glanz des zukünftigen Kaiserreichs träumend,

Digitized by Google

als Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht, als siegreicher Feldherr und als Schlachtenlenker von Austerlitz, Jena und Wagram, zuletzt als den gefällten Riesen auf dem Schlachtfeld von Waterloo, die traurigen Reste einer „unbesiegbaren" Armee überblickend. Doch auch über den Tod hinaus haben die Heldengestalten Raffets dem Kaiser die Treue gehalten, nicht in der einfachen anschaulichen Weise wie Charlets Gardist vor dem Sarkophag Napoleons, oder wie auf einem anderen seiner Blätter, wo Kinder das Standbild des Kaisers mit Blumen schmücken und ein alter Krieger, der Großvater der kleinen Schar, mit verlorenem Blick ins Weite schaut, um sich noch einmal die Vergangenheit zurückzurufen, nein, Raffet läßt den Helden neu erstehen, die Gräber tun sich auf und gewaltige Heerscharen stürmen an ihrem Kaiser vorüber, der wie in alten Zeiten auf seinem Schimmel sitzt und die Reiter mit seinem Blick anfeuert, als wollte er sie zu neuen Schlachten und zu neuen Siegen führen. Fahles Mondlicht bescheint die Gestalt des Kaisers und die in mitternächtlicher Stunde dahinbrausende Schar der Reiter. „La revue nocturne" ist die Verherrlichung des Inhalts der ganzen Napoleonslegende auf einem Blatt in meisterhafter Ausführung, der große Raffet offenbart sich uns darauf künstlerisch und technisch in gleich starker Weise. Dieses Blatt ist nämlich auch eine ganz gewaltige technische Leistung, wenn man bedenkt, daß mit spitzer Kreide Punkt neben Punkt auf den Stein gesetzt worden ist, mit einem feinen Verständnis von den hellsten bis zu den dunkelsten Tönen alles so abgestuft, daß diese malerische Gesamtwirkung erzielt wird.

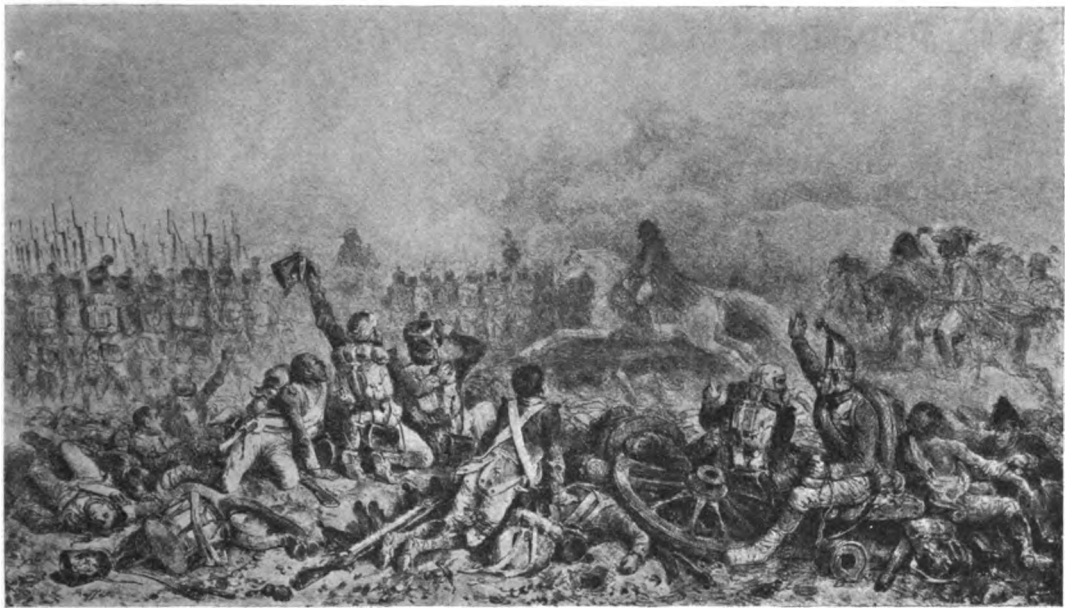


Abb. 6. Raffet, Vive l'Empereur! Lützen 1813.

Raffet ist ein Meister in der Anordnung großer Truppenmassen auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, seine Soldaten sind alle beschäftigt und wirken nie als Staffage, man hat nie den Eindruck eines panoramaähnlich zusammengestellten Schlachtenbildes. Die Regimenter, die auf Raffets Blättern dahinstürmen, um mit dem Einsatz ihres Lebens dem Kaiser den Sieg zu erringen, sind keine akademisch empfundenen Gestalten, keine Theaterfiguren, sie haben für den Beschauer des Bildes keine Zeit und verlieren sich nicht in steifer Pose, sie sind vollkommen bei der Sache, durchdrungen von dem Gefühl des Sieges, alle berauscht von dem Gedanken, ihrem Kaiser dienen zu können. „Vive l'empereur" erschallt es über das Schlachtfeld, die Verwundeten versuchen noch mit letzter Kraft sich aufzurichten, um von ihrem Führer auf dem Schimmel einen letzten Gruß zu erhaschen. Die brechenden Augen der Raffetschen Soldaten wissen nichts von einer Anklage, sie sterben gern, denn durch ihren Tod wird ja Frankreichs Ruhm von neuem befestigt. Auf einigen Blättern kommt Napoleon in nähere Berührung mit seinen Soldaten. Raffet greift kleine Episoden heraus, um den Kaiser als Menschen zu schildern, der mit seinen Soldaten lebte, mit ihnen fühlte und jeden nach seinem Werte einschätzte. Wir sehen zum Beispiel Napoleon im Biwak, vor ihm einen Gardisten mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, der ihm ein Stück gebratenes Fleisch reicht, oder wir sehen, wie Napoleon einen Abhang heraufklettert, unterstützt von einem Soldaten, der ihm seinen Gewehrkolben entgegenhält. Dann wieder erscheint der Kaiser, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, meist mit dem kurzen Fernrohr in der Hand oder mit dem Studium einer Karte beschäftigt.

Digitized by Google

Auch die Lebensschicksale *Denis Auguste Marie Raffets* wollen wir kurz zusammenfassen. Er wurde am 1. Mai 1804 zu Paris geboren und starb am 16. Februar 1860 auf einer Reise in Genua. Sein Vater war ebenfalls alter Soldat der Republik und hat vermutlich auch bei ihm die Liebe zum ersten Kaiserreich groß gezogen. Er starb, als sein Knabe erst zehn Jahre zählte. Schon früh erwachte in dem jungen Raffet die Liebe zum Zeichnen, worin er sich während seiner Lehrzeit als Dreher und später als Porzellanmaler fleißig übte. Es gelang ihm dann in Gros' und Charlets Schule zu kommen. Dieser gab ihm auch die ersten Anweisungen in der Lithographie. Vom Jahre 1825 an veröffentlichte Raffet ungefähr jedes Jahr ein Album mit lithographischen Blättern, die fast ausschließlich kriegerischen Ereignissen des Napoleonischen Zeitalters und seiner Gegenwart gewidmet waren. Seine Blätter erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit und fanden einen großen Absatz. Er illustrierte auch mehrere Werke, wie „Chansons de Béranger", „Walter Scotts und Chateaubriands Werke", „Die Geschichte der französischen Revolution von Thiers" usw. Er begleitete dann den Grafen Demidoff auf seinen Reisen im südlichen Rußland und in der Krim.

Abb. 7. Raffet, Die nächtliche Heerschau.

Es ist hier nicht am Platz, auf die übrigen Veröffentlichungen Raffets näher einzugehen, wie zum Beispiel auf das ganz wundervolle Album „Prise de Constantine", bei Gihaut frères in Paris erschienen, dessen Blätter der Napoleonslegende in keiner Weise nachstehen; uns interessiert nur die Kunst Raffets, soweit sie sich mit Napoleon beschäftigt hat. Gewissermaßen als Schüler Charlets ist er auch sein Nachfolger geworden, er bildet die Fortsetzung der Charletschen Kunst und hat mit ihm zusammen ein gewaltiges Werk geschaffen, eine Wiedergeburt des Napoleonischen Zeitalters. Die Blätter dieser beiden haben sicherlich noch mehr dazu beigetragen, Napoleons Leben volkstümlich zu machen, als die Schlachtenbilder von *Gros* und *Horace Vernet* und die Napoleonbildnisse von *Isabey, David, Gérard* und *Delaroche*, die, im Salon ausgestellt, später gewöhnlich ihren Weg in die Museen oder in Privatbesitz gefunden haben. Volkstümlich ist die Napoleonslegende sicherlich erst durch die Lithographie geworden, die jede Steinzeichnung Charlets und Raffets originalgetreu in vielen Exemplaren über Paris und das übrige Frankreich verbreitet hat.

Selbstverständlich soll damit der Einfluß der Werke der großen Maler auf das Volk keineswegs

Digitized by Google

unterschätzt werden, zumal da sie durch andere Hände in Kupferstich und teilweise auch in Lithographie vervielfältigt worden sind. Die Kritiker taten noch das Ihre, durch eingehende Besprechungen diese Bilder der großen Masse mundgerecht zu machen.

Deswegen muß man auch des dritten Künstlers und Schilderers der Napoleonslegende, Horace Vernets, gedenken, der in der Hauptsache durch seine Ölbilder dieses Heldengedicht tatkräftig unterstützt hat, denn seine zahlreichen Lithographien, die sich zum guten Teil mit Schlachtendarstellungen und Episoden aus dem Soldatenleben im Krieg und im Frieden beschäftigen, sind nicht von so einschneidender Bedeutung wie Charlets und Raffets Blätter. *Jean Emile Horace Vernet*, Sohn von Carle Vernet, war am 30. Juni 1789 in Paris geboren und erhielt seinen ersten Unterricht durch seinen Vater, einen liebenswürdigen Künstler, dessen Pferdebilder in lithographischer Technik ja allgemein bekannt sind. Während der kriegerischen Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 wurde er als „Sous-Lieutenant" in die Nationalgarde eingestellt und erwarb sich durch persönliche Tapferkeit das Kreuz der Ehrenlegion. Seine kurze militärische Laufbahn und der Geist seiner Zeit legte in ihm den Grund für seine spätere Kunstrichtung, die der Verherrlichung der Napoleonischen Zeit gewidmet war. Seine ersten größeren Bilder waren: „Tod Poniatowskis" und „Biwak des Obersten Moncey". Diese Bilder hatten im Salon 1817 und 1819 einen großen Erfolg und trugen wesentlich dazu bei, die Napoleonslegende ins Leben zu rufen. Die lithographischen Kopien dieser Bilder, mehr oder weniger schlecht, fanden ihren Weg in die ärmsten Hütten und wurden, begleitet von den Liedern Bérangers, von jung und alt gepriesen. Man redete sich die Köpfe heiß und begeisterte sich an den Taten des Kaiserreiches, der Geist Napoleons fing erneut an unter dem Volke zu wirken. Einen wesentlichen Anteil zur Vermehrung der Unzufriedenheit im Volke mit der gegenwärtigen Regierung haben natürlich die Karikaturisten gehabt, die gerade in der Lithographie mit voller Wucht zur Geltung gekommen sind; sie haben dafür gesorgt, daß das Feuer der Napoleonslegende immer von neuem geschürt wurde. Doch fällt die Betrachtung der Karikatur Frankreichs in dieser Zeit nicht in den Rahmen unserer Abhandlung, so innig sie auch mit der Napoleonslegende verknüpft ist.

Einen unbestreitbaren Erfolg erlangten Vernets spätere Bilder „Les Adieux de Fontainebleau", „Napoléon le soir de Waterloo", „Le Rocher de Sainte-Hélène", „La dernière cartouche". Die Regierung war auf sie aufmerksam geworden und hat die Bilder, in ihnen eine Gefahr erblickend, im Salon 1822 zurückgewiesen. Vernet rächte sich, indem er auf eigene Faust ausstellte. Ganz Paris drängte sich in seinem Atelier, um die letzten Werke seiner Hand zu bewundern, worunter die Schlachtenbilder von Montmirail, von Hanau und von Valmy einen ungeheuren Erfolg erlangten. Mehrere Jahre verbrachte Vernet in Rom, kehrte 1835 nach Paris zurück und malte seine berühmten Bilder „Jena", „Friedland", „Wagram", die uns den Kaiser auf der Höhe seiner Macht zeigen. Vernet erlebte noch die Wiedergeburt der Napoleonischen Herrschaft und starb hochgeehrt am 17. Januar 1863 in Paris

Auf die künstlerischen Qualitäten seiner Bilder wollen wir hier nicht weiter eingehen, sie zeigen in ihrem ganzen Aufbau nicht die künstlerische Höchstentwicklung der Raffetschen Darstellung, sie haben aber das unbestreitbare Verdienst einer kulturgeschichtlichen Tat. Sie waren eine Verherrlichung des ersten Kaiserreichs zum Nutzen des dritten Napoleon und haben auf das Gemüt des Volkes sicherlich in gleichem Maße gewirkt wie Anton von Werners Bilder aus dem siebziger Krieg auf unser Volk. „Bismarcks und Napoleons Zusammentreffen auf der Chaussee von Donchery", „Die Kapitulation von Sedan", „Kronprinz Friedrich an der Leiche des General Douai" sind alles Bilder, die durch ihre häufige Reproduktion ihren Weg in die Herzen der großen Masse gefunden haben, und in leichter, verständlicher Form späteren Geschlechtern erneut die Ereignisse dieser großen Zeit vor Augen führen. Ähnlich müssen Vernets Bilder auf die für den Ruhm leicht empfänglichen Franzosen gewirkt haben. Man empfand beim Betrachten die Größe der gewaltigen Epoche Napoleons, sie faßten das kurz zusammen, was patriotische Gesänge in Worte gekleidet hatten und erlaubten dem Vorstellungsvermögen des Einzelnen sich in jene Zeiten zurückzuträumen.

Die vielen Lithographien von Schlachten und Bildnissen Napoleons in verschiedenen Zeitabschnitten können wir hier übergehen, es sind ihrer zu viele, sie sind auch nicht besser als die Gelegenheitsblätter unserer jetzigen Zeit. Es gehören schon Künstlernaturen wie Charlet, Raffet und Vernet dazu, das Thema so zu behandeln, daß es auf die Nachwelt wie eine Offenbarung wirkt.

Digitized by Google

Kriegsdichtung vor dem Kriege.

Von

Dr. Julius Zeitler in Leipzig.

So viele sich heute darum bemühen — die Ursachen dieses großen Krieges verhüllen sich uns noch, über die innere Entstehungsgeschichte tappen wir noch erheblich im Dunkeln. So klar das Resultat war: daß eine Übermacht uns gegenübertrat — in deren Folge wir uns als die Angegriffenen vorkommen mußten und durften, so unsicher tasten wir in dem Vorhergegangenen nach dem Faden Geschichte, der uns das Ganze auflösen könne. Wo ist Ursache, wo Wirkung? Haben wir uns nicht doch vielleicht in manchem überhoben und so erst die Gegenwirkungen hervorgerufen, die uns bei einem geschickteren, behutsameren Anfassen der Dinge erspart geblieben wären? Wohl dem, der sich heute einfach den Tatsachen hingibt, nicht nach rechts oder links fragt, nicht wägt, der ohne tiefes Bedenken dazu imstande ist, das zu tun, was die Stunde erfordert. Aber daneben gehen viele, die von den Ereignissen verstört sind, die im Tiefsten um den Sinn der Zeit ringen müssen. Und es sind nicht die Schlechtesten, sie meinen es nicht weniger gut mit ihrem Vaterland, so sehr sie neben den Bramarbassen der Kriegslyrik heute im Dunkeln stehen müssen. Nicht unpatriotischer als selbst die Kämpfenden sind diese, die sich heut zerquälen müssen, und es kommt vielleicht die Stunde, in der sich das Schicksal dieser nicht auf Machtgewinn, sondern auf Entsagung gegründeten Seelen erinnert, wenn vielleicht unmittelbarere Methoden, sich in der Welt zu behaupten, versagen.

Aus unzähligen Kriegsliedersammlungen kennen wir die Dichter, die Fanfare geblasen haben, die Dichter, denen es heute noch, nach Hekatomben von Opfern, die Hauptsache scheint, lyrisch zu berserkern — aber noch niemand hat eine Liste aufgestellt von jenen Dichtern, die jetzt schweigen, die vielleicht vorher gesungen haben, die aber jetzt in heroischer Geduld mit ihrem Lied aussetzen und sehen, welche Zeit werde, ob nicht eine Zeit komme, in der *ihr* Bestes wieder geschätzt werde, ob sie nicht dann, wenn die gellenden Hörner des Dichtersturms rettungslos verbeult und durchlöchert sind, nun zu ihrer Stunde um ihr Volk sich verdient machen könnten, indem sie einen, freilich nun schwereren, Weg mit bahnen helfen, auf dem der reine Hurrasänger seinerseits überhaupt nicht vorwärts weiß.

Es gibt auch Dichter, die gegen den Krieg die Leier schlagen; auch sie wird man nicht zu jenen Schweigenden rechnen dürfen; sie sind zunächst nur die Reaktion in der Kriegslyrik und Kriegsgesinnung selbst, der dampfende Atem der Schlachtfelder wallt über ihren Zeilen, auch sie sind letzten Endes in die Geschehnisse Verstrickte, von den blutigen Ereignissen mit Fortgerissene. Freilich — wer ist nicht heute in irgendeinem Sinne ein Redender, wer ist nicht doch als Schaffender irgendwie in das Gewebe dieses Kriegs verflochten? Am Ende ist doch jeder von uns „der Sünde bloß".

Aber es ist doch ein Unterschied. Man muß sich wundern, daß aus den Reihen der Literatur noch kein Protest erscholl gegen die behenden Kriegsversifexe, die an jedes Ereignis auf dem Welttheater ihr Geleier anhängen. Mühsam war in dem neuen Deutschland um eine bessere Achtung vor der Dichtkunst gerungen worden — alles Erreichte scheint unter dem wuchernden Dilettantismus der Gegenwart wieder zum Teufel zu gehen. Man möchte meinen, die Zählungen von *Bab* und *Muucker* hätten zur Besinnung führen sollen. Aber breit und seicht fließt das Gewässer weiter, es hat so weit kommen müssen, daß der Kriegsbedichter zu einer Figur der Witzblätter wurde, daß selbst konservative Blätter einen leichten Spott an ihm üben.

Nicht weniger schlimm wie mit den bequemen Versemachern in der Heimat, steht es mit den von der Muse besuchten Musketieren in den Etappenquartieren und in den Schützenständen. Der Stellungskampf beschert auch manche ruhige Stunde, neben dem Gewehr liegen dann Papier und Bleistift und die Kampfwut tobt sich dann gegen die arme Literatur aus, in Reimen, die, in Millionen Abdrücken durchs Land gehend, den ohnehin schon reichlich demolierten Geschmack noch weiter verschlechtern. Dazu will jeder Mitarbeiter an den Kriegszeitungen sein, die ihrerseits die Dichteritis vermehren. Humorvolle Feldwebel, denen die Einsicht dämmerte, daß Musketiere am Ende zu andern Aufgaben im Felde stehen, sind dazu übergegangen, im gesamten Bereich ihrer Kompagnie das Dichten zu verbieten. Es drängt sich dabei die Beobachtung auf, daß im Osten unendlich viel weniger gedichtet wird als im Westen. Das wäre doch erst die Kunst, aus den Wäldern hinter Suwalki, aus den russischen und ruthenischen Einöden heraus Kriegsstimmungen zu komponieren. Aber das Klima unter Hindenburg scheint der poetischen Produktion nicht so förderlich zu sein, wie unter den westlichen Hauptquartieren. Von östlichen Felddruckereien hat man noch wenig gehört — um so mehr von den westlichen. Den sammelnden Bibliophilen werden die Erzeugnisse der letzteren schon zuviel, die wahren Seltenheiten liegen für ihn im Osten. Aber das soll beileibe nicht heißen, daß nun Felddruckereien nach dem Osten transportiert werden sollen. Lille was Lille gebührt — aber die mit der erhabenen Großartigkeit des Steppenkampfes so harmonierende lyrische Unschuld der östlichen Truppen möge doch erhalten bleiben.

Man mag es als verfrüht empfinden, heute schon über die Kriegsdichtung zu urteilen, aber es scheint

Digitized by Google

doch an der Zeit zu sein, wenigstens zu versuchen, dazu anzusetzen. Denn die Aufgaben, die nach dem Kriege des Volkes wie der Dichtung harren, sind so ungeheuer, daß die Kriegslyrik während des Krieges selbst nur eine bloße Eingangsphase dazu sein kann. Vergleiche mit der Dichtung der Freiheitskriege (die bekanntlich wohl zur Befreiung, aber nicht zur Freiheit geführt haben) und des Krieges von 1870/71 mögen hier aus dem Spiel bleiben.

Unsere gegenwärtige Kriegsdichtung verharrt vor allem allzulange im Zustand der Mobilmachung, der Legion der Ausmarsch- und Angriffsgesänge und der Haßlieder steht ein nicht gar großes Häuflein von Gedichten gegenüber, die den inneren Empfindungen, dem Menschlichen auch im Kriege Rechnung tragen. Auf hundert Lieder, die blutdürstig gegen die Reihen der Feinde gerichtet sind, kommt eins, das den Verwundeten, den Toten, den Verlustlisten, den Müttern, den Waisen gewidmet ist. Hier gilt es doch, heute etwas mehr Verinnerlichung eintreten zu lassen, endlich einmal das wenigstens etwas Kompliziertere und Differenziertere (es wird gebeten, an diesen Fremdworten das übliche Ärgernis zu nehmen) walten zu lassen. Den Weg dazu würde eine Untersuchung der Motive der Kriegslyrik schon heute wohl erkennen lassen, der Motive, seien es Personen (von Hindenburg bis zum letzten Maat der „Ayesha"), Ereignisse (vom Gefühlsaufruhr der Kriegserklärungen bis zur Heldentat des Feldtelephonisten) oder Zustände (von der Kriegsgefangenschaft bis zur Kriegsfürsorge in der Heimat), dazu träte dann die technische Behandlung der Motive (von *Lauff* bis *Lichtenstein* und *Werfel*, von *Herzog* bis *Leonhard* und *Alfred Richard Meyer*) — kurz, es gäbe schon Mittel, der Kriegslyrik ins Herz zu leuchten und ein Ergebnis daraus zu gewinnen, mit dem künftigen nationalen Aufgaben gedient sein sollte.

Etwas Merkwürdiges ergibt sich bei einem Vergleich mit der Kriegsgraphik. An dieser scheidet sich deutlich die Kunst der in der Heimat Verbliebenen von der Kunst der im Felde Zeichnenden. Die Blätter der letzteren, auch wenn sie nicht ausschließlich von wirklichen Künstlern herrühren, sind still, intim, sie haben etwas Volksliedhaftes, Inniges; das hat seinen Grund natürlich mit darin, daß die heutige Schlacht keinen panoramaartigen Überblick mehr zuläßt, Feldherrnhügel gibt es keine mehr, bei den vielen hundert Kilometer langen Fronten sieht der einzelne nur Episoden, Details; das verbindet sich mit der Gemütsstimmung dieser Künstler und so kommt in ihre Blätten etwas Liedhaftes, eine einfache Melodie. Ebenso haben die Schöpfungen jener Dichter im Felde, die wir schätzen, etwas Volksliedhaftes, Versonnenes (wie bei *Binding*, bei *Heymann*, bei *Unruh*). Die Kriegsgraphik der daheimgebliebenen Künstler dagegen mündet, wo sie nicht ausdrücklich expressionistisch ist, gerne in Symbolisierungen ein.

Den gleichen Vorgang beobachten wir bei den zu Hause gebliebenen Dichtern; die besten suchen nach einem Überblick, suchen eine überhöhende Empfindung zu gestalten. Solche Schöpfungen sind aber selten genug, um so seltener, weil gerade sie den Übergang zu dem eigentlichen großen Kriegsgedicht bilden. Das allermeiste von dem, was im Lande erzeugt wird, besteht aus bloßen lyrischen Fanfarenstößen; für solche Poeten hat die Mobilmachung gedichtet, solche sind von unserem organisatorischen Können zum Rausch des Dichtens überwältigt worden und werden es noch heute, da ihnen ihre eigne Seele die Motive versagt. Diese Dichter sind zu einem guten Teil zu vergleichen mit den graphischen Schlachtfeldhyänen, mit den zeichnenden Kriegsberichterstattern in den „Ateliers", die für die illustrierten Lesezirkel- und Familien-Journale jene blutrünstigen, greuelvollen Schauerbilder zeichnen, in denen die Neuruppiner Bilderbogen noch übertrumpft sind. Den großen graphischen Kriegssymbolen aber, wie wir sie von *Klinger*, *Käthe Kollwitz*, *Kubin*, *Geiger* haben, ist aus unserer Kriegslyrik nur wenig an die Seite zu stellen. Im Krieg ein Kriegsgedicht zu machen, das scheint nicht schwer zu sein; aber man muß schon ein großer Künstler sein, um eines im Frieden machen zu können. Es scheint nur ein Parodox zu sein, daß die Entstehung eines großen Kriegsgedichts gar nicht an den aktuellen Zustand von Krieg oder Frieden geknüpft ist, ja, es scheint die Behauptung nahe zu liegen, daß die bedeutendsten Kriegsgedichte überhaupt nur im Frieden gemacht werden können. Man mag eine solche Idee seltsam finden — gut, aber sie kann doch vielleicht ein Trost sein für jene Dichter, die es in diesem Krieg noch zu keinem Orden gebracht haben.

Aus diesen Gedanken sei nun ein Blick rückwärts geworfen, auf die Kriegsdichtung vor dem Kriege. Man hat schon hie und da erkannt, daß der Weltkrieg auch in der Literatur schon seine Schatten vorausgeworfen hatte, *Walzel* zum Beispiel schrieb über „ahnungsvolle Dichter", andere wiesen auf Züge in der Säkulardichtung der Freiheitskriege hin, andre holten aus der Romanliteratur des letzten Jahrzehnts, wie aus *Bierbaums* „Prinz Kuckuck", entsprechende Stellen hervor.

Die Beurteilung unserer Literatur vor dem Weltkrieg bietet viele Schwierigkeiten. Manche werden sich heute eines Lächelns nicht zu erwehren vermögen, wenn sie sich der Vieltönigkeit dieser Bestrebungen erinnern, des *Kondor*, des Kreises des *Arkadia-Jahrbuchs*, der *Neo-Pathetiker*, die alle ihre besonderen Proklamationen hatten, und sich zuweilen nicht unerheblich befehdeten. All dieses Neue läßt sich heute in zwei Strömungen sehen, in den lyrischen Pantheisten, den reinen Künstlern und in den Imperialisten. Es sei gestattet, als imperialistische Dichter jene zu bezeichnen, deren Gegenstände mit der Ergreifung der äußeren Welt gegeben waren, die auf eine Erweiterung des Stoffgebietes drangen. Das brausende Leben der Großstadt, die neue Luftschiffahrt, die Kühnheit der Aviatiker, das Leben der Kohlenzechen und Eisenhütten, wie bei *Paul Zech*, der Lebensrausch in den Welthandelshäfen, das waren ihre bevorzugtesten Motive. In diese imperialistische Lyrik konnten einerseits nationale Tendenzen einmünden, besonders von älteren, rein patriotischen Dichtern, andererseits konnte die imperialistische Lyrik mit zum Ausgangspunkte werden für die Kriegsdichtung, die mit dem

Digitized by Google

Kriegsausbruch brausend emporflammte. Der Vorgang war also keineswegs ein plötzlicher, sondern es war darin schon eine Vorstufe vorhanden, die den Übergang zur Dichtung des Weltkriegs bildete.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß diese Vorstufe vor allem mit in den politischen Ereignissen begründet war; nach Algeciras, nach Agadir, nach dem aus der Annexion Bosniens hervorgehenden österreichisch-russischen Konflikt wandten neben Hurradichtern auch ernste Köpfe den aufsteigenden Gefahren ihr Augenmerk zu. Aber das Problem liegt doch noch tiefer. Eine Komponente der Strömung ward zweifellos auch von der 1813-Dichtung geliefert, die ein ganzes Jahr lang, über die Gegenwart zurück, die Phantasien mit Kriegsbildern füllte, sie kriegerisch begeisterte. Dazu kam der Friedrichstag, der 200jährige Geburtstag des großen Königs, dessen Kriege im letzten Jahrzehnt lebendiger unter uns wurden denn je; dazu kam das Jubiläum der Besitzergreifung der Mark Brandenburg durch die Hohenzollern, das gleichfalls auf den Kriegsgeist stählend einwirkte. Literarische Schöpfungen, die sich aus solchen Stoffen aufbauten, mochten in vielem der verlegerischen Konjunktur ihr Entstehen zu verdanken haben; zu einem guten Teile konnten sie aber doch auch Träger nationaler Gesinnung sein.

Ob die zahlreichen Romane, die den Stoff des 1870/71er Kriegs aufzuarbeiten begonnen hatten (welches Geschäft der Weltkrieg angenehm unterbrach), aus ursprünglich nationalen Beweggründen hervorgequollen waren, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls aber war ihre Wirkung eine nationalistische; auch sie speisten in ihrem Resultat den Kriegsgeist. Das Wiederaufleben des historischen Romans im letzten Jahrzehnt, in jenen Werken, die Kriege oder Kriegsepochen zur Darstellung wählten, oder die darin ihre Hauptfabel verankerten, dürfte jedoch keineswegs in erster Linie aus nationalen Erwägungen oder solchen, die Kriegsstimmung zu schüren, hervorgegangen sein. Es beteiligten sich ja auch jene mit den Imperialisten parallelisierten reinen Dichter daran. Die Hinwendung zu Kriegszeiten dürfte mehr einer Gegensatzstimmung entsprungen sein, man suchte den Kontrast zu der lahmen, weichen, ausblicklosen, eingezwängten Gegenwart; hier liegt die Wurzel dessen, was Walzel mit Barockempfindung charakterisierte. Die Zeit schien ereignislos, tatenlos, verweichlicht, müde; die Geister kamen sich wie eingepfercht vor, niemand schien sich an der richtigen Stelle zu stehen; es ward immer weniger leicht, aus der Gegenwart einen packenden Stoff zu holen; so übertrumpfte man einander, im Gehalt wie in der Form, die Jagd nach neuen Motiven, bei denen sich das Ästhetentum den Weg ins wirkliche Leben selbst verbaute, konnte in der Tat immer beängstigender anmuten. So ging man denn in die Geschichte und suchte Zeiten, die gerade vom Gegensätzlichen erfüllt waren, von Blut und Krieg, von Mord und peinvollem Leiden.

So entzückte sich *Enrica von Handel-Mazzetti* an den Greueln der Gegenreformation, so grub sich *Ricarda Huch* tief in die Wildnis des Dreißigjährigen Kriegs ein. (Auch *Rainer Maria Rilke* mit seinem „Cornet Rilke" wird hier zu erwähnen sein.) Um so besser, wenn sich mit dieser Befriedigung eines dichterischen Verlangens eine nationale Tendenz verbinden konnte, so sehr, daß das nationale Moment ganz im Vordergrund leuchtete. Nationale Stoffe wurden dann aber auch bewußt gesucht, so von *Herrmann Burte*, diesem Kritiker und Fahnenträger seines Volkes, im „Katte", und diese Strömung hielt auch noch während des Krieges an, denn gerade in dieser Zeit traten *Emil Ludwig* mit seinem „Kronprinz Friedrich" und *Paul Ernst* mit seinem „Preußengeist" auf den Plan. Man suchte die Ursprünge, man fühlte das Entstehen des modernen Deutschland im Werden des Preußenstaates nach. So ward denn der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm dichterisch gerettet, so ward endlich der Siebenjährige Krieg romanreif — *Thomas Mann* verwertet ihn eben zum Epos. Alle diese Schöpfungen haben auch dann, wenn sie nicht völlig aus nationalem Geiste entsprossen sind, doch die allerweitesten nationalen Folgen; wir stehen noch mitten unter diesen Einwirkungen; der Prozeß ist vielleicht noch nicht einmal auf seinem Höhepunkt angelangt.

Solche Elemente waren es, welche die dichterische Stimmung des Jahrfünfts vor dem Kriege zusammensetzten, und solche Elemente sollen nun in einer Anzahl von Dichtern nachgewiesen werden, ohne daß dabei versucht werden mag, sie in einer Reihe zu ordnen; dafür sind sie zu verschiedentlich geartet. Als frühester prophezeite bekanntlich *Emanuel Geibel* die „Läuterungsglut des Weltenbrandes" in seinem 1859 gedichteten „Einst Geschichts!":

„Dieses ist das erste Zeichen:
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.
Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen,"

Der Kaiseraar ist ja dann auf andere Weise gekommen, aber wir wollen hoffen, daß Geibels Verkündigung, Deutschland werde als Phönix aus dem Brand hervorgehen, sich bewahrheiten möge. An Geibel reihte sich 1878 *Heinrich Leuthold*, der dem deutschen Volk zuruft:

„Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert.
Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte,
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen."

Digitized by Google

Und *Robert Hamerling*, der Dichter des „Ahasver in Rom", malt kurz vor seinem Tode (1889) mit „hellen Seheraugen" ein „zukunftstrunkenes Gesicht":

„Du, o Zwanzigstes seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einst dich nennen das germanische Jahrhundert!
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern."

Zu dem großen Siegesreigen hört er schon die Pauken und Trompeten, das geliebte Volk solle sich der Heldenzeiten freuen, das Geschick ist ihm verbündet.

Um die Zeit des Burenkrieges stimmt der tirolische Heimatdichter *Anton Renk* das Kriegslied an. Vorher schon war *Ernst von Wildenbruch* als getreuer Eckart auf den Plan getreten. Schon 1889 rang es sich ihm — in dem Gedicht: „Deutschland und die Welt" — aus besorgtem Herzen los:

„. . . Mir ist zur Nacht die Ruhe
Des Schlafes dann verstört,
Weil stets mein Ohr das Flüstern
Und böse Raunen hört,
Mit dem sie sich bereden
Zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben
Durch eine schwere Tat . . ."

Und 1909, als schon die Kriegsgefahr drohend geworden war, frägt er angstvoll, ob Deutschland noch stark sei, der blutigen Welle, die herannahe, standzuhalten:

„. . . Mit der Pöbelfaust an unsres Hauses Schwelle
Schlägt der Feind uns Stammesbrüder tot . .
Deutschland, Deutschland, rings Gefahr und Angst und Schrecken
Um dich her. Die Schicksalsvögel schrein!
Wenn die Raben dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir gesegnet sein."

Ähnliche Mahnrufe erhob in seinem „Spielmann" auch *Friedrich Lienhard*.

Von ganz anderer Richtung her, aber in der gleichen tiefsten Besorgnis, erahnte *Rudolf Alexander Schröder* in seinen „Deutschen Oden" von 1912 das Kommende:

„Dir dräut zu Häupten Wettergewalt; und rings
Bezog den Kreis des offnen Himmels dir
Ein widerlich Gewölk. Die Hasser
Stehn an den Grenzen, die Nachbar-Feinde,
Gerüstet auf. Es wagen die Dürftigsten
Ein höhnisch Wort; viel schnödes Gesindel speit
Vor deinem Namen aus und rissen
Gerne vom leuchtenden Haupt den Kranz dir . . ."

Nach dem „weinlaubumkränzten" Frankreich ruft er warnend hinüber, und ballt die Faust gegen die auf ihren Inseln verwirrten Hader sinnende Schwester und die Deutschen mahnt er, daß sie Gefahr umdränge: „Eiserne Zeit bricht an"; immer sollten sie vor sich beim Schmaus das Schwert hinlegen:

„Betrügt euch nicht! was unter der Asche schläft,
Ist lautre Glut, und wenn die aufstund,
Wandelt durch Dörfer und Stadt die Flamme."

Und der Dichter stöhnt auf:

„O Land, wie haben dich die andern
Lange gegängelt und türmten Unrecht
Berghoch dir auf! . . ."

Daß Schröder nicht zu den Angriffs- und Eroberungsdichtern gehört, bezeugt er mit so kritischen Versen, wie den folgenden, die leider vermutlich auch nach dem Kriege noch genau so in Geltung sein dürften:

„Von Golde strotzt euch Kammer und Schrein. Doch sage,
Wer schirmt den Hort? Gilt redliche Meinung noch,
Gilt freier Sinn, da Pflug und Hammer,
Wappen und Beutel und Krummstab zanken?
Die Feinde draußen stachelt ein Gott. Doch zeugt
Am eignen Leib ungöttliche Krankheit euch
Der Tagedieb, des enger Vorteil
Recht und Gerechtigkeit beugen möchte."

In einem Gedicht „Vorahnung" (Juni 1913) prüft *Will Vesper*, der sich während des Kriegs durch zwar seltenere, aber um so gehaltvollere Strophen ausgazeichnet hat, die Stimmung der trüben Tage, der bewegten Zeit, in die er sich gestellt sieht und beim rot-blassen Abendschein, der über dem Land liegt, frägt er in die Zukunft hinein:

Ferne Feuer sah ich blutig drohn.
Hallen Hämmer? oder welch ein Ton?
Kriegsfackeln oder Herdeslicht?
Dunkle Schatten decken mein Gesicht

Digitized by Google

Aus der trägen Ziellosigkeit, in die alle verstrickt scheinen, ruft *Alfred Walter Heymel* nach Ermannung und Entschließung. Aus dem ratlosen stagnierenden Zustand singt er eine „Sehnsucht aus der Zeit" („Insel-Almanach" 1913), er stöhnt „es fehlt uns allen Dienst und Ziel und Zwang", aus dem Unerträglichen heraus wünscht er einen klirrenden und blutigen, einen neue Ziele steckenden Wandel:

„Im Friedenreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen
Und sehnen uns und schreien nach dem Kriege."

Das Rauschen des Kriegs vernimmt man auch aus dem Werk *Stefan Georges*, aus dem zu Ende 1913 erschienenen „Stern des Bundes". Er frägt, ob es in einer Zeit, wo der Donnrer die Wolken zerreißt und die Festen erschüttert, nicht frevelhaft sei, nach Klängen zu suchen, aber er lehrt zugleich, daß auf Erden

„Kein Herzog, kein Heiland wird, der mit erstem Hauch
Nicht saugt eine Luft, erfüllt mit Prophetenmusik,
Dem um die Wiege nicht zittert ein Heldengesang."

Den an Maß und Grenze Verbrechenden, den im eignen Schutt schon Erstickenden richtet er das Mahnzeichen auf, daß „Zehntausende der heilige Krieg" schlagen muß; und er sieht ihn nahen als blutigen Streif über den Städten, als aufziehendes Wetter, Schritte hört er von Scharen, dumpf und nah, ein eisern Klirren, einen dreigeteilten metallen-hellen Ruf und gellen Fanfarenton . . . „Ist das der letzte Aufruhr der Götter über diesem Land?" Und er flucht der Jugend, die mit Rosenketten überm Abgrund tändelt:

„Ihr sollt das Morsche aus dem Munde spein,
Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstraße tragen,
Gemäß in Schritt und Klang der nahen Wal."

Und in dem Gedicht: „Von welchen Wundern lacht die Morgen-Erde", fühlt er geradezu die Volkserhebung der ersten Augusttage vor:

„Kein Gänger kommt des Weges, dessen Haupt
Nicht eine ungewußte Hoheit schmücke.
Ein breites Licht ist übers Land ergossen . . .
Heil allen, die in seinen Strahlen gehn!"

Ernst Lissauer, der in seinem Zyklus „1913" eine Kriegszeit mit unerhörter Wucht lebendig gemacht hat, gehört gleichfalls zu den Propheten des Weltkriegs. 1912 schon dichtete er einen erst viel später veröffentlichten „Vorspruch" zu jenem gewaltig die Kriegsphantasie aufrührenden, den Kriegswillen anfeuernden Zyklus:

„. . . voll schaffender Städte weit,
Bebend von Rollen der Fahrten und Schlagen der Hämmer
Lag vor mir die erschallende Zeit."

Aber durch die Luft hin hört er Schreie, und wieder „Geschwader von Ruf und Schrei", und nun weiß er, nicht das Stampfen der Maschinen hat ihn geweckt, das ist vielmehr ein Wiegenlied, sondern:

„Ich hör überm Land eine kommende Kriegszeit schrein,
Das hat mich geweckt."

Und auch die Erscheinung Napoleons, mit der „1813" schließt, ist wie ein Vorspuk der großen Kämpfe und ein Gedicht wie der „Geschützberg" (im „Strom") malt das moderne Fort, wie es plötzlich aufbrüllt, seine Blitze aussendet und selbst zerbirst.

Auch ein so persönlicher Dichter wie *René Schickele* („Die Leibwache", Ende 1913) ist von der Kriegsphantasie nicht unberührt geblieben. Im „Elsässischen Bildersaal" taucht er in die Kriegsgeschichte seiner Heimat hinunter, das Schlachtfeld von Gravelotte malt er ganz anders als Bloem und in einem Gedicht „Der Krieger im Spital" verdichtet er Kriegsimpressionen wie Klemm, wie Leonhard, wie Lichtenstein.

„. . . Noch eine Stunde, dann ist Tag.
Noch eine Stunde, und ich fechte
auf Wällen, die im blauen Himmel schwanken,
auf Brücken, die in Flammen stehn.
Geschütze, die sich wie Bulldoggen drehn,
springen an. Sie hetzen die bebenden Flanken
Herden, die sich in den Breschen wälzen,
sie sammeln und jagen sie zuhauf:
lebendige Mauern in wildem Lauf,
die droben angelangt im Feuer schmelzen."

Digitized by Google

Eroberungen von belgischen und französischen Festungen in Bildern, wie sie uns jetzt ganz geläufig sind, sind hier vorgeahnt.

Der größter Hoffnungen trächtige feine *Ernst Stadler* ist errregt vom Rauschen der Fittiche des Kriegsengels; vor D-Zug-Lokomotiven in weiten Bahnhofshallen scheint ihm die Luft kriegerisch erfüllt von den Balladen südlicher Meere und grüner Küsten und der großen Städte. Eine prachtvolle Kriegsvision gelang Stadler in dem Gedicht „Der Aufbruch" (Ende 1913): einmal schon klangen ihm Fanfaren:

„Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen."

Aus dem wollüstig weichen Frieden reißen ihn nun wie Schwerthieb pfeifende Signale auf:

„Es war wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstöße klirren,
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die Pferde schirren.
Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen . . ."

Die zuerst in der „Quadriga" erschienenen *„Eisernen Sonette"* (Insel) sind ganz imperialistischer Natur, sie fordern die deutschen Bauern auf, auszuwandern: „Freiland winkt hinterm Meer! Pflanzt Hürden deutschen Volkstums!"

„Denn wir sind noch ungebrochene Naturen,
Wie die Wälder, wie die Ströme sind,
Ungeduldig fiebernd, wann der Kampf beginnt
Auf dem Weg, den andre noch nicht fuhren!"

Sie wollen ins Weltgewühl sich neue Bahn reißen, Brünstige, die das Schicksal liebt:

„. . . Wir sind die Tat, wir sind die Leidenschaft!
Wir woll'n gewappnet ins Geschwader treten,
Wir Eisernen, wir Hansa-Leute! wir
Maschinenmenschen! wir Weltpionier',
Des Volks Ernährer und des Volks Propheten!"

Nicht unähnliche Töne schlägt der beschauliche *Alphons Paquet* in seinem hymnischen „Auf Erden" (zweite Auflage 1908) an. Er empfindet es „herrlich, in fremder Sprache, fern von der Heimat, das Lob des Vaterlandes zu lesen, von Fremden den Ihrigen verkündet mit Bewunderung, mit Hohn oder mit Besorgnis!" Von Chicago oder von Tsingtau her sieht er Deutschland als die erste „im Rat der Volkschaften Europas, das Vorbild vollendeter Mannheit, von Gewicht wie Amerika jenseits des Meeres, schwer und unerschütterlich"; und jenes Lob des Vaterlandes „wühlt Ungeduld ins Herz des Jünglings, der fern draußen unter Fremden sich durchkämpft", es „ermutigt den Mann, der in einsamer Stellung, am Feierabend harter Arbeit bitter leidet, von seiner Sippe abgetrennt zu sein!"

Wieder in die Nähe von Stadler und Schickele bringt uns *Georg Heym*, der den Krieg nicht mehr erlebte, der aber in ganz wenigen Gedichten gedrängteste Kriegsvisionen geschaffen hat, die unendlich vielem überlegen sind, was während der Krieges selbst entstanden ist. Von der Kriegsphantasie geschaut sind schon Stücke wie „Marengo" oder „Louis Capet" oder Robespierres Gang zur Hinrichtung. Eine Vision des modernen Schlachtfeldes steigt ihm auf in den ergreifenden Versen „Nach der Schlacht" (aus dem „Ewigen Tag", 1911):

„In Maiensaaten liegen eng die Leichen,
Im grünen Rain, auf Blumen, ihren Betten.
Verlorne Waffen, Räder ohne Speichen,
Und umgestürzt die eisernen Lafetten.
Aus vielen Pfützen dampft des Blutes Rauch,
Die schwarz und rot den braunen Feldweg decken.
Und weißlich quillt der toten Pferde Bauch,
Die ihre Beine in die Frühe strecken.
Im kühlen Winde friert noch das Gewimmer
Von Sterbenden . . ."

Mit solcher strotzender Kraft der Wirklichkeit gibt uns Heym geradezu eine Halluzination aus unsern eignen bluterfüllten Tagen. Und in den nachgelassenen Gedichten „Umbra vitae" (1912) stehen jene apokalyptischen Verse „Der Krieg", in denen mit grandioser Seherkraft ein erschütterndes Symbol des Kriegs niedergelegt ist:

Digitized by Google

„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmrung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand."

Der Märkte runden Wirbel sieht Heym zu Eis gestockt, die Menschen fühlen sich angefaßt, ein Fragen geht, die Gesichter werden bleich:

„Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,
Und er schreit: ‚Ihr Krieger alle auf und an!'
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.
Einem Turm gleich tritt er aus die letzte Glut,
Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt."

Das auf den Straßen fliehende Gewimmel stößt er in die Feuerwälder, und gleich einem Köhlerknecht rührt und haut er grausig mit der Eisenstange drin herum.

„Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühn'den Trümmern steht,
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht.
Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,
Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh."

Mit diesem zwar nicht nationalistischen, aber doch durch und durch künstlerischen Kriegsgedicht gehört Heym zu den bedeutsamsten Symptomen der Vorstufen des Weltkriegs.

Richard Dehmel hat den Zusammenhang seines vor 1911 entstandenen deutschen Liedes (in der „Schönen wilden Welt") mit unserer Gegenwart,

„mich drängt zu singen
deutschen Geistes Kraft.
Erde nimmt Himmelschwingen,
wenn er dich, Volk, aufrafft . . .
Mag er zu schlafen scheinen,
wenn er ruht:
plötzlich durch all die Seinen
zuckt Morgenglut . . ."

den Zusammenhang solcher Verse mit unserem Krieg hat *Richard Dehmel* selbst bestätigt, indem er sie an die Spitze seiner Kriegshymnen „Volksstimme — Gottesstimme" stellte; aber schon 1911 faßte Dehmel das Kriegsthema an in seiner doch wohl etwas barocken Komödie „Michel Michael", in dem Michel aus der Langeweile des Alltags aufschreit:

„Luft!!! schenkt uns einen Krieg, ihr Herrn da oben!"

worauf der schwarze Karl, sich bekreuzend, antwortet, das hieße Gott versuchen, der rote Karl aber doziert:

„Du bist noch jung, und kennst den Krieg nicht, und meinst voll Feuer,
er sei 'ne Art Welteroberungsabenteuer.
Ist er auch; und tät heute die Sturmtrommel schlagen,
ich würde meine Knochen wieder mit auf die Schanze tragen;
das steckt uns im Blut, uns Bestien. Ja, 'ne Wollust ist der Krieg,
verhilft unsern Raubtiergelüsten zum Sieg;
aber Glück, Michel, menschlich Glück schafft er keins."

Michel repliziert noch einmal recht übermütig, aber während der schwarze Karl wimmert, das hieße sich versündigen, redet der rote Karl nochmals:

„Glaub mir's, Michel: du kennst die Kriegszeit schlecht.
Höchstens aus Notwehr ist sie ein Menschenrecht;
das sollte man nicht als ein Glücksspiel verkündigen."

Und das hat auch bei Michel gefruchtet, er hat sich mit gutem Erfolg auf die Ethik des Verteidigungskriegs eingerichtet.

Digitized by Google

Auch in des Ulanen *Fritz von Unruh* dramatischen Vorkriegswerken schwelt es von verhaltener Glut. In den „Offizieren" (1912) zeichnet er das öde Garnisonleben im kleinen Bürgerstädtchen, die Langeweile des Dienstes, die traurigen Kasinogenüsse, er schildert, wie ein vehementer Kopf in diesem trägen Nichtstundürfen notwendig zum Spieler werden muß, wie alle den befreienden Wetterschlag eines Kriegs ersehnen und wie sie aufatmen, als sie die Berufung zur Niederwerfung der Hereros erreicht. „Mein Friedensbedarf ist reichlich gedeckt." Auch in dem Drama „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" (1913) fehlt es außer den satzungsgemäßen Hohenzollernstichworten und den üblichen spezifisch preußischen Prophezeiungen nicht an Bezügen zur Gegenwart.

Typen der Zeit hat *Carl Sternheim* in seinen Dramen geschaffen, also sind sie doch wohl mit in den Krieg gezogen, und es ist kurios, sich diese Gestalten im Kriege, im Schützengraben, in den Karpathen zu denken, den Herrn Oberlehrer Heinrich Krull, den Photograph Alphons Seidenschnur, den Friseur Benjamin Mandelstam, den glorreichen Bürger Paul Schippel, den prächtigen Sangesbruder Hicketier, den Buchdruckereibesitzer Wolke und den Ausbund aller Snobs, Christian Maske. Man ist doch außerordentlich darauf erpicht, was diese lieben Menschen im Kriege machen, Sternheim ist verpflichtet, uns „Schippel und Maske im Kriege" vorzuführen und er wäre der reinste Rabenvater, wenn er es unterließe. Einstweilen hat er in seinem „1913" den Krieg an die Wand gemalt, er spukt zwischen den Waffenbestellungen und Waffenlieferungen, zwischen dem blutigen Kampf um das Geschäft mit Panzerplatten und Sprenggranaten, aber er gewittert nicht allzu tief hinein, nur als ferne Wolke liegt er über der Geschützgießerfamilie des geadelten exzellenten Papa Maske.

Mehr ein Kriegsmärchen als ein Kriegsdrama ist *Carl Hauptmanns* Tedeum „Krieg", das im Frühjahr 1914 erschien und das schon mit größter seherischer Kraft allen Befürchtungen des Vor-August Ausdruck gibt. Es ist ein großartiges symbolisches Gemälde des Kriegs, die wirkliche Welt ist vermischt mit einer der Wunder, entsetzensvolle grausige Bilder lähmen den Leser, religiöse Züge sind darüber gebreitet. Mit einem Bein wurzelt das phantastische Stück in Napoleonerinnerungen, in 1813-Erinnerungen, aber zu einem wesentlichsten Teile ist es doch aus der Gegenwart gedichtet, blickt es weit in die Zukunft hinein. Da hat der Krieg sein ganzes Gestaltenarsenal ausgespien, den europäischen Rechenmeister, die drei scheusäligen Gestalten, Marketender, die Großmachtstiere, der Bär, der Wolf, der Löwe, der Hahn, der Adler, der Walfisch, eine Unmasse Krüppel, Einarmige, Einbeinige, Einäugige, Behaarte und den ausgebrochenen Staatsphantasten, der ursprünglich wohl Napoleon war, der uns aber heute mehr als Churchill vorkommt. So rasen die apokalyptischen Reiter, wie diese Visionen einander jagen. Da sieht die Fürstin Kail „Heerscharen von weißen und roten Mördermenschen gegeneinander stürmen": „Ich sehe den Tod in tausend bunten Kleidern hinrasen und erschlagen wie mit unsichtbaren Hämmern . . . alles niederbeugen wie mit steinernen Walzen . . . und muß hinhorchen auf die Kriegschöre, die in den Lüften dröhnen wie Choräle gepanzerter Engel"; und der Erzengel redet mit gepanzerter Stimme aus dem Ungeheuern; „Gott ist leer wie der Äthergrund . . . und uferlos wie der unermeßliche Himmel . . . Gott ist der große Brandstifter, der den Bauch der Gebirge zu Feuerschlünden macht, daß Riesenfelsblöcke in die blauen Lüfte hoch spielen . . . Gott will die Ewigkeit ausmessen . . . Gott will weiter . . . Gott will sich in uns hinwerfen als Saat." Die Greuel der Verwüstung durchgellen den dritten Akt; im vierten versammelt sich der Kongreß der Krüppel, für die Hauptmann noch keine Staatsversorgung vorgesehen hat, aber aus der vertierten Schar springen die Lebensquellen neu auf und Hoffnungen, als eine junge Mutter mit ihrem Kinde sich in ihren Schutz begibt. Und das Versöhnungslied aus der Flöte eines Hirten bläst auf über den gräßlichen Totentanzszenen dieses Tedeums. Hauptmann ist von der bitteren Notwendigkeit des Kriegs erfüllt, aber er ist viel zu sehr Künstler, um ein Angriffs-Dichter zu sein; sein Werk ward ein außerordentliches Symbol, das nicht nur diesem Krieg, sondern jedem Krieg, der Vergangenheit wie der Zukunft, den Spiegel vorhält.

Der Literarhistoriker, der in kommender Zeit über die Poesie dieses Kriegs philologische Untersuchungen anstellt, wird auch diese Vor-Kriegsdichtung mit in seinen Bereich ziehen müssen. Erstlich aus historischen Gründen, denn da ist doch vieles symptomatisch, und nicht wenige imperialistische Poeten können als Barometer für die Kriegswetterlage, für die Kriegsstimmung herangezogen werden. Und so wenig tendenziös die rein künstlerischen Dichter den Krieg behandelten, eingeschlossen in die Kriegsphantasie der Zeit sind sie doch ebenso, ihre Impressionen sind mit beeinflußt von der waltenden Kriegsstimmung. Keinen aber wird man in einer Philologie der Kriegslyrik entbehren können, für die Untersuchung der Stilelemente dieses Dichtens, der Bildersprache dieses Kriegs sind alle von beträchtlichem Wert.

Eine ganze Anzahl der Dichter, deren Kriegsstimmen wir oben gehört haben, ließen, besonders befördert durch das Öl der Mobilmachung, ihre Stimmen auch in den Chor der Kriegslyrik hinein erschallen, einige zogen mit ins Feld und fanden da volksliedhafte Einfachheit, einige setzten im Schützengraben ihre ganze Kraft daran, alle Reime auf diesen zusammenzutragen, einer schwieg ewig, er hat sein Blut für sein Vaterland verspritzt, wie die Zeitungen so geschmackvoll sagen, einige wurden mit Orden beglückt, einige auch mit keinen. Jedenfalls wäre es müßig, diesen Versuch, die Vor-Kriegsdichtung zu schildern, weiterzuspinnen in die Dichterschicksale während des Kriegs selbst hinein. Über das Gebirge von Kriegslyrik, das sich getürmt hat, wird die Zeit ein besserer Richter sein, als jetzt ihr bester Kenner sein könnte.

Digitized by Google

„Vom Dom umzingelt".

Eine textkritische Kleinigkeit zu Schillers Jugendlyrik.

Von

Rudolf Schlösser in Jena.

Mit einem Nachwort von Georg Witkowski.

Als mir vor Jahr und Tag Wolfgang Stammlers handlicher Neudruck von Schillers Anthologie-Gedichten in Lietzmanns „Kleinen Texten für Vorlesungen" (Heft 93, Bonn 1912) Anlaß gab, die Lyrik des Stuttgarter Regiments-Medikus nach ziemlich langer Zeit wieder einmal zur Hand zu nehmen, stolperte ich dabei über eine Textstelle so heftig, daß ich noch heute nicht begreife, wie ich jemals darüber habe hinweggleiten können. Es geschah das in dem Gedicht „Meine Blumen", bei Stammler Seite 43, in Goedekes historisch-kritischem Schiller Band I, Seite 276. Der Gedanke der beiden ersten Strophen dieses Gedichtes läuft darauf hinaus, daß die Natur die schönen Kinder der Frühlingsflur zwar mit jedem Reiz geschmückt, Seele und Liebesfähigkeit ihnen aber versagt habe, und so klingen beide Strophen aus in den Vers: „Trauert, Blümchen auf der Au!" Alsdann setzt die Schlußstrophe ein:

Aber wenn, *vom Dom umzingelt,*
Meine Laura euch zerknikt
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten süser Schmerzen!
Goß euch diß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Blumen in dem Hayn!

„*Vom Dom umzingelt*"? Das kann, sofern es überhaupt etwas bedeutet, doch nur eine geschraubte, Umschreibung sein für: im Innern des Domes. Wo hat man aber je gehört, daß ehrwürdige Gotteshäuser nebenher zu Treibhauszwecken benutzt werden oder daß empfindsame Mädchen sie für den geeigneten Ort halten, um Kränze zu flechten? — Merkwürdiger Fall!

Als gewissenhafter Mann begann ich daraufhin andre Ausgaben zu befragen. Aber wo immer das Gedicht in seiner ursprünglichen Fassung zu finden war, vom Erstlingsdruck an bis zu der Hesseschen Schillerausgabe von Günther und Witkowski tönte es mir einhellig entgegen: „Vom Dom umzingelt".

Ich sah mich dadurch in die Notwendigkeit versetzt, es mit Konjekturen zu versuchen. Das Nächstliegende war, in dem „*Dom*" eine Setzerverlesung für „*Dorn*" zu erblicken, wodurch mir aber der Text nicht klarer wurde. Der kühnere Versuch, statt dessen „*Hain*" einzusetzen, scheiterte gleichfalls: zwar die erste Voraussetzung, um eine Verwechslung von „Hain" und „Dom" für möglich halten zu können, traf zu, indem die Anthologie neben „Hayn" auch „Hain" schreibt. Aber schon ein ganz flüchtiger Einblick in Handschriftproben des jungen Schiller bewies, daß eine so grobe Verlesung trotzdem ganz ausgeschlossen sei.

In dieser Verlegenheit wandte ich mich an *Max Hecker* in Weimar mit der Bitte um Rat, und nicht vergebens. Seine Antwort lautete: „Es ist unzweifelhaft ‚*Dorn*' einzusetzen, was den allerbesten Sinn gibt, sobald man das ganze ‚vom Dorn umzingelt' nicht auf Laura, sondern auf *die Blumen* bezieht." Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Sofort erinnerte ich mich der bekannten Stelle aus den „Kranichen des Ibykus": „Und bald, *obgleich entstellt von Wunden,* Erkennt der Gastfreund von Korinth Die Züge, die ihm teuer sind." Und sogar das Gedicht „Meine Blumen" selbst bot einen analogen Fall. In Strophe 1 heißt es: „Schön *das Kleid mit Licht gestiket,* Schön hat Flora euch geschmüket", wo das Lichtkleid natürlich auch den Blumen, nicht etwa Flora zukommt.

Gleichsam noch das Tüpfelchen auf das i zu setzen, war dann *Wolrad Eigenbrodt* in Jena vorbehalten, mit dem ich den Fall gelegentlich besprach und der mir nach ganz flüchtigem Einblick in den Text erklärte: „Es liegt auf der Hand, daß die beiden kleinen Parenthesen in Vers 1 und Vers 3 der Strophe innerlich wie äußerlich ganz parallel gehen. Der Gegenstand, der Vers 3 „in einen

Digitized by Google

Kranz geringelt" wird, ist daher unbedingt derselbe, den in Vers 1 der Dom umzingelt, und auch Vers 1 kann daher nur auf die Blumen gehen."

Ein kleiner Anstoß bleibt allerdings noch übrig: das Gedicht beginnt mit den Versen: „Schöne Frühlingskinder, lächelt, Jauchzet, Veilchen, auf der Au", und Veilchen pflegen keine Dornen zu haben! Indessen ist auch nicht gerade gesagt, daß nun *alle* Blumen, die der Dichter besingt, Veilchen sein müssen, und auch eine botanische Gedankenlosigkeit ist dem Verfasser der Anthologie-Gedichte, der ein gut Stück Stubenpoet war, ganz wohl zuzutrauen. Vorne kamen ihm die Veilchen zupaß und wurden unbedenklich eingesetzt, hernach hat er sie vergessen.

Nach alledem möchte ich kommenden Herausgebern des Gedichtes wünschen, daß sie denken möchten wie *Wolfgang Stammler,* der mir nach Vortrag der Sachlage unbefangen erklärt hat, er für sein Teil würde jetzt unbedingt „Dorn" einsetzen.

Zum Schluß noch eins: dem und jenem Leser könnte es vielleicht Anlaß zur Heiterkeit geben, daß Dreimännerkraft nötig gewesen ist, um ein so einfaches Ergebnis zu erzielen. Dem gegenüber darf ich meinerseits aber wohl fragen, ob es nicht weit seltsamer ist, daß sich in Schillers Schriften länger als hundertdreißig Jahre ein Druckfehler hat behaupten können, der an Sinnlosigkeit nicht wohl zu überbieten ist!

Ich habe Herrn Professor Schlösser geschrieben, daß ich mich in bezug auf die Notwendigkeit der von ihm vorgeschlagenen Textänderung seiner Ansicht nicht anschließen könne, und er hat mit großer Liebenswürdigkeit die Darlegung meiner Gründe an dieser Stelle gestattet.

Zugegeben: die Worte „vom Dom umzingelt" klingen zunächst seltsam; aber trifft dies nicht auch für so manche andere bildhafte Wendung in Schillers Anthologie-Gedichten zu? Und zwar sind diese Stellen in der Regel solche, wo der metaphorische Ausdruck zur Versinnlichung von Begriffen nicht ausreicht. Ein ähnlicher Fall scheint mir hier vorzuliegen. Der Inhalt des Gedichts „Meine Blumen" ist: Die schönen Kinder Floras empfangen Seele und Liebesfähigkeit, als sie von Laura *„thränend"* ihrem Dichter gesandt werden. Warum „thränend"? Doch nicht etwa, weil Laura sich (unter Voraussetzung der Schlösserschen Besserung) an den Dornen gestochen hat? Doch wohl eher, indem Laura diese Boten zu Trägern ihrer Liebe machen muß, weil sie selbst dem Geliebten nicht nahen kann. Das Gebot der Religion verbietet, wie bei Schiller so häufig, der Leidenschaft die ersehnte Befriedigung. Es trennt die Liebenden und zwingt zum ungenügenden Ersatz durch den Blumengruß. „Vom Dom umzingelt" bedeutet demnach so viel wie „eingeschlossen in den strengen Umkreis der kirchlichen Moral" oder „behütet von den Zionswächtern".

Daß Schiller selbst bei der Überarbeitung des Gedichts für die Ausgabe von 1800 (in die es als einziges aus der Anthologie überging) den Sinn der Stelle so auffaßte, scheint mir durch seine Änderung bewiesen. Er schreibt:

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand . . .

In der Fassung der Anthologie verwehrt die Kirche als Institution und ihr gleichnamiger Sitz, ersetzt dem Vers zuliebe durch das ungefähr identische „Dom", den in sie hineingebannten Seelen jede freie Regung, und sie gleichen dadurch umzingelten Kämpfern. An die Stelle dieser Bewachung tritt in der zweiten Fassung die in der Liebesdichtung traditionelle durch die Mutter.

Gern hätte ich dem Vorschlag Schlössers beigestimmt, für den sich ja schon vor der Veröffentlichung drei sehr beachtenswerte Stimmen erhoben haben; aber es ist mir beim besten Willen nicht möglich, selbst wenn ich die — von Schlösser bereits erörterten — Schwierigkeiten beim Einsetzen von „Dorn" statt „Dom" außer Betracht lasse. Ich erlaube mir deshalb meine Auffassung des überlieferten Wortlauts neben die Emendation zu stellen, und bin gern bereit, weiteren Äußerungen zur Sache in dieser Zeitschrift Aufnahme zu gewähren. *G. Witkowski.*

Digitized by Google

Zu den „Spielen des Witzes".

(„Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Jahrgang VI, Seite 341.)

Ein Nachtrag von

Dr. Hans Schulz in Leipzig.

In der „Hamburger Neuen Zeitung" vom 3. Oktober 1795 erschien folgendes Gedicht von *Matthias Claudius* (über den Anlaß seiner Entstehung siehe *Wolfgang Stammler*, „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte." Halle a. d. S. 1915, S. 170):

Eine Fabel.

Vor etwa Achtzig, Neunzig Jahren
Vielleicht sinds Hundert oder mehr,
Als alle Thiere hin und her
Noch hochgelahrt und aufgeklähret waren,
Wie jetzt die Menschen ohngefähr;
— Sie schrieben und lectür-ten sehr,
Die Widder waren die Scribenten,
Die andern: Leser und Studenten,
Und Censor war: der Brummel-Bär —

Da kam man supplicando ein:
„Es sey unschicklich und sey klein,
„Um seine Worte und Gedanken
„Erst mit dem Brummel-Bär zu zanken,
„Gedanken müssten zollfrey seyn!"

Der Löwe sperrt den Bären ein,
Und that den Spruch: „Die edle Schreiberey
„Sey künftig völlig frank und frey!"

Der schöne Spruch war kaum gesprochen,
So war auch Deich und Damm gebrochen.
Die klügern Widder schwiegen still,
Laut aber wurden Frosch und Crocodyll,
Seekälber, Scorpionen, Füchse,
Creuzspinnen, Paviane, Lüchse,
Kauz, Natter, Fledermaus und Staar,
Und Esel mit dem langen Ohr etc. etc.
Die schrieben alle nun, und lieferten Tractate:
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar,
Und wußtens Alles auf ein Haar,
Bewiesens Alles Sonnenklar,
Und rührten durch einander gar,
Daß es ein Brey und Gräuel war.

Der Löwe gieng mit sich zu Rathe
Und schüttelte den Kopf und sprach:
„Die besseren Gedanken kommen nach;
„Ich rechnete, aus angestammtem Triebe,
„Auf Edelsinn und Wahrheit-Liebe —
„Sie waren es nicht wehrt, die Sudler, klein und groß;
„Macht doch den Bären wieder loß!"

Welchen Eindruck diese Fabel machte, wie Johann Heinrich Voß, Kant und andere darauf antworteten, ist bei Stammler zu lesen. Ein unbekanntes Echo möge hier folgen. Im herbstlichen Gravenstein im Herzogtum Schleswig sah Herzog Friedrich Christian Gäste bei sich, und zu den Unterhaltungen des geselligen Kreises gehörte es auch, „aufgegebene Wörter in Zusammenhang zu bringen." Alles Literarische wurde dort eifrig beachtet, über die Frage der Preßfreiheit und Zensur hat der junge Herzog selbständig gearbeitet, was Wunder, daß unter den Wörtern, die dem befreundeten Dichter Jens Baggesen für das nachfolgende Gedicht aufgegeben wurden und darin durch *Kursivschrift* hervorgehoben sind, sich auch „Die Fabel vom Bären" befand. Die Verse, durch die er sich mit der Aufgabe in schwelgender Phantasie abgefunden hat, lauten:

Merkt auf, Ihr lieblichen Fräulein und Fraun!
Von einem doppelten Ungeheuer
Erzähl' ich ein drolligtes Abentheuer —
Hört zu, mit Lust vermischtem Graun,
Der wortgebund'nen Mähr
Vom losgelassenen Brummelbär,
Dem *Ameisenfresser*, und seinem rüstigen Reuter
Dem cy-devant Wandsbecker Boten, jetzt irrenden Bärenhäuter!

Es lebt' (und lebt noch vielleicht) bey der *Gräflichen Excellenz*
Am Tycho-Brahischen Thurm ein Mönch von eigenen Gaben,
(Dergleichen eben nicht alle Mönche haben)
Mit Fasten, Beten, Fluchen, und allerley Poenitenz
Mit Tödten, und endlich zulezt mit vollem Begraben

Digitized by Google

Des alten Adams beschäftigt bey Tag und bei Nacht,
Auf seiner und anderer Seelen Rettung andächtig bedacht.
Durch Anschau'n der Mutter Maria, nach *Rafaels Pinsel* copieret,
Durch *Sibyllinische Bücher*, durch Lesen des Böhms,[1] und noch mehr
Durch Übersetzen des Buchs, das der heilige Martin geschmieret;[2]
Am meisten aber durch eigenen geistlichen *Theer*,
Womit er des Genius Flügel — was sag' ich? — bis über die Ohren
Den ganzen unsterblichen Geist so ein- und übergeschmoren,
Das es, die Wahrheit zu sagen, ein Brey und Gräuel war;
Durch viel *Empfindeln*, bald in mystischem Anschau'n verlohren,
Bald ganze Stunden allein hinknieend vor dem Altar,
Durch *Faulen Eyern*-Heuschrecken-Ameisen-Essen,
(Und was, nach dem heiligen Kochbuch des Prinzen von Hessen,[3]
Die Geisterseher, Propheten, und Goldmacher alles sonst fressen,
Nur keine *Spartanische Suppe*, die wieder alles verdirbt)
Durch *Pyrmonterwasser*, worinn (vor einigen Jahren
Hab ich es, leider an mir, und andern Trinkern erfahren)
Die arme gesunde Vernunft auf gut hannoverisch stirbt —
Durch *Mephistopheles* endlich, der mit bedeutenden Mienen,
In des Propheten *Elias's Mantel* verkappt,
(Als lang im Dunklen nach Geistern der arme herumgetappt)
Ihm als ein himmlischer Bothe nur halb unsichtbar erschienen —
Bracht' er es endlich dahin, annoch bey Leben und Leiben
Von allen irrdischen Dingen nichts zu versteh'n,
Hingegen was niemand sonst wahrnimmt, deutlich zu sehn,
Und sah sich im Stande zulezt *die Fabel vom Bären* zu schreiben.

Sie wurde dem Pabste beym *Whist* presentirt;
Mit Freude verlohr er sein Spiel vor Entzücken:
„Es fehlt' uns ein Mann auf des Brummelbärs Rücken,
„Da haben wir ihn!" rief er inniggerührt
„Sogleich will ich den Cardinalshut ihm schicken
„Umwunden mit einem dreyfaltigen Kranz
„Von *Ysop*, *Corallengewächs*, und dergleichen
„Alttestamentalischen Bibelgesträuchen!
„Er setze sich dann, als ein ächter Popanz
„Der Fichten, der Erharde,[4] Reinholde,[5] Kante,
„Im vollen Ornat' auf das Heilige Thier,
„Wie weiland Herr Donquixott auf Rosinante,
„Und reite von Hollstein herum bis Levante,
„Die Kreuz und die Qveer im geweihten Tournier,
„Um endlich dem Greuel der Aufklärungsdrachen
„Für allemal einmal ein Ende zu machen.
Drauf wurde das heilige Breve signirt,
Und Wandsbecker Bote ward canonisirt.
Mit Hut und mit Kranz und mit andern Presenten
Ritt gleich Seiner Heiligkeit Nuntius ab
In nur vom Galopp unterbrochenem Trab
Zum fröhlich erstaunenden Bären-Skribenten.
Mich schickt aus St. Peters ehrwürdigem Dom
Mann Gottes! der heilige Vater in Rom,
Mit diesem Ornat, und mit diesen Geschenken —
Er zog aus der Tasch' ein Etui, darinn war
Von dreyerley Arten von Schnallen ein Paar
(Für eins nur ließ jeder Geweihte sich henken)

[1] Gemeint ist wohl Jakob Böhme.

[2] Matthias Claudius hatte das Buch „Des erreurs et de la vérité" von Louis Claude de St. Martin übersetzt. Stammler S. 138.

[3] Landgraf Karl von Hessen, Statthalter von Schleswig-Holstein auf Schloß Gottorp, „der freundliche Gönner aller Charlatane". (*Georg Schuster*, „Geschichte der geheimen Gesellschaften".)

[4] Der Philosoph und Arzt Johann Benjamin Erhard.

[5] Der Philosoph Karl Leonhard Reinhold.

Digitized by Google

Die *Schuhschnallen* Sadrachs, die Knieschnallen dann
Von Mesek, die Halsschnalle des Abednego —
Entzückender Anblick! wie labte sich dran
Mein Asmus! — „Capisce Signore, vi prego,
Hub wieder der Römische Nuntius an:
„Ihr Wehrt ist unschäzbar! von Terra del Fuego
„Bis Nordcap giebts keine Reliqvie mehr
„Wie diese!" — Das glaub ich, sprach Claudius, sehr;
Es sind doch dieselbe, die damals sie trugen
Im glühenden Ofen, als drey Tage lang
Bey ununterbrochenem Wechselgesang
Die Flammen stets wüthender über sie schlugen?
„Just die!" fuhr der Nuntius fort, „zum Schuz und zur Wehr
„Schenkt Ihnen der heilige Vater sie." — Danke recht sehr —
Doch wozu brauch' ich den Schuz? erzählen Sie mehr!
„Ich will", sprach der Nuntius, „alles erzählen —
„Zuerst empfangen Sie diesen heiligen Speer
„Er blize von Ihnen geführt entgegen dem Schriftstellerheer
„Er rühre — wie General Huths[1] Bewegung ertheilender Prügel —
„Im *Meerstrudel*wirbel herum der Schriftsteller Ameisenhügel!"
Was ists (brach Claudius ab) was ists für ein Speer?
Mir dünkt, ich kenne das liebe Gewehr?
„Ich will", erwiederte jener, „es nicht verheelen
„S'ist Pauli Pfal im Fleische!" — Bedanke mich sehr,
Sie konnten mir kein erwünschteres Zepter erwählen —
Jetzt fahren Sie fort; ich bin begierig auf mehr. —
„Der Pabst", fuhr der Nuntius fort, „ist ganz Ihrer Meinung,
„Er sieht den Schaden der Preßfreiheit ein!
„Ihr Bär, Herr Asmus, war ihm eine liebe Erscheinung
„O! rief er, wollte Herr Asmus der Bärenritter nur seyn!
„Denn, sehen Sie, was ist ein Pferd ohne Reuter?
„Und was ist ein Brummelbär selbst ohne Häuter?
„Drum ließ Seine Heiligkeit dieses Ersuchen ergehn
„An Sie, gebohrener Censor! den Bären zu reiten
„Und die *Verschwörung* des Lichts, auf seinen Rücken, bestreiten
„Mit diesen heiligen Waffen versehn.
Das klang unserm Mönch, wie *Euphon*. Ey! rief er, wie schön!
Ich schwöre beym Pabst, bey den Bären! bey St. Martin, und bei den Schnallen,
(Die mir je mehr ich sie sehe, je besser gefallen)
Bey *Balder* und *Frigge*, wie Edda sie nennt,
Die zwey, die man unter ganz andern Nahmen
In andern symbolischen Büchern kennt!
Bey St. Nepomuk! Bey St. Ludwig, und bei dem Gewehre
Das hier Sie mir gaben, Herr Nuntius treu zu bestehn
Die Abentheur' alle, wozu mich der heilige Vater ersehn!
Ich sattle den Bären sogleich und sporn' über Länder und Meere.

Das Gedicht, von Baggesens Hand geschrieben, aber nicht unterzeichnet, befindet sich jetzt in der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Kiel. — Über Baggesen siehe jetzt auch die Dissertation von *Otto Ernst Hesse*, Jens Baggesen und die deutsche Philosophie, Leipzig 1914. Mein Ende 1907 fertiggestelltes, aber leider erst Ende 1913 erschienenes Buch „Aus dem Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein" hat Hesse noch nicht gekannt.

[1] Dänischer General.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Der Weltkrieg im Scherzbilde.

Von

Ernst Schulz-Besser in Leipzig.

III.*

Wohl kaum einem Lande ist der Krieg so überraschend gekommen wie Frankreich, denn wenn man dort auch immer stolz auf das „archiprêt" pochte und eine Reihe von Kriegshetzern fleißig an der Arbeit waren, so hatte man, wenigstens soweit die große Mehrheit in Betracht kam, doch nicht ernstlich an einen Krieg geglaubt, zum mindesten nicht an einen solchen im Jahre 1914. So fand denn der 1. August die Franzosen archiprêt in dem Sinne von 1870, nämlich unvorbereitet. Wandel und Handel stockte, vor allem der Buch-Handel, und er hat sich auch bis heute noch nicht richtig erholen können, während er in andern Ländern schon längst sich den neuen Verhältnissen anzupassen wußte. In Deutschland beträgt allein die Zahl der mit dem Kriege in Zusammenhang stehenden Neuerscheinungen vom 1. August bis 31. Dezember 1416 Nummern, während in Frankreich der „Mémorial de la Librairie" im ganzen bloß 286 Werke verzeichnet und unter diesen nur 20, die in direktem Zusammenhange mit den Zeitereignissen stehen. Eine große Reihe von Revuen und Zeitungen verschwanden sang- und klanglos und sind auch nicht wieder erstanden; andere fristen notdürftig als zweiseitige Blätter ihr Dasein. In Paris wurden fast alle wissenschaftlichen Zeitschriften nicht weiter ausgegeben, und erst recht hörten die Witzblätter nach Ausbruch des Krieges auf zu erscheinen. Die Karikatur trat zuerst wieder in den Tageszeitungen auf, in jenem Stil, der für die gesamte Literatur und Kunst seit dem Ausbruch des Krieges in Frankreich charakteristisch ist. Es ist dort anders als bei uns: während hier nur wenige Schreier und Toren die Ausnahme bilden und die weitaus überwiegende Mehrzahl der Deutschen sich vernünftig und korrekt benimmt, ist es in Frankreich gerade umgekehrt; dort ist die Besonnenheit eine Ausnahme, und die Masse des Volkes, auch die der Gebildeten, ist von einer Art Wahnsinn befallen, dessen pathologische Wutausbrüche in der Tagespresse, den Witzblättern, den Ansichtskarten und in Einzelheften zum Ausdruck kommen, die zu sammeln für jeden, der sich überhaupt mit der Kriegsliteratur beschäftigt, zum mindesten sehr reizvoll ist. Das Bewußtsein der Ohnmacht einem stärkeren Feinde gegen über hat die Franzosen in eine hysterische Raserei versetzt, deren Ergüsse einfach jeder Beschreibung spotten. Aber es ist wirklich richtiger, alle diese Dokumente von der komischen Seite zu betrachten, als sie ernst zu nehmen. Die gekränkte Eitelkeit, die Sorge um den

Abb. 1. L. Métivet: Welches ist denn nun der „Kriegsfuß"? (Le Rire, Paris, Juli 1914.)

* Vgl. das Januar- und Märzheft 1915.

Digitized by Google

Abb. 2. Manfredini: Suprême serment. Schwöre mir, Otto, daß du mich nicht mit einer Französin betrügen wirst. (Le Rire rouge. Paris.)

Untergang der „Gloire" hat dieses bedauernswerte Volk zu solchen sonderbaren Delirien geführt. Frankreich glaubt noch immer, die Welt führe Krieg, weil seine Eitelkeit vor 44 Jahren durch den Verlust Elsaß-Lothringens verletzt wurde. Nur ganz langsam und allmählich machen sich auch Stimmen in Frankreich bemerkbar, die vor übergroßem Siegesbewußtsein warnen und den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ja, die sogar das Wort „Les Allemands" wieder in Anwendung bringen, das doch jetzt in der französischen Presse verpönt ist und durch „Assassins", „Barbares", oder das so beliebte „Les Boches" ersetzt wird (welch letzteres übrigens Villatte auf das deutsche „Bursche" zurückführt, im jetzigen Französisch entspricht seine Bedeutung etwa dem deutschen Worte „Schweinehund").

Für Bibliophilen besonders interessant ist das Sammeln jener Dokumente, die angeblich authentische deutsche Originalaufnahmen bringen, während es sich tatsächlich um französische Fälschungen schlimmster Art handelt. Durch alle Blätter bei uns ging ja jene Illustration, die drei deutsche Offiziere mit ihrem „Raub aus französischen Schlössern" zeigte, in Wirklichkeit die Abbildung dreier Kavallerieleutnants, die sich nach einem Herrenreiten mit den drei gewonnenen Preisen hatten photographieren lassen; der Hintergrund war vorsichtig wegretuschiert worden. Auf eine andere Fälschung aus dem „Matin" (der überhaupt kaum zu überbieten ist) machte kürzlich der „Kunstwart" aufmerksam: das Blatt hatte eine Aufnahme eines Berliner Photographen benutzt, die den Kaiser und den Kronprinzen in freundlichem Gespräche vorführte. Der „Matin" fälschte nun in das Original verschiedene „Kleinigkeiten" hinein. Die Zigarre in der Hand des Kronprinzen wurde wegretuschiert, so daß der gebogene Arm den Ausdruck einer wütenden Gebärde gegen den kaiserlichen Vater erhielt, die Gesichter der umstehenden Offiziere wurden verändert und dann der nötige Text zu dieser Fälschung fabriziert: „Explication orageuse des deux Willies. Les officiers de la suite sourient ironiquement". Noch toller aber ist, was sich das Blatt „L'Intransigeant" kürzlich geleistet hat; es brachte eine Gruppe hoher deutscher Offiziere mit ausgesprochen tieftraurigen Gesichtern, alle Mienen verraten Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit. Die Unterschrift: „Offiziere des deutschen Großen Generalstabes beim Rückzug nach einem mißglückten Angriffsversuch". Die Photographie war allerdings vollständig Original und auch nicht gefälscht. Aber man sah in dem französischen Blatte die Figuren nur bis etwa zu den Knien, die ganze Aufnahme zeigte nämlich die so traurigen und kopfhängerischen deutschen Offiziere bei der Beerdigung eines auf dem Felde der Ehre gefallenen Kameraden. — Welch dankbare Objekte für Bibliophilen, die solche Kuriositäten sammeln!

Bei all diesen Hetzereien passieren auch originelle Schnitzer. Das „Journal" brachte im Januar mit der nötigen Entrüstung eine Abbildung aus der „Jugend": Kitchener als Frosch mit den Händen in einer blutigen Masse hingemordeter Menschen wühlend. Man hoffte wohl auf die Entrüstung der gekränkten Engländer. In Wirklichkeit handelte es sich aber um eine — französische Karikatur der „Assiette au Beurre" aus der Zeit des Burenkrieges (wie die „Jugend" auch richtig angegeben hatte).

Digitized by Google

Die französischen Witzblätter hatten alle Anfang August zu erscheinen aufgehört. Unsere Abbildung 1 zeigt eine Karikatur von L. Métivet, die in der letzten vor dem Kriege ausgegebenen Nummer von „Le Rire“ veröffentlicht worden ist. Sie bezieht sich auf die berühmte „Stiefeldebatte“ in der französischen Kammer, die sich um die mangelhafte Ausrüstung des Heeres drehte und über die ja auch in deutschen Witzblättern zahlreiche Satiren veröffentlicht wurden. Der Soldat ist in Betrachtung seiner beiden Füße versunken, deren einer bekleidet, deren anderer unbekleidet ist, und fragt verwundert, welcher nun eigentlich der „Kriegsfuß“ sei. Die Kritik des eigenen Heeres spielte in französischen Witzblättern ja überhaupt immer eine große Rolle, wenn sie auch ganz anderer Art war, als jene harmlosen Scherze, mit denen deutsche Witzblätter über den bisweilen etwas zu großen Schneid unserer Offiziere in liebenswürdiger Weise spotteten. Besonders die Zeichnungen von Jossot lassen an Schärfe nichts zu wünschen übrig; sie üben an der ganzen Organisation des französischen Heeres eine ätzende Kritik.

Es ist eigentlich jammerschade, daß das bedeutendste französische Witzblatt (und man kann wohl sagen: die bedeutendste Karikaturen-Zeitung der Welt überhaupt), die „Assiette au Beurre“ bereits vor mehreren Jahren ihr Erscheinen eingestellt hat. Es wäre doch sehr wichtig gewesen, gerade sie unter der Kriegsliteratur vertreten zu sehen. — Und dabei denkt man unwillkürlich ein bis zwei Jahrzehnte zurück, an die Zeit, als sich die ganze Schärfe des französischen Witzes mit aller Wucht und allem Haß gegen die jetzigen Verbündeten Frankreichs, die Briten, wandte, als sogar Sondernummern gegen die Engländer herausgegeben wurden, wie namentlich zur Zeit des Burenkrieges. Derselbe Willette, der sich heute in seinen Kartons gegen die deutschen „Barbaren“ wendet, brachte damals ein Blatt, auf dem der Tod die abgemagerte Britannia davonträgt. Darunter stand zu lesen: „Der Tag, an dem das perfide Albion verreckt, wird ein Freudentag der Menschheit werden!“ — Aber auch später haben die Pariser Witzblätter sich noch weidlich über England lustig gemacht. So nach den letzten englischen Manövern, die wegen totalen Wirrwarrs und weil niemand mehr ein und aus wußte, schließlich abgebrochen werden mußten. — Vielleicht ist die Zeit nicht allzu fern, wo sich die Stifte der französischen Zeichner wieder gegen

Abb. 3. Postkarte, entstanden im deutschen Großen Hauptquartier im Westen.

Digitized by Google

jenen Feind wenden werden, der die Ursache der „Schmach von Faschoda“ war. Dann wird Frankreich einsehen, wie treffend die Situation jene als Abbildung 3 wiedergegebene Karte charakterisiert, die im deutschen Großen Hauptquartier im Westen entstand und dort viel gekauft wurde. Frankreich erntet eben die Früchte seiner Revanchepolitik und wird wohl schließlich, ein Sklave Englands, Rußlands und — Serbiens, die Hauptzeche zahlen müssen, denn die Engländer scheinen ja die Absicht zu haben, bis zum letzten Franzosen zu kämpfen.

Als Ersatz für die nicht mehr erscheinenden Witzblätter mußten in den ersten Kriegsmonaten Ansichtskarten herhalten, die auf den Boulevards zu Tausenden gekauft wurden. Sie sind noch viel schlimmer als die deutschen „Ulkkarten“ aus den ersten Monaten des Krieges,

PARADE-MARCHE

Michel vole les pendules; von Boden, les tableaux;
Gretchen vide les armoires et Messieurs les Officiers, les caves.

Abb. 4. Ricardo Florès: Parademarsch. Aus dem Album „Boches, Deutschland unter Alles“. (Paris, Ollendorff Editeur, 1914.)

Digitized by Google

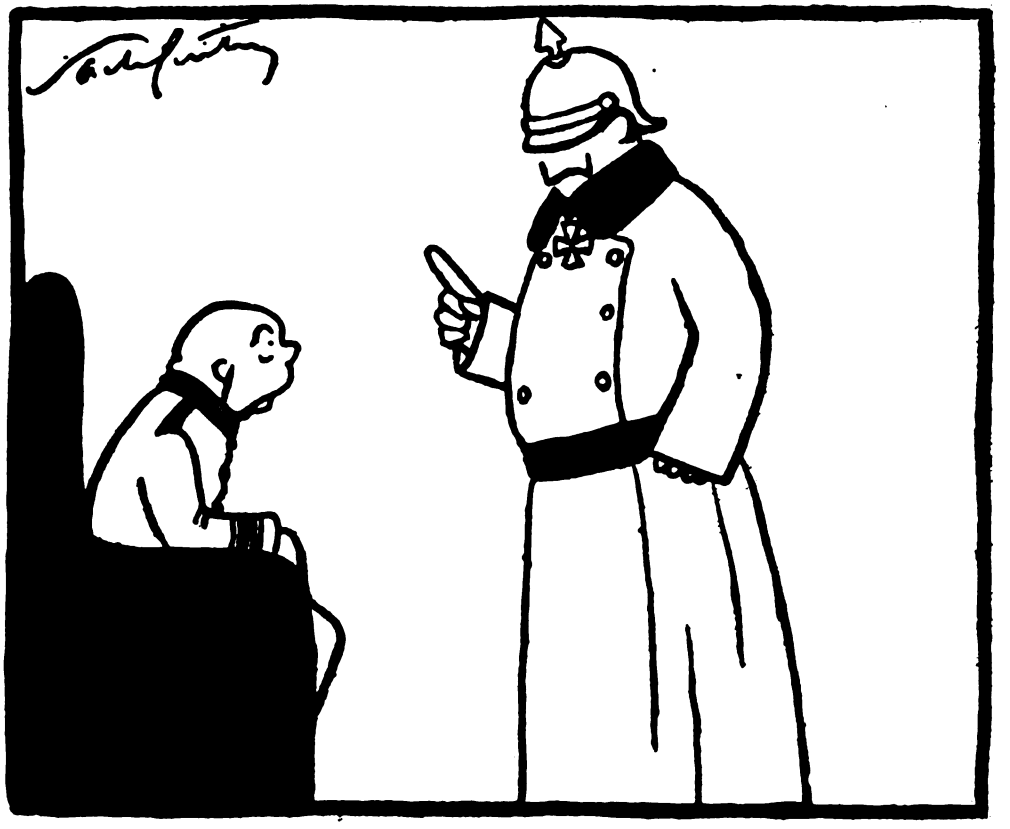


Abb. 5. Sacha Guitry: Die beiden Kaiser.
(Le Journal, Paris.)

und das will doch gewiß viel heißen! Irgend etwas Geistvolles bringt diese schmutzige Wut nicht fertig. Man sieht den deutschen Kaiser, dem täglich ein Glas Blut frischgeschlachteter Kinder serviert werden muß (der „Künstler" nennt sich P. Carrère); sieht den Kaiser in der Uniform der Totenkopf-Husaren ein Kind als Zielscheibe festhalten, während ein „Boche" mit kupferroter Nase es totschießt, auf einer andern den Kaiser vor der Bibel betend, während ein deutscher Soldat mit einem Schwein daneben auf einen Priester schießt (die letzteren beiden Karten sind erschienen bei La Litho Parisienne, 27 rue Corbeau; der Zeichner führt den urfranzösischen Namen Muller). Es wäre ganz verkehrt, diese Absurditäten tragisch zu nehmen und sich sittlich darüber zu entrüsten, sie sind unsagbar dumm; höchstens kann man bedauern, daß ein hochkultiviertes Volk so tief sinken konnte. Dann gibt es Karten mit dem abgehackten Kopf eines Deutschen als „Plat du jour" und solche mit allen möglichen Schandtaten, die die Boches verüben. Wie traurig muß es um ein Volk bestellt sein, das zu solchen Mitteln greift! (Der französische Soldat denkt ja allerdings anders. In den Briefen vom Kriegsschauplatz, die der italienische Korrespondent C. G. Sarti in der „Tribuna" veröffentlicht, erzählt er, wie die Piou-Pious von den Boches mit unverhohlener Bewunderung reden: „Sie" sind stark, „sie" verstehen Krieg zu führen, „sie" schlagen sich, solange sie nur noch eine Patrone haben usw.) Das alles ist ja nun eigentlich nicht neu. Wer die Ausstellung von Kriegsliteratur der Jahre 1870/71 besichtigt hat, die die Berliner Kgl. Bibliothek kürzlich veranstaltete, der hat sich überzeugen können, daß es auch vor vierzig Jahren nicht anders war, und daß die Bezeichnung Hunnenfürst für den Repräsentanten des deutschen Kaisertums schon damals gang und gäbe war. Da heißt es in einem Erlasse: „Les hordes barbares de l'Attila moderne égorgent, violent, brûlent et saccagent tout dans nos plus riches départements; ils osent menacer Paris, la ville

Digitized by Google

sainte, la capitale du monde civilisé.“ Und auch gegen den deutschen Militarismus wurde schon damals für „Freiheit und Zivilisation der Welt“ gefochten; Napoleon III. ermahnt in einem Erlaß vom 28. Juli 1870 seine Soldaten: „La France entière vous suit de ses voeux ardents et l'univers a les yeux sur vous. De nos succès dépend le sort de la liberté et de la civilisation.“ Und auch von den Grausamkeiten der Deutschen war schon damals die Rede. Ein Manifest vom 18. Januar 1871 sagt wörtlich: „L'ennemi tue nos femmes et nos enfants, il nous bombarde jour et nuit, il couvre d'obus nos hôspitaux.“[1] Und daß die französischen Schulhefte als Titelblätter schon vor dem Kriege Hetzbilder gegen die Deutschen brachten, ist uns ja wohlbekannt. In dem gleichen Stile bewegen sich jene Karikaturenhefte, die zu billigem Preise in Paris verkauft werden. Man hat das Gefühl, ols ob dieser wahnsinnige Haß allein noch die verschiedenen Parteien in Frankreich zusammenzuhalten vermag. Ein solches Album ist beispielsweise bei

[1] „Schlagworte“, Aufsatz von Rudolf Friedmann in der „Vossischen Zeitung“ vom 2. Januar 1915.

Abb. 6. Charles Léandre, Le Silencieux: Joffre. Il ne dit rien, mais chacun l'entend.
(Le Rire rouge, Paris.)

Digitized by Google

Abb. 7. P. Van der Hem: Italiens Lage. Die Versuchung des heiligen Antonius.
(De Nieuwe Amsterdamer, Amsterdam.)

Ollendorf in Paris unter dem Titel „Boches" erschienen.[1] Unsere Abbildung 4 führt eine verhältnismäßig harmlose Seite daraus vor. Die übliche Ungenauigkeit der Franzosen bei Darstellung der Verhältnisse zeigt sich auch hier wieder: Sie kennen nicht einmal den Namen des Generaldirektors der preußischen Museen, (der übrigens sprechend unähnlich dargestellt ist). Die übrigen Tafeln zeigen die bekannten Darstellungen von Plünderung, Raub, Kindermord usw. Das alles steht in unerfreulichem Gegensatz zur englischen Karikatur, die sich (mit ganz

[1] Boches! Deutschland unter alles. Par Ricardo Florès. Prix 60 ctmes., Ollendorff, éditeur, Paris. 16 Seiten im Großquart.

Digitized by Google

geringen Ausnahmen) von Roheiten und Brutalitäten frei hält. Wie weit sich aber in der französischen Presse die Schamlosigkeit offenbarte, dafür ist eine Karikatur von Maxa in dem so viel genannten „Matin" vom 26. Januar ein charakteristisches Beispiel. Die „Frankfurter Zeitung" bemerkt dazu treffend: „Der Pariser ‚Matin', der nicht auf den Krieg gewartet hat, um sich im Urteil der ganzen Welt einschließlich der damals noch etwas urteilsfähigeren öffentlichen Meinung Frankreichs selber als den Schandfleck der europäischen Presse zu dokumentieren, fürchtet jetzt offenbar, daß es irgendwo in der Welt noch jemand geben könnte, der an seinem völligen Verzicht auch auf den letzten Funken von journalistischem Anstandsgefühl zweifelt. In der Tat, nur als verzweifelte Bemühung der Schamlosigkeit, sich selbst zu übertreffen, ist das Bild zu verstehen, das der ‚Matin' in seiner Nummer vom 26. dieses Monats veröffentlicht, und das in den Zügen eines Affen den greisen Kaiser von Österreich erkennen lassen will. Die Infamie der bildlichen Darstellung aber ist noch gesteigert durch die Bezeichnung ‚L'Increvable', für die es weder im Deutschen, noch in der Sprache irgendeines Menschen, dem die Würde des Alters nicht als geeigneter Gegenstand scheußlichster Verhöhnung erscheint, eine dem gemeinen Gedanken entsprechende Übersetzung gibt.[1] Der Geist, der aus diesem Schandprodukt spricht, ist im übrigen würdig des Blattes, das jetzt im Begriff ist, mit der Veranstaltung einer Volksausgabe (!) des französischen Greuelberichts ein Geschäftchen zu machen, zu dessen Hintertreibung sich der Pariser Rechtsgelehrte Charles Gide nicht umsonst gerade an den Senator Béranger in seiner Eigenschaft als Vorsitzenden der Liga für die Bekämpfung der Pornographie gewandt hat." — Manchmal hat der „Matin" auch Pech gehabt, wie mit seinem „Dardanellen-Thermometer". Als die Beschießung der Meerengen durch die Alliierten begann, erschien im „Matin" ein „Thermometer" von der Hand der Verbündeten gehalten. Unten lag Kum Kaleh, oben Konstantinopel, dazwischen die andern Orte der Dardanellen. Dieses Klischee sollte täglich gebracht werden und zeigen, wie die Quecksilbersäule immer höher steigt (durch das Feuer der Alliierten!), bis sie schließlich Konstantinopel erreichen würde. Aber schon am dritten Tag blieb das schöne Klischee aus den Spalten des „Matin" wieder weg: die Quecksilbersäule war zu tief gefallen.

Abb. 8. Rata Langa: Uccidiamo il militarismo.
(L'Asino, Rom.)

Aber nun kommen wir zu einer Publikation, die wenigstens künstlerisch höher steht als die bisher genannten, und die allen Sammlern von Kriegsliteratur als Kulturdokument empfohlen werden kann, um so mehr, als sie voraussichtlich bald eine große Seltenheit werden wird: wir meinen „Le Rire rouge", die Kriegsausgabe des bekannten Witzblattes „Le Rire". Nachdem diese bedeutendste französische Karikaturenzeitschrift kurz nach Ausbruch des Krieges, wie schon erwähnt, ihr Erscheinen eingestellt hatte, begann sie unter dem genannten Titel am 21. November wieder ihr Dasein. Die erste Nummer zitiert Henri Lavedans Ausspruch: „Le soldat français rit, partout. C'est une de ses manières." Und dann heißt es weiter in der Ansprache an die Leser, die das Wiedererscheinen in so ernster Zeit rechtfertigen soll: „Le Rire ne sera pas le fou Rire, mais le Rire rouge. In der jetzigen tragischen, aber ungeheuer

[1] Das Wort increvable ist von crevé (verreckt) abgeleitet, bedeutet also „der Unverreckbare".

Digitized by Google

Abb. 9. H. Armengol: Le Front se dégarnit . . . (Die Stirn wird kahl = Die Front lichtet sich.)
(Le Rire rouge, Paris.)

ruhmvollen Zeit, die wir erleben, ist Le Rire alles andere als unangebracht, im Gegenteil sehr notwendig; wie viel Wahrheiten müssen gesagt werden, wie viel Heldentaten von den Meistern der Satire und der Zeichnung festgehalten werden! Und was besonders Wilhelm II. betrifft (die Adjektiva sind hier in der Übersetzung weggelassen), muß nicht gerade er mit dem roten Eisen der Karikatur gebrandmarkt werden? Dieser Aufgabe werden sich unsere Mitarbeiter mit allem Eifer und allem Talent und aller patriotischen Begeisterung widmen usw. usw." Nicht immer scheint übrigens die Redaktion mit der Zensur Glück gehabt zu haben; in der zweiten Nummer beklagt sie sich darüber, daß ihr „deux admirables dessins de Willette", mit denen sie den Haß gegen die „massacreurs des femmes et tueurs des enfants" nähren wollte, gestrichen worden sind, aber die folgenden Nummern enthalten noch genug Roheiten, so daß die Redaktion nicht allzu viel Grund hat, sich über die Zensur zu beklagen. Hin und wieder erscheinen allerdings immer noch leere Flächen an den Stellen, wo das Blatt verkleinerte Abbildungen aus den Witzblättern des Auslandes bringt (übrigens sehr unparteiisch und bewundernswerterweise auch solche deutsche Karikaturen, die Frankreich in sehr derber Weise verhöhnen). So gibt es gleich in der ersten Nummer zwei leere Flächen mit der Unterschrift „Simplicissimus, Munich". Sieht man nun von den Geschmacklosigkeiten des Inhalts ab, so muß man doch, wenn man gerecht sein will, anerkennen, daß zeichnerisch „Le Rire Rouge" bedeutend höher steht als das, was uns im Durchschnitt beispielsweise einige Berliner Witzblätter bieten. Kein Wunder: die bekanntesten und bedeutendsten Karikaturisten Frankreichs haben sich hier ein Stelldichein gegeben, Fabiano, Faivre, Gerbault, Guillaume, Léandre, Métivet, Steinlen, Willette usw. (also auch ein großer Teil von denen, die früher an der „Assiette au Beurre" mitgearbeitet haben). Mit dem Text sieht es natürlich böse aus: fast alles läuft auf eine Verhöhnung Deutschlands, besonders des Kaisers und des Kronprinzen, hinaus, und von dem berühmten französischen Esprit ist oft nichts zu spüren. (Der Kaiser ist auch der Held der meisten Kriegsgedichte, die die Spalten der französischen Tageszeitungen füllen.) Wie weit der Haß geht, und daß er auch vor den Kindern der Deutschen nicht Halt macht, davon möge die nachstehende Übersetzungsprobe ein Bild geben. Die Geschichte nennt sich „La Noël des petits Boches":

Weihnachten bei den kleinen Boches. „Also gut," sagte der liebe Gott zum Weihnachtsmann, „dies Jahr brauchst du dir augenscheinlich keine Sorgen zu machen; aus Amerika schickt man von allen Seiten Puppen für die kleinen Kinder in Frankreich, Belgien, England, Rußland und Serbien. Du kannst sie nun verteilen, und hast es nicht nötig, auf den Lagern Umschau zu halten." — „„Das ist alles ganz schön, ewiger Vater,"" antwortete der gute Weihnachtsmann, „„aber es bleibt mir doch noch weitere Arbeit, wenn es auch nicht gerade die angenehmste ist . . . Du wirst es begreiflich finden, daß niemand in der Welt daran gedacht hat, Puppen für die kleinen Boches zu schicken. Ich muß aber auch ihnen etwas bringen, denn das ist meine Pflicht."" — „Geh zum Teufel" (wenn es mir erlaubt ist, mich so auszudrücken), schrie der liebe

Digitized by Google

Gott und stieß mit einem Fausthieb die Wolken weg, die ihm als Kissen dienten, so daß die Barometer in allen Ländern anfingen zu fallen, „ich will mit diesen Wilden und ihrem Auswurf nichts mehr zu schaffen haben!" — „„Aber, ewiger Vater, wie soll ich mir die Puppen besorgen?"" — „Mach das, wie du willst; ich will mit der Sache nichts mehr zu tun haben!" — Der gute Weihnachtsmann war sehr verstört, als er den lieben Gott verließ; er wußte nicht, was er nun anfangen sollte, und woher er die Puppen für die kleinen Boches nehmen sollte. Plötzlich schlug er sich an die Stirn. Warum war er auch nicht eher auf die Idee gekommen? Warum hatte er nicht schon früher daran gedacht, daß die Boches ja einen Gott für sich haben, der zum Gefolge des Kaisers gehörte; sicher würde ihm dieser alte gute Gott die notwendigen Puppen nicht verweigern. Und er suchte und fand ihn zwischen grauen und schweren Wolken, die über der Provinz Brandenburg hingen. Dort trug er ihm sein Ersuchen vor. „Der Teufel!" schrie der alte gute pommersche Gott. „Du hast gut reden! . . . Übrigens habe ich deinen Besuch schon erwartet. Die Puppen sind fertig und eingepackt. Unser Michael wird dir die Lieferung übertragen; es ist alles erstklassige Ware, made in Germany." Sankt Michael führte den Weihnachtsmann mit verbundenen Augen zwischen vier Trabanten hindurch an ein Magazin, wo er ihm die Pakete aushändigte, die in schwarz-weiß-rotes Papier gepackt waren. Der Weihnachtsmann zog wieder ab, bis zur Himmelsgrenze von den vier Satelliten bewacht, die ihn nicht aus den Augen ließen. Dann begann er seine Reise und ließ die Pakete in die Schornsteine fallen. Oft mußte er sich die Nase zuhalten, denn aus den Essen drang der ekelhafte Geruch von Sauerkraut und Würsten und der noch üblere Duft der Boches. — Am nächsten Morgen aber klatschten die kleinen Boches vor Freuden in die Hände, als sie die Sendungen in den deutschen Farben erhielten. Und noch mehr freuten sie sich, als sie die Pakete geöffnet hatten und die schönen Puppen sahen. Das waren auch wirklich wundervolle Puppen! So herrlich, wie sie sie noch nie vorher bekommen hatten; sie stellten im kleinen ein vollständiges Abbild jener Art von Menschlichkeit dar, die ihre Papas zu verwirklichen sich bemühten: der einen Puppe war der Kopf gespalten, der anderen die Hände abgeschnitten, wieder einer anderen die Augen ausgestochen, und einer war der Bauch aufgeschlitzt. Es gab nicht eine einzige, die nicht sorgfältig verstümmelt worden war. — Und die kleinen Boches, aufs höchste erfreut und entzückt, drückten mit Freudentränen in den Augen ihre Puppen an die Brust, und riefen „Gott mit uns! Deutschland über alles." —

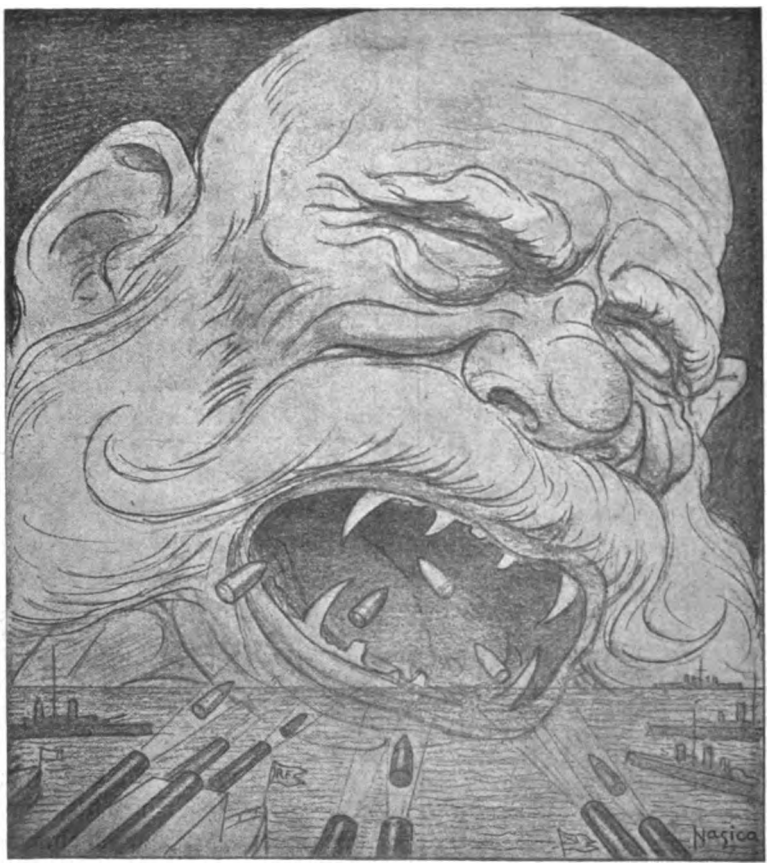


Abb. 10. Nasica: La Bocca del Cattaro . . . e le pastiglie per il Cattaro della Bocca. (Die Bocca del Cattaro und Pastillen für den Katarrh des Mundes.) (Il Numero, Rom.)

Diese Probe dürfte vollauf genügen, und wir brauchen nicht erst noch auf den „Cartne

Digitized by Google

de Route de Fritz Schweinmaul", den „Dentiste Boche" und ähnliche „Scherze" einzugehen. Der Inhalt beschäftigt sich sonst mit den üblichen Angriffen gegen den Kaiser und Kronprinzen, welch letzterer mit allen möglichen Gegenständen verschwindet, sogar mit dem Schachbrett Napoleons. Unterschrift: „Non content d'avoir volé le jeu d'échecs de Napoléon, le kronprinz collectionne aussi les échecs sur les champs de bataille." Sehr eingehend beschäftigt sich „Le Rire rouge" auch

Abb. 11. Djilio: Les Retraites.
(Le Rire rouge, Paris.)

mit dem deutschen „Gretchen", das für ihn die Repräsentantin der deutschen Frau ist. Auch davon machen sich die Herren Franzosen eine eigenartige Vorstellung (Abb. 2). Auf diesem Bilde treten auch, wie figura zeigt, wieder die obligaten Würste als Attribute des Deutschen in Aktion, die wir schon auf den englischen Karikaturen zu bewundern Gelegenheit hatten. Im Gegensatz dazu wird die Französin als vornehm und mondän gezeichnet, zum Beispiel in einem Bilde von Fabiano „Flirt 1914", auf dem eine elegante Pflegerin einem verwundeten Senegalesen zärtlich die Hände streichelt, während ein im Nebenbette liegender Franzose sich dieser Bevorzugung nicht erfreuen darf.

Aber auch gegen die eigenen Schwächen der Franzosen geht das Blatt bisweilen mit einer bewundernswerten Objektivität vor. So bekämpft es vor allen Dingen die gerade in Frankreich infolge der vielen Vetterschaften zahlreichen Drückeberger aller Art, die Millerand schließlich alle in das aktive Heer steckte (gab es doch „Verwalter der eroberten Provinzen", „Registratoren der Milchkühe" usw.) Auf einem Bilde „Les Cadeaux du Trésorieur-Payeur" zeigt Métivet, wie ein Zahlmeister seiner Geliebten eine Menge von Geschenken in Gestalt von Schinken und allen möglichen andern Paketen überreicht („O, welche Fülle von Aufmerksamkeiten; wird Ihnen denn das nicht zuviel?" — „„Nicht im geringsten, — das war ja für die Schützengräben bestimmt"") Leroy zeichnet ein ganzseitiges farbiges Blatt „Les Inconscients"; man sieht die jammervolle Gestalt eines aus dem nordöstlichen Frankreich geflüchteten französischen Bauern am Tisch eines Ehepaares („Nun haben Sie mit uns gegessen, lieber Freund, nun erzählen Sie uns auch einmal, wie Ihre Kinder hingeschlachtet worden sind.")

Abb. 12. Französische Sprachscherzkarte 1914.

In allen Witzblättern werfen sich die Gegner jetzt gegenseitig vor, Kinder und Greise in das Heer einzustellen. Wenn in Deutschland und Frankreich Mütter voller Sorgen und doch voll Stolz ihre noch nicht militärpflichtigen Söhne als Freiwillige hingeben, so sollte das eigentlich kein Stoff für Scherze sein — auch in deutschen Blättern nicht. Wenn französische Blätter die beabsichtigte Einberufung achtzehnjähriger Franzosen als

Digitized by Google

Abb. 13. M. Radiguet: Der Gefangene.
„Es gibt also keine gesunden Männer mehr in Deutschland?“ „„O, spottet nicht! Wir haben noch ein paar hundert ganz solide!“ “
(Le Rire rouge, Paris.)

Kinderkreuzzug bezeichnen, so ist das nur Galgenhumor. Dieses Thema ist aber unerschöpflich, wie Abbildungen 13—17 zeigen. Den größten Raum in „Le Rire rouge“ nehmen natürlich die Verhöhnungen der deutschen Truppen ein. In einer Zeichnung D'Ostoyas „En Serbie“ sieht man die weinenden Frauen und Kinder vor der deutschen Front („Und da sagt man immer, wir seien nicht galant, wir lassen die Damen sogar voran gehen!“) Eine große Rolle spielt Joffre, der französische Nationalheld der Gegenwart, der Hindenburg Frankreichs. Charles Léandre widmet ihm das in Abbildung 6 wiedergegebene ganzseitige Blatt „Le Silencieux: Joffre. Il ne dit rien, mais chacun l'entend.“ Er ist der Mann, der die Geschicke Frankreichs leitet, nicht der Präsident Poincaré, die sonntägliche Spießbürgertype, von dem die französischen Zeitungen eigentlich nur noch reden, wenn er anstandshalber einmal an die Front fährt. — Wie viel „Le Rire rouge“ zusammenlügt, zeigen die Bilder, die die Deutschen, besonders den Kronprinzen, auf der Flucht vorführen. Dieser Gedankengang kommt auch in einer Zeichnung von Djilio zum Ausdruck, auf der ein Musikalienhändler dem Kaiser Noten anbietet: „Hier ist ein Marsch, ‚Berlin-Paris‘, ein ‚Triumphzug nach Warschau‘;“ darauf der Kaiser: „Haben Sie keine Retraiten (Rückzüge)?“ — Das alles in einem Lande, dessen Regierung dem Volke auch noch nicht eine Verlustliste zugemutet hat.

Ein anderes sehr beliebtes Thema ist das deutsche K-Brot, das sich die Franzosen als ein Brechmittel schlimmster Art vorzustellen scheinen. Métivet zeichnet ein Bild „Boulangerie allemande“ mit der Unterschrift: „Après le pain K, le pain KK. Ça ne sent pas bon un K, deux K, trois K! Cette histoire-là finira par vingt Q.“ (Wortspiel für vaincu = besiegt). Ein anderes Bild von Maxa zeigt einen Offizier im Gespräch mit einem Kinde: „— M'sieur, J'veux faire du pain pour vos soldats! —“ . . . ??? — „. . . KK!“ — Am besten ist noch die große farbige Zeichnung von Abel Faivre „La grande vie à Berlin.“ In einem eleganten Lokale sitzt ein Deutscher, sehr nachlässig gekleidet, wie ihn sich der Franzose vorstellt; der Primgeiger tritt an den Tisch und fragt „Quelle morceau, M'sieur, préfère-t-il?“ Die Antwort lautet: „Un morceau de pain.“

Der Verlag von Le Rire hat zu Weihnachten und Neujahr eine Postkartenserie herausgegeben, um diese an die Soldaten ins Feld zu schik-

THE LAST LINE.
Abb. 14. C. Harrison: Deutschlands letztes Aufgebot.
(Punch, London.)

ken.[1] Sie sind verhältnismäßig anständig, teilweise direkt sentimental. Es sind Zeichnungen von Barrère, Delaw, Faivre, Fabiano, Florès, Guillaume, Gerbault, Métivet

[1] Les Voeux de la France à nos Soldats pour Noël et le Jour de L'An. 12 Cartes Postales en couleurs. Publiées par le Journal Le Rire rouge.

Digitized by Google

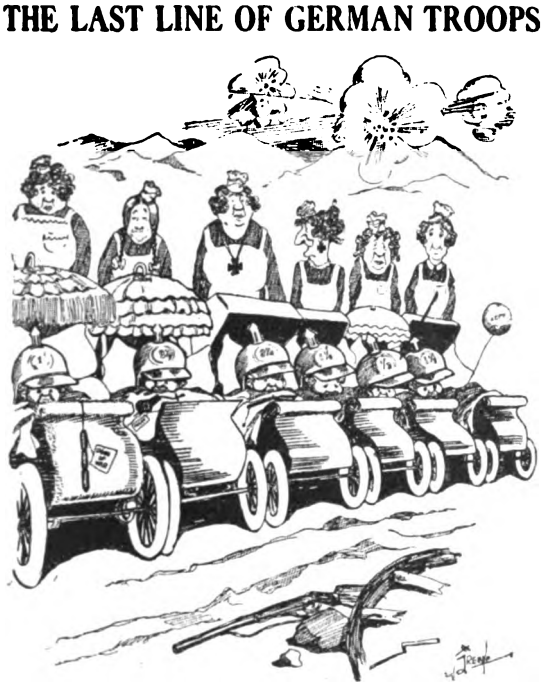


Abb. 15. Sidney Greene: Deutschlands letztes Aufgebot.
(Evening Telegram, New York.)

Abb. 16. A. Johnson: Frankreichs letztes Aufgebot.
(Kladderadatsch, Berlin.)

(Joli cadeau a faire à nos soldats; eine elsässische Puppe mit dem Lorbeerzweig des Siegers), Meunier, Roubile, Vallet, Willette (Les étrennes de Marianne; die französische Republik mit Elsaß und Lothringen an der Hand). Die Karten tragen sämtlich französischen und englischen Text und sind sehr stark anglophil gehalten. Wollte man hiernach urteilen, so wäre es mit der angeblichen geheimen Feindschaft der Franzosen gegen die Engländer, von der deutsche Blätter so viel zu berichten wissen, doch nicht so schlimm. Als die deutschen Zeitungen berichteten, es würde notwendig sein, die zirka

Abb. 17. Rea Irving: Das fünfte deutsche Reservekorps, bestehend aus Männern zwischen 60 und 75 Jahren.
(Aus den „Letters of a Japanese School-boy" im „Life", New York.)

20 Millionen Schweine in Deutschland aus Mangel an Futter zu schlachten, brachte Bigot ein Bild „Les derniers mobilisés", ein Schwein, mit tränenden Augen im Gespräch mit einem Metzger: „Sagen Sie Sr. Majestät dem Kaiser, daß auch wir 22 Millionen Schweine bereit sind, unser Blut für das deutsche Vaterland zu vergießen".

Wesentlich harmloser ist jene, für Freunde von Sprachscherzen nicht uninteressante Karte Abbildung 12. Die durch fetten Druck hervorgehobenen Städtenamen bezeichnen die Orte, an denen nach Meinung der Franzosen die Deutschen Nieder-

Digitized by Google

lagen erlitten haben oder zum Rückzug gezwungen wurden; diese sind mit gleichen oder ähnlich klingenden Worten der französischen Sprache, die Krankheitssymptome schildern, in Verbindung gebracht. Die Übertragung in richtiges Französisch lautet: „Docteur, je remets entre vos mains mon auguste personne. Je ressens tous les maux. J'ai mal dans l'aine et ma fistule me fait souffrir. Je suis harassé. Mais hier en guise de bouillon j'ai pris du champagne, et ça me rince les boyaux. . . . . — Je trouve votre pouls un peu lent, il faudrait prendre de l'élixir de longue vie." In deutscher Übersetzung: „Herr Doctor, ich lege in Ihre Hände meine hohe Person. Ich fühle wieder alle Übel. Ich habe Schmerzen in der Leistengegend, und meine Fistel läßt mich leiden. Ich bin abgemattet. Gestern habe ich an Stelle von Bouillon Champagner genommen, und das durchwühlt mir die Gedärme. — . . . . – Ich finde Ihren Puls etwas langsam, es würde nötig sein, Lebenselixir zu nehmen!" —

Solche Sprachscherze scheinen in allen Feldzügen aufzutauchen. Auch im amerikanisch-spanischen Kriege von 1898 waren sie an der Tagesordnung.

Vergessen werden dürfen auch nicht die Karikaturen der bekannten Pariser Tageszeitungen. Die meisten bringen täglich von bekannten Künstlern Beiträge, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigen wie die Wochenblätter. Zeichnerisch sind sie meist recht gut. Mit wie wenig Strichen sind beispielsweise auf der hier abgebildeten Karikatur (Abb. 5) von Sacha Guitry aus „Le Journal" die charakteristischen Züge des österreichischen und des deutschen Kaisers wiedergegeben! Das Gesicht Wilhelms II. ist nur durch eine einzige Schnurrbartlinie dargestellt, und doch wird ihn niemand nach der Abbildung verkennen. —

Es gibt nur ein Land, dessen Presse Frankreich im Deutschenhaß zu überbieten sucht, und das ist Italien. Ist man doch dort soweit gegangen, zu dem Zwecke, Deutschland und Österreich zu bekämpfen und Italien zum Kriege gegen seine Verbündeten zu hetzen,

Abb. 18. Guido Cadorin: Deutsche Architektur im Orient.
(Die neue Hagia Sophia in Konstantinopel.)
(Il Numero, Rom.)

Digitized by Google

Abb. 19. Scarpelli: Der Bibabo. („Sieh einmal, wie garstig er ist. Wenn du nicht artig bist, wird er dein Baby auffressen!")
(Il Numero, Rom)

eigens ein Witzblatt zu gründen: „Il Numero", dem die Aufgabe zufällt, die Leidenschaften gegen die italienische Neutralität und die Zentralmächte, vor allen Dingen gegen Österreich, zu schüren. Von den italienischen Witzblättern steht künstlerisch dieser „Il Numero" immerhin am höchsten. Was die andern leisten, ist unsagbar trostlos. Auch das Blatt des italienischen Klerus „Il Mulo", das in Bologna erscheint und wohl so ziemlich das einzige ist, das nicht deutschfeindlich auftritt, sondern eher noch eine dem deutschen Reiche gegenüber freundliche Absicht verfolgt, besitzt unter seinen Zeichnern nicht einen, der auch nur den geringsten Ansprüchen, die man an einen Karikaturisten stellen muß, gerecht wird. Immerhin soll ausdrücklich anerkannt werden, daß der italienische Klerus hier ein Blatt geschaffen hat, das wenigstens das verbündete Deutschland und Österreich nicht angreift. „Il Mulo" kämpft wie „Bastone" „gegen französische Freimaurerei und englischen Krämergeist". Ein doppelseitiger Karton in der Weihnachtsnummer richtet sich sogar ausdrücklich gegen Frankreich, weil es sich mit dem Waffenstillstand während der Weihnachtsfeiertage nicht einverstanden erklärt hatte.

Ganz besonders arbeitet das Witzblatt „Asino" gegen die beiden Kaiser der Zentralmächte; es ist auch nicht einmal andeutungsweise möglich, den Inhalt der Schmähbilder, die ein gewisser Rata Langa verbrochen hat, wiederzugeben. Die Existenz eines solchen Blattes wäre in Deutschland unmöglich, selbst wenn es sich nur gegen die Feinde richtete. Das, was

Digitized by Google

„L'Asino" bietet, stellt den tiefsten Grad von Verleumdung und Lügen dar, der denkbar ist. Wie es heißt, hat die deutsche Gesandtschaft schon vor einigen Monaten gegen die Redaktion des Blattes eine Beleidigungsklage eingereicht, aber das scheint die Schleusen des Unrats nur noch weiter geöffnet zu haben. Dabei sprüht in dem ganzen Blatt kein Funke von Humor auf, der vielleicht noch mit einem oder dem andern der „Scherze" versöhnen würde. Allerdings hat ja gerade Italien nie Überfluß an Witz besessen. Vielleicht sind auch diese Exzesse wüster Geschmacklosigkeit auf metallische Händedrücke der Alliierten zurückzuführen. Eine besondere Rubrik „Tedescherie" verzeichnet Schandtaten der Deutschen, gegen welche jene in französischen Blättern beinahe als sanft bezeichnet werden müssen. Die meist in Grün und mit starkem Rot gedruckten Abbildungen haben schon äußerlich etwas Blutrünstiges. Abbildung 8 reproduziert eine der zahmsten. Den Höhepunkt der Gemeinheit erreicht das Blatt in seiner Weihnachtsnummer, wo es unter dem Titel „Il Natale Tedesco" einen betrunkenen deutschen Soldaten zeigt, wie er mit seinem Bajonett das Jesuskind aufspießt, während ein anderer die Mutter Maria ermordet, ein dritter den heiligen Josef erwürgt und zwei andere den Esel seiner Habe berauben.

Abb. 20. Bülow: „Lieber Freund, hier bin ich!" Salandra: „ „Einen Augenblick! Sieh dir mal erst ein wenig meinen Kopfschmuck an!" "
(Il Punto.)

Das bereits erwähnte neue satirische Wochenblatt „Il Numero" steht, wie schon gesagt, künstlerisch wesentlich höher. Eine ganze Reihe geschickter Zeichner arbeiten dafür. Die Nummern, die zehn Centesimi kosten, haben oft einen einheitlichen, geschlossenen Inhalt; so wendet sich beispielsweise ein Heft gegen die Schweiz, die angeblich ihre Neutralität in allzu deutschfreundlichem Sinne ausgenutzt hat. Auch der 42 cm-Mörser spielt in diesem Blatte eine große Rolle, wie in der Zeichnung „Der Gleichmacher" von Nirsoli. Cadorin zeichnet die kommende Hagia Sofia in Konstantinopel (Abb. 18). Ein anderer Künstler, Scarpelli (scarpe = Schuhe; daher die Signatur links unten) zeigt den deutschen Kaiser, wie er das durch die Neutralität gefesselte Italien mit der Türkei schreckt (Abb. 19). Von den zahlreichen Blättern gegen den österreichischen Kaiser gibt Abbildung 10 eine Zeichnung von Nasika wieder „La Bocca del Cattaro", ein Ausdruck der Freude über die Beschießung dieses süddalmatinischen Hafens durch die französische Marine, die ja übrigens recht trostlos verlief und an jenen berühmten „Sieg" der Franzosen bei der Beschießung des Leuchtturms Pelagosa erinnert; damals bestand die Beute aus den Unterhosen des Leuchtturmwächters, zwei alten Hennen, dreißig jungen Hühnern, zwei Tauben, einer Ziege, einem Kanarienvogel und einem halben Hektoliter Wein, die alle von den französischen Matrosen mitgeschleppt wurden.

Daß auch die italienischen Tageszeitungen den Krieg in Gestalt von Karikaturen verarbeiten, zeigt Abbildung 20; auch hier kommt eine nicht gerade deutschfreundliche Tendenz zum Ausdruck.

Glücklicherweise verhält sich ja die italienische Regierung korrekt, und so ist zu hoffen, daß diese wohl meist mit französischem Gelde inspirierten Fabrikate keinen allzu großen Schaden anstiften werden.

Digitized by Google

Deutsche Einbandkunst auf der Leipziger Buch-Weltausstellung 1914.

Von

Dr. jur. G. A. E. Bogeng in Berlin.

Die deutsche Einbandkunst hat im XX. Jahrhundert innerhalb der deutschen Buchkunstbewegung eine eigene und starke Entwicklung genommen, deren Ergebnisse auf der Leipziger Buch-Weltausstellung insofern wenigstens deutlich zu übersehen waren, als hier neben der Ausbildung der in den deutschen Buchbindereiwerkstätten gebrauchten Herstellungsverfahren und Zierweisen auch die künstlerischen und wirtschaftlichen Richtungen dieser Entwicklung klar hervortraten. Der handgearbeitete Werkstätteneinband und der maschinengefertigte Masseneinband, das Erzeugnis des Großbetriebes, so verschieden sie sonst als Gebrauchsform des Bucheinbandes und demgemäß durch die auf diese Form notwendige Rücksichten nehmende Verzierung sein mögen, haben beide einen sich hin und wieder ergänzenden Anteil an dieser Entwicklung genommen, und der Künstlerentwurf für das Deckelmuster des Verlegerbandes gab vielfach Vorbildliches. Mitunter freilich gefiel er sich auch in Übertreibungen, wenn er, die Eigenart des Masseneinbandes verkennend, der der Art seiner Herstellung nach auf Billigkeit und nicht auf Kostspieligkeit ausgehen muß, kostbare Stoffe und Zierweisen für den „Liebhaber-Verlegereinband" bestimmte, ohne ihm doch diejenigen Vorzüge des Gebrauchswertes geben zu können, die die Handarbeit noch immer allein dem Bucheinbande verleiht. Aber daß der Künstlerentwurf dem deutschen Verlegerbande eine außerordentliche Veredlung brachte, den deutschen Buchkäufern eine größere Feinfühligkeit für Einbandmuster und Stoffverwertung gab, ist gewiß.

Der Betrieb der Buchbinderei als Kunstgewerbe, der den Bucheinband als Einzelstück wertet, setzt für seine Wirtschaftlichkeit den besonderen Einbandliebhaber voraus, einen Kenner und Sammler, der sich nicht mit den allgemeinen Anschauungen über das Aussehen des Einbandes begnügt, sondern imstande ist, die gute Arbeit in allen ihren Einzelschönheiten zu begreifen, einen Buchkunstfreund, der sich auch den Bucheinband in möglichster Vollendung wünscht, und der bereit ist, den Wert der Leistung, wie er sich in ihrem Preise ausdrückt, zu bezahlen. So bleibt der eigentliche Kunsteinband, ohne gerade schon ein Prunkband zu sein, immerhin ein kostbarer Einband. Seiner sorgfältigsten Bindeweise entspricht das Bestreben, dem Ganzbande durch die Benutzung edler Überzugsstoffe, wie Leder und Pergament, Dauerhaftigkeit zu verleihen, den Stoffreiz des Überzuges durch Schmuckverfahren, wie Blinddruck und Handvergoldung, Lederauflage usw., zu vermehren. Damit aber wird er den meisten Bücherfreunden zum Ausnahmefall für besonders erlesenen Besitz, im allgemeinen begnügen sie sich mit den einfacheren, gut ausgeführten Halbbänden oder mit den Ganzleinenverlegerbänden. (Denn gerade die „besseren" Ausstattungen der Halbleder- und Halbpergamentverlegerbände, als nicht richtig sogenannte „Halbfranzbände", vermeiden es häufig zu wenig, eine Art Zwitter des handgearbeiteten Einzeleinbandes und des maschinengefertigten Masseneinbandes zu sein.) Hieraus ergibt sich für die Betriebe der eigentlichen kunstgewerblichen Buchbinderei die Notwendigkeit, auch den schlichteren handgearbeiteten Einband zu pflegen und die Vorzüge ihrer Werkstätte darin zu bewähren, daß sie auch diesem Einbande eine ihn von dem Massenerzeugnis trennende Güte und Schönheit verleihen. Wenn daher die folgenden Ausführungen über deutsche Einbandkunst diese einfacheren Formen des Werkstättenbandes außer Betracht lassen, soll das durchaus nicht ihre Unterschätzung bedeuten,

Digitized by Google

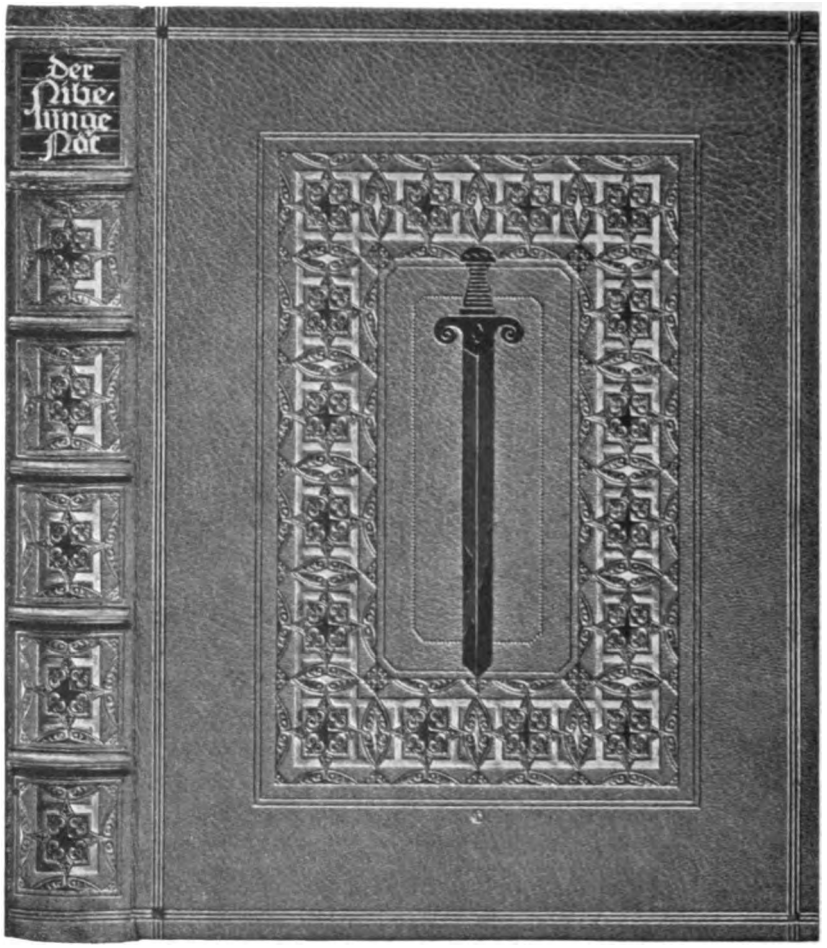


Abb. 1.

es handelt sich nur darum, augenblickliche Höchstleistungen zu kennzeichnen, die allein der Kunsteinband erkennen läßt.

Die deutschen Meister der kunstgewerblichen Buchbinderei sind fast alle im Jacob-Krauße-Bund vereinigt, der, ein Verwandter des Werkbundes, ebenso ihre künstlerische wie wirtschaftliche Vertretung darstellt und zum ersten Male auf der Leipziger Ausstellung in geschlossener Gruppe die Arbeiten seiner Mitglieder vorführte, weiterhin in der entstehenden, dem Buche gewidmeten großen Leipziger Sammlung in einem eigenen Saale diese Vorführung fortsetzen will. Wenn auf der Leipziger Ausstellung eine Anzahl Großbuchbindereien in eigenen Gruppen die Leistungen der ihnen angegliederten Werkstätten für Handbindekunst zeigten, so bedeutet das lediglich eine für den Ausstellungszweck durchgeführte äußere Trennung dieser Werkstätten von der Hauptgruppe der deutschen kunstgewerblichen Buchbinderei. Die in diesen Werkstätten tätigen Meister gehören größtenteils ebenfalls dem Jacob-Krauße-Bund an, ihre Absichten entsprechen den Absichten des Jacob-Krauße-Bundes. Dadurch, daß die Großbetriebe sich neben ihren Maschinensälen kunstgewerbliche Werkstätten einrichteten, dehnten sie ihren Geschäftsbetrieb auch auf ein Gebiet aus, das bisher ausschließlich einzelnen Kleinbetrieben vorbehalten war und konnten dabei dann selbstverständlich manchen Vorteil, den ihnen ihr Großbetrieb für die wirtschaftliche Grundlegung ihres Unternehmens bot, ausnutzen. Daß hiermit auf die Entwicklung der deutschen kunstgewerblichen Buchbinderei ein hemmender, weil den Kleinbetrieb störender, Einfluß geübt wird, wie wohl hin und wieder behauptet wurde, ist unzutreffend. Zwar

Digitized by Google

ist die Selbständigkeit einer Werkstätte auch von äußeren günstigen Umständen in hohem Maße abhängig, aber ihre Leistungen beruhen letzten Endes doch immer auf der Begabung und auf dem Können ihres oder ihrer Meister. Dazu kommt weiterhin, daß die allgemeine kunstgewerbliche Ausbildung der deutschen Buchbinder durch die Kunstgewerbeschulen sich immer weiter ausbreitet, der Kreis der deutschen Einbandliebhaber jedoch noch immer kein großer ist, jedenfalls kein so großer wie in Amerika, in England, in Frankreich. Und in der Tat sind die führenden deutschen Meister fast alle teils Fachlehrer jener Schulen, teils Leiter oder Mitarbeiter ausgedehnterer Buchbindereibetriebe. Eine deutsche Buchbinderei, die sich ausschließlich der Herstellung von Kunsteinbänden widmet und allein so einen größeren Umfang gewinnt, der die durchgeführte Arbeitsteilung wie in einzelnen Londoner Werkstätten erlaubt, ist, soweit ich sehe, nicht vorhanden. Wenn diese Andeutungen über die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen kunstgewerblichen Buchbinderei trotz ihrer Unvollständigkeit auch manchem Leser dieser Zeilen als überflüssig erscheinen werden, so durften sie doch nicht vergessen werden. Sie zeigen einmal, und das ist nicht unwichtig, daß der deutsche Kunsteinband der Gegenwart durchaus nicht eine Entwicklung nimmt, die ihn von der Entwicklung der anderen Buchbindereizweige ablöst. Sodann, daß die Gefahr,

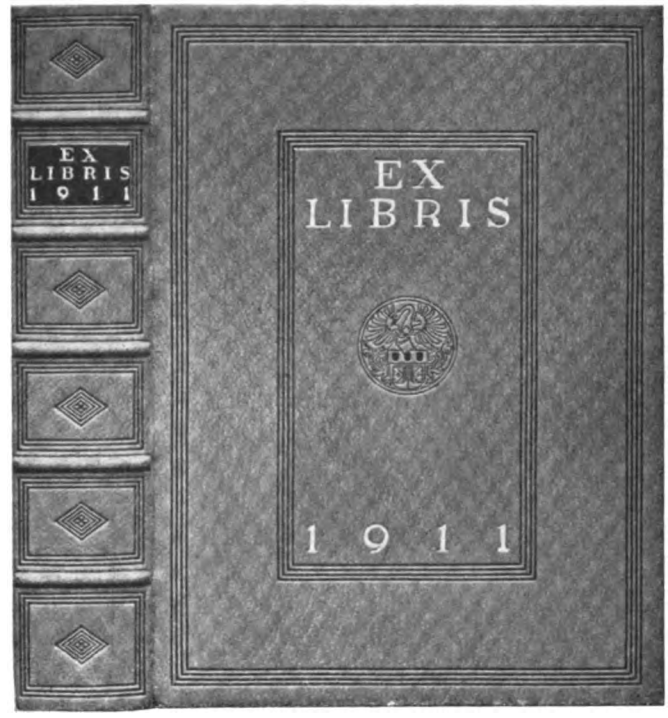


Abb. 2.

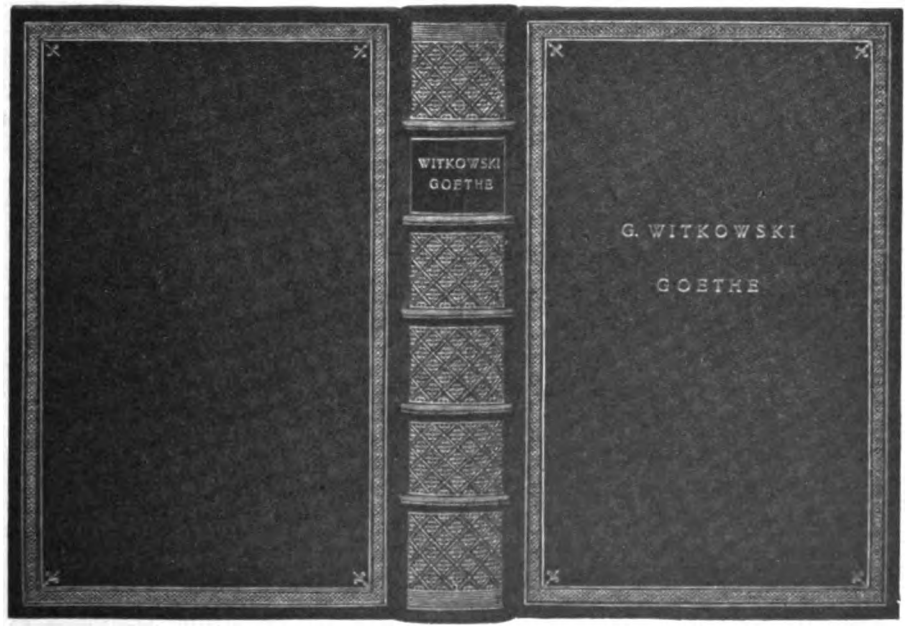


Abb. 3.

Digitized by Google

die in einigen nichtdeutschen Ländern für den Kunsteinband vorhanden ist, ein Luxusartikel zu werden, dem deutschen Kunsteinbande weit weniger droht. Endlich, daß die deutsche Einbandkunst die Unterstützung der deutschen Einbandliebhaber, deren sie dringend bedarf, und die sie hoffentlich, dank dem durch den Krieg gekräftigten nationalen Selbstbewußtsein, in reichem Maße finden wird, auf Wegen sucht, die nicht zu den Ausstattungsläden führen, sondern in die Werkstätte, deren Ruhm das gute Stück Arbeit ist. Eine Unterstützung, die die Einbandliebhaber wie in der Blütezeit des alten deutschen Kunstgewerbes durch einen persönlichen Verkehr mit ihren Buchbindern die Einzelleistung fördern, sie ihren besonderen Reiz gewinnen lassen wird.

Die abgebildeten Einbände sollen in diesen Blättern weder alle Ausstellungsstücke einer einzelnen Werkstatt zeigen noch mit dem Namen ihrer Urheber alle auf der Ausstellung vertreten gewesenen Meister nennen. Das letztere verbot sich schon deshalb, weil auch die Ausstellung des Jacob-Krauße-Bundes manches seiner Mitglieder, das bereits früher erfolgreich

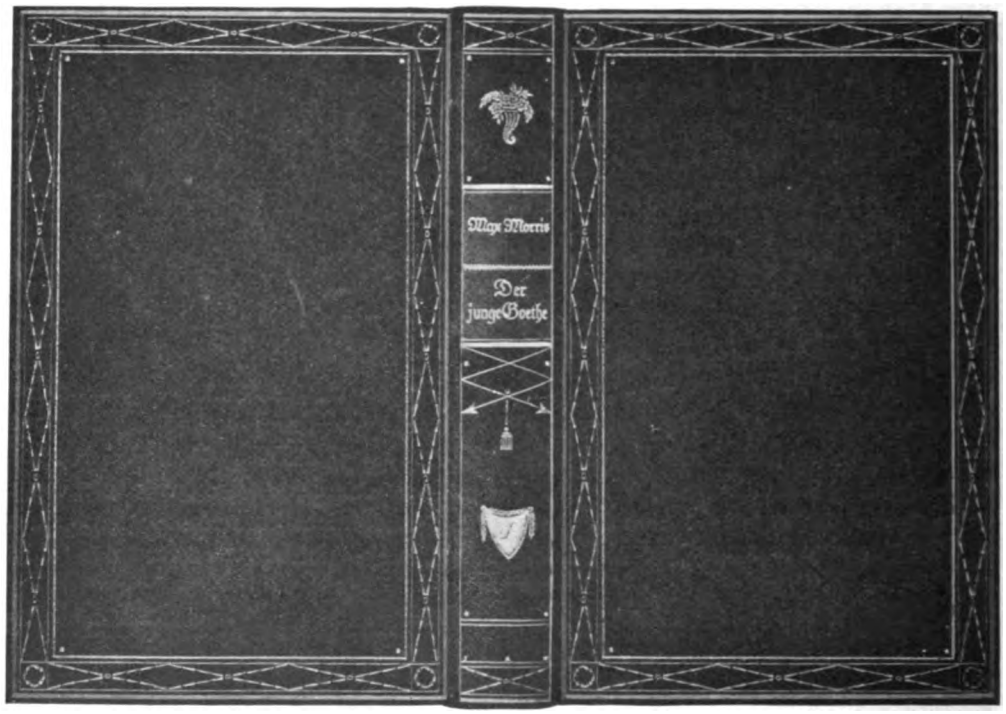


Abb. 4.

hervorgetreten war, gar nicht oder nicht genügend kennzeichnen konnte. Besonders darf in diesem Zusammenhange an die leider eingegangene Leipziger Buchbinderwerkstatt von Karl Sonntag jun. erinnert werden. Daß die Anordnung der Abbildungen und ihrer Besprechung die Gruppen ungetrennt läßt, ist ausdrücklich deshalb zu erwähnen, weil damit keine Vergleiche der einzelnen Meister und Werkstätten beabsichtigt sind. Und daß die Abbildung eines Einbandes weder seine Farben- und Stoffwirkungen noch die Ausführung der Bindearbeit und der Verzierungen mit aller Deutlichkeit erkennen läßt, versteht sich von selbst. Aber sie kann doch einem Kenner, einem Liebhaber vielfach nützlich sein, weil sie ihn aufmerksam macht zur genaueren Prüfung eines ihm gefallenden Bandes, ihn zur Kenntnisnahme auch der anderen Leistungen einer Werkstatt, aus der dieser Einband hervorging, einladet. Auf einer solchen fördernden Anteilnahme aber beruht, das kann nicht oft genug hervorgehoben werden, ebenfalls die weitere Entwicklung der deutschen Einbandkunst und nicht allein auf ihren eigenen Verdiensten.—[1]

[1] Da diesem Aufsatz nur eine Auswahl von Abbildungen beigegeben werden konnte, darf ich auf meine ausführlichen Berichte über die deutsche Einbandkunst auf der Leipziger Buchweltausstellung verweisen, die im *Archiv für Buch-*

Digitized by Google

Die *Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft vormals Gustav Fritzsche* zeigte als ein Hauptstück ihrer Werkstatt den Prachtband für die Prachtausgabe des Nibelungenliedes, die im Verlage von Hans von Weber München erschien (Abb. 1. Grobgenarbtes, hellfarbiges Ziegenleder, blanke und matte Handvergoldung, zweifarbige Lederauflage. Entwurf Hans Hascher.) Das in den Deckenmittelstückrahmen eingegliederte Schwert liegt wie auf einem Schilde, der Einbandschmuck ist, ohne plump zu werden, dem Buchinhalte entsprechend, wuchtig, obwohl auch etwas für den Ausstellungszweck, der den Beweis der Leistungsfähigkeit verlangt, berechnet. Ähnliche Rücksichten auf diesen Zweck führten dazu, die einzelnen Bände einer Zeitschriftenreihe in abweichender Ausstattung vorzuführen. Das ist für den Einband einer Sammlung natürlich nicht vorbildlich und man mußte die Bände der Exlibris-Zeitschrift, die in bunter Reihe gezeigt wurden, einzeln werten, um sich an einem jeden von ihnen ohne

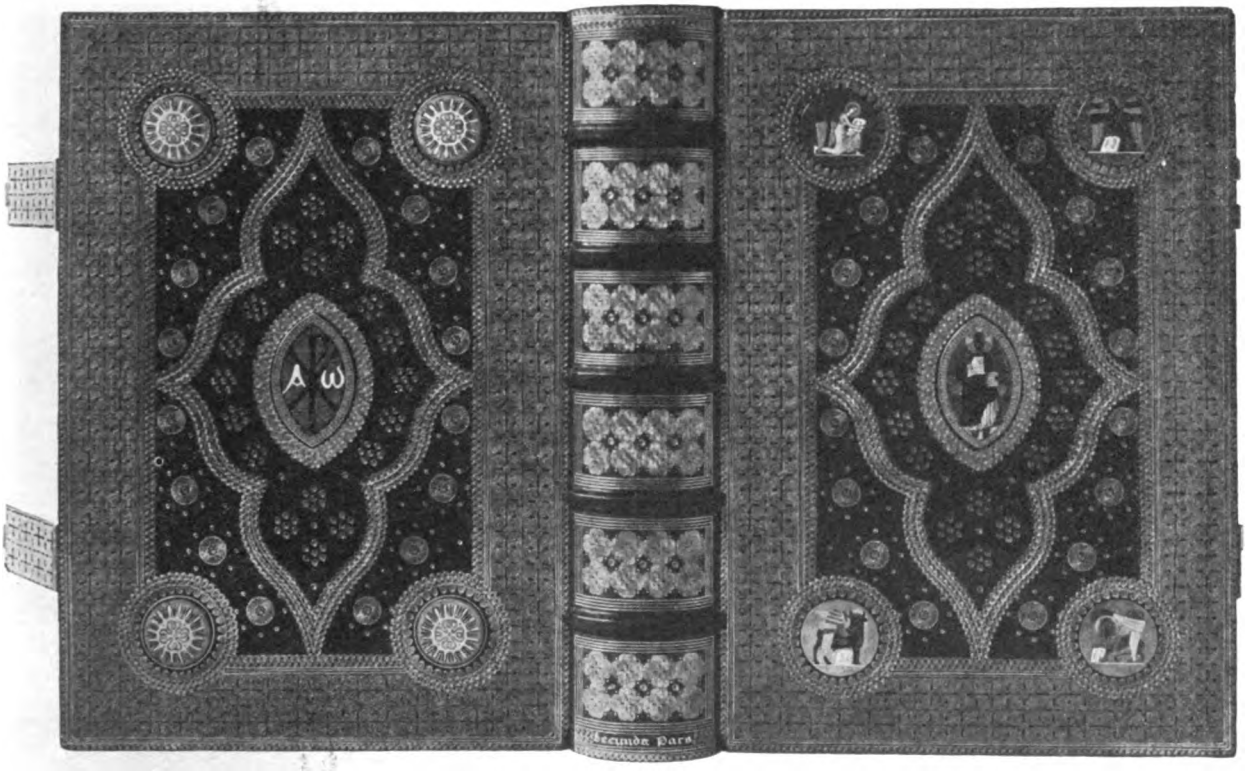


Abb. 5.

Rücksicht auf seine Genossen zu erfreuen. Denn diese Bände, von denen einer hier abgebildet wird, boten mancherlei Anregendes. Und für die Kunstzeitschriften großen Stils ist ja auch ein Kunsteinband nicht unberechtigt. Der Jahrgang 1911 (Abb. 2. Naturfarbiges Schweinsleder mit einem schwarzen Rückentitelschild, Blinddruck) der Exlibris-Zeitschrift gibt mit sparsamer Verzierung ein schönes Beispiel von Einbänden, die ein Superexlibris als besonderen Deckenschmuck verwerten. Der Deckentitel allerdings ist bei ihm eine etwas überflüssige Wiederholung des Rückentitels, die Vorliebe der Buchbinder für ihn, die gern mit dem Aufliegen des Bandes entschuldigt wird, erklärt sich daraus, daß er die beste Gelegenheit für die

binderei seit 1914 erscheinen. Das gleiche Thema behandelt auch *E. Collin* im *Archiv für Buchgewerbe* (LII, 15 ff.). Die Werkstätten der Großbuchbindereien haben anläßlich der Ausstellung größtenteils eigene illustrierte Veröffentlichungen erscheinen lassen, seiner Ausstattung wegen besonders hervorzuheben ist der Katalog der Hübel & Denck-Werkstätte (vgl. Beiblatt, Januar 1915, Seite 412). Auch Paul Kersten gibt in seinem Ausstellungskatalog einige Illustrationen, während der Katalog des Jacob Krauße-Bundes dem deutschen Einbandfreunde durch Adressen- und Preisangaben über die Ausstellungszeit hinaus nützlich bleibt.

Digitized by Google

Kunstfertigkeit des Letterns bietet. Indessen hat ein angefügter Deckentitel, der nicht dekorativ-elementar aus der Einbandzeichnung herauswächst und das Schriftbild zum Ausdruck einer organisch bedingten Schmuckwirkung macht, immer etwas Erzwungenes. Der Einfluß einer englischen Mode ist auf ihn ebenso wie auf manche Rückentitelverkünstelungen in der deutschen Einbandkunst noch allzugroß. Ein Buchbindertitel soll dem Gebrauchszweck des Buches dienen, nicht aber ihn stören oder gar eine bloße ornamentale Zugabe sein.

Als Muster eines noblen Bibliotheksbandes darf der Einband für Witkowskis Goethe-biographie gelten (Abb. 3. Grünes naturnarbiges Ziegenleder, Deckelumrandung und Rückentitel

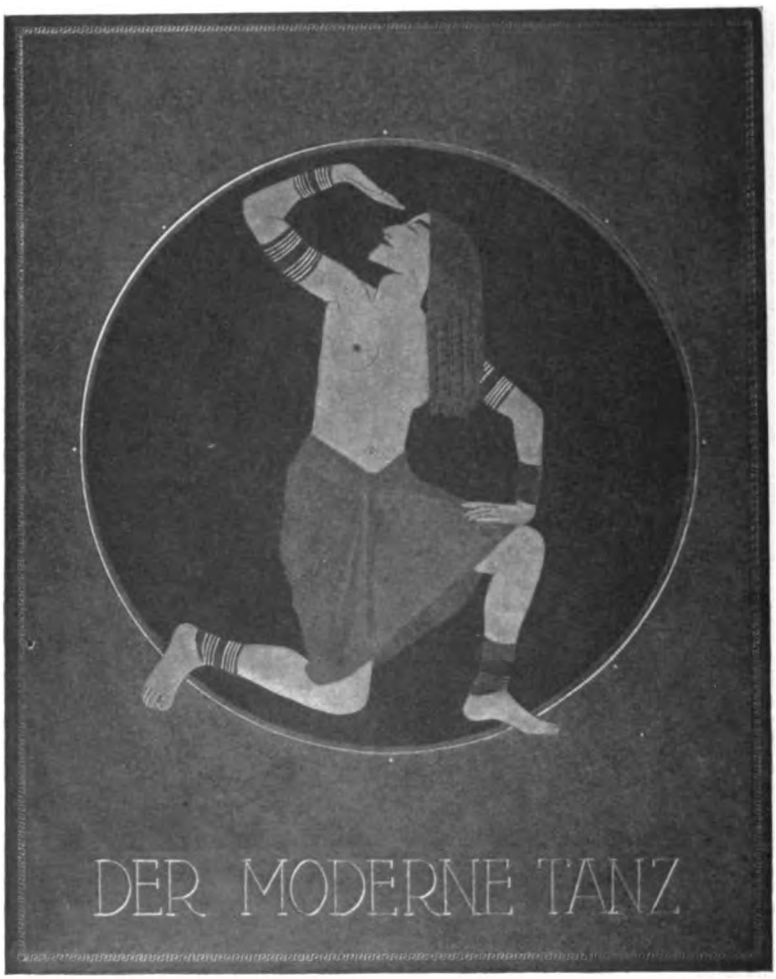


Abb. 6.

schwarze Lederunterlage, Handvergoldung. Entwurf Paul Renner.) Die Bände in der bunten Bücherwand erzeugen mit ihrem abwechselnden reichen Rückenschmuck jenes den Bibliophilen anheimelnde Farben- und Lichterspiel, das sich besser empfinden als beschreiben läßt, aus dem Fach in die prüfende Hand genommen, erfreuen sie durch das gute Stück Arbeit und die zurückhaltende Vollendung ihres Schmuckes. Auslagebände für den Büchertisch, das Buchhändlerschaufenster oder die Museumsvitrine aber sind sie nicht und deshalb ist auch bei diesem Bande der Deckentitel ohne rechte Begründung. Für die Morris'sche Neuausgabe des jungen Goethe hat Professor Weiß eine Einbandzeichnung geliefert, zu der ein grundsätzlicher Vorbehalt gemacht werden muß. (Abb. 4. Leicht geglättetes schwarzbraunes Ziegenleder, rotes Rückentitelschild, bläuliches Bandzahlschild, Handvergoldung.) Buchinhalt und Einband-

Digitized by Google

verzierung stehen hier in einem stilistischen Widerspruch, der Band paßt ausgezeichnet für manche Werke des alten Goethe, jedoch nicht für eine Sammlung der Schriften des jungen. Davon abgesehen darf man das Zurückgehen auf das deutsche Biedermeiermuster doppelt loben. Auch für die deutsche Einbandkunst unserer Gegenwart enthält es noch viele nicht zur Vollreife gekommene Entwicklungskeime.

Die *Hübel & Denck-Werkstätte in Leipzig* hatte als Hauptstück ihrer Gruppe von Kunsteinbänden sich die Gutenbergbibel in der ausgezeichneten Nachbildung des Insel-Verlages gewählt, also ein gotisches Buch, dessen geschichtliche Stellung eigentlich keinen anderen Einbandschmuck verträgt, als den, den die alten Meister der deutschen Gotik den Büchern ihrer Zeit verliehen.

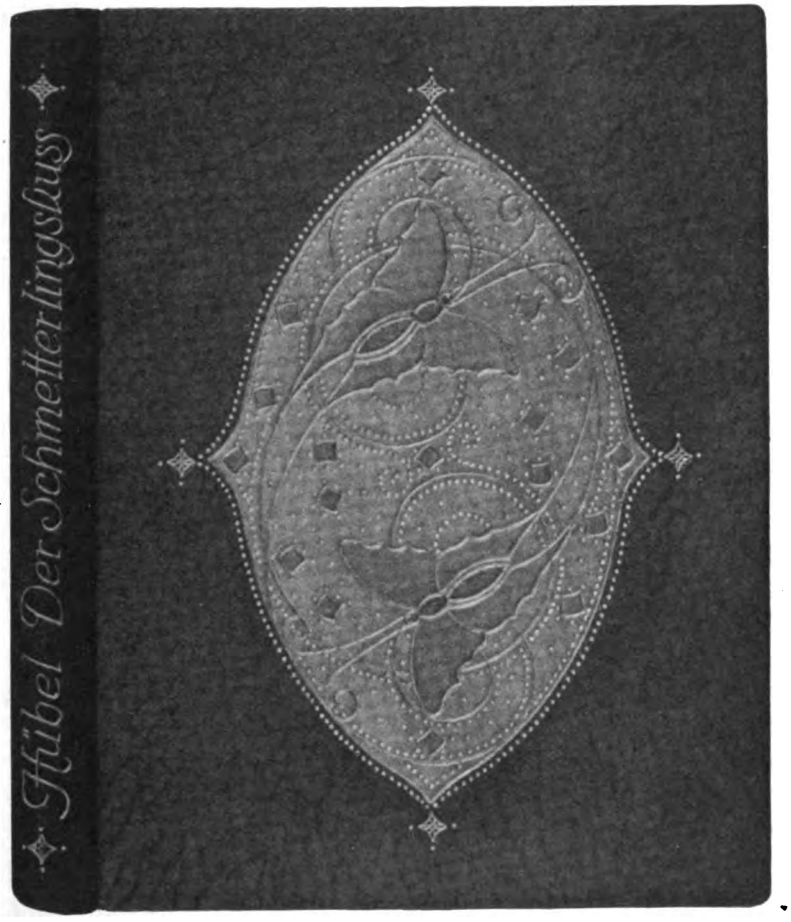


Abb. 7.

Aber der dunkle Rindlederband, schwerfällige Blinddruckverzierungen sind für einen Ausstellungsprunkband keine rechten Vorzüge, und so wurde denn die Ausstattung dieses Bandes mehr den Vorlagen, die der kirchliche Prachtband des frühen Mittelalters bot, angenähert, den edelsteingeschmückten Goldschmiedebänden, die zu den Kirchengerätkostbarkeiten gehörten. Das war ein anscheinend gewolltes Mißverständnis und bei der Bewertung des Einbandes muß von seiner Übereinstimmung mit der alten Buchform, die er trägt, abgesehen werden, wenn man ihn ohne Einschränkung loben möchte. (Abb. 5. Rotes Ziegenleder, Handvergoldung. Zellenschmelzbeschläge auf Silber. Mehrfarbig ausgemalter Schnitt mit Handvergoldung. Innenspiegel blaues Ziegenleder mit aufgelegtem Mittelstück und Vergoldung.) Daß die beiden Folianten der Gutenbergbibel wie in ihrer Entstehungszeit auf dem Lesebrett aufliegen, nicht im Bücherfach eingeschlossen werden, wird auch heute noch Geltung haben dürfen, ein Grund mehr, ihre Ein-

Digitized by Google

banddeckel für eine ihren inneren Wert anzeigende Prachtentfaltung auszunutzen. Das ist eine Gedankenfolge, der der Büchersammler und Einbandliebhaber, soweit es sich um Einbände in historischen Stilen handelt, keineswegs immer recht geben wird. Nachahmungen und Nachbildungen alter Einbandmuster haben ihre außerordentlichen Schwierigkeiten und nicht selten wird man den einfachen, unverzierten Ganzlederband allen Bemühungen vorziehen, einem alten Druck eine neue, reiche „historische" Decke zu geben. Aber man darf doch auch darin nicht zu weit gehen und alles verschmähen wollen, was die Meister der Gegenwart auch auf diesem Gebiet zu leisten vermögen. Eigentlich historische, womöglich mit alten Stempeln ausgeführte Einbände hatten auch Hübel & Denck nicht ausgestellt, weil das Bestreben der deutschen Einbandkunst vor allem darauf gerichtet sein mußte, auf der Buch-Weltausstellung Gegenwartsleistungen zu zeigen. Aber sie bewiesen doch an einem Bande wenigstens, daß sie auch einer solchen Aufgabe gewachsen wären, an dem Einbande des „West-Östlichen Divan", den Marcus Behmer für die von ihm ausgestattete Insel-Ausgabe des Werkes entworfen hatte, in Anlehnung an die Meisterwerke der alten islamischen Einbandkunst. (Grünes Ziegenleder, Handvergoldung und zweifarbige Lederauflage.) Er war ein Triumph der Vergoldekunst, des edelsten Zierverfahrens, das der Buchbinder kennt und an ihm konnte auch derjenige, der diesen Dingen sonst keine allzugroße Teilnahme zuwendet, den Unterschied zwischen der feinen Handvergoldearbeit und der glatten, gleichmäßigen Goldpressung studieren, wenn auf ihm in immer neuen Lichtspiegelungen das Goldgewirr in seinen phantastisch-regelmäßigen Verschlingungen aufleuchtete.

Gerade in dem Zusammenhange einer internationalen Ausstellung darf man einigen anderen Proben deutscher Kunstfertigkeit nicht ohne Anerkennung gegenüberstehen, die ebenso wie die historische Richtung der Einbandkunst im Auslande berühmteste Pflegestätten haben. Auch wenn man den bildlichen Schmuck der Einbanddecke, dem besonders einige französische Werkstätten beinahe ihren einzigen Ruhm verdanken, ablehnt, bleibt es doch ein erfreuliches Zeichen, daß die

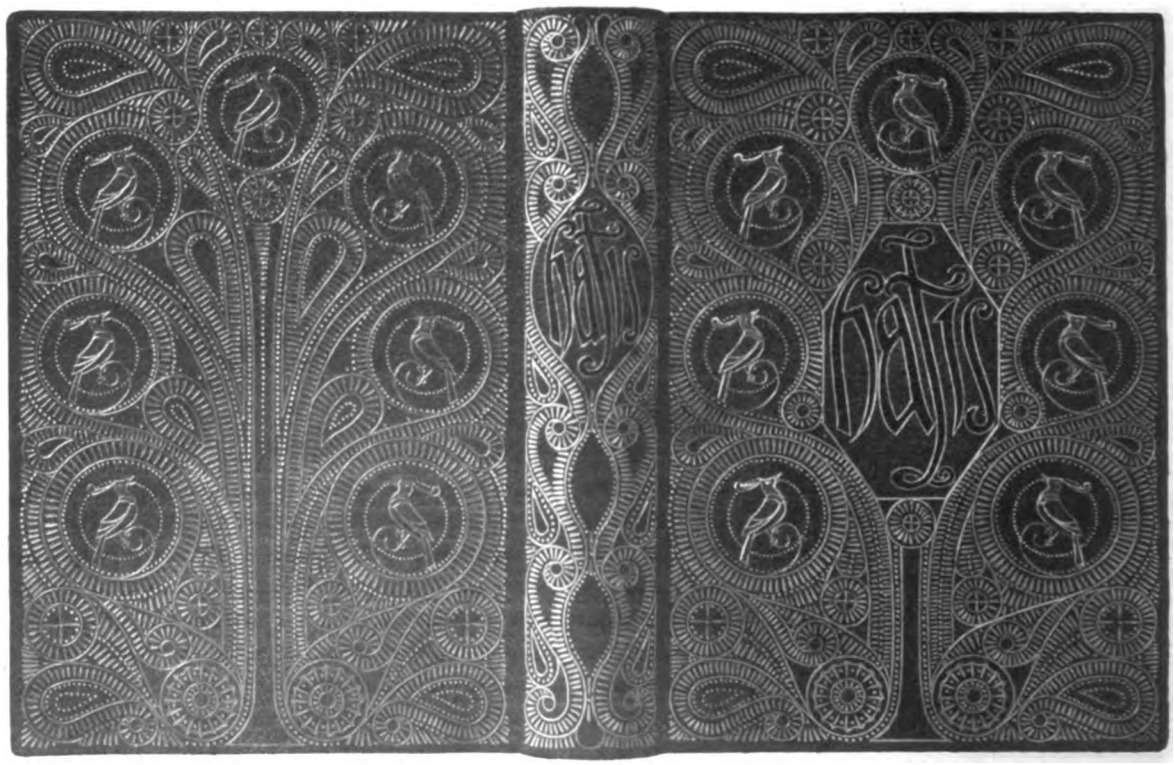


Abb. 8.

Digitized by Google

Abb. 9.

sogenannte Ledermosaikarbeit in technischer Vollendung auch deutschen Werkstätten möglich ist, obschon sie aus künstlerischen Gründen diesen Virtuosenstil nicht weiterwirken lassen wollen. So ist die glänzende Paradearbeit richtig zu verstehen, als welche der Einband für Hans Brandenburgs Buch über den Tanz und die ihm ähnlichen Bände gelten müssen. (Abb. 6. Graues Samt-Juchtenleder, Handvergoldung, Lederauflage in sechs Farben.) Übrigens werden gerade für diesen Einband, bis auf das für einen Bucheinband nicht recht empfehlenswerte Samtleder, selbst die strengen Beurteiler der bildmäßigen Lederauflage eine Ausnahme machen wollen. Es ist nicht einzusehen, weshalb er bei einer Anwendung, die den Buchforderungen nicht zu entsprechen braucht, zum Beispiel bei einer Sammelmappe, unschön-unzweckmäßig sein sollte.

Daß bildliche Darstellungen in Lederauflage, wofern sie nur auf die dekorativ-ornamentale Vignettenwirkung zurückgeführt bleiben, ein unter Umständen sogar durchaus empfehlenswertes Einbandschmuckmittel sein können, zeigt der Einband für Felix Hübels „Schmetterlingskuß" (Abb. 7. Graues Samt-Juchtenleder, Handvergoldung, Lederauflage in vier Farben). Die Berechtigung der „Reliure parlante" erweist er ebenso vortrefflich wie die immer notwendige Voraussetzung derartiger Bände, in den dem Buchbinder durch den Gebrauchszweck des Buches und durch seine Kunstmittel gezogenen Grenzen zu bleiben. Alles an diesem anmutigen Bande (wieder bis auf das gewählte Leder) ist ausgezeichnet. Was will man gegen ihn einwenden? Etwa, daß er anders als Renaissance- und Rokokobände aussieht? Den Forderungen, die unsere Einbandkunst aus konstruktiv-tektonischen Grundsätzen aufstellt, entspricht er durchaus.

Diesen Forderungen, deren Lösung sehr anschaulich ein ebenfalls ausgestellt gewesener Einband der gleichen Werkstätte für Honoré de Balzacs „Physiologie der Ehe" nach H. Holzheys Entwurf verdeutlichte, widerspricht es keineswegs, bald dieses, bald jenes ihrer Elemente durch eine organische Entwicklung zum Hauptteil der Verzierung werden zu lassen. Wenn etwa bei einem Bande die Schmuckverteilung sich auf die Hauptstellen des Bundes beschränkt, auf den

Digitized by Google

Rücken als auf den eigentlichen Halt des Ganzen und zu ihm das Gleichgewicht der Deckel in der Decke aufs feinste abwägt, bleibt der konstruktiv-tektonische Sinn ebenso gewahrt wie bei dem abgebildeten Bande des gleichen Meisters, H. Holzhey, bei dem er nur scheinbar verhüllt wird. Denn auch die bunte Mannigfaltigkeit des originalen Musters, das den Einband für Daumers Hafisdichtungen ziert, ist nichts anderes als eine bewußte Unterordnung unter die konstruktiv-tektonischen Grundgesetze, die T. J. Cobden-Sanderson aufstellte (Abb. 8. Dunkelgrünes Ziegenleder, Handvergoldung, Lederauflage in drei Farben). Und gerade dieser Einband kann für die Raumverteilung einer reichen Verzierung mit manchen feinen Zügen vorbildlich sein.

Die *Werkstatt für handgebundene Kunsteinbände der Spamerschen Buchbinderei, Leipzig*, hatte einen größeren Aufwand des Zierverfahrens und der Zierweise dem bekannten Bibeldruck der Reichsdruckerei (in der Ausstattung Ludwig Sütterlins) zugewendet, wie denn überhaupt

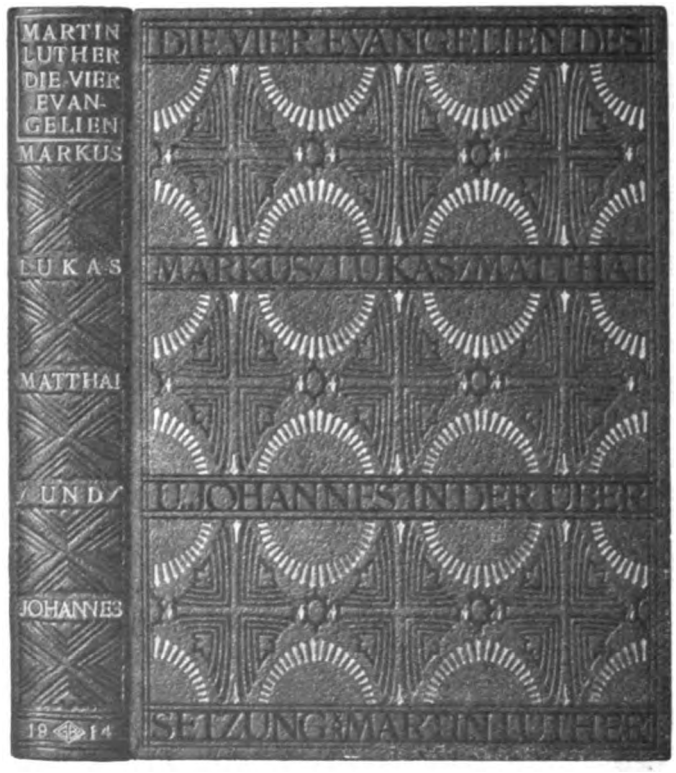


Abb. 10.

dieses Hauptbuch des Hauses in der langen Entwicklungsgeschichte seiner Ausschmückung auch durch die Einbandkunst ebensosehr zum Bewahren des Alten wie zum Anwenden des Neuen verlockt. Darin liegt eine doppelte Gefahr für den Buchbinder, die gerade den modernen Bibelprachtband zu einer äußerst schwierigen Aufgabe macht. Einmal sind die dekorativen Symbole, mit denen Bände der Bibel und andere religiöse Bücher verziert zu werden pflegen, durch ihre allgemeine, jahrhundertelange Verwendung in ihren festgewordenen Formen abgebraucht, andrerseits ist eine Änderung dieser Formen durch einen Ersatz unmöglich. Das Aushilfemittel, bequem genug, auch den Einband religiöser Bücher ohne den Gebrauch der ihm vertrauten Symbole zu schmücken, ist nicht nach jedermanns Geschmack. Und so muß denn der Buchbinder versuchen, wie er bei allen der freien Beweglichkeit seiner Ausdrucksmittel ihm hier besonders eng gezogenen Grenzen Altes in neuer Weise zeigen kann. Daß ihm das oft gelingt, oft überraschend gut gelingt, so auch bei dem abgebildeten Einband, dessen Kreuzschmuck beherrschend in den Mittelpunkt des Einbandmusters tritt, trotzdem aber auch als

Digitized by Google

Dekoration schlechthin deren Eigenart wahrt, darf er mit Recht seinen Verdiensten zurechnen. (Abb. 9. Schwarzes Ziegenleder, Handvergoldung und Lederauflage. Der Deckelrahmen ist blau und grün ausgelegt, Kelch und Kreuz sowie die Schrift grau. Die Beschläge an den Ecken silbervergoldet, in der Mitte je ein von vier Granaten umgebener orientalischer Saphir. Im Kreuz das Hexagramm, umgeben von zwölf südafrikanischen Granaten. Ausführung von H. Nitz nach Entwurf von H. Hascher.) Wie der Außendeckenschmuck in der Abstimmung der Farben gegeneinander und in der Gliederung des Ganzen ohne Überfüllung oder gar Überlastung in der feinen Durchbrucharbeit prachtentfaltend die feinen Reize nicht vermissen läßt, so sind auch die Deckeninnenseiten mit einem großen Aufwande von Geschicklichkeit geschmackvoll geschmückt worden, der Spiegel weist in einer schönen Innenkante eine mit Seide unterlegte Durchbruchsarbeit in braunem Kalbleder auf. Über den ziselierten Mattgoldschnitt, der

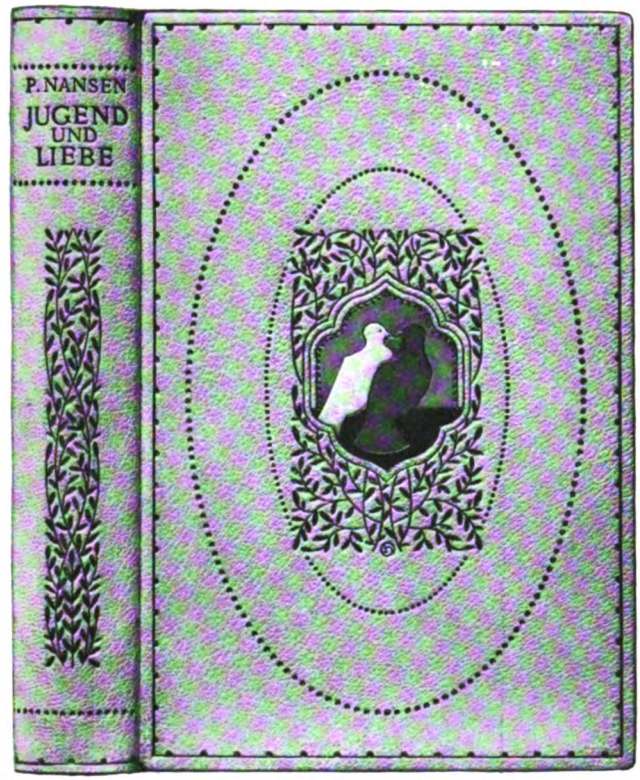


Abb. 11.

teilweise herausgeglättet, gemalt und gepunzt ist, verbindet eine silbervergoldete, mit sechs Saphiren sowie einem Mittelstück in grüner Emailarbeit eingelegte Schließe die Deckel. Die Bände der Bibel ruhen auf echten Bünden, die als Doppelbünde gezogen sind, sie haben aber trotzdem einen hohlen Rücken. Ein für große und schwere Bücher durchaus angebrachtes, weil den Rücken im Gebrauch schonendes Bindeverfahren.

Ansehen und Wucht, die dieser Prachteinband erstrebt, sucht ein anderer, ebenfalls religiösen Charakters, der Buchgröße entsprechend, zu mildern. Der Einbandentwurf Professor Belwes in Leipzig für die Evangelienausgabe des Diederichsschen Verlages gewinnt mit der Durchführung eines strengen Rhythmus, indem er, Schmuck und Schrift einander bedingend sich dem Einbandgerüst verbinden läßt, eine durchaus einheitliche, würdige Wirkung. (Abb. 10. Braunes Schweinsleder, Blinddruck und Handvergoldung. Einzeln geletterte Preßschrift. Ziselierter Goldschnitt.) Sie beruht vor allem auch auf dem überlegten Ausgleich des glänzenderen Golddrucks mit dem stumpferen Blinddruck, der zu ihrer ruhigen Vornehmheit viel beiträgt.

Digitized by Google

Auch bei diesem Einbande ist die Behandlung des Kreuzzeichens als Bestandteil der Verzierung innerhalb der festgefügten, in der Rückenumrahmung sich fortsetzenden Deckelumrahmung und in der loseren Rückenhüllung mustergültig.

Einen heiteren, zierlichen Ton trägt der Band für Peter Nansens „Jugend- und Liebe-Geschichten" aus dem von ihm umschlossenen Buche auf seine Deckel. (Abb. 11. Weißes Ziegenleder, Handvergoldung, graue, weiße, schwarze und himmelblaue Lederauflage.) Das schnäbelnde Taubenpärchen als farbiges Mittelstück in geschlossenem, doch nicht schweren Goldrahmen und die diesem folgende Blattornamentik auf Hinterdeckel und Rücken verleihen dem Einbande seine fröhlichen, hellen Reize, denen sich jeder Betrachter gern hingibt. Er hat etwas von dem duftigen Hauch, der an den dänischen Porzellanen zu haften scheint.

Beispielgebend für einen Bibliotheksband ist der Einband von „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" (Abb. 12. Dunkelblaues Ziegenleder, Handvergoldung), der mit dem feinen Kleeblattrückenstempel glücklich zeigt, wie man auch mit den einfachsten Mitteln einer sparsamen Verzierung persönliche Beziehungen andeuten kann, während der Einband für die „Erinnerungen der Kaiserin Katharina II." in der Ausstellung neben ihm daran erinnert, daß neben den edlen Ziegenledern auch das in seinen Stoffreizen nicht zu unterschätzende Kalbpergament ebenfalls ein für den Bibliotheksband sehr brauchbarer und empfehlenswerter Überzugsstoff ist, dessen geschickte Verzierung mancherlei hübsche Möglichkeiten verwerten kann.

(Schluß folgt.)

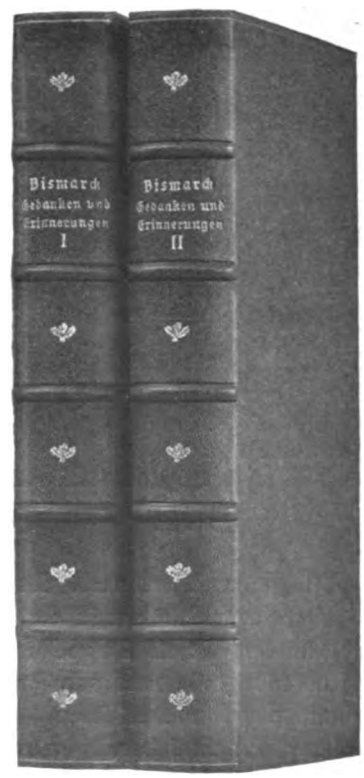


Abb. 12.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Steglitz.

IV. Idiergasten.[1]

Die *Anregungen*, deren manche Geistesarbeiter bedürfen, sind recht verschiedenartig. Betrachten wir zunächst solche, die *vor dem Beginn der Arbeit* gebraucht werden. Da ist an erster Stelle das *Hanteln* zu erwähnen, das längst nicht mehr so „schwer zu imitieren" ist, wie es noch Bernhard 1718 S. 261 erscheint, nach dem es schon der Mathematiker *Joachim Fortius Ringelberg* [aus Antwerpen, gestorben um 1536] betrieben hat. Aus der neuesten Zeit mag nur auf den italienischen Dichter *Gabriele d'Annunzio* (geboren 1863) hingewiesen werden, der einmal gesagt haben soll: „Ohne das Hanteln hätte ich die ‚Fedra' [vgl. oben] nicht schreiben können; die ganze Arbeitskraft, die ich dabei verbraucht habe, verdanke ich dieser Gymnastik." Durch andere körperliche Übungen stärken sich zur Arbeit die französischen Dichter *Jean Richepin* (geboren 1849) und *Edmond Haraucourt:* jener am Trapez, dieser durch Boxen (G. Rocher a. a. O.).

Der französische Philosoph *Michel de Montaigne* (1533–1592) „räsonierte am akkuratesten, wann er mit einem Mädchen konkumbieret" (Bernhard S. 88). Im völligen Gegensatz zu ihm verfertigte der Philolog *Johann Friedrich Gronov* (aus Hamburg, 1611–1671, Professor in Deventer und Leiden) seine beste Schrift, die von den Sesterzien oder dem Gelde der Alten, während er „nicht bei seiner Frau geschlafen" (Bernhard S. 676 und Jöcher, beide unter Berufung auf Thomas Crenius, De libris scriptorum optimis et utilissimis 1704 sq.).

Erregender Mittel (lat. Excitantia) vor und während der Arbeit haben sich von jeher besonders die Dichter bedient. In Poetiken des XVII. und XVIII. Jahrhunderts werden jene sogar empfohlen. So heißt es zum Beispiel in des Menantes d. i. Hunold „allerneuesten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" (1707), die auf Erdmann Neumeisters Vorlesungen beruht, daß der genius poëticus, wenn er nicht bereit sei, durch Wein, Tabak usw. karessiert werden könne. Und Henrich Jacob Sivers verwirft zwar in seinen „Vermischten und Satyrischen Gedichten" (1730) Bier und Branntwein, aber „durch Wein und Coffée kommt ein Vers zum höchsten Preis". Bei neulateinischen Dichtern begegnet uns der Wein als Dichterroß (vinum poëtarum equus, zum Beispiel F. Taubmann, Melodaesia 1615 p. 118). Für gelehrte Schriften gesteht Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), welcher Professor der Physik war, a. a. O. I S. 287 dem Weine nur in beschränktem Maße eine gewisse Bedeutung zu, wenn er sagt: „Es schadet bei manchen Untersuchungen nicht, sie erst bei einem Räuschchen durchzudenken und dabei aufzuschreiben; hernach aber alles bei kaltem Blute und ruhiger Überlegung zu vollenden. Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhige Vernunft." — A. Rémond und Paul Voivenel haben in ihrem 1912 zu Paris erschienenen Werke „Le génie littéraire" ein eigenes Kapitel mit der Überschrift „les excitants" gebracht.

Dem griechischen Lyriker *Anakreon* (550–465 v. Chr.) errichteten im Altertum die Athener auf der Akropolis ein Standbild, das ihn in der Haltung eines im Rausche singenden Mannes darstellte (Pausanias I 25); nach Athenäus X p. 429b soll er im Genuß des *Weines* nur mäßig gewesen sein, und die sogenannten Anakreonteia stammen nicht von ihm. Dem

[1] Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, V, Bd. 1 und VI, Bd. 2.

Digitized by Google

griechischen Tragiker *Äschylos* (525—456 v. Chr.) wird in Plutarchs Tischgesprächen nachgesagt, daß er stets trunken gedichtet habe Und der griechische Komödiendichter *Kratinos* (etwa 510—413 v. Chr.), zubenannt Philopotes, das ist Trunklieb, erklärte offen, daß ein Wassertrinker keine guten Verse machen könne (Horaz' Episteln I 19). Auch der römische Epiker *Ennius* (239—169 v. Chr.) „machte sich immer nur bezecht daran, die Waffentaten zu besingen" (ebenda). Der bayrische Geschichtschreiber *Johannes Aventinus* (eigentlich Turmair aus Abensberg, 1477—1534) verzeichnete gewissenhaft in seinem Tagebuche: „1521. Abenspergae fui, scripsi historiam Bojorum. Mart. 10. crapula [das heißt Weinrausch]. 11. crapula, vomitus [das heißt Erbrechen]. 16. crapula" usw. Der Schweizer Naturforscher *Theophrastus Paracelsus* (1493—1541) diktierte seine Schriften größtenteils in der Völlerei seinem Famulus in die Feder (Jöcher). Der Rostocker Professor der Dichtkunst *Johann Boeer* (1523—1565) machte oft nach dem Abendessen, besonders wenn er brav getrunken, eine große Menge guter Verse (Mencke, Charlatanerie 1716 S. 162 Anm.). *Shakespeare* (1564—1616) soll im Wirtshause auf die erhabensten Gedanken gekommen sein. *Caesar Ursinus* gesteht in der Vorrede seiner unter dem Namen eines Magister Stopinus [1653 zu Venedig] herausgegebenen [Capriccia] Maccaronica, daß er vieles geschrieben habe, wenn ihm der Wein den Kopf ein wenig wüst gemacht (Mencke a. a. O.). Von dem jungverstorbenen Lyriker *Joh. Christian Günther* (1695—1723) sagt der Literarhistoriker Gervinus (III 4. Aufl. S. 493): „Man kann aus seinen Gedichten selbst zeigen, daß er mehrfach im dichten Rausch Lieder machte, und das begeisternde Getränk der studierenden Welt scheint gewöhnlich Branntwein gewesen zu sein." Der Dichter *Gottfried August Bürger* (1747—1794) bekennt in seiner Nachdichtung des „Meum est propositum" des Archipoeta:

„Wann mein Kapitolium
Bacchus' Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen."

Und ein französischer Dichter namens *Ségur* machte die bezeichnenden Verse:

„Quand j'écris,
Etant gris,
Je suis rimeur divin:
Mon talent est dans le vin";

das heißt: Schreibe ich, wenn ich benebelt bin, so bin ich ein göttlicher Reimer: mein Talent liegt in dem Wein (Webers Demokrit V, Kap. 16). *Schiller* (1759—1805) arbeitete oft nachts bei Rheinwein oder Champagner (ebenda, Kap. 21 und XI, Kap. 10). Goethe hat sich darüber zu Eckermann folgendermaßen geäußert: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig, aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die wahren Motive zu finden." *Jean Paul* (1763—1825) wurde bei der Morgenarbeit im Freien zu Heidelberg 1817 beobachtet. Was man da sah, schildert Heinrich Voß in einem Briefe also: „Er saß da ganz nachdenklich und begeistert, schrieb — manchmal mit Hast, dann wieder piano —; dann nahm er ein Schlückchen Wein, dann kappte [das heißt beschnitt] er die Feder, dann sprach er mit seinem Hunde Alert, was höchst komisch aussah, da man die Worte bloß sah und nicht hörte; dann spazierte er auf und ab, besah die Gegend und schrieb wieder" (Ed. Berend, Jean Pauls Persönlichkeit, 1913). Der Humorist sagt von sich selbst im Hesperus III, 35. Hundposttag: „Ich habe gar eine Flasche Burgunder aufgesiegelt und neben die Tintenflasche gestellt, um erstlich durch mein größeres Feuer in diesem Kapitel die Natur- und Kunstrichter auf meine Seite zu bringen" usw., und in der unsichtbaren Loge (1826 III, S. 54): „Zum Glück richtete ich mich und meine

Digitized by Google

Phantasie ziemlich durch braunes Bier wieder auf" mit der Anmerkung: „... daß ich (als gleich unmäßiger Wasser- und Kaffeetrinker) kein andres nervenstärkendes Mittel gegen aussetzenden Puls und Atem und andre Schwächen, die mir alle innere Anstrengung verbitterten, von solcher Wirkung fand als — Hopfen-Bier." *E. Th. A. Hoffmann* (1776—1822) betrank sich, während er an seinen phantastischen Geschichten arbeitete, und wird mit Recht als ein „allzuviel vom Alkohol inspirierter" (C. Weitbrecht, Deutsche Lit.-Gesch. d. 19. Jahrh. 1901, I, S. 17) bezeichnet. Auch der Dramatiker *Christian Dietrich Grabbe* (1801—1836) arbeitete oft im Rausche; desgleichen der amerikanische Erzähler *Edgar Poe* (1809—1849) sowie die Pariser Dichter *Alfred de Musset* (1810—1857), der den Absinth liebte, und *Charles Baudelaire* (1821 bis 1867), der Opium und Haschisch bevorzugte.

Dagegen behauptete *Jean Jacques Rousseau* (1712—1778): „Ich brauche keinen Wein, um mich zu berauschen." *Luther* aber war mäßig im Trinken wie im Essen, zumal als er an der Bibelübersetzung arbeitete; Bernhard, der Melanchthons Angaben hierüber folgt, fügt Seite 165 hinzu: „Der selige Mann wußte wohl, wozu es gut war: seine Meditationen wurden reifer, als wenn sein Kopf mit vielen Dünsten wäre angefüllt gewesen." Sehr fleißige Gelehrte, wie der französische Jurist *Andreas Tiraquellus* (gestorben 1558, siehe Bernard, S. 310f.) und der englische Lexikograph *James Murray* (geboren 1837, siehe The Temperance Record, May 1907, p. 201ff., vgl. oben), haben sich des Weines gänzlich enthalten und nur Wasser getrunken. Der Physiolog *Johannes Müller* (1801—1858) sagt von den phantastischen Gesichtserscheinungen, worüber er 1826 ein Buch geschrieben: „Durch Fasten kann ich diese Phänomene zu einer wunderbaren Lebendigkeit bringen; nie habe ich sie bemerkt, wenn ich Wein vorher getrunken hatte," sowie: „Von dem Wein kann ich bestimmt aussagen, daß wenigstens bei mir selbst geringer Genuß das Hellsehen vor dem Einschlafen beschränkt." Ähnliche Beobachtungen teilte der Physiolog *Hermann v. Helmholtz* (1821—1894) in seiner Festrede 1891 mit: „Die kleinsten Mengen alkoholischer Getränke schienen sie (die guten Einfälle) zu verscheuchen" (Internat. Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus XII, S. 133; weitere Beispiele siehe ebenda, S. 65ff.). Einer kürzlich von Dr. C. F. van Vleuten veranstalteten Umfrage zufolge haben weit über 90 Prozent Dichter und Schriftsteller jeden Alkoholgenuß vor und während der Arbeit möglichst vermieden und, wenn sie einmal tranken, nur üble Erfahrungen gemacht.

Neben dem Wein rühmte, wie wir schon vernahmen, H. J. Sivers 1730 den *Kaffee* als Erregungsmittel für Dichter. Etwa um dieselbe Zeit sang Daniel Wilhelm Triller (1695—1782), von Beruf Mediziner, in seinen „Poetischen Betrachtungen" ein Loblied auf den Kaffee, den er hauptsächlich als Heilmittel gewertet wissen wollte. Schon der englische Astronom *John Flamsteed* (1646—1719) verbrachte, nach Jöcher, den Tag meistens im Kaffeehause zu Greenwich, und dem Philosophen *Leibniz* (1646—1716) kamen während des Kaffeetrinkens bei seinem Freunde Hansch in Leipzig Gedanken über die Monaden (Vehse, Sächsische Höfe VII, S. 125). Kalten Kaffee gebrauchten der durch seine „Volksmärchen" bekannt gewordene Professor *Joh. Karl Aug. Musäus* (1735—1787) in Weimar sowie *Jean Paul* (vgl. dessen „unsichtbare Loge" 1826 III, S. 40), der sich einen „unmäßigen Kaffeetrinker" nennt (ebenda S. 54). *Schiller* nahm bei der nächtlichen Arbeit auch starken Kaffee oder Schokolade zu sich (Webers Demokrit V, Kap. 21 und XI 10). Der französische Romanschriftsteller *Honoré de Balzac* (1799—1850) erhielt sich durch Mokka wach (siehe Rémond und Voivenel a. a. O.). Der Pariser Boheme-Dichter *Henri Murger* (1822—1861) soll täglich bis zu 20 Tassen schwarzen und bitteren Kaffees getrunken haben. Der französische Ästhetiker *Hippolyte Taine* (1828—1893) kochte als Junggeselle in Nevers den Kaffee selbst und pflegte zu sagen: „Je suis artiste en café" (siehe H. T., sa vie et sa correspondance). Der französische Dichter *Paul Verlaine* (1844—1896), der selten ein eigenes Zimmer hatte, schrieb fast nur im Kaffeehause (G. Rocher a. a. O.). Ihm machten es die Wiener Kaffeehauspoeten nach, vor allen *Peter Altenberg* (geboren 1859). Des Nachts regte sich der Dichter *Otto Julius Bierbaum* (1865—1910) durch Kaffee oder Tee zur Arbeit an (E. v. Wolzogen a. a. O.).

Neben dem Wein empfahl eine Poetik von 1707 den *Tabak* zur Anregung (siehe oben).

Digitized by Google

Bernhard hat in seiner „Historie derer Gelehrten“ 1718 S. 282ff. ein eigenes Kapitel „von gelehrten Tobackschmauchern“, das also anfängt: „Des Raphael Thorius [nach Jöcher s. v. Therius ein aus Frankreich gebürtiger Mediziner und neulateinischer Dichter in England, gestorben 1625] Hymnus Tabaci ist bei dem Isaak Elzevir 1628 zu Leiden in 4. aufgelegt worden. Den Titel halten zwei Faune, deren jeder eine Pfeife in dem Mund hat und einen solchen mächtigen Dampf über sich und neben die Seite ausbläst, daß man eine Gans dabei hätte räuchern können. Überdem machen sie ihrer gewöhnlichen Bildung nach eine gar saubere Figur. Oben darüber fährt der Bacchus in einem Triumphwagen und hält eine Pfeife in der Hand. Der Fuhrmann sieht mit seinem Tabaksrohr auch sehr andächtig aus. Vor dem Bacchus hält ein anderer eine lange Pfeife, welcher einen Standartenträger abgibt. Hernach folgen zur Garde eine große Menge Faune, welche alle ihre Pfeifen über sich halten und diesem pompösen Aufzug einen nicht geringen Splendeur geben. Ich habe mich mit Fleiß hier aufgehalten, weil glaublich scheint, daß diese Bogen in der wenigsten Händen sein werden. Ludovicus à Kinschot hat dieses Traktätchen von dem Autor erhalten und zum Druck befördert, wie er in der Präfation meldet, und zugleich des Autors Brief an ihn mit inseriert. Die ganze Arbeit ist wohlgeraten und kommt den alten Poeten ziemlich nahe, daß sie daher wohl wert, wieder unter die Presse gelegt zu werden. [Dann folgt das dem Hymnus vorgesetzte Epigramm Kinschots, elf lateinische Hexameter mit der Überschrift: Omnibus Paeti-Sugis d. h. allen Tabaksaugern.] Aber dies Pläsier ist nicht allen Gelehrten gleich angenehm. [Der französische Benediktiner Jean] Mabillon [1632–1707] konnte nicht einmal den Rauch einer fremden Pfeife vertragen; in seinem Iter Germanicum klagte er p. 18 über die Tabaksdebauchen in den deutschen Wirtshäusern und schreibt, daß ihm der heftige Tabaksgestank lästig gewesen sei.“ – In Lichtenbergs Aphorismen heißt es an einer Stelle (Vermischte Schriften I 1844, S. 176): „Ich muß gestehen, daß von allen den Gelehrten, die ich in meinem Leben habe kennen gelernt und die ich eigentlich Genies nennen möchte, kein einziger geraucht hat. – Hat wohl Lessing geraucht? [Darüber siehe weiter unten!]“; an einer anderen Stelle (ebenda S. 267f.): „Es gibt eine gewisse Art von Büchern, ... die den Geist in eine Mattigkeit versetzen, die einige Ähnlichkeit mit derjenigen hat, die man kurz vor einem Gewitter verspürt ... Fängt man an zu schreiben, so schreibt man ebenso ... Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß gegen diesen traurigen Zustand nichts geschwinder hilft, als eine Tasse Kaffee mit einer Pfeife Varinas.“ Damit gibt Lichtenberg doch zu, daß der Tabak unter Umständen auf die geistige Arbeit gut einwirken kann. – Carl Julius Weber läßt sich in seinem „Deutschland“ da, wo er des Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms I. gedenkt (III 1828 S. 361f.), über die Beziehungen zwischen Gelehrten und Tabak folgendermaßen aus: „Die Großen unserer Zeit rauchen nicht mehr, die Dose gilt für feiner als die Tabakspfeife ... Die Dose ist in Europa Symbol der Allianz und Freundschaft, wie im Morgenlande ein gemeinschaftlicher Becher oder Mahl, bei den Wilden Amerikas aber ist es das Calumet oder die Pfeife. Und so lassen sich auch — die Großen der gelehrten Republik im Rauchen nicht irre machen, wenngleich die Frage, ob große Genies je geraucht haben, negative entschieden scheint. Gar viele könnte man ohne weiters für geräuchert Fleisch verkaufen, und sicher rührt unsere Vielschreiberei von Kaffee und Tabak; beide waren den Alten unbekannt. Sie saugen an der Pfeife, wie Kinder an der Mutterbrust und wie an den Brüsten der Musen. Wie kommt es doch, daß noch kein Kupferstecher auf den Einfall geraten ist, die vornehmsten Gelehrten en corps rauchend abzubilden, so wie da Vinci das Abendmahl des Herrn? Die Musen könnten die Pfeifen stopfen, Apollo das Feuer reichen, die Musensöhne einschenken: Smollis! und die Buchhändler, die den Wein trinken, lächelnd die Biertonne wälzen à la Diogenes. Im Hintergrunde könnte man Sir Isaac Newton [den englischen Physiker, 1643–1727] anbringen als Symbol gelehrten Tiefsinnes oder Zerstreuung, wie er neben einer Dame sein Pfeifchen raucht, dann ihre Hand ergreift — um sie zu küssen? nein — um ihren Zeigefinger zu gebrauchen zum Tabakstopfer! Es ist schade, daß die Pfeifen von Ton aus der Mode gekommen sind; denn aus der Art, sie zu halten, ließ sich vieles schließen: hoch, gerade, bescheiden abwärts, seitwärts. Klopstock hielt seine Pfeife himmelan, sie sagte dem Physiognomen: ‚Das ist Klopstock!‘; doch

Digitized by Google

könnte auch die Ursache in feuchtem oder zu fest gestopftem Tabak und einer rotzelnden Pfeife gelegen haben. [John] Owen [1560–1622], der erlaubte, seine [lateinischen] Epigramme zu allem zu gebrauchen, wozu sich Papier gebrauchen läßt, nur nicht zu Fidibus — so haßte er das edle Kraut —, müßte mir die Pfeifen reinigen. Und ein Mystiker könnte über dem Erbauungsbuch die Augen verdrehen, das im 17. Jahrhundert erschien: ‚Die geistliche Tabakspfeife'." Dazu ist aus dem Kapitel „Die Tabakslust" in Webers Demokritos (VI, 16) nachstehendes erwähnenswert: „Es entbehrt der Gelehrte und Philosoph den Tabak nur mit Mühe, ob er ihn gleich noch dürrer und schwindsüchtiger und seine blöden Augen noch blöder macht und seine schlechten Zähne noch mehr verderbt; aber er glaubt, Studieren und Schreiben gehe leichter bei der Pfeife ... Viele Gelehrte wollten wissen, daß sich schon bei den Alten Spuren vom Rauchen finden, und der Sonderling Prediger Brenk beweist aus den Worten der Psalmen: ‚Meine Tage sind vergangen wie ein Rauch', daß David geraucht habe. Herodot und Strabo haben einige dunkle Stellen, die sich noch besser vom Tabak erklären ließen, und Plinius empfiehlt den Rauch des getrockneten Ochsenkotes ... [Bernardin de] Saint-Pierre [1737–1814] läßt schon die Szythen rauchen und macht den Merkurstab zum Calumet der Amerikaner. Dichter gehen natürlich noch weiter, wenn sie Raucher sind, wie Gerstenberg [siehe unten], der ausruft: ‚Schimpflicher Wahn! Tabak ein Werk des Nicot? Jahrtausende vor ihm haben die Götter des Olymps geraucht; das Feuer des Prometheus ist gestohlen aus Jupiters Tabakspfeife!' ... Die Großen in Deutschland gewöhnten sich daran, niemand aber mehr als deutsche Gelehrte; denn damals besuchte man vorzugsweise die Universitäten zu Leiden und Utrecht, und Arzt [Cornelius] Bontekoe [aus Alkmaar, praktizierte in Leiden, Professor in Frankfurt a. O., gestorben in Berlin 1685] dachte so patriotisch, den Tabak ebensosehr zu empfehlen als den Tee ... Unsere Gelehrten gehören zu den stärksten Rauchern; vielen ist Rauchen Beförderungsmittel ihres Wissens, vielen Dämpfungsmittel des Hungers und Durstes ... Der Wein ist das Pferd des Dichters, Tabak des Gelehrten Esel ... Lichtenberg [siehe oben] will keinen Mann von Genie kennen, der rauche. Nicht alle müssen dies richtig finden, sonst hätten wir wohl weniger Raucher [vgl. oben]." Weber zitiert noch die Strophe:

„Gesegnetes Blatt, dessen gewürzter Duft
Dem Schriftsteller Gedanken schenkt,
Komme, komme mit heilendem Flügel
Und laß dich ungeakziset genießen,"

sowie eine Parodie auf Schillers Lied „An die Freude", in der es heißt:

„Zu der Wahrheit Sonnenlichte
Schwebt der Forscher rauchend hin;
In Sermone, in Gedichte
Bringt der Tabak Kraft und Sinn."

Auf eine von der Zeitschrift „Nord und Süd" erlassene Anfrage an 100 Geistesarbeiter liefen 91 Antworten ein, worin sich 20 als Nichtraucher bekannten und weitere 45 jeden fördernden Einfluß des Tabaks auf das geistige Schaffen in Abrede stellten; unter diesen bemerkte der philosophische Dichter Carl Spitteler (geboren 1845) in Luzern: „Wäre auch traurig um einen bestellt, wenn er seine Inspiration aus dem Tabak holen müßte" (Der Tabakgegner, April 1912).

„Admiral *[Sir Walter] Raleigh* [auch Gelehrter und Dichter, 1552–1618] führte die Tabakspflanze in England ein, er, der so gerne rauchte, daß er einst mit Elisabeth im Scherze wettete, daß er sogar das Gewicht seines Rauches bestimmen könne; er wog nämlich den Tabak, dann die Asche, das Fehlende war das Gewicht des Rauches, und die Königin zahlte mit den Worten: Andere lassen ihr Geld in Rauch aufgehen, Ihr wißt den Rauch sogar zu Geld zu machen" (Webers Demokrit VI, Kap. 16). Über die Entstehung des Tabaks verfaßte 1643 der Reisebeschreiber *Adam Olearius* (eigentlich Oelenschläger, aus Aschersleben, 1603 bis 1671) unter dem Pseudonym „Ascanius d'Oliva" eine Dichtung: „Lustige Historia vom Tobackstrinken". — „Mons. Bayle schreibet in seinem Dictionnaire [1695/7] von dem *Marcus Zuerius*

Digitized by Google

Boxhorn [Leidener Geschichtsprofessor, 1612—1653], er habe sich sagen lassen, daß er einen absonderlichen Hut bei dem Rauchen pflegen aufzusetzen; derselbe habe ein Loch gehabt, durch welches er seine Pfeife gestecket, damit sie ihm in seinem Studieren nicht hinderlich fiele. Er ließ seine Pfeife wenig kalt werden und suchte das Loch so oft, daß er nach Frehers Bericht [in dessen Theatrum virorum eruditione clarorum] seine Gesundheit dadurch in Grund ruiniert." So Bernhard S. 285. Nach Jöcher hatte „er sich einen Hut machen lassen, da vorne ein Loch gewesen, worin er die Pfeife gesteckt, damit der Rauch oben herausgehen können; da er denn Tag und Nacht gesessen, studiert und dabei Tabak geraucht". Auch der Pfälzer *Georg Hornius* (gestorben 1670), ebenfalls Professor der Geschichte in Leiden, arbeitete immer mit der Pfeife im Munde, „darum auch" — wie Bernhard S. 284 angibt — „seine Bücher nach Art des Rauchs so flüchtig aussehen sollen". Ausführlicher schreibt hierüber nebst anderem Kuriosen Jöcher: „Er war zwar ein trefflicher Orator, Historikus und Politikus, schrieb aber seine Sachen meist aus seinem eignen Kopfe bei der Pfeife Tabak, ohne andere Autoren nachzuschlagen, daher er oft geschlegelt. Er hatte auch gewisse Intervalle, da er ganz verwirrt im Kopfe war, welches nicht sowohl von dem überflüssigen Gebrauch des Tabaks, als vielmehr daher gekommen, weil ihn ein Goldmacher im Haag um 5000 Gulden betrogen hatte. Er soll einst ganz nackend auf die Gassen gelaufen sein und gerufen haben: Hast du je einen paradiesischen Menschen gesehen? Ich bin Adam." *David Schirmer* (1623—1683), Bibliothekar in Dresden, fühlte sich nach Neumeister — Triller, Poet. Betrachtungen III, 2. Aufl, 1750, S. 122, Anm. b, zitiert die Diss. de poëtis germanicis [1695], p. 92 — nur dann zum Dichten begeistert, wenn er die Pfeife in Brand hatte. „Dem [Philologen *Joh. Georg*] *Graevius* [aus Naumburg, 1632—1703, Professor in Utrecht] war dieses Kraut eine Panazee; darum hat ihm einer ein Sonett darauf verfertiget, welches in Tentzels Curieuser Bibliothek [1704—1706] und aus derselben in den Observat. Miscell. zu finden ist" (Bernhard S. 284). Er starb plötzlich an einem Schwindel (Jöcher). Auch der englische Astronom *John Flamsteed* (1646—1719) „liebte den Tabak ungemein" (derselbe). *Hans Aßmann Frhr. v. Abschatz* (1646—1699), *F. R. L. Frhr. v. Canitz* (1654—1699), *Joh. Christoph Wentzel* (1659—1723), *Joh. Burckhard Mencke* (1674 bis 1732) und *Joh. Christian Günther* (1695—1723) konnten nur mit der Pfeife im Munde dichten (Triller a. a. O.). Papst *Benedikt XIII.* (urspr. Pietro Orsini, 1649—1730, regierte seit 1724), theologischer Schriftsteller, hob, da er selbst den Tabak liebte, den über die Tabakschnupfer verhängten Bann auf. Ausgesprochen hatte ihn Papst Innozenz XII. (urspr. Antonio Pignatelli, 1615—1700, regierte seit 1691) über alle, „die mit dem Munde oder der Nase oder durch Rauchen mittels Röhrchen und auf welche Weise immer Tabak zu nehmen wagen sollten", jedoch nur in der Kirche. (Webers Demokrit VI, Kap. 16 und dess. Papsttum 1834 III, S. 226 bez. 200.) Schon vor Benedikt XIII. „tat Papst Gregorius XIII. [urspr. Ugo Buoncompagni, 1502—1585, regierte seit 1572, führte den gregorianischen Kalender ein] diesem Kraut nicht wenig Ehre an: ein spanischer Pater kurierte ihn damit von einer schweren Krankheit; von derselben Zeit an soll der Tabak das heilige Kraut sein genannt worden, welchen Namen es in Europa lange behalten" (Bernhard S. 285f. nach Erasmus Francisci's Acerra Exoticorum, p. 510). — „Dem Herrn *Clericus* [eigtl. Jean Clerc, 1657—1736, reformierter Theolog] ist dieser Dampf der angenehmste Weihrauch, und damit von demselben nichts zuschanden gehen möchte, pflegt er allzeit, so er schmauchet, einen überaus großen Hut aufzusetzen, welcher als ein Wetterdach den über sich steigenden Rauch wieder supprimieret [d. h. niederdrückt], daß er bei der Nase noch einmal Abschied nehmen könne" (Bernhard S. 284). Dieser Hut bildet ein würdiges Pendant zu Boxhorns oben gerühmtem Hute. „Dem *Christian Juncker* [1668—1714, Gymnasialdirektor zu Eisenach, zuletzt zu Altenburg] hat man auch schuld gegeben, daß er seine Noten über klassische Autoren bei einer Pfeife Tabak verfertiget und daher nicht allzu große Einsicht dabei gebraucht" (Bernhard S. 284). „Der Mißbrauch des Tabaks führt auch etwas Sordides [d. h. Schmutziges] bei sich. Es war kein Pläsier in der Welt zu finden, welches *Heinrich Sicke* [aus Bremen, gestorben 1713 als Professor der orientalischen Sprachen zu Cambridge] mit seinem schlanken Rohr vertauscht hätte. Die Reise stund ihm wohl an, welche er mit dem

Digitized by Google

englischen Grafen v. Huntington nach Konstantinopel tun sollte; aber da es darauf ankam, daß er das Schmauchen einstellen sollte, weil es dem Grafen ganz und gar zuwider war, wollte Sicke lieber zu Haus bleiben und sich mit seiner geliebten Pfeife ergötzen," wie Bernhard S. 286 erzählt. Nach Jani de doctor. umbraticis commentarius ging Sick, wie er ihn nennt, doch mit auf die Reise, nachdem der Graf seine Bedingung dahin eingeschränkt, daß er in seiner Nähe nicht rauchen solle; unterwegs sei dann der Gelehrte überall, wo man Wohnung genommen, in einen Winkel des Hauses gesteckt, „damit er weder seinem Herrn lästig fallen, noch auch Fremden Ekel einflößen möchte"; schließlich sei er, wegen seiner Unreinlichkeit von allen verachtet, des Lebens überdrüssig geworden und habe sich erhängt. Jöcher (s. v. Sicke), dem zufolge die Reisenden nur bis Italien kamen, berichtet noch, daß er sich „an seinem Schlafrockgürtel in seiner Stube, da man den A. Gellius aufgeschlagen auf seinem Tische gefunden", erhängt und daß ihn vielmehr folgendes dazu verleitet habe: „Er war in seiner Jugend aus Armut ein Soldat geworden und in solcher Qualität nach der Levante gegangen. Weil ihm aber dieses Leben nicht angestanden, ging er davon, weswegen man, als er ertappt worden, ihm das Leben in dem gehaltenen Standrecht abgesprochen hatte. Allein das Glück favorisierte ihn, daß er sich durch die Würfel los spielte und sein Leben erhielt. Als er nun nachgehends unverhofft auf einer Gasterei zu Cambridge dieser Begebenheit erinnert worden, ärgerte er sich dermaßen darüber, daß er sich selbst erhenkt." Dem ‚wohltätigen Philosophen' *Stanislaus Leszczynski, König von Polen* (1677—1766) „kostete sein Morgenpfeifchen das Leben: er wollte es selbst im Kamin anstecken, sein Schlafrock fing Feuer und der alte, dicke, unbehülfliche Mann starb an den Folgen des Brandes" (Webers Demokrit VI, Kap. 16); er soll von früh bis in die späteste Nacht geraucht haben (ebenda). Durch die Tabakspfeife kam auch der Hamburger Operndichter und Ästhetiker *Barthold Feind* (1678—1721) ums Leben. „Er ging nämlich eine Treppe in die Höhe mit einer Tabakspfeife im Munde, stieß aber mit der Pfeife so stark an eine Stufe, daß er sich durch den Stiel derselben nicht nur den Gaumen sehr beschädigte, sondern sogar rückwärts die Treppe herunterfiel und den Hals brach" (Dunkel II 2, 1756, S. 273). — Der Dichter *Barthold Heinrich Brockes* (1680—1747) sang:

„Entzückend Labsal meiner Einsamkeit,
Du brennend Pfeifgen du" usw.

Daniel Wilhelm Triller (1695—1782) dichtete ein „Lob des Tabaks"; es steht in seinen Poetischen Betrachtungen III, 2. Aufl. 1750 S. 117ff. Er rauchte seit 1714, da er als Student der Medizin in Leipzig den Tabak als Mittel gegen Zahnweh mit überraschendem Erfolg angewandt hatte, und gewöhnte sich dann, während des Dichtens zu rauchen, jedoch nicht im Übermaß, „ne fumum vendamus" (das heißt um nicht blauen Dunst zu verkaufen). *Friedrich der Große* (1712—1786), dessen Vater jeden Abend 30—32 Pfeifen abfeuerte, konnte zwar das Rauchen nicht leiden (Webers Demokrit VI, Kap. 16), gegen welches er mehrere Edikte erließ; aber er schnupfte, ebenso wie Napoleon I. Ein sehr starker Raucher war *Christian Wilhelm Büttner* (aus Wolfenbüttel, 1716—1801), der weite Reisen gemacht hatte und als Professor der Naturwissenschaften in Göttingen wirkte; „er lebte als Hagestolz bloß unter Hunden, Affen, Adlern, Igeln und Seemöwen, wobei eine stets brennende Öllampe noch die stinkende Atmosphäre vermehrte, in der er 85 Jahre alt wurde" (Weber a. a O.). Vater *Gleim* (1719—1803) sang bedauernd:

„Mausoleen, Pyramiden, Tempel
Werden Trümmer, werden Staub,
Alles ist der Zeit ein Raub,
Meine Pfeife zum Exempel."

Der Pädagog *Joh. Bernhard Basedow* (1723—1790) war nach Goethes „Dichtung und Wahrheit" ein Tabaksraucher mit Stinkschwamm. *Immanuel Kant* (1724—1804), „dem nächst guter Tafel [richtiger: schwerer Kost] nichts über sein Morgenpfeifchen ging, machte sich unter seinen vielen Maximen auch die Maxime: Nicht mehr als eine kölnische Pfeife" (Webers Demo-

Digitized by Google

krit VI, Kap. 16); vordem muß er aber mehr geraucht haben, denn „seine von Tabaksrauch grauen Wände erklärte er echt zynisch für selbstgefertigte Tapeten“ (ebenda V, Kap. 19). Von *Klopstock* (1724—1803) meint Weber (Demokrit VI, Kap. 16), es sei „zweifelhaft, worin er am meisten exzellierte: im Gedicht, Reiten, Eislauf oder Rauchen“ (siehe auch oben). Auch *Lessing* (1729—1781) rauchte anfangs und widmete dem Tabak ein Gedicht (Lieder, Anhang 25), worin es heißt:

„Dich lobet der Philosophus,
Wenn er scharf meditieren muß;
Weil er, solang er dich genießet,
Des Geistes Flatterkeit vermisset.“

Später scheint er nicht geraucht zu haben; siehe die Anekdote bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 1843, S. 179.

Der Göttinger Professor *August Ludwig v. Schlözer* (1735—1809) „rechnet unter die schlimmsten Folgen seiner Seereise nach Petersburg, daß er sich ans Rauchen gewöhnte, und er war ein so starker Raucher als starker Historiker, dem, sowie er den Fuß aus dem Auditorium setzte, schon der Bediente mit einer Kohlenpfanne nach dem Studierzimmer nachlief“ (Weber a. a. O.). Der Nürnberger Dialektdichter *Konrad Grübel* (1736—1809), „der früh und abends bei der Arbeit, auf der Straße und auf der Bierbank ohnehin stets rauchte, schließt sein Tabakslied:

Kurzum, wenn ih nit rauchen tu,
So wird's mir angst und bang;
Drum wird's mer a, verzeih mer's Gott,
Oft in der Kirch so lang“ (ebenda).

Zu den Rauchern gehört auch der Dichter *Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg* (1737—1823; siehe oben). Der Ästhetiker *Friedr. Justus Riedel* (1742—1785) mißfiel in Wien, weil er stark rauchte (Webers Demokrit VIII, Kap. 18); er erschien dort als „ein lächerlicher Pedant, umschanzt mit Bierkrügen und Tabakspfeifen“ (Weber, Der Geist Wekhrlins 1823 S. 168). Der geisteskranke Romanschriftsteller *Joh. Carl Wezel* (1747—1819) „rauchte, als ihm sein Tabak ausging, Papierschnitzel und zuletzt gar nicht mehr, was er vor den Papierschnitzeln schon hätte tun sollen“ (Weber, Deutschland III 1828 S. 240). „Unser Siegwart *Miller* [Joh. Martin M., Verf. des ‚Siegwart‘, 1750—1814] war ein ungeheurer Raucher, und so zärtlich er war, so sagte er doch schon in den Honigmonden seiner Gattin: „Über deinem ewigen Küssen wird mir noch die Pfeife ausgehen“ (Webers Demokrit VI, Kap. 16). *Joh. Heinrich Voß* (1751—1826) dichtete als Parodie von Horazens „O fons Bandusiae“ eine Ode „An einen Meerschaumkopf“ (Sämmtl. poet. Werke 1850 IV S. 4), worin es heißt:

„Du, des Freundes Geschenk, tröstest die Einsamkeit
Unmutschauernder Herbstabende; du verströmst,
Gleich dem pythischen Dreifuß,
Oftmals Dampf der Begeisterung“,

und, Horazens Gedicht an Varus parodierend, ein solches „An Rolph“ (ebenda S. 10f.), aus dem angeführt werden mag:

„Auch des Einsamen Harm schwindet in Rauch; fächelnde Ruh' erweckt
Geistesfunken, es flammt Geniusglut, leuchtend der Ewigkeit.“

Schiller (1759—1805) nahm Schnupftabak, wovon man die Spuren soll an seiner Nase haben bemerken können. *Carl Julius Weber* (1767—1832) sagt von sich selbst in seinem Demokritos VI, Kap. 16: „Zum Beweise, wie viel mir zu einem Kant [siehe oben] fehle, rechne ich, daß ich nur mit Mühe meine Rauchmaxime auf sechs [Pfeifen] habe herabbringen können, drei vor- und drei nachmittags, und ich halte über dieser Maxime so fest als Kant. Eine anhaltende Unpäßlichkeit . . . schrieb man meinem schlechten Tabak à 8 Kreuzer zu, der doch Frankfurter Kanaster heißt. Ganz unrecht hatte man nicht; ich rauche jetzt Louisiana, der zwar dieses

Digitized by Google

Land nicht gesehen hat, aber besser ist und dem Namen des Hamburgers entspricht: Friedrich Justus. [Weber spricht auch von einer Tabaksorte, die ‚so viele Rippen hat, daß ich nicht Zunder und Feuersteine genug habe, so oft muß ich zusammenläuten in aller christlichen Geduld'; nach Kap. 1 war es ‚Ulmer Gesundheitskanaster'.] ... Dreimal habe ich die Tabakspfeife weggelegt, als Opfer in gewissen Verhältnissen, aber jedesmal wieder hervorgesucht, und jetzt ist sie fast meine einzige Gesellschafterin, ohne die ich nicht mehr leben könnte, und ich wünsche mir rauchend zu sterben, wie mein alter Freund ... Sowie die Pfeife brennt, bin ich munter, wie ein braver Soldat, wenn es trommelt oder Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff geben; ich bin, wie man zu sagen pflegt, nun erst in meinem Esse und trete in einen magischen Kreis, der mich absondert von allen feindlichen Mächten des Lebens und reeller ist als das alte allzu höfliche Helf Gott! beim häufigen Niesen der Schnupfer ... Es ist und bleibt eine der Gesundheit schädliche Unsitte; aber wenn mir heute der Arzt sagte, alles Ernstes gesprochen: ‚Lassen Sie die Pfeife, oder es geht zu bösen Häusern', ich würde sie nicht lassen können." Der Philosoph *Arthur Schopenhauer* (1788—1860) rauchte im Alter aus Gesundheitsrücksichten seine Zigarre immer nur bis zur Hälfte. Der französische Satiriker *Auguste Barthélemy* (1796—1867) verfaßte eine Dichtung in drei Gesängen über die Kunst zu rauchen: „l'art de fumer ou la pipe et le cigare" Paris 1844. *Moltke* (1800—1891) rauchte, ebenso wie *Bismarck*. Wenn der englische Dichter *Alfred Tennyson* (1809—1892) arbeiten wollte, mußten auf seinem Tische ein Topf mit frischem Tabak und ein zweiter mit Tonpfeifen bereit stehen; er rauchte dann ohne Pausen, aber nie zweimal aus derselben Pfeife, sondern sooft er eine ausgeraucht hatte, zerbrach er sie und nahm eine neue. Auch der lutherische Theolog *Theodor Kliefoth* (1810—1895) in Schwerin rauchte immer bei der Arbeit und zwar aus langer Pfeife. Nicht wenig rauchte der plattdeutsche Humorist *Fritz Reuter* (1810—1874). Der französische Dramatiker *Ferdinand Dugué* (1815—1913) soll noch bis kurz vor seinem Tode trotz des hohen Alters täglich seine 20 Zigaretten geraucht haben. Der Dichter *Friedrich v. Bodenstedt* (1819—1892) soll nur beim Rauchen einer bestimmten Tabaksorte (Latakia) haben arbeiten können. Der Dichter *Gottfried Keller* (1819—1890) rauchte. Der französische Romanschriftsteller *Gustave Flaubert* (1821—1880) konnte nicht schreiben, wenn er nicht schlechten Tabak geraucht hatte (G. Rocher a. a. O.). Der Königsberger Germanist *Oskar Schade* (1826—1906) arbeitete stets mit einer langen Studentenpfeife im Munde. Der Dichter *Paul Heyse* (1830—1914) bediente sich manchmal zur Anregung der Phantasie einer guten Zigarre; wie sehr er diese schätzte, zeigt zum Beispiel sein poetisches Tagebuch „Der Salamander" (1879). Der Münstersche Zoologe und westfälisch-plattdeutsche Humorist *Hermann Landois* (1835—1905) trennte sich fast nie von seiner langen Pfeife, mit welcher er auch auf dem Denkmal prangt, das er sich bei Lebzeiten selbst gesetzt und dessen Inschrift mit den Worten beginnt:

„'ne lange Piep' vull Oldenkott
Gelt mehr äs duusend Jaohre
Vull Ruhm .....",

Er hat „sein Qualmopfer noch bis wenige Stunden vor seinem Tode gebracht. ... Freilich war dabei der Umstand für seine Umgebung oft unerquicklich, daß Professor ein und dieselbe Pfeife gar zu lange benutzte und zu ungern gegen eine neue vertauschte; schließlich gelang es meist nur einem Gewaltakt seiner Gesellschaft, das widerlich gewordene Stück von der Bildfläche verschwinden zu lassen" (Lebensbild 1907, S. 31). Der amerikanische Humorist *Mark Twain* (geboren 1835) ist immer, auch wenn er im Bett arbeitet, vom Rauch seiner langen schwarzen Zigarre umgeben. Tabakliebhaber waren die Dichter *Ludwig Anzengruber* (1839—1889), *Rudolph Baumbach* (1840—1905) und *Emile Zola* (1840—1902). *Paul Lindau* (geboren 1839) gesteht im „Berliner Tageblatt" 1910 Nr. 654: „Auf die Regelmäßigkeit der Mahlzeiten habe ich stets geringeren Wert gelegt, als auf den regelmäßigen Konsum von Zigaretten". Der auch als Dichter bekannte König *Nikita von Montenegro* (geboren 1841) ist ein leidenschaftlicher Raucher schwerer Zigarren, wodurch er sich schon Nikotinvergiftungen zugezogen haben soll. Der Mediziner *Paul Ehrlich* (geboren 1854), der Erfinder des Salvarsans, behält, selbst wenn er dem

Digitized by Google

Photographen sitzt, die Zigarre in seiner Nähe (F. W. Wile, Men around the Kaiser, 1913). Mit der brennenden Zigarre in der Hand ließen sich für den Deutschen Literatur-Kalender photographieren der Romanschriftsteller *Max Kretzer* (geboren 1854), der Dichter *Cäsar Flaischlen* (geboren 1864) und der Satiriker *Ludwig Thoma* (geboren 1867). Auch den Dramatiker *Karl Schönherr* (geboren 1869) zeigt eine Photographie mit demselben Attribute. Der Dichter *Otto Julius Bierbaum* (1865–1910) regte sich bei seiner nächtlichen Arbeit unter anderem durch schwere Zigarren an (E. v. Wolzogen a. a. O.).

Um noch (zu den bereits erwähnten Owen, Lichtenberg und Spitteler) einige gelehrte *Tabakgegner* zu nennen, so ist einer der ältesten der englische König *Jakob I.* (1566–1625) mit seiner Schrift „Misokapnos" das heißt Rauchfeind (Webers Demokrit VI, Kap. 16). Der aus dem Elsaß gebürtige neulateinische Dichter *Jakob Balde* (1604–1668, Jesuit) schrieb „de abusu tabaci" das heißt über den Mißbrauch des Tabaks (Jöcher). *Joh. Friedr. Bechmann* (Pfarrer zu Fiedelhausen in Thüringen) schleuderte 1649 ein Epigramm wider den Tabak, in dem er das Gift aller Elemente, ein konzentriertes Naturböses von Erde, Luft, Wasser und Feuer sah (Menzel, Deutsche Dichtung II, S. 312). Gegen das Rauchen predigten der Verfasser des „Seelenschatzes" *Christian Scriver* [1629–1693, lange Pastor in Magdeburg, gestorben in Quedlinburg] sowie der Theolog und Tübinger Kanzler *Joh. Wolfgang Jäger* [1647–1720] (Ratzebergers Literar. Almanach für 1831, S. 99f.). Der medizinische Satiriker *Joh. Heinrich Cohausen* (1665–1750, bischöflich Münsterscher Amtsarzt zu Verden), der Verfasser einer Abhandlung „von der seltenen Art sein Leben durch das Anhauchen Junger-Mägdchen bis auf 115 Jahr zu verlängern", ließ um 1716 zu Amsterdam eine „Dissertatio satyrica physico-medico-moralis de Pica Nasi, sive tabaci sternutatorii moderno abusu et noxa" erscheinen (Dunkel II 3 1756, S. 562); sie kam auch deutsch heraus 1720 zu Leipzig unter dem Titel: „Satyrische Gedancken von der Pica Nasi, oder der Sehnsucht der lüstern Nase, das ist: Von dem heutigen Mißbrauch und schädlichen Effect des Schnupf-Tabacks". *Goethe* (1749–1832), der sowohl gegen das Tabakrauchen wie auch gegen das Schnupfen eingenommen war, sagte zu Major v. Knebel, das Rauchen mache dumm und unfähig zum Denken und Dichten; er nannte die Tabakraucher „Schmauchlümmel". Ein grimmiger Feind des Tabakrauchens und Schnupfens war der aus Bladen in Schlesien gebürtige Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität *Anton Joseph Stein* (1759–1844). Er verfaßte ein eigenes tabakfeindliches Werk unter dem Titel: „Amor capnophilus. Carmen nuper repertum nunc commentario philologico aesthetico ethico illustratum. Edidit Palladius Philocharis. Vindobonae 1829." Es sind 18 Distichen mit 52 Seiten Einleitung und 18 Kapiteln gelehrter Anmerkungen. Der Inhalt der Satire ist kurz dieser: Amor kommt mit einer Tabaksdose und einer Tabakspfeife in den Olymp unter die Chariten, die aber vor dem Gestank die Flucht ergreifen. Den Tabakraucher nennt der Verfasser in der deutschgeschriebenen Einleitung immer „Kapnomanen", das heißt einen Rauchwütigen. Während einer Prüfung im Jahre 1822 hatte er sich die Tabaksdose eines Studenten geben lassen und, nachdem er sie ausgeschüttet, eine halbstündige Philippika gegen den Tabak gehalten. Allen Pfeifenrauchern wünschte er wohl nur einen Porzellankopf, um diesen zu zerschlagen. Für Zigarren sagte er „Stinkgewächse". Einst fand er eine noch glimmende Zigarre, hob sie auf und ging mit ihr in der Hand, heftig auf das Rauchen schimpfend, an einer Schildwache vorüber. Da schleppte ihn diese auf die Hauptwache, weil er sich mit brennender Zigarre in die Nähe des Postens begeben habe. Er, der Todfeind der Kapnomanen, selbst als Kapnomane verdächtigt und auf die Wache gebracht! (Seb. Brunner, Woher? Wohin? I 3. Aufl. 1891 S. 205ff.) *Christoph Wilhelm Hufeland* (1762–1836) warnte in seiner „Makrobiotik" jeden vor dem Rauchen. Daß *Jean Paul* (1763–1825) nicht geraucht hat, sagt er selbst in Quintus Fixlein, Fälbels Reise. Aus der neuesten Zeit sind zu erwähnen der medizinisch-philosophische Schriftsteller *Norbert Grabowsky* (geboren 1861) in Leipzig mit seiner Schrift „Wider den Tabak" (2. Aufl. 1909), und der Baseler Physiologe *Gustav v. Bunge* (geboren 1844) mit seiner Broschüre „Die Tabak-Vergiftung" (1912, 2. Aufl. 1913), worin er gesteht, daß er sich „dreimal das Rauchen angewöhnt und dreimal wieder abgewöhnt und jetzt schon seit 26 Jahren nicht mehr

Digitized by Google

geraucht" habe. Die Tabakgegner unter den Gelehrten der Gegenwart scharen sich entweder um den Trautenauer Realschulprofessor *Hermann Stanger* (geboren 1875), der 1910 den „Bund deutscher Tabakgegner Österreichs" gegründet hat, seit April 1912 die Vierteljahrsschrift „Der Tabakgegner" (Redakteur: Dr. v. Waldheim in Wien) herausgibt und im Jahre 1913 das Buch „Tabak und Kultur" veröffentlicht hat; oder um den Naturarzt *Wilhelm Hotz* (geboren 1870) zu Finkenmühle bei Mellenbach in Thüringen, der 1912 den „Bund deutscher Tabakgegner" ins Leben gerufen hat.

Zwei englische Dichter bedienten sich des *Salzes* bezw. des Epsomer Salzes (schwefelsaurer Magnesia) zur Anregung: *John Dryden* (1631—1700) und *Lord Byron* (1788—1824), der sogar gesagt haben soll, daß Epsomer Salz auf ihn wirke wie Champagner. Neuerdings (1913) ist wieder im British Medical Journal das Bittersalz als gut für die Leber empfohlen, die durch die poetische Tätigkeit hauptsächlich angegriffen werde.

Besonderer Anregungen auf einen oder mehrere der *fünf Sinne* bedürfen nicht wenige zur geistigen Arbeit. Für den *Gesichtssinn* kommen das Arbeiten bei künstlichem Licht, das Umsichblicken und Aufsichblicken, der gewohnte Anblick in Betracht. Der französische Geschichtschreiber *François Eudes de Mézeray* (1610—1683) „studierte zuletzt nicht anders als bei Lichte, auch an den hellsten Sommertagen, und leuchtete allen denen, die ihn besuchten, wenn er sie begleitete, bis an die Haustür, es mochte Tag oder Nacht sein" (Jöcher). Auch die französischen Dichter *Honoré de Balzac* (1799—1850) und *Alfred de Musset* (1810—1857) arbeiteten nur beim Schein der Kerzen, deren der erstere zwei brauchte selbst am hellen Tage (G. Rocher a. a. O.).

Der englische Dichter *Edward Young* (1683-1765) soll seine „Nachtgedanken" bei einem Leuchter geschrieben haben, den ein Totenschädel gebildet. Sein Landsmann *Alexander Pope* (1688—1744) sowie *Voltaire* (1694-1778) sollen nur dann haben dichten können, wenn sie eine phantastische oder reiche Kleidung angelegt. Von dem französischen Naturforscher *Graf Buffon* (1707—1788) „berichtet Madame Necker, daß er zuerst sich wie zur Gala und darauf erst seine Bemerkungen eingekleidet, um welche er als ein geputzter und putzender Kammerdiener herumging, indem er ihnen vormittags die Nennwörter anzog und nachmittags die Beiwörter" (Jean Paul, Flegeljahre 2. Aufl. Nr. 16); auch nach G. Rocher a. a. O. schrieb Buffon stets in elegantester Tracht mit Spitzenjabot, den Degen an der Seite. Der phantastische Dichter *E. Th. A. Hoffmann* (1776—1822) soll in einem schwarz tapezierten, mit Gerippen, Totenköpfen und Teufelsfratzen ausgeschmückten Zimmer, in welchem Lampen mit grünen, blauen und weißen Schleiern verteilt gewesen, am liebsten gearbeitet haben So erzählt man auch von dem französischen Schriftsteller *Alphonse Karr* (1808—1890), daß er, der zuerst ein sehr primitives Heim hatte, später sein Zimmer ganz schwarz anstreichen und mit Menschenknochen, alten Waffen und Eulen dekorieren ließ, und schließlich sich die üppige Einrichtung eines Mohammedaners zulegte. Bekannt ist *Richard Wagners* (1813—1883) Gewohnheit, in durchaus ordentlich gehaltenen, geschmackvoll ausgestatteten Räumen zu schaffen, in einen seidenen Schlafrock gehüllt und das Haupt mit einem Barette bedeckt. Wie anders war das Arbeitszimmer Goethes! — der einmal geäußert hat: „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte und läßt meiner Natur volle Freiheit, tätig zu sein." (K. Bader im V. Jahrgang der N. F. dieser Zeitschrift, Heft 7, wo noch anderer bescheidener Studierstuben gedacht ist.) Der Pariser Dichter *Alexandre Dumas der Jüngere* (1824—1895) arbeitete stets in einem roten Priestergewande mit wallenden Ärmeln, wozu er Sandalen trug (G. Rocher a. a. O.). Der Pariser Dramatiker *Victorien Sardou* (1831-1908) trug beim Schreiben immer ein schwarzes Käppchen (derselbe). Der amerikanische Humorist *Mark Twain* (geboren 1835) soll ganz in Weiß gekleidet arbeiten. Der französische Romanschriftsteller *Pierre Loti* (eigentlich Julien Viaud, geboren 1850) trägt in seinem türkisch eingerichteten Heim bei der Arbeit orientalische Gewänder (G. Rocher a. a. O.).

Schluß folgt.

Digitized by Google

Lavater der Physiognomiker und seine Charakteristik des älteren Pitt.

Von

Dr. Fritz Behrend in Lichterfelde.

Mit einer Tafel.

Die physiognomischen Studien der Neuzeit recht zu verstehen, bedarf es recht vielfältiger Arbeit. Besonders schwierig, aber auch reizvoll wird die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Kunst sein. Ein neues Lebensgefühl durchzieht ja mit der Renaissance die Gesamtheit menschlichen Könnens. Jene scharf die Individuen ergreifenden Charakteristiken der venitianischen Gesandtschaftsberichte zum Beispiel, wie hätten sie einer mittelalterlichen Feder entstammen können. —

Über seine eigenen physiognomischen Bemühungen hat sich Lavater am anmutigsten in einem Gespräch mit dem Kaiser Joseph II. ausgesprochen. Es fand 1777 in Waldshut statt und mag als Gegenstück zu jener berühmten Besprechung Friedrichs des Großen mit Gellert gelten; Lavaters Tochtermann Georg Geßner hat die Unterredung in die Lebensbeschreibung (Winterthur 1802, Band II, Seite 184 ff.) aufgenommen; nach seiner Darstellung, die sich auf Lavaters Tagebuch stützt, geben wir sie im folgenden wieder.

„Mit keinen Worten", sagt Lavater in seinem Tagebuch, „kann ich die heitere, launigte Grazie beschreiben, womit mir der Kaiser einen Schritt entgegen kam und mich empfing; wie Er sich sogleich über alle Gegenwärtigen durch sein Gesicht heraushob, welch einen ganz andern Eindruck seine Person auf mich machte, als alle Porträts und Beschreibungen, und alle Vorstellungen, die ich mir vorher aus beyden geformt hatte. Mit ganz ausgezeichneter Huld und Natürlichkeit redete Er mich mit Lächeln an; „Ha, Sie sind ein gefährlicher Mensch, ich weiß nicht, ob man sich vor Ihnen darf sehen lassen. — Sie sehen dem Menschen in's Herz hinein. Man muß wohl verwahrt seyn, wenn man Ihnen zu nahe kommt." „O erlauben Sie, Ihr Excellenz! erwiderte ich, es hat sich kein ehrlicher Mann vor mir zu fürchten, wenn ich auch wirklich so tief in's Herz sähe, als man von mir denken mag, woran freylich noch vieles fehlt. Ich mache mir's zur Pflicht und zur Freude, das Gute an meinen Nebenmenschen mehr, als ihre Fehler zu bemerken — und am Ende bin ich selbst ein sündiger Mensch, der sich nicht allemal darf in's Herz sehen lassen, und dem es sehr übel anstünde allzustrenge zu seyn."

Der Kaiser lächelte mit heiterer Zufriedenheit, nahm mich ans offene Fenster und fragte mit huldreichem Lächeln: „Aber sagen Sie mir, wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, so ein Werk zu schreiben? Worauf ich antwortete: „Ich zeichnete Portraits, bemerkte besondere treffende Ähnlichkeiten zwischen ähnlichen Gesichtsteilen und Gesichtszügen von verschiedenen Freunden, die ich bisweilen zufälliger Weise in Einem Tage zeichnete. — Zum Beispiel ähnliche Nasen, die sich zugleich durch sonderbare Feinheit auszeichneten. Dies brachte mich ganz natürlich auf die Nachforschungen der Ähnlichkeit, die sich etwa in ihrem Charakter oder ihren Geistesfähigkeiten finden möchte, so verschieden sie waren. Ich fand ebenso auffallende Ähnlichkeiten ihres Geistes, wie ihrer Gesichtszüge; und so ward ich auf die Spur gebracht, weiter nachzuforschen, so führte mich eins aufs andere, bis ich da war, wo ich itzt bin."

Der Kaiser fragte nach den Alten, die auch über diese Materie geschrieben und was ich davon halte? Ich erwiderte, daß ich die wenigsten gelesen, aber doch gesehen, daß meist nur Aristoteles noch geschrieben und sehr viel Widersprechendes zusammengehäuft wurde. Viele haben die Sache mehr wahrsagerisch, als beobachtend behandelt. Sie sagten und schrieben mehr, als sie sahen und fühlten."

Der Kaiser: „Und Sie, wie haben denn Sie die Sache behandelt? Worin unterscheiden Sie sich von Ihren Vorgängern?"

Ich: „Ich glaube ohne unbescheiden zu seyn, behaupten zu dürfen, daß, obgleich mir unendlich vieles fehlt, was einem guten Physiognomisten unentbehrlich ist, ich in zwo Rücksichten vornemlich andere Wege gehe, als alle meine, mir bekannten Vorgänger. Ich beobachte blos und sage nichts, als was eigene Beobachtung ist; freylich viel weniger als die Alten gesagt haben, aber dann faß ich viel bestimmter und treffender, und auf die genaueste Bestimmtheit kömmt es in dieser Wissenschaft unendlich viel an. Daraus mußte die größte Verwirrung und die bitterste Verachtung der Physiognomik entstehen, daß sie mit unverzeihlicher Unbestimmtheit und Allgemeinheit sich ausdrücken, und sehr ungleiche Züge blos um einer allgemeinen, entfernten Ähnlichkeit willen mit Einem und demselben Namen bezeichnen. Zum Beispiel, sie sagen überhaupt: Hohe Stirnen und große Stirnen bedeuten einen schwachen und trägen Menschen. Nun gibts freylich schwache und träge Menschen mit großen, hohen Stirnen. Aber nicht alle hohe und große Stirnen sind Zeichen der Schwachheit und Trägheit — man denke nur an Julius Cäsar. Es gibt solche, die ausnehmend aktiv und scharfsichtig sind. Da ist also nur durch die genaueste Bestimmtheit zu helfen. Meine Übungen und Bemühungen giengen also dahin, bey jedem Gesichtstheile, sowohl durch Zeichnungen als Ausdrücke, die Zeichen so bestimmt zu machen,

Digitized by Google

wie möglich. Und dann, Ihr Excellenz, glaub' ich noch darin eine eigene Meinung zu haben, oder einen besondern noch wenig betretnen Weg zu gehen, daß ich mehr auf das Feste, Bestimmte und Bestimmbare der menschlichen Physiognomie als auf das Bewegliche, Augenblickliche, Zufällige mein Augenmerk richte. Die meisten Physiognomisten reden nur von den Leidenschaften oder vielmehr von den Äußerungen der Leidenschaften und dem Ausdruck davon in den Muskeln — diese Äußerungen aber sind nur vorübereilende Zustände, die leicht zu entdecken sind. Woran mir viel mehr gelegen ist, ist der beständige Haupt- und Grundcharakter der Menschen, woraus, nach Beschaffenheit seiner äußerlichen Umstände und Verhältnisse, alle seine Leidenschaften, als aus einer Wurzel entspringen. Ich richte meine Beobachtung mehr auf die Anlage, auf die Grundfähigkeit des Menschen, auf das Maß seiner Aktivität und Passivität, seiner Empfänglichkeit und Kraft überhaupt; und den Ausdruck davon find' ich theils in einzelnen Zügen, Endungen, Umrissen der Stirne, der Nase, des Schädels, der Knochen — teils in der Zusammenstimmung und harmonischen Verbindung dieser Teile zu Einem Ganzen. Schwerer zu erkennen, aber viel sicherer und zuverlässiger sind die, auch im ruhenden Gesichte sich zeichnende Ausdrücke von Geistesfähigkeiten, von wirklicher und möglicher Wirksamkeit und Leidsamkeit eines Menschen."

Der Kaiser hörte mit vieler Aufmerksamkeit, und ich darf sagen, mit einigem Nachdenken, das an's Erstaunen gränzt, und mit einem huldreichen Lächeln zu — wandte sich einen Moment gegen das offene Fenster, so daß mir sein Profil das erstemal erschien. Ich heftete meine Blicke mit Ruhe, Heiterkeit und Freude vornehmlich auf die Augen und die Nase. Dieser Moment der Beobachtung, wo er mich nicht ansahe, war mir sehr kostbar.

„Ich gebe Ihnen gerne zu", sagte der Kaiser, daß man vieles von den Geisteskräften des Menschen, seinem Humor, seinem Temperament, seinen Leidenschaften aus seinem Gesichte erkennen könne, aber die Ehrlichkeit — o die Ehrlichkeit ist sehr schwer aus dem Gesicht zu erkennen. Wahrlich, da müssen Sie sich sehr in Acht nehmen. Der Verstellungskünste giebt es gar zu viel'. „O freylich sehr viel", erwiderte ich; „freylich ist die Redlichkeit überhaupt viel schwerer zu erkennen als Verstand, als Witz und Muth und Temperament. Man kann viele Umrisse und Züge angeben, Zeichen von denen man mit Sicherheit sagen kann: Wo diese an einem Gesichte zum Vorschein kommen, da ist viel Verstand. Nicht so mit der Ehrlichkeit. Dessen ungeachtet, giebt es ein gewisses Maß von Kraft, von Weisheit und Güte, das so gleichmäßig gemischt seyn kann, daß sich Ehrlichkeit beinahe daraus ergeben muß. Und jedes von diesen drey Ingredienzien zur Ehrlichkeit hat für sich seine Merkmale; und das Harmonische derselben kann sich in der Harmonie der Züge ausdrücken. Ein großes Maaß von Güte und Wohlwollen und Festigkeit, das den Fonds der Ehrlichkeit ausmacht, ist in einem Gesichte schwerlich zu verkennen".

„Finden Sie nicht", fragte nachher der Kaiser, der noch einige gute Einwendungen gemacht und ihre Beantwortung ruhig abgehört hatte, „daß das weibliche Geschlecht schwerer zu erkennen ist, und überhaupt viel weniger eigenen Charakter hat, als das männliche?" Ich antwortete: „In gewisser Absicht, ja, in gewisser, nein!" Er lächelte schalkhaft und mit der launigen Mine eines ziemlich erfahrenen Kenners. „Ja, sagte er, die guten Frauen, die haben ihr Spiel mit den Männern! Da mag der Gukguk aus ihnen klug werden. Sie haben keinen Charakter und nehmen alle an, welche sie wollen. Ihr Charakter ist der, dem sie jedesmal gefallen wollen. Da kommt einer daher — sittsam, zahm, fromm — der gefällt ihnen um dieser oder jener Ursache willen — nun so sind sie auch zahm und fromm. Dort kömmt einer her, munter, lustig — und sie fanden bey'm Ersten keinen Eingang; flugs — sind sie auch lustig und munter, nur um diesem zu gefallen u s. f. Was ist also ihr Charakter? Wer will ihn aus ihrem Gesicht erkennen? Da kann einer lange studieren — und wenn man meint, man hat sie, flugs sind sie wieder was anders" — „Freylich", versetzte ich hierauf: „Diese Anmerkungen von Ihrer Excellenz sind überhaupt sehr gegründet; und es hat bis auf einen gewissen Punkt seine Richtigkeit, daß die Weibsleute größtenteils nur durch Männer sind, was sie sind, oder vielmehr, nur das bey Männern vorstellen, was sie vorstellen wollen — aber dennoch giebt es gewisse feststehende, unveränderliche, unverstellbare Züge von dem innern Grund ihres Charakters, die den Physiognomisten nicht leicht trügen sollten. Zwar ist nicht zu läugnen, das weniger knochigste, weniger hervorstehende, weniger hartgezeichnete ihrer Physiognomie macht ihren Charakter nicht so leicht bestimmbar, als starkgebildeter, festgeknochter Männer. — Nur immer vor allen Dingen auf das Hauptquantum von Empfänglichkeit oder Kraft, auf den Fond des Charakters gesehen — auf die Hauptform des Gesichtes — so wird man sich nie sehr irren können. Es kann nicht genug wiederholt werden: Es ist so viel in jedem menschlichen Gesichte von aller Verstellungskunst unabhängig, daß man sich nie dadurch darf abschrecken lassen. Nichts als die Minen sind in der Gewalt der Verstellungskunst, nicht das Angesicht oder der Fond der Minen selbst."

„Aber Mein", sagte der Kaiser, „wenn Sie einmal bestimmte Grundsätze geben, und Ihre Beobachtungen wissenschaftlich werden, was wird das für eine Revolution machen in aller Welt. Alle Menschen werden einander mit andern Augen ansehen". „In der That", antwortete ich ich, „mir schwindelt oft bey'm blosen Gedanken an alle die Veränderungen, welche die Physiognomik in der Masse des Menschengeschlechts veranlassen könnte — aber sie wird's nicht".

Dem physiognomischen Gespräch möge als Kabinettstück seiner physiognomischen Kunst ein Stück einer bisher nicht bekannten Charakteristik des älteren Pitt folgen. Für Bücherfreunde hat dieses Werklein noch einen besonderen Reiz, wie sich aus der folgenden Nachschrift ergibt.

„Da dies Manuscript noch nicht zum Druck, sondern zum Besten der Armen bestimmt ist, so verbittet

Digitized by Google

man sich alle Copien. Es sind Maß Regeln genommen, daß in dem äußerst unangenehmen Falle der Publikation der Schuldige sicher erkannt werden kann, indem ein Register bey jedem Namen die Eigenthümlichkeiten eines jeden Exemplars bezeichnet."

Mit der gütigen Erlaubnis des Besitzers, Herrn Antiquars *Martin Breslauer* in Berlin, seien hier die ersten „Allgemeinen Anmerkungen" und eine Wiedergabe der einen der vier beiliegenden Zeichnungen geboten. Bemerkt sei, daß gerade damals Lavaters Interesse sich England zuwandte, dem Lande, das seinem Sohn Heinrich für seine medizinischen Studien Gastfreundschaft gewährte.

Allgemeine Anmerkungen.

Pitts Büste.

1. Der erste allgemeine Eindruck dieser Büste ist — Ein außerordentlicher Mann.

2. Man ist sogleich frappiert, erstaunt, erhaben. Man erinnert sich nicht, solch einen Kopf gesehen zu haben.

3. Wohl denkt man etwas gesehen zu haben von dieser Nase; wohl etwas von Mund und Kinn; wohl etwas vom Auge; weniger von der Stirn; solch ein Ganzes niemals.

4. Man freut sich, je länger man es anschaut, immer mehr eines solchen Produktes der Natur; um der Natur willen, eines solchen Menschen Kopfes, um der Menschheit willen.

5. Wir treten ihm alle sogleich den Rang ab und treten ihn mit der Freude der Demut ab.

6. Zwar nicht der lebendige, beredte, hinreißende, in allen Gebehrden sprechende, in allen seinen Bewegungen geistig herrschende, ganz England auf seiner Brust tragende Lord Chatam steht und regt sich vor uns; nur die harte, unbewegliche Form seines, vom hohen Körper abgesonderten Kopfes; nur ein einziger ruhiger Punct seines negatifsten Daseyns.

7. Und doch, was spricht dieser einzige untheilbare Moment? Laßt uns ruhig hören, unbefangen schau'n; — die Wahrheit wirken lassen und die Eindrücke, die sie wirkt, und die Empfindungen, die sie weckt, in Worte und bestimmende Zeichen zu fassen suchen.

8. Wir sind alle völlig Eins; Wir haben eine der kräftigsten Gestalten vor uns. Wie wir alle Eins sind, daß das lebende Urbild an Größe, genialischer Klugheit und Energie wenige seines gleichen hatte.

9. *Einzig wie der Mann, ist die Physiognomie des Mannes.*

10. Nach meinem Gefühl und unzählichen Beobachtungen sind Productivität und Energie, Ahnung, Überblick, Coup d'oeil, Geradheit, Edelsinn, Hochsinn, Muth — der summarische Titel Charakter unsers, vom Gesichte des großen Mannes abgegoßenen Bildes.

11. Alles strebt vorwärts; dringt heraus; kundet und spannt sich gegen alles, was ihn umgiebt.

12. *Spannt*, sag' ich; Mir scheint, die Natur wollte ihren Bogen so scharf zu spannen wagen, als sie vermochte, — wagen, das schwer zu treffende Mittel zu halten zwischen der mindesten Schlaffheit und der zersprengenden Überspannung. Sie spannt so sehr an, daß man befürchten will — Sie überspannt; Sie *spannt* so ruhig und sicher an, daß man sogleich sehen kann: Sie wird dennoch nicht überspannen.

13. Es ist *Ruhe* in dem *Großen* Gesichte. Es ist Harmonie der Großen Kräfte, Fülle und Einfachheit; — Es ist nicht Anstrengung und Aufgedunsenheit; Es ist sanfte Übermacht; Es ist frohes stilles Bewußtseyn und Gefühl richtig lenkbarer Energie.

14. Der Mann *kann* und Er *weiß* daß er kann, und *weiß genau was* Er kann, mit *Einfalt* und *Sicherheit*.

15. Das Gesicht *hat* Ansprüche; Es *giebt* sie sich nicht; *Alles prätendiert ohne Prätension*, das ist, ohne kleinlich eiteles Streben. Es steht da und spricht so laut und so schweigend, als gesprochen werden kann. *Es will, ohne wollen zu wollen. Es muß wollen*, wie das Licht leuchten muß, ohne leuchten zu wollen.

16. Leugne beym Anblick dieses Gesichtes *Prädestination*, wer da will und kann! das Gesicht *muß* groß seyn, es mag wollen oder nicht.

17. Es spreche aus wer will und kann; — „Es ist ein unbedeutendes kraftloses, geistarmes Gesicht!"

18. Es sage, wer es sagen kann — „Zum *geführt werden* ist's gemacht; *Nicht zum führen!* Solch ein Gesicht *muß* führen, es mag wollen oder nicht.

19. Wenn du sagen kannst — „die Sonne ist Finsterniß und die Mitternacht leuchtet wie der Tag" — so kannst du von diesem Kopfe sagen; „Ein *Gemeinplatz!*"

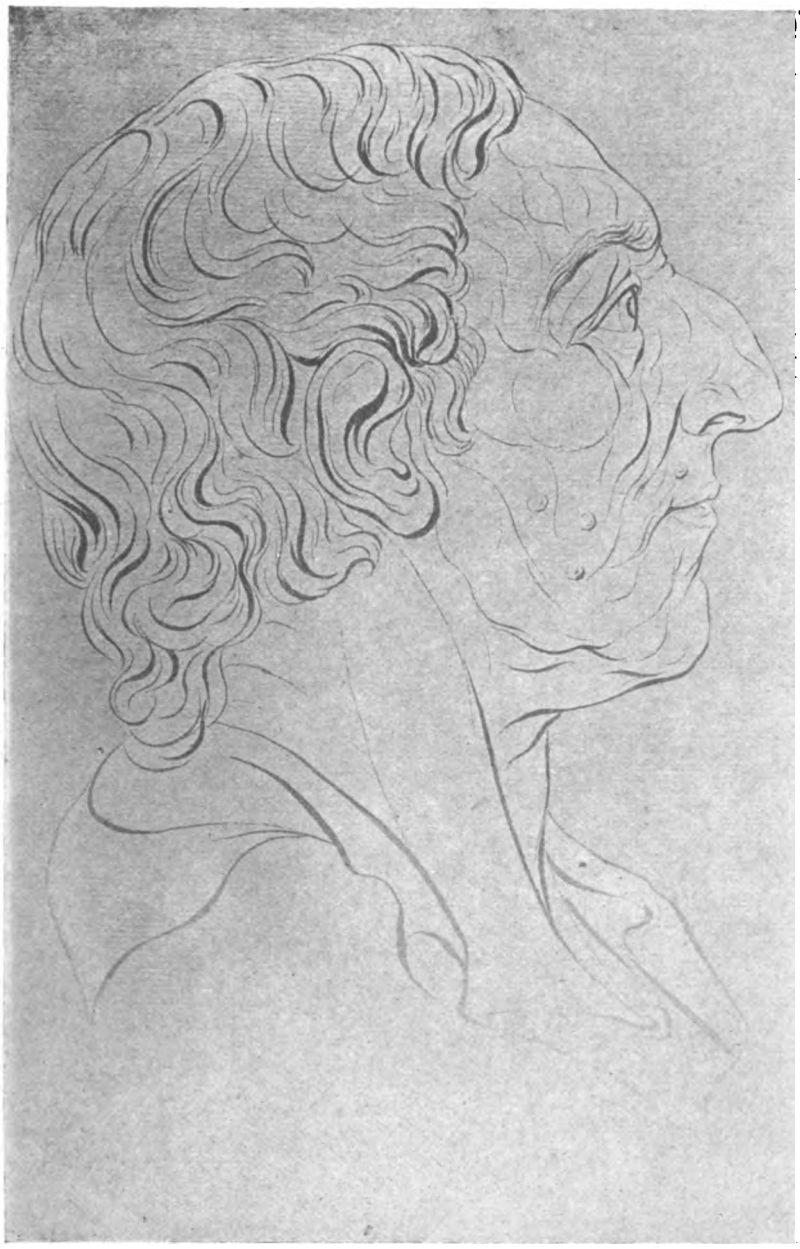
20. Wahr ist's; — Keine idealische Form! — Kein berühmtes Griechisches Profil! Kein Apollo! Kein Antinous! Kein ununterbrochener Fortgang der Stirn und Nase! Keine Götter Schönheit, keine — unnaturliche Marmornheit.

21. *Idealische Form!* O Ihr Sterblichen, wie Ihr Euch und andere mit Worten täuschet! Laßt mich hierüber mein volles Herz lären!

22. Vergeßet nie zwey Dinge, welche so viele süperficielle Dilettante und schülerhafte Idealisierer unaufhörlich, und ich möchte sagen, unverzeihlich zu vergeßen scheinen.

23. Einmahl — *Jede gerade Linie*, die Ihr so gern zu Euern Idealen von Stirn zur Nase ziehet, ist nicht nur kein Idealismus, sondern ein *Barbarismus* der *Natur*; Eine totale Unmöglichkeit — Eine Todsünde, welche die lebende Natur nie begehen kann: *Ein Widerspruch in Terminis.*

Digitized by Google



William Pitt, Graf von Chatam (1708—1778).
Nach einer Zeichnung aus dem Nachlaß Lavaters im Besitz des Herrn Martin Breslauer in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

24. Organisation ist vom Leben, Bewegung von Organisation untrennbar; wo *Organisation und Leben ist, da ist ein Sitz des Lebens*, ein Punctum saliens, durch Geäder und Zweigwerk wirkend — und allso pulsierend und eben durch Pulsation rundend und undullierend.

25. Zweitens; Vergeßet nicht; daß — die Natur *alle Identität, ebenso sehr wie alle gerade Linien abhorriert.*

26. Nicht zwey gleiche Komma oder Puncten unter den Milliarden mal Milliarden, die sie mittelbar und unmittelbar hervorbringt — bringt die Natur hervor; Wie könnte sie gerade Linien hervorbringen, die sich alle gleich sind — und ihrer Natur nach, schneidend, scheidend, unterbrechend, tötend sind.

27. Weg also mit allen idealischen geraden Linien, aus Thier oder Menschen, Engels oder Götter Gesichtern.

28. Die Mutter Natur ist ein lebendig strebsames Wesen — und ihre besten Producte sind strebsame Organisationen.

29. Die Natur versucht sich in Productifen Produkten — *Das Productifste [!] ist ihr letztes Augenmerk.*

30. Alle Jahrhunderte bringt die Natur einen Genialischen Klarseher wie *Milton*, einen Genialischen Tiefseher wie *Newton* — und alle Jahrtausende einen Genialischen Großwirker wie *Pitt* hervor. Es wird lange währen, ehe sie wieder ein Gesicht bildet, wie das, was wir vor uns haben.

31. Zehentausend Gesichter in der lebenden Natur und in Bildern aller Art — hab' ich angesehen, verglichen und zu zergliedern gesucht, aber bis den 13. December 1788, da ich diese Büste durch den edlen Lord *Cammelfort* erhielt — hab ich keines gesehen, das so viel Wahrheit, Energie, Charakter, Reichhaltigkeit, Prägnanz, Productivität und Harmonie hat.

32. Keines, hab' ich gesehen, das so überwiegend groß, so ruhig dominant, und so unidealisch, so geradezu menschlich ist, so antik und modern, ohne aus Antikität und Modernität zusammen *geflickt* zu seyn.

33. Es sind nicht zusammen gesetzte, von verschiedenen Statuen entlehnte Glieder oder Züge . . . Es ist *Ein* Werk! *Ein* Guß — *Ein Eins!* Alles hat denselben Charakter — dieselbe Harmonie oder Anomalie — denselben Wuchs, dieselbe Kraft, dasselbe Hinstreben zu Einem.

34. Ich sage *Anomalie* — wie eine Genialische Ode, wie ein Idealischer Englischer Garten, wie ein Genialisches Gespräche hoher Begeisterter — wie Shakespeare in seinen ewigsten Stellen. Alles ist in diesem Gesichte Anomalie — Aber harmonische Anomalie.

35. Setzt irgend etwas davon in ein anders Gesicht; Es wird was abscheuliches herauskommen. — Ja, noch mehr; — Hebt etwas einzelne heraus, ohn' es anders wohin zu verpflanzen, Es wird kaum erträglich, oder, wenigstens nicht lieblich seyn; — Verändert etwas in diesem Gesichte; Corrigiert's; Rectifiziert's, nach der wohl herrlichen Manier unserer erzmittelmäßigen, erzschulgerechten Schriftsteller und Mitteldinge von Halbkenner, Schöngeister, Kritiker und Pedanten; — die verurtheilt sind, nie etwas ganzes zu machen — was sag' ich — zu machen? Nie den beseelenden Geist einer lebendigen Organisation oder eines Productes eines productifen Kopfes zu faisieren — nur zu sehen; — Ihr werdet sogleich eine Castretia von Physiognomie; — Einen hektischen oder Wassersüchtigen Charakter, einen unverbesserlichen Subaltern von der ersten Größe, der Mittelmäßigkeit bekommen, der in einer Rathsversammlung einer kleinen Republik — unvergleichlich steht, und den einst alle Poeten, Redner und Senatoren seiner Stadt ohne Fehl beloben, erheben und vergöttern werden.

36. Aber! Wie kann solch ein Gesicht von uns Armen Sündern rectificiert werden?

37. Sagt auch die Lerche zur Nachtigall — „Alles recht, wenn du nur nicht so laut schlügest?" Oder sagt die schön schlagende Nachtigall zum Adler: „Schade, daß dein Schnabel so gewaltig gebogen ist, und dir meine Stimme fehlt?"

38. *Adlerskraft, Adlersmuth, AdlersHoheit* ist in diesem Gesichte. — Es ist ein *AdlersGesicht humanisiert*; humanisiert im völligen Sinn des Worts; — Kein LöwenGesicht; kein ElephantenGesicht; — Es ist ein hoch über Europens Staaten schwebender, planierender Adler; London sein FelsenNest; das Parlament in seinem Blick; England unter seinen Flügeln.

39. Unerschöpfliche Natur; — Immer dieselbe, nie dieselbe! — Daß du die Thoren und Kleingeister entwischen ließest, welche dich lästern und sagen; — „Du bildest nichts Großes, Königliches, Originelles mehr! Du habest dich in ehevorigen Zeiten erschöpft, und Rom und Griechenland alles abgegeben. —

40. Was ist groß, Königlich, Originell, wenn es dies Gesicht nicht ist?

41. Und dennoch ist's kein KönigsGesicht; Es ist ein Königliches MinisterGesicht. —

42. Es ist ein *MinisterGesicht*, wie's nur *Engelland* hervorbringen kann. Oder, wo und wenn hat Deutschland, hat Frankreich so Eins hervorgebracht? Der Engelländer ist durchaus unverkennbar; — Der *AdlersAdel* und der *Britte* sind Eins in diesem Gesichte.

Digitized by Google

Noch einmal „Vom Dom umzingelt".

(Zu Seite 28f. dieses Bandes.)

Ein Referat von

Georg Witkowski.

Wer hätte erwarten können, daß die „textkritische Kleinigkeit zu Schillers Jugendlyrik", die von *Rudolf Schlösser* und mir an der im Titel genannten Stelle erörtert wurde, so zahlreiche Äußerungen hervorrufen würde, wie sie mir inzwischen zugegangen sind. Nicht nur als Zeichen jener „Andacht zum Kleinen", die unsere deutsche Wissenschaft als Grundstein aller, selbst der höchsten Leistungen betrachtet, erscheint diese überraschende Teilnahme an einer wenig bedeutsamen Sache erfreulich; wir dürfen darin auch einen kleinen Beweis der inneren Ruhe, der unerschütterlichen Sachlichkeit sehen, die unser Volk sich sogar im Sturme des Weltkrieges nicht rauben läßt.

Aus mehreren Gründen geht es nicht an, alle die freundlichen Zuschriften, die ich empfing, hier vollständig wiederzugeben. Der Raum verbietet es; die Form privater Mitteilung hindert vielfach den wörtlichen Abdruck; mannigfache Übereinstimmungen würden dem Leser unnötigen Zeitaufwand zumuten. So bleibt denn nur die Gestalt eines zusammenfassenden Referats anwendbar, für das ich auf Grund der gegebenen Umstände Indemnität erbitte. Nach der alphabetischen Folge der Namen geordnet, besagen die mir vorliegenden Meinungsäußerungen folgendes.

Konrad Burdach in Berlin-Grunewald stellte, die Konjektur „Dorn" ablehnend, eine ausführliche Darlegung in Aussicht. Sie traf zu spät für dieses Heft ein und wird deshalb mit einem Rückblick auf die Vorläufer im Juli erscheinen.

Ernst Elster in Marburg kann sich meiner Auffassung nicht anschließen und gibt der Erklärung Schlössers den Vorzug. Wenn er auch zugibt, daß die Metaphern des jungen Schiller oft gewaltsam und unglücklich sind, so kann er doch nicht annehmen, daß Schiller habe so weit gehen können, den Gedanken „eingeschlossen in den strengen Umkreis der kirchlichen Moral" oder „behütet von Zionswächtern" in die Worte einzukleiden „vom Dom umzingelt". Elster fände meine Begründung durch die zweite Fassung recht einleuchtend, wenn es nicht für diese noch eine andere Erklärung gäbe. Gesetzt den Fall, daß Schiller viele Jahre nach der Abfassung des Gedichts mit den Worten „vom Dom umzingelt" nichts anzufangen vermochte, daß sie ihm unsinnig und verdorben erschienen wie vielen von uns, dann sah er sich veranlaßt, etwas ganz Neues an ihre Stelle zu setzen: wie nahe lag es dann das Eingesetzte zu finden. Hinzu kommt übrigens noch, daß in der alten Fassung der Dichter, in der neuen dagegen das Mädchen die Blumen empfängt, was immerhin auch auf die volle Neuprägung des Gedankens deutet.

In dem Worte „thränend" findet Elster einen vieldeutigen Hinweis auf die Stimmung verliebter Seelen im Zeitalter der Empfindsamkeit; es sind nicht nur Tränen des Schmerzes, sondern auch des Glückes; es sind Tränen der Liebe. Er hält die Fassung „vom Dorn umzingelt" für richtig und findet Schlössers Beobachtung, daß die näheren Satzbestimmungen „vom Dorn umzingelt" und „in einen Kranz geringelt" auf einander hinweisen und beide auf die Blumen bezogen werden müssen, einleuchtend. Freilich bleiben Schillers Verse auch nach Schlössers Erklärung sehr geschmacklos und unglücklich: ein hübscher Gedanke mit fast auffallender Ungewandtheit dargestellt, später aber fast Wort für Wort veredelt und gefällig zur Geltung gebracht.

Auch *Max Herrmann* in Berlin stellt sich ganz auf Schlössers Seite, so sehr er im Prinzip für einen konservativen Sinn gegenüber der Überlieferung ist. Er hält den Gebrauch des Wortes „Dom" im Sinne meiner Erklärung für den Metaphern des jungen Schiller nicht gemäß; dagegen scheint ihm „Dorn" dem Stile der anakreontisierenden Pathetik dieser Verse durchaus zu entsprechen. Die Dornen brauchen nicht zu den Veilchen zu gehören, diese wachsen vielmehr nur in dorniger Umgebung. Die Tränen gehören mit den Dornen gar nicht zusammen, sie fließen vielmehr als Zeichen der „süßen Schmerzen", von denen die sechste Zeile spricht. Der Druckfehler „Dom" ist besonders gut erklärbar: das om in „vom" verführte den Setzer, auch hinter das D wieder ein om zu setzen.

Fritz Jonas in Berlin hat schon in seinen Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers (Berlin 1900 S. 106) vorgeschlagen, statt „Vom Dom umzingelt" zu lesen „Vom Gram umzingelt". Er hält „Vom Dorn umzingelt" trotz aller gelehrten Verteidigungsversuche für ganz unbefriedigend.

Albert Köster in Leipzig schreibt: „Die Verbesserung ‚Dorn' für ‚Dom' taucht alle 20 Jahre auf. Zuerst finden wir sie 1840 in Hoffmeisters ‚Supplementen', dann bei Joachim Meyer, dann 1880

Digitized by Google

bei G. Hauff." Er verweist auf die „sinngemäße, und doch überflüssige, also falsche" Konjektur von Jonas und fährt fort: „Die Lesung, vom Dom umzingelt' ist ganz richtig, so gesucht und dunkel der Ausdruck auch ist. Wie denn das ganze Gedicht kein Meisterstück vorstellt, obwohl der Sinn klar genug erscheint." Nachdem Köster diesen dargelegt hat, umschreibt er die dritte Strophe genauer, mitsamt allen Gegensätzen von Tod und Leben: „Aber wenn euch, ihr Veilchen, die ihr ‚vom Dom umzingelt', das heißt im Bezirk des Domes, auf dem Friedhof, dem Ort des Todes und der Trauer, erwachsen seid, die weinende Laura gepflückt, wenn sie euch sogar zerknickt, das heißt euer kleines Blumenleben getötet hat, dann habt ihr dennoch durch diese Berührung nicht den Tod, sondern nun erst menschliches Leben, Sprache, Seele, Liebesgefühl erhalten."

Die Erörterung *Albert Leitzmanns* in Jena geht von dem überlieferten Text aus, den Leitzmann für tadellos hält und dessen Auffassung er, nach Hinweis auf Hoffmeister, Joachim Meyer, Gustav Hauff, Weltrich (Schiller-Biographie 1, 450 Anm. 1) und Jonas, darlegt, wie er sie seit vielen Jahren von der Stelle hat: „Es ist bekannt, welchen tiefgreifenden Eindruck Leisewitzens ‚Julius von Tarent' auf Schiller ausgeübt hat; die Fäden, die von diesem Drama in seine Dichtung und seinen Stil sich hinüberziehen, sind durchaus noch nicht im einzelnen überall klargelegt. Ich glaube, daß wir auch den metaphorischen Gebrauch des Wortes ‚Dom' auf eine Stelle des ‚Julius von Tarent' zurückführen dürfen. Im dritten Akt spricht die Nonne gewordene Blanka zur Äbtissin von ihrem Tode, den sie herbeisehnt, und bedient sich dabei der Worte (Werners Ausgabe S. 89): ‚Ha, wenn nun die freie Seele zum ersten Mal über dem hohen Dom flattert!' Dieser Dom ist natürlich nicht etwa eine Kirchenkuppel, sondern das offene, freie Himmelsgewölbe, wie auch wir noch vom Himmelsdom, vom Waldesdom sprechen können oder Thümmel vom Dom der Sterngebäude redet. Das auffällige und für uns heute nicht mehr mögliche ist der Gebrauch des bildlichen Ausdrucks ohne die Verdeutlichung durch einen Genetiv oder ein hinzutretendes Kompositionsglied. So scheint mir der Sinn auch der Schillerschen Worte kein andrer zu sein als der: ‚Wenn meine Laura euch, die ihr bisher unter dem freien Himmelsraum euch eures Daseins, wenn auch seelenlos erfreut habt, abpflückt . . .'".

Harry Maync in Bern hält meine Deutung nicht für überzeugend, will sich aber bei ihr beruhigen, weil es ihr gelingt, eine scheinbare Sinnlosigkeit aufzuheben, und lehnt die Textänderung in „Dorn", die doch auch rein sachlich noch einiges gegen sich hat, aus dem textkritischen Grundsatze heraus ab, nicht eigenmächtig zu ändern, wo der überlieferte Text auch so, wenn auch notdürftig, erklärt und verstanden werden kann.

Erich Mennbier in Wien bringt den folgenden textgeschichtlichen Nachweis bei. Die erste „kritische", wenigstens für die damalige Zeit unerhört vollständige, mit Varianten versehene und textlich sehr verläßliche Schiller-Ausgabe stammt von Johann Lorenz Greiner, dem Inhaber der Ferstlschen Buchhandlung in Graz (Graz 1824, 36 Bändchen). Sie fußt vielfach auf der Nachdruck-Ausgabe von Doll (Wien 1816), und dort, (9, 67), wie bei Greiner, (1, 14), steht tatsächlich „vom Dorn umzingelt". Greiner, über den die biographischen Lexica sich ausschweigen, war in seiner Jugend Jenenser Student und soll zu Schillers Hörern gezählt haben(?). Die aus Jena kommende Konjektur Schlössers hat also gewissermaßen einen Jenenser Vorläufer.

Paul Merker in Leipzig stellt sich, wenn auch bedingt, auf die Seite Schlössers. Er hält die Konjektur „Dorn" für notwendig und faßt die Worte „vom Dorn umzingelt" als Prädikat zu „Blumen". In seiner sachlichen Erklärung aber scheint ihm Schlösser zu sehr vom philologischen, und zu wenig vom naturwissenschaftlichen Standpunkt auszugehen, wenn er die von ihm wohlbemerkte Inkongruenz zwischen Veilchen und Dornen als „botanische Gedankenlosigkeit" erklärt. Der in ländlicher Umgebung aufgewachsene junge Schiller hat doch wohl die Natur zu scharf beobachtet, um ihm eine solche Entgleisung zuzutrauen. Die Sache liegt nach Merkers Ansicht viel einfacher. „Vom Dorn umzingelt" scheint ihm zweifellos auf die Dornen von *Hecken* hinzudeuten. Ist es doch jedem Naturfreund eine bekannte Tatsache, daß das wohlriechende Veilchen (viola odorata) im Gegensatz zu dem überall vorkommenden Hundsveilchen (viola canina) sich mit Vorliebe an Gräben und Feldrändern und besonders gern an Weiß- und Schleedornhecken findet, die auf dem Lande vielfach als Grenzmarkierung von Gärten und Feldern benutzt werden. Bei dieser Deutung könnte man sogar die Worte „vom Dorn umzingelt" auf Laura beziehen, wenn auch diese Deutung Merker nicht so wahrscheinlich ist, zumal „umzingelt" offenbar aus der Reimnot zu „geringelt" entstanden ist.

Demgegenüber erscheint Merker die metaphorische Deutung Witkowskis etwas gezwungen und in ihrer fast grüblerischen Vertieftheit, die man sich eventuell in den Oden des jungen Schiller denken könnte, in diesem von anakreontischem Geiste durchzogenen Gedicht nicht angebracht. Dazu kommt noch ein Weiteres. Dem Süddeutschen Schiller lag in seiner Jugend durch die Nachbarschaft von Ulm, Freiburg, Straßburg und anderen die Form „Münster" näher, die er zum Beispiel in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" (Vers 3) verwendet; und doch wäre hier das dumpfe o in „Dom" der übrigen tonmalenden Ausdrucksweise fast angemessener gewesen als das hellere ü in „Münster" (vgl. später in der „Glocke", Vers 244: „Von dem Dome, schwer und bang, tönt die Glocke Grabgesang"), so daß sich doch auch gewisse sprachliche Bedenken dagegen erheben.

Digitized by Google

Victor Michels in Jena kann sich meinen Ausführungen nicht und denen Schlössers nur teilweise anschließen. Das Wort „thränend" scheint ihm keiner besonderen Erklärung zu bedürfen, am wenigsten in der von mir vorgeschlagenen Richtung. Laura weint, weil sie — der Himmel weiß, aus welchen Gründen — von dem Geliebten getrennt und weil sie ein sentimentales Mädchen ist; die sehnende und tränenselige Liebe ist rein konventionell (vgl. oben *Elster*). Zweitens „umzingelt". Das Wort steht im Reim, und man darf schon deshalb die Bedeutung nicht pressen. Es mag also ungefähr so viel wie „umgeben" bedeuten, ohne daß eine feindliche Nebenbedeutung notwendig damit verbunden sein müßte. Dennoch scheint es Michels ausgeschlossen, es mit Hecker, Schlösser, Eigenbrodt auf „euch", das heißt auf die angeredeten Veilchen zu beziehen. Er traut dem jungen Schiller manches zu; aber daß dieser Veilchen vom Dorn „umzingelt" sein läßt, glaubt er nicht, vermag sich auch die Sache nicht vorzustellen. Wenn Laura sie zum Kranze bindet, mag sie sie mit Weidenruten flechten, falls sie keinen Bast oder Bindfaden hat, aber nicht mit Dornen, was höchst unzweckmäßig wäre. Daß aber Schiller in Strophe 3 bereits vergessen haben soll, daß er in Strophe 1 die blauen Veilchen apostrophiert hat, und hier plötzlich an Rosen gedacht habe, vermag Michels wiederum in keiner Weise zu glauben. Er bezieht also „umzingelt" auf „Laura" und nimmt es bis auf weiteres sinnlich, nicht mit Witkowski in übertragener Bedeutung. Bleibt also „Dom". Daß Michels meine Erklärung ablehnen muß, ergibt sich schon aus dem soeben Bemerkten. Er vermißt für einen solchen Bedeutungsübergang jeden Beleg. Selbst wenn „Dom" in jenem übertragenen Sinne zu belegen wäre, in dem wir „Kirche" gebrauchen, ist ihm der Weg zu der von mir benötigten Bedeutung zu weit: „Laura, von der Kirche umzingelt" — das läßt sich nicht so verstehen, wie Witkowski will.

Daß nun aber Laura nicht gut in einem Dom sitzend und Kränze flechtend gedacht werden kann, muß man Schlösser unbedingt zugeben. So muß also in dem Wort etwas andres stecken. Man könnte daran denken, daß es für „Himmelsdom" steht (vgl. oben *Leitzmanns* Deutung), also den Himmel, vielleicht den nächtlichen Sternenhimmel bezeichne, kein übler Rahmen für die unter Tränen Blumen Windende. Aber sehr wahrscheinlich ist Michels auch das nicht. Er hat dann überlegt, ob nicht in „Dom" etwas ausgesprochen Schwäbisches stecke, und an das mhd. tunc gedacht, das ungefähr so gesprochen wird wie „Don" in „Don Juan", wenn man es französisch, also mit nasaliertem n ausspricht; dafür wird ja im XVIII. Jahrhundert auch „Dom" geschrieben („Dom Karlos"). Es bedeutet oder bedeutete ein halb unterirdisches Gemach, namentlich die Werkstätte eines Webers, könnte also auch wohl eine kellerartige Gartenstube gemeint haben, in der Laura säße, weil sich dort die Veilchen frisch und feucht erhalten; Michels hat in Gärtnereien und Blumengeschäften dergleichen gesehen. Dann wäre die Antithese: die Blumen auf der Flur, im Freien — ohne Liebe: die Blumen in Lauras Verließ — mit Liebe. Aber er kommt doch über die lautlichen Schwierigkeiten nicht ganz und über den Umstand, daß es seines Wissens stets „*die* Dung" heißt, erst recht nicht hinweg. Vielleicht käme ein spezieller Kenner des Schwäbischen auf diesem Wege weiter. So wird Michels denn doch schließlich dazu gedrängt, die von Schlösser gemachte Konjektur in Betracht zu ziehen. Laura „vom Dorn umzingelt": das gibt wenigstens ein Bild. Denn „Dorn" wäre dann unbedenklich als „Dornenhag", „Dornenhecke" zu nehmen, was es doch oft genug bedeutet („Der Jude im Dorn"), mag man sich nun denken, daß sie in einem Gärtchen sitzt, das von einer Dornenhecke umgeben ist, oder in einer Laube, die von einer solchen gebildet wird.

Ernst Müller in Stuttgart verweist auf Hoffmeister, Joachim Meyer, Weltrich (siehe oben *Köster* und *Leitzmann*), auf Jonas, dessen neue Lesart „Gram" er freilich für graphologisch kaum denkbar hält. Er hält „Dom" für das allein richtige, und zwar nach den Grundsätzen der Kritik, wonach die seltenere, schwierige und schwerer verständliche überlieferte Lesart als die allein richtige anzusehen ist. Vielleicht könnte man auch so erklären: Dom = Dom des Himmels (vgl. *Leitzmann* und *Michels*) oder genauer Waldes. Also Laura macht im Waldesdome einen Blumenkranz und darum sollen, wie der Schlußvers dieser Strophe sagt, die Blumen im „Hayne" jauchzen, weil sie als Liebesboten dienen sollen, und das muß für sie doch etwas Angenehmes sein.

Franz Muncker in München hält „Dorn" für unbedingt richtig und kann sich nur wundern, daß Schlösser so lange brauchte, um einzusehen, daß dann „umzingelt" auf „Blumen" gehn muß. Witkowskis Deutung scheint ihm eine *zu* künstliche Ausdrucksweise bei Schiller vorauszusetzen, eine noch künstlichere, als wir oft genug bei ihm finden. Schillers spätere Änderung könnte ja dafür sprechen, daß er später die Stelle so auffaßte wie Witkowski, vielleicht eben durch den Druckfehler „Dom" geblendet. Aber auch wenn der spätere Schiller diesen Druckfehler erkannte, so wird ihm nun „vom Dorn umzingelt" auch nicht mehr gefallen haben, und so mag er die einfachere, auch konventionellere Fassung gewählt haben.

Julius Petersen in Frankfurt a. M. gesteht, daß die Lesung „Dorn" ihn besticht, daß er sich aber mit der Deutung Heckers, die Schlösser so enthusiastisch aufnimmt, nicht befreunden kann. An dem Wechsel zwischen Veilchen und Heckenrosen nimmt er keinen Anstoß; in der „Anthologie" ist es gerade immer die Rose, die geknickt wird (zum Beispiel „Venuswagen", Vers 131, „An Fanny", Vers 38); hier handelt es sich zudem in jeder Strophe um eine andere Blumengattung: in der ersten

Digitized by Google

um Veilchen auf der Au, in der zweiten um Feldblumen (Blümchen auf der Flur), in der dritten um die Blumen (nicht mehr Blümchen) in dem Hain. Wenn sich aber das „vom Dorn umzingelt" auf die Vielheit der einzelnen Blumen beziehen soll, warum dann der kollektive Singular? Doch nicht aus metrischer Hilflosigkeit? Warum sagte Schiller nicht:

Aber wenn euch dornumzingelt
Meine Laura nun zerknickt,

da doch solche Komposita besonders dem Sprachgebrauch der „Anthologie" entsprechen? Petersen verweist auf das Gedicht „Rousseau", Vers 70f.:

Erzumpanzert gegen Waisenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne.

Der Singular Dorn ließe sich hier doch wohl besser als das „Gestrüpp" auffassen, wofür das Grimmsche Wörterbuch II, 1289f. nicht nur mittelhochdeutsche Belege, sondern auch Bürger (herangesprengt durch Korn und Dorn) und Goethe (zwischen Hecken und Dorn; durch Dorn und Dickicht durchgestürmt) anführt. Dann aber wäre Laura die „vom Dorn Umzingelte", die mitten im Gestrüpp Rosen bricht. Die Notwendigkeit des Parallelismus von Vers 21 und 23 kann Petersen nicht zugeben, ebensowenig eine Übereinstimmung mit Vers 5f., denn die Worte „das Kleid mit Licht gesticket" bilden keine parenthetische Apposition zu „schön", sondern sind durch das gemeinsame Subjekt und Prädikat des folgenden Verses „hat Flora euch" zu ergänzen. Die Thränen faßt Petersen natürlich auch nicht als Folge der Dornenstiche auf, sondern als Ausfluß der Empfindsamkeit. Wollte man auf Lauras schmerzliche Gemütsstimmung mehr Nachdruck legen, dann müßte man „Dorn" im übertragenen Sinne verstehen, wofür das Grimmsche Wörterbuch ebenfalls viele Belege beibringt. Der junge Schiller hat auch sonst Dornen (allerdings Plural) als Sinnbild widrigen Schicksals gebraucht, zum Beispiel „An die Parzen", Vers 35f.:

Oft hast du Dornen an den Faden,
Noch öfter Rosen drangereiht.

Würde man in diesem Sinne „Dorn" als Anfeindung verstehen, dann käme man auf einen ähnlichen Sinn, wie ihn Witkowski unter Berufung auf die spätere Umarbeitung dem überlieferten „Dom" gibt. Petersen muß aber gestehen, daß er in beiden Fällen die Metapher etwas zu kühn und dem zwar chaotischen, aber doch immer sinnlichen Vorstellungsgehalte der Schillerschen Jugendlyrik nicht entsprechend findet. Will man „Dom" festhalten, so liegt das konkrete „im Innern des Doms" doch näher. Warum soll Laura nicht den Blumenstrauß, den sie mitgebracht hat, um ihn am Altar niederzulegen, schließlich zerpflücken und zum Kranze für den Geliebten winden, weil sie auch im Gebet den Gedanken an ihn nicht betäuben kann? Seine Meinung zusammenfassend, hält Petersen „Dorn" in seiner obigen Deutung für sehr wahrscheinlich; aber als Herausgeber der „Anthologie" hätte er doch Bedenken, es einzusetzen, und würde vorziehen, es dem Leser als beachtenswerte Konjektur in den Anmerkungen mitzuteilen.

Max Freiherr von Waldberg in Heidelberg zweifelte nicht einen Augenblick, mir zuzustimmen, beabsichtigte aber das Material noch einmal nachzuprüfen und stellte dann weitere Mitteilung in Aussicht.

Oskar Walzel in Dresden stimmt entschieden gegen Schlössers Konjektur.

Richard Weißenfels in Göttingen glaubt nicht an den „Dorn". Meine Erklärung ist ihm zu künstlich, selbst für die Anthologie. Ist „zerknickt" = „abgepflückt"? Das kann natürlich nicht in der Kirche gedacht sein, nur im Freien, etwa im Hain, der im vierten Vers genannt wird. Könnte denn nicht mit „Dom" die Wölbung des Hains gemeint sein (vgl. *Müller*), wie man vom Waldesdom spricht? Der Ausdruck „umzingelt" = „umgeben" wäre für die Anthologie nicht zu ungewöhnlich. Wenn der Dichter mit „Dom" die Kirche gemeint hat, so bleibt wohl nur anzunehmen, daß das Abpflücken vorher stattgefunden hat, daß Laura die abgepflückten Blumen mit in die Kirche genommen hat und sie bei der Andacht, die ihnen zugleich höhere Weihe gibt, zerknickt. Das wäre aber schon wieder eine ziemlich künstliche Erklärung.

So weit der Inhalt der mir zugegangenen Äußerungen. Sie sind erstaunlich vielfarbig, und locken zu dem Versuch, eine Art Regenbogenskala aus ihnen zu bilden. Aber die Geduld der Leser darf für diesmal nicht länger auf die Probe gestellt werden; mag doch mancher schon ungeduldig ausgerufen haben:

Claudite iam rivos, pueri: sat prata biberunt!

So bleibt dem Referenten und Herausgeber nichts übrig, als die weitere Aussprache zu vertagen und allen Teilnehmern, in erster Linie dem Anreger *Rudolf Schlösser,* seinen besten Dank abzustatten.

Digitized by Google

Die Verdienste Irlands um Schrift- und Buchwesen.

Von

Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel.

Hört man einen Engländer über Irland sprechen, so könnte man glauben, die nicht englischen Einwohner dieser Insel seien halbe Barbaren: faul, sorglos, unbegabt, ohne Gedanken an die Zukunft, zu einer Hebung ihrer Lage aus eigener Kraft unfähig. Diese Ansicht ist grundfalsch. An sich sind die Irländer sogar viel begabter als ihre Zwingherren. Nur haben letztere seit Jahrhunderte nun möglich gemacht, daß auf der grünen Insel irgend jemand emporkam, der sich durch Selbständigkeit, Begabung oder Tatkraft auszeichnete. Entwickelte sich irgendein Wirtschaftszweig, wie etwa die altberühmte irische Leinenindustrie, so sorgte das englische Parlament alsbald für seine Erdrosselung. Jeder Wettbewerb Irlands mit England wurde bis ins XIX. Jahrhundert hinein durch eine wirtschaftliche Gesetzgebung unmöglich gemacht, deren Härte nur von ihrer Ungerechtigkeit übertroffen wurde. Erst in den letzten Jahrzehnten sind weitsichtige Engländer für eine Politik der Versöhnung und der wirtschaftlichen Hebung Irlands eingetreten. Daß nun allerdings, nachdem man jahrhundertelang alles bis in die Wurzeln hinein zerstört hatte, neues Leben sich nicht sogleich zu prachtvoller Blüte entwickelte, ist nicht zu verwundern. Wo die Irländer dagegen Gelegenheit hatten, unter günstigeren Bedingungen ihre Kräfte zu regen, haben sie es zum Teil sehr weit gebracht. In allen Ländern Europas gibt es Familien mit irischen Namen, die Ansehen und Einfluß besitzen, und in den Vereinigten Staaten von Amerika, in die sich seit etwa sieben Jahrzehnten eine irische Einwanderung nach Millionen ergossen hat, spielen sie eine bedeutsame Rolle.

Daß die Begabung der Iren in keiner Weise zu verachten ist, daß sie vielmehr mit offenem Geist und herzlicher Fröhlichkeit ein Streben nach den höchsten Idealen verbinden, zeigt die Kulturgeschichte des Mittelalters. Weder in England noch auf dem festländischen Europa hätte das Christentum im VII. und VIII. Jahrhundert innerlich festen Fuß gefaßt, nachdem es äußerlich zwar schon einige Jahrhunderte aufgenommen war, wären nicht irische Missionare mit Feuereifer für diese Aufgabe tätig gewesen. Und nicht nur christliche Bildung wurde durch sie verbreitet; auch die Kenntnis der klassischen Sprachen pflegten sie, während diese sonst in den Mittelmeerländern bereits zu den Seltenheiten gehörte: sogar bedeutende Päpste, wie Gregor der Große, waren des Griechischen nicht mächtig. Ferner haben die irischen Mönche für Musik und Philosophie, für Gartenbau und geographische Kenntnisse, für Architektur und Miniaturmalerei, kurzum für alle Wissenschaften und Künste jener Zeit Hervorragendes geleistet.

Insbesondere ist das Schrift- und Buchwesen des Mittelalters ohne den Einfluß der Iren undenkbar. Was verdanken wir in dieser Beziehung nicht allein St. Gallen! Dieses weltberühmte Kloster aber, länger als drei Jahrhunderte hindurch die Hauptpflanzstätte der Bildung in Oberdeutschland, ist nicht nur von dem Irländer Gallus begründet, sondern verdankt auch seinen Ruhm zum großen Teil den regen Beziehungen zu Irland und den irischen Mönchen, die in seiner Klosterschule tätig waren. Das mittelalterliche Schrift- und Buchwesen und damit auch unsere Kenntnis von der Literatur des Altertums würden die bedenklichsten Lücken aufweisen, hätten wir nicht die Schätze der St. Gallener Klosterbibliothek und zahlreiche aus ihr hervorgegangene Handschriften.

Aus der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts ist uns ein damals geschriebener Katalog der Handschriften der St. Gallener Klosterbibliothek überkommen. Sie umfaßte die stattliche Zahl von 428 Bänden. Dazu kamen alsbald 35 und weitere 70 Bände als Geschenk Grimalds, der das Kloster 841—872 als Abt leitete. Die Bibliothek wuchs also unter ihm auf 533 Bände, unter denen sich neun Palimpseste befanden.

Zur selben Zeit bestand die Bibliothek des von dem Iren Columban gegründeten Klosters Bobbio in der Lombardei aus beinahe 700 Bänden. Columban war ein Gefährte des Gallus gewesen und hatte seinen Wanderstab noch weiter gesetzt, um dem Christentum auch im nördlichen Italien eine sichere Stätte zu schaffen. Ende des X. Jahrhunderts erfreute sich das von ihm begründete Kloster nicht nur einer Büchersammlung, sondern diese war eine öffentliche Bibliothek — vielleicht die erste des Mittelalters. Sie umfaßte etwa 460 Handschriften und mehr als 220 Bände, die verschiedene Gelehrte des IX. Jahrhunderts dem Kloster geschenkt hatten. Der berühmte Ire Dungal hatte 40 dazu beigetragen, der Presbyter Theodor 32, Bruder Adalbert 4. Offenbar fertigten sich die gelehrteren Mönche eigene Sammlungen bedeutender Werke an oder ließen sie sich schenken, um sie bei Lebzeiten oder nach ihrem Tode der Klosterbibliothek zu vermachen.

Das Bücherschenken übten die irischen Mönche überhaupt als edle Gewohnheit. Wer nach Irland ging, um in den dortigen Klöstern Belehrung und Erhebung zu suchen, mochte bei der Rückkehr eine Handschrift geschenkt erhalten. Besuchten irische Mönche ein Kloster auf dem Festland, oder lebten sie dort längere Zeit, so trugen sie zur Vermehrung der Klosterbibliothek durch Büchergeschenke bei.

Sie waren fleißige Abschreiber. Und wie schön schrieben sie! Die Anfänge der Buchkunst im Mittelalter gehen zum größten Teil auf die von irischen Mönchen geschriebenen Bücher zurück. Wie gestochen sieht

Digitized by Google

ihre Schrift aus, die sich durch eine Reihe altertümlicher Buchstaben auszeichnet.[1] Sie schrieben anders als die Südländer, ihre Buchstaben waren zierlicher, und sie malten um sie herum Arabesken, die von den anderen zuweilen verspottet wurden.

Die Namen der alten irischen Buchstaben sind eigenartig und schön. Sie sind dem Pflanzenreich entnommen, stellen also eine Art Blumensprache dar: zum Beispiel Beith (Birke), Nuin (Esche), Ruis (Holunderbaum), Muin (Weinstock), Uileann (Geißblatt), Teine (Stechpalme), Chueirt (Apfelbaum). Offenbar hatten sich die Iren mit den Lauten und den Lautzeichen eingehend beschäftigt.

Bis in die Gegenwart hinein haben sich einige dieser Buchstaben dort erhalten, wo man die Überlieferungen Irlands heilig hält, — wenn auch die irische Schrift in den letzten Jahrhunderten unter dem Einfluß der englischen mehr den Charakter der Antiqua angenommen hat.

Als Schönschreiber waren die irischen Mönche jahrhundertelang berühmt. Namentlich St. Gallen genoß den höchsten Ruf infolge der Schönheit seiner Handschriften, seiner Miniaturen und seines Schnitzwerks. Die berühmtesten St. Gallener Mönche, die das Schönschreiben, das Miniaturenzeichnen und das Schnitzen am besten verstanden, Sintram und Tuotilo, waren Schüler des Iren Moengal.

Denn diese drei Künste standen eng zusammen; wer ein Buch abschrieb, malte die Anfangsbuchstaben der Kapitel, wenn er irgend konnte, figürlich und mit Schmuckwerk aus, und das führte ihn wiederum zur Nachgestaltung der letzteren in Holzwerk. Erscheinen uns auch die irischen Holzfiguren heute steif und können wir ihnen keinen Geschmack abgewinnen, so müssen wir doch die hochentwickelte Technik bewundern und mehr noch ihre Kunst, Farben herzustellen, deren prächtiger Glanz bis heute nicht verloschen ist.

Aber nicht nur das Äußere dieser Bücher war ausgezeichnet, auch ihr Inhalt war sorgfältig gewählt. Alles Beste, was man damals in der Literatur kannte, wurde von den irischen Mönchen abgeschrieben und gepflegt. Neben der Theologie wandten sie ihre Aufmerksamkeit sämtlichen Wissenschaften jener Zeit zu: der Grammatik und der Metrik, der Astronomie und der Medizin, vor allem auch den Schriftstellern des klassischen Altertums. In der Klosterbibliothek von Bobbio waren neben Cicero und Horaz, neben Virgil und Ovid, neben Juvenal, Martial und Terenz auch Demosthenes und Aristoteles vertreten. Als das Konzil von Konstanz stattfand und viele Teilnehmer ohne Bücher erschienen, lieh die Klosterbibliothek von St. Gallen her, was gebraucht wurde. Als das Konzil 1418 schloß, vergaßen allerdings die meisten der Entleiher, die wertvollen alten Bücher zurückzugeben. Zwei Jahre vorher suchte der Florentiner Poggio, der auf dem Konzil beschäftigt war, mit zwei Freunden, die wie er humanistische Neigungen hatten, die St. Gallener Stiftsbibliothek auf, um nach verlorenen Schriften des Cicero, Livius und anderer Großen des Altertums zu suchen. Sie fanden so reiche Beute, daß sie von einem Erstaunen ins andere fielen. Unbegreiflicherweise wehrte sich der Abt nicht dagegen, daß die Fremdlinge zwei Wagen voller Handschriften von Klassikern nach Konstanz und von dort nach Italien entführten. Und trotz diesen Aderlässen steht die St. Gallener Bibliothek noch heute auf vielen Gebieten der Literatur des VII. und XI. Jahrhunderts groß da!

Sind auch gewiß nicht alle diese Bücher von Iren geschrieben worden — viele verdankten der fleißigen Feder deutscher Mönche ihr Dasein — so hatten die Iren nicht nur den Anstoß zu dieser Betriebsamkeit gegeben, sondern es sind auf sie auch zahlreiche Handschriften zurückzuführen, die nicht in irischer Schrift gehalten sind. Sobald sie die Erfahrung gemacht hatten, daß in dem von ihnen geschriebenen lateinischen Alphabet manche Buchstaben den Lesern des Festlandes ungewöhnlich und störend waren, gewöhnten sie sich die übliche Schriftführung an. Ebenso wie die jetzt in Wien aufbewahrte Handschrift der Paulinischen Briefe (Codex 1247), die zwischen dem 23. März und dem 17. Mai 1079 von dem Iren Marianus Scotus (Muiredach Mac Robertaig) geschrieben wurde, gibt es manches von einem Iren geschriebene Buch aus jener Zeit, das im Text die damals gewohnte fränkische Minuskel aufweist, während am Rande Glossen und Bemerkungen in irischer Schrift stehen. Es sind also sicher auch manche scheinbar nicht von irischen Federn hergestellte Handschriften doch von Iren geschrieben worden.

Dieser Marianus der Schotte — Schotten nannte man damals die Irländer — hatte im Frauenkloster in Regensburg so gastfreundliche Aufnahme gefunden, daß er sich durch das Abschreiben von Gebetbüchern und frommen Schriften erkenntlich zeigte. Wahrscheinlich tat man ihm besondere Gastfreundschaft an, weil man seine Schönschrift und seinen Fleiß zu schätzen wußte. Der Äbtissin Machtilda schrieb er ein Psalterium, und die Klosterchronik von Regensburg, die 1185 entstand, meldet ausdrücklich, daß die von dem Kloster St. Jacob in Regensburg aus gegründeten irischen Klöster in Deutschland zum großen Teil Bücher besaßen, die von der Hand Marians geschrieben waren. Seine schon erwähnte Abschrift der Paulinischen Briefe, für die er weniger als zwei Monate brauchte, bestand aus 160 Blättern.

Wie wenig die in der eigentlich irischen Schrift gehaltenen Handschriften für den allgemeinen Gebrauch in Betracht kamen, zeigt die Tatsache, daß der St. Gallener Bibliothekskatalog im IX. Jahrhundert zuerst als besondere Abteilung 30 Bände in irischer Schrift (libri scottice scripti) aufführt und dann erst ein „kurzes Verzeichnis der Bücher des Klosters des heiligen Gallus, des Bekenners Christi" gibt. Vielleicht waren die irischen Bücher zum großen Teil aus Klöstern in Irland als Geschenke nach Deutschland mitgebracht. Solche Büchergeschenke fanden zum Beispiel zwischen 1190 und 1240 an die irischen Mönche Malachias, Patricius, Maclan und

[1] Siehe einige Proben in Carl Faulmann: Illustrierte Geschichte der Schrift. Wien, Hartleben, 1880, S. 558.

Digitized by Google

Finnian in Wien statt. In einer Handschrift in Dublin aus dem Jahre 1100 wird darüber geklagt, eine vor einem halben Jahrhundert in dem berühmten Kloster Monasterboice in Ulster vorhanden gewesene Handschrift sei nun nicht mehr da, weil ein Klosterschüler sie verstohlenerweise mit übers Meer genommen habe.

Als später der Zuzug weiterer Irländer in die Klöster des festländischen Europa aufhörte, also namentlich seit dem XIII. Jahrhundert, ging das Verständnis für die irische Schrift hier völlig zugrunde — um so mehr, als der bekannte Niedergang des Klosterlebens und der Klostergelehrsamkeit eintrat, der allenthalben fühlbar wurde. Sogar in St. Gallen wußte man den Wert dieser Besitztümer nun nicht mehr zu schätzen. Man gab sie nicht nur leichten Herzens hin, wie wir gesehen haben, sondern die älteren Handschriften fanden im XIV. und XV. Jahrhundert häufig den Weg in die Buchbinderwerkstätte. Als sich später das Interesse für die alten Schätze von neuem regte, hat man die in den genannten Jahrhunderten hergestellten Bände sorgfältig wieder zerlegt; So wurden zu Beginn des XIX. Jahrhunderts in St. Gallen aus Bruchstücken und von den Deckeln jüngerer Handschriften so viele Blätter abgelöst, daß man einige Sammelbände daraus bilden konnte. Wie viel aber verloren gegangen ist, zeigt die Tatsache, daß von den 30 Handschriften in irischer Schrift, die der St. Gallener Katalog des IX. Jahrhunderts nennt, nur eine uns erhalten ist, und von den später aller Wahrscheinlichkeit nach in reicher Zahl noch hinzugekommenen nur vier, neben denen man noch zehn Blätter von Handschriften oder Fragmenten besitzt.

Ähnlich erging es den irischen Buchbergen. Es ist selbstverständlich, daß man Handschriften, deren Herstellung so viele Mühe gekostet hatte, auf das sorgfaltigste aufbewahrte, selbst wenn der heilige Inhalt, den viele von ihnen umschlossen, nicht dazu aufgefordert hätte. Deshalb stellte man besondere Behälter her, um die Bücher zu hegen und vor dem Verderben zu schützen.

Entweder benutzte man dazu Säcke oder Taschen, um die Bücher bei sich zu tragen, sie vielleicht auf eine weite Reise mitnehmen zu können. So erzählt die Überlieferung, der heilige Patrick habe einmal einer Schar junger Kleriker, die ihre Bücher einfach in den Gürtel gesteckt hatten, die Tierhaut geschenkt, auf der er seit 20 Jahren gesessen und geschlafen hatte, und aus der sie nun Buchsäcke machen sollten. Ebenfalls soll der heilige Columban solche Taschen hergestellt haben. Brauchte man sie nicht, so wurden sie an einer Wand im Kloster an einem Haken aufgehängt. In dem Leben Columbans von Adamnan wird erzählt: beim Tode des gelehrten Büchergeizhalses Longarad, den der Heilige samt seinen Büchern verflucht hatte, seien alle Büchersäcke in Irland von ihren Haken geglitten.

Solche Büchersäcke besitzen wir fast gar nicht mehr. In England und Irland sind insgesamt noch drei vorhanden, vom Alter geschwärzt, deren merkwürdige Schmuckformen voller gekratzter Linien und durchbrochener Streifen kaum noch kenntlich sind.

Zur dauernden Aufbewahrung der Bücher waren die Cumdachs bestimmt — rechteckige Kästen, die zur Aufnahme bestimmter Handschriften hergestellt wurden. Sie fanden sich bald in allen Ländern Europas. Die ersten Stücke aber und zugleich die schönsten, die bis auf den heutigen Tag erhalten sind, verdanken ihre Entstehung Irland. Frühzeitig schon finden sich Erwähnungen dieser Buchbergen. So soll zu Ehren des heiligen Patrick Bischoff Assicus mehrere hergestellt haben. 61 berühmte Bücherschreiber, von denen 40 dem VIII. Jahrhundert angehörten, wurden in den „Jahrbüchern der 4 Meister" zusammengestellt, die für 1006 berichteten, das große Evangelium von Columban Cille, das besonders wegen seiner kostbaren Buchberge hohen Ruf genoß, sei aus der Kirche des Cennanus gestohlen und erst nach beinahe einem Vierteljahr in der Erde vergraben wiedergefunden, nachdem das Gold von der Buchberge gelöst war.

Erhalten ist von diesen Cumdachs zum Beispiel ein silberner Kasten, der für die sogenannten Evangelien des heiligen Patrick hergestellt war. Er besteht aus drei Umhüllungen, von denen die erste aus Eibenholz hergestellt ist und wahrscheinlich aus dem V. Jahrhundert herrührt, während die zweite aus Kupfer mit Silberplatten besteht und aus etwas späterer Zeit stammt, die dritte endlich, ganz aus Silber gebildete, vermutlich im XIV. Jahrhundert um die anderen herumgelegt wurde. Auch die St. Gallener Bibliothek besitzt noch heute ein silbernes Cumdach von wahrscheinlich irischem Ursprung.

Oft schrieb man diesen Cumdachs wundertätige Wirkung zu. Zuweilen auch wurde ihnen ein wunderbarer Ursprung angedichtet. Eine Abschrift der Evangelien, die der heilige Ciarnan hergestellt hatte, fiel in einen See, blieb aber unbeschädigt. Ebenso wurde das Evangelium des heiligen Cronan aus dem Loch Cre wieder herausgezogen, ohne Schaden genommen zu haben. Die Buchberge des heiligen Cainech konnte durch Feuer nicht zerstört werden.

Triumphierend wird berichtet, daß beim Brande des Klosters Armagh das Bibliothekszimmer nicht von den Flammen vernichtet wurde. Ein solches „Haus der Handschriften" wird auch in den „Jahrbüchern von Tigernach" erwähnt, Wie häufig eine reichhaltige Bibliothek in den irischen Klöstern vorhanden war, ergibt sich namentlich auch aus der Tatsache, daß wir mehrere Beispiele von der Ernennung eines besonderen Bibliothekars kennen. Wenn dies erst nach der Zeit geschah, in welcher das irische Mönchtum seine höchste Blüte entfaltete, so mag dies vor allem dem Umstand zuzuschreiben sein, daß eben erst Generationen hindurch Bücher abgeschrieben werden mußten, bevor eine stattliche Bibliothek zustande kam. Jedenfalls ist kein Zweifel möglich, daß das mittelalterliche Buchwesen und damit auch unsere heutige Kenntnis des mittelalterlichen Geisteslebens und der klassischen Litteratur unendlich vieles dem bienenartigen Fleiß und der selbstlosen Begeisterung der irischen Mönche für alles Gute und Edle verdanken.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

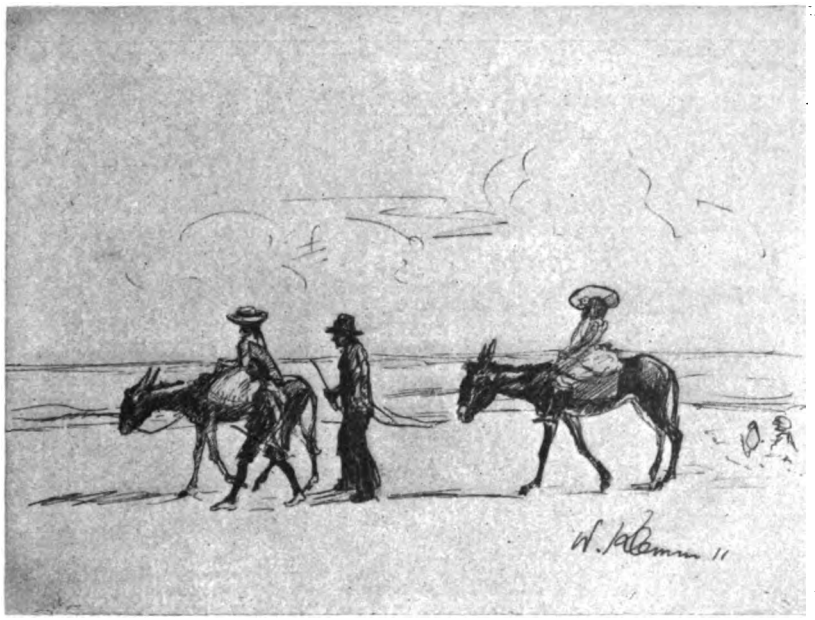
Digitized by Google

Digitized by Google

DON QUIXOTE UND SANCHO PANSA

Originalholzschnitt von WALTER KLEMM 1915

Digitized by Google



Walter Klemm

Am Strande. Federz. 1911.

Deutsche Buchkünstler der Gegenwart.

VIII. Walter Klemm als Graphiker.

Von

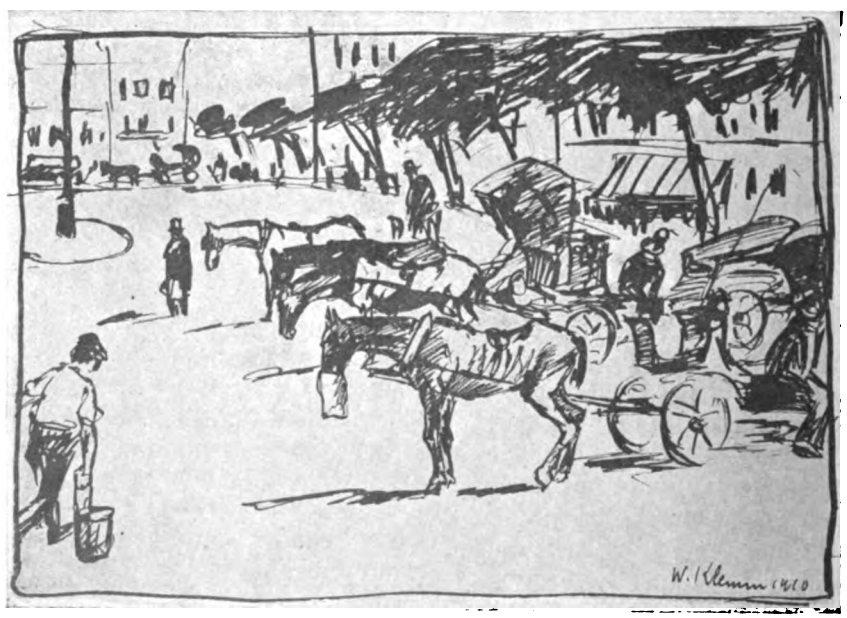
Botho Graef in Jena.

Mit 13 Abbildungen und einer Tafel.

Die Erfindung der Zinkätzung und die Genialität Aubrey Beardsleys konnten für einige Zeit die alten Techniken in den Hintergrund drängen, mit denen man Bücher durch Bilder schmückte, oder im weiteren Sinne künstlerische Illustrationen schuf. Aber der eigene Reiz und Wert dieser Verfahren war doch zu groß, als daß nicht die Künstler sich ihnen bald mit erneutem Eifer zuwenden mußten. Liegt doch für sie von jeher eine besondere Anregung da, wo beschränkte Mittel und begrenzte Wege scheinbar die Möglichkeiten des Ausdrucks beengen. Es macht sie produktiv, Wirkungen zu ersinnen, die durch solche Verfahren erreichbar sind, und ihnen das Äußerste abzugewinnen. So ist jede derartige Technik erzieherisch in zwiefachem Sinne: sie spornt die künstlerische Erfindungsgabe aufs höchste an und sie zwingt durch die Beschränkungen, die sie ihr auflegt, zu einem festen Stil. Denn der wahre Künstler wird, im Gegensatz zum Dilettanten und Virtuosen, sich immer wieder bemühen, nur rein die Ausdrucksmittel zu verwenden, die ihm das bestimmte Verfahren bietet, und sich vor Übergriffen in das Wirkungsgebiet eines anderen hüten. Vielleicht ist diese stilbildende Kraft das Wichtigste. Wer erkennt sie nicht in den wundervollen Erzeugnissen attischer Vasenmalerei. Wer sieht nicht die folgerichtige Entwicklung innerhalb derselben Technik, die allein zu so reinen Ergebnissen führen konnte. Freilich der Aberwitz der modernen Gelehrten will diese köstlichen Dinge zu unselbständigen Nachahmungen nicht vorhandener, nie dagewesener Gemälde ganz anderer Art herabwürdigen, während gerade die neueste Entwicklung bei uns wieder mit größter Entschiedenheit dahin strebt, sich in den durch eine bestimmte Technik gegebenen Grenzen zu halten. Das mag etwa mit dem Beginn des Jahrhunderts eingesetzt haben. Es ist kein Zufall, daß es gerade der *Holzschnitt* war, der am stärksten zu neuem Leben erwachte, denn ihm eignen am meisten jene eben angedeuteten Eigenschaften. Dazu kam, daß die Kenntnis und die Liebe japanischer Farbenholzschnitte damals auf der Höhe ihrer Verbreitung war, und die Künstler dazu antrieb, mit seinen Wirkungen zu wetteifern, oder ähnliche aus unserer Art des Holzschneidens entwickelte

Digitized by Google

Walter Klemm, Viehmarkt in Dachau. Holzschnitt 1909.

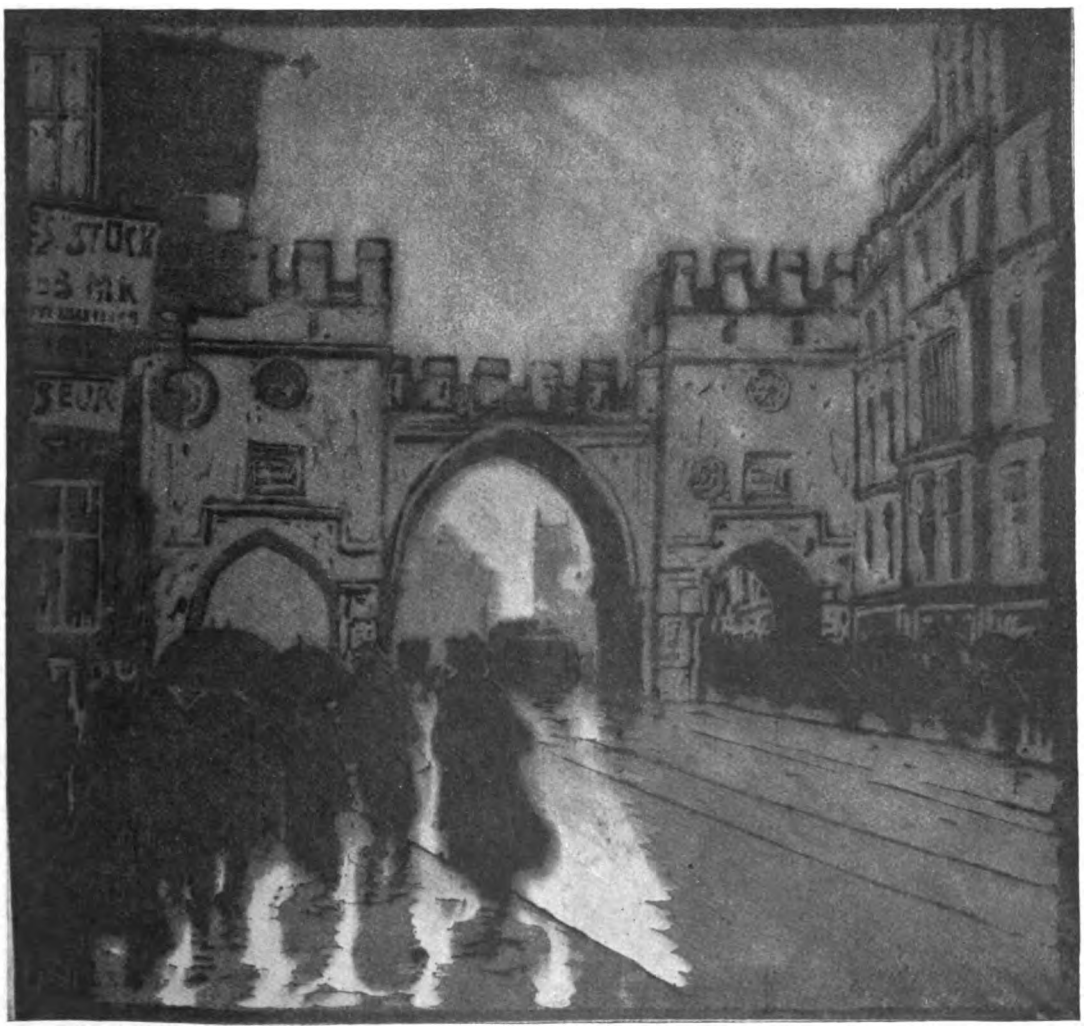


Walter Klemm, Droschken. Federzeichnung 1910.

Digitized by Google

zu ersinnen. In diese Bewegung ist Walter Klemm zu guter Stunde hineingezogen worden, und sie trug ihn alsbald zur Höhe.

Der Künstler, der im Jahre 1883 in Karlsbad geboren ist, widmete sich zunächst an der Wiener Universität kunstgeschichtlichen Studien während dreier Jahre, in denen er nebenbei an der Wiener Akademie und Kunstgewerbeschule Akt zeichnete. So kam er frühzeitig in Berührung mit einem Kreise aufstrebender Künstler wie Moser, Hofmann, Roller und Klimt, und nahm an dem damaligen reichen Wiener künstlerischen Leben teil. Es wurde noch besonders dadurch befruchtet, daß auch Hodler und Kuno Amiet damals viel in Wien waren. Amiet namentlich wirkte anregend auf die junge Generation, die er gern auf den Holzschnitt wies, und Orlik brachte aus eigener Erfahrung die japanischen Anregungen. Man möchte sagen, daß es fast zuviel des Guten war, und daß die Fülle wissenschaftlicher, theoretischer und technischer Belehrung neben dem Beispiel so bedeutender und in ihrer Eigenart ausgeprägter Künstlerpersönlichkeiten ein geringes Talent eher ersticken als heranbilden mußten. Aber Klemm war begabt und widerstandsfähig genug, das alles in sich zu verarbeiten, sich eine eigene Methode herauszuarbeiten, und stellte mit berechtigtem Erfolg in der Wiener Sezession des Jahres 1904 Holzschnitte aus. Er hat dann bis zum Jahre 1910 sich wesentlich mit dem Holzschnitt beschäftigt und ist in diesen Jahren ein anerkannter Meister geworden, dessen Arbeiten bereits in die meisten Sammlungen Europas den Weg gefunden haben".



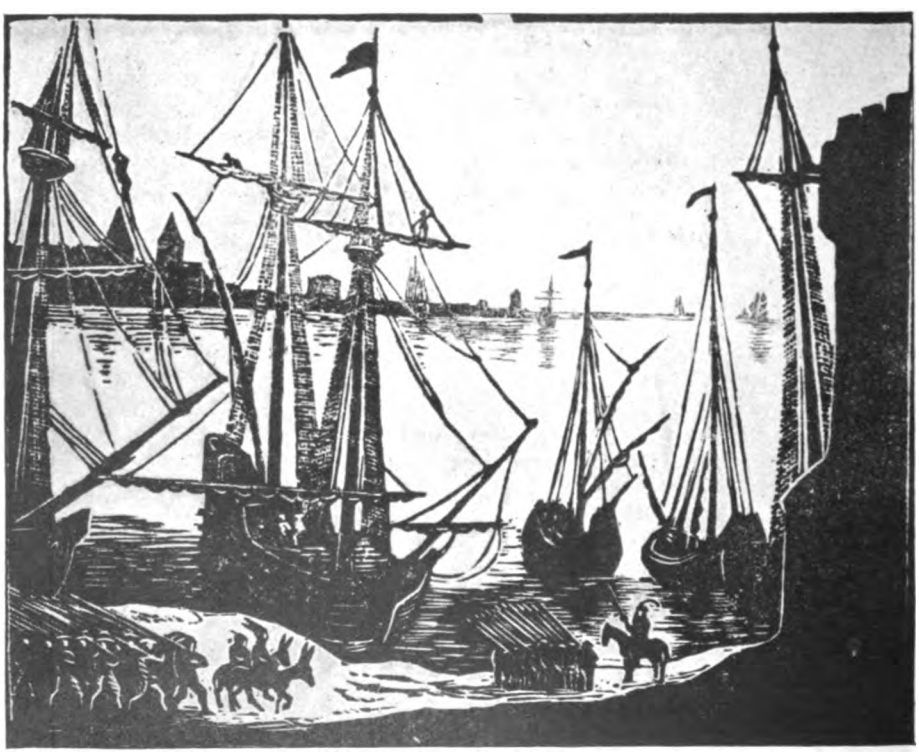
Walter Klemm, Karlstor in München. Holzschnitt 1910.

Digitized by Google

Der Ortswechsel, der ihn schließlich für längere Zeit nach Dachau führte, von wo er an die Weimarer Kunstschule berufen wurde, half ihm innerlich zu verarbeiten, was er in der reichen Wiener Zeit in sich aufgenommen, und ließ ihn seine Tätigkeit über das gesamte Gebiet der Graphik und auch auf die Ölmalerei ausdehnen.

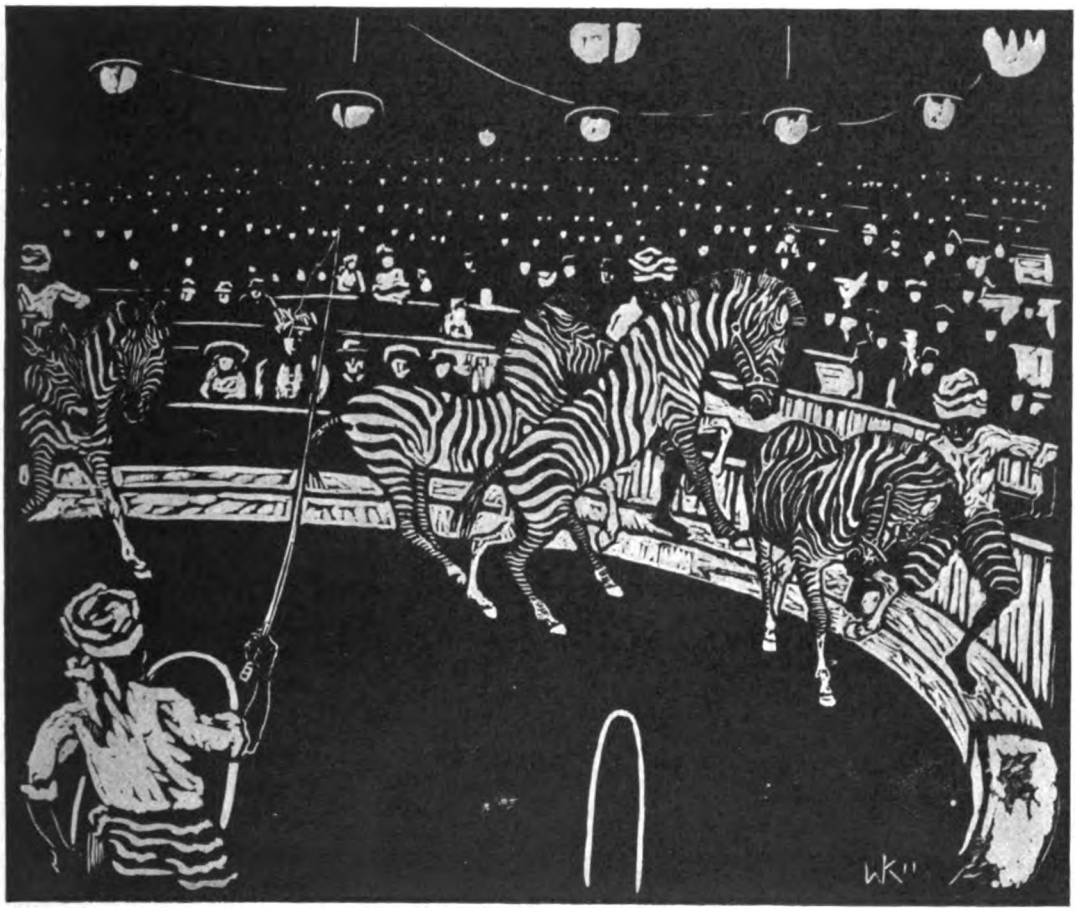
Es ist erstaunlich, wie vielfältige Belehrung der junge Künstler innerlich verarbeiten konnte, wie ihn die Werke von Meistern wie Goya und Daumier förderten, wie er von der impressionistischen Entwicklung lernte, um schließlich sich auch durch die neueste Phase unserer Kunst fördern zu lassen. Spuren von allem zeigen seine Arbeiten. Und doch bleibt er in allen er selbst, denn er nahm nie mehr auf, als wonach seine eigene aufwärtsstrebende Arbeit an sich selbst verlangte. Und ist er vielleicht nie im großen Sinne als Bahnbrecher vorangegangen, so ist er doch auch nie einen Schritt zurückgeblieben. Aber die Zeit des Lernens von anderen nimmt einmal ein Ende. Die erstarkte Persönlichkeit kann sich nur aus dem Eigenen noch weiter entwickeln. Klemm scheint an diesem Punkte angekommen zu sein. Es ist daher durchaus an der Zeit, einen Überblick über sein graphisches Werk zu tun. Um so mehr, als die Weiterentwicklung sich zunächst auf dem Gebiete der Malerei vollzogen hat, und vielleicht erst allmählich auf die Graphik zurückwirken wird.

Namentlich der Holzschnitt muß eine Weile zurückstehen, weil die rein malerische Art, die Klemm zurzeit pflegt, sich wohl, sofern es sich um das Spiel des Lichtes handelt, auch in Zeichnung, Lithographie und Radierung üben läßt, aber den Wirkungen des Holzschnittes fast widerstrebt. Wollen wir hier auch Klemm im wesentlichen nur als Graphiker betrachten, so muß doch wenigstens mit einem Wort gesagt werden, daß seine farbigen Arbeiten des letzten Jahres eine ungewöhnliche gerade nach dem Malerischen hin entwickelte Fähigkeit bekunden. Und doch ist sie nicht unmittelbar hervorgebrochen, sondern schrittweise erarbeitet worden. Frühe Versuche mit Farben unterschieden sich in ihrer Wirkung nicht sehr von der Graphik, die Farbe trat als solche zurück und unterstützte nur behutsam die auf Hell und Dunkel gestellte Wirkung. Es folgten Versuche, die Farbe zu verselbständigen und reichfarbig zu wirken; sie waren nicht immer ganz harmonisch. Endlich ist das Ziel erreicht, Licht, Atmosphäre und Farbe durchdringen sich zu einheitlicher Wirkung. Wer so malt, wie Klemm es jetzt tut, der will Eindrücke, die seine Augen empfangen haben, zu Bildern gestalten. Das beschauliche Verhalten der Wirklichkeit gegenüber ist, was man als Stimmung aus seinen Gemälden herausfühlt. Die Welt wird nicht leiden-



Walter Klemm, Zu Tyll Ulenspiegel. Holzschnitt 1912/13.

Digitized by Google



Walter Klemm, Zebra-Zirkus. Holzschnitt 1911.

schaftlich angeschaut, wie bei Vincent van Gogh, nicht auf große monumentale Wirkung hin, wie bei Hodler, aber auch nicht auf einen flüchtigen Augeneindruck, wie bei dem Impressionismus. Vielmehr sind doch Farbenklang und Lichtspiel in den Dienst einer Darstellung gesetzt, die dem Gegenständlichen ein ruhiges sachliches Leben läßt. So haben deutsche Künstler zu allen Zeiten gern die Welt angesehen.

Ist dieses ruhig beschauliche sachliche Verhalten das Wesentliche in Klemms künstlerischer Stimmung? Ich glaube wohl. Wenigstens scheint er mir am glücklichsten zu sein, wo er dieser Stimmung folgt. Doch möchte ich damit ausdrücklich nur einen persönlichen Versuch machen, sein Wesen zu erfassen, und mir nicht anmaßen, ein allgemeingültiges Urteil zuungunsten anders gearteter Arbeiten zu fällen.

Denn der Künstler macht es uns nicht leicht, den Kern seines Wesens zu fassen. Die erstaunliche Leichtigkeit seiner Begabung, seine oben angedeutete Fähigkeit, mit Erfolg von anderen zu lernen, geben ihm manches glückliche Gelingen auf scheinbar auseinanderliegenden Gebieten.

Ich will aber versuchen, von dem einen Punkt aus seine Kunst zu verstehen. Die Art, wie Klemm die Bewegung auffaßt und darstellt, scheint mir dafür lehrreich zu sein. Denn die Darstellung der Bewegung ist stets eine der wichtigsten Aufgaben der bildenden Kunst gewesen. Ganzen Perioden ist sie nur insofern wichtig, als sie etwas Seelisches ausdrückt. Die Gebärde, welche Ausfluß einer Empfindung ist, wird ihr Kennzeichen. Die Empfindung ist der Ausgangspunkt und das Ziel, die Gebärde das Ausdrucksmittel. Anderen ist gerade die Bewegung als solche einziges Ziel, und das, was man Handlung nennen könnte, nur Anlaß für

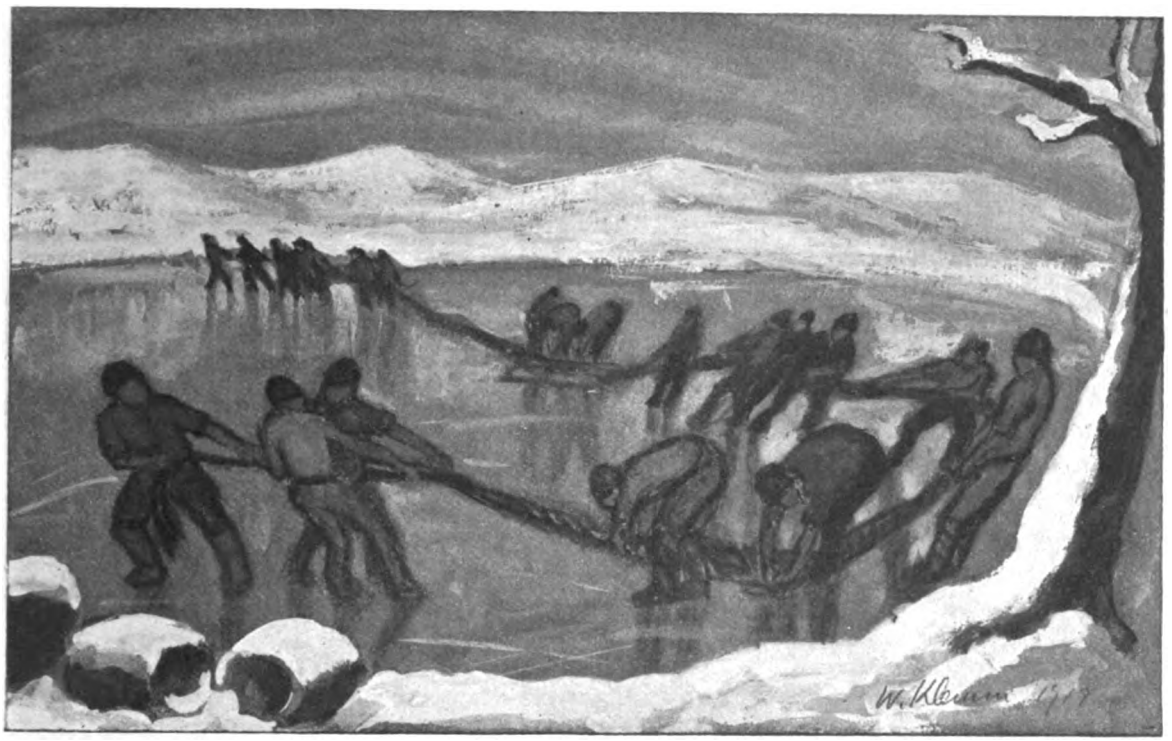
Digitized by Google

diese. Wessen Sinn so gerichtet ist, der wird versuchen, immer überzeugender den *Schein der Bewegung* zu erfassen. Diese Aufgabe liegt recht eigentlich auf dem Wege des Impressionismus aller Zeiten, und ihre Lösung, so oft sie erreicht ist, gehört zu seinen größten Triumphen. Aber sie ist auch den gleichen Beschränkungen unterworfen, wie jene künstlerische Einstellung. Es wird nur das gegeben, was unser Gesichtssinn von einer Bewegung wahrnimmt, ohne daß wir weder mit unseren Gedanken, noch gar mit unserer Empfindung dabei sind. Diese folgerichtige Beschränkung auf das physisch Sichtbare ist für viele die einzig berechtigte Erscheinungsform reiner Malerei. Aber man kann auch das Sichtbare als Ausdruck des Unsichtbaren verstehen, und es läßt sich nicht einmal behaupten, daß ein solches Verhalten weniger naiv wäre, als sich nur dem Augeneindrucke hinzugeben. Von den vielen Arten von Bewegungen, die das Leben bietet, und von den mannigfachen Arten, sie zu erfassen und zu deuten, ist keine von vornherein der Verarbeitung im Kunstwerk entzogen. Wir sehen nun, daß Walter Klemm besonders erfolgreich ist, wo er Bewegung als Ausdruck einer Tätigkeit wählt.

Er sucht nicht den Schein der Bewegung vorzutäuschen, sondern man darf sagen, daß er ihre wesentliche Erscheinungsform zu fassen sucht, und dies ist durch seine Künstlerart ebenso folgerichtig bedingt, wie das andere durch das Wesen des Impressionismus. Denn sobald das Interesse sich dem *Sinn* der durch eine Tätigkeit bedingten Bewegung zuwendet, kommt es mehr darauf an, die charakteristischen Motive zu finden als der Illusion nachzustreben. Ein Beispiel: bei einem antiken Diskuswerfer ist die Handlung in ihrer Bedeutung als „ludus pro patria" das Wichtige, die sachliche Darstellung daher das Erforderte, während bei einem Knaben, der zum Vergnügen Steine über das Meer wirft, die Bewegung als solche es ist, die den Künstler beschäftigen kann. Es ist dabei gleichgültig, ob Malerei oder Plastik sich des Vorwurfs bemächtigen. Aber der Jüngling in Rodins „éternel printemps" ist in seiner Bewegung lediglich durch innere seelische Mächte getrieben, und nur diese übermittelt uns das Kunstwerk. Was man, um sich rein gedanklich Klarheit zu schaffen, sondert, wird sich im lebendigen Kunstwerk oft durchdringen: rein körperliche Bewegungen können ein Lebensgefühl ausdrücken, welches seelisch bis ins Tiefste ergreift, dasselbe können auch die Arbeitsbewegungen, die zugleich rein mechanisch interessant sein können. Aber der Versuch einer gedanklichen Zergliederung des Wesens der Bewegungen und ihrer Darstel-

Walter Klemm, Badende. Lithographie 1912.

Digitized by Google



Walter Klemm, Fischer auf dem Eise. Aquarell 1912.

lung in der Kunst kann uns helfen, den Ort für eine bestimmte Kunstart zu suchen. Klemms Sinnesart scheinen sachlich veranlaßte und zweckhafte Bewegungen nahezuliegen. Weder genügt ihm das nur Körperliche, noch ist er anderseits auf das rein Seelische eingestellt. Daß eine derartig gerichtete Begabung für das gesamte Gebiet der Illustration besonders geeignet ist, ergibt sich aus der Natur der Sache. Denn alle graphischen Techniken, die ein Arbeiten mit einfachen Gegensätzen von hell und dunkel nahelegen, dienen damit auch der klaren und kräftigen Heraushebung einfacher Bewegungen, aus denen die Bildeinheit sich wie von selbst zusammenfügt. Hier sei als Beispiel die bekannte vortreffliche Lithographie mit den Eisfischern angeführt oder der Holzschnitt zu der Szene aus De Costers „Tyll Eulenspiegel", wo die Angreifer zu Fuß über das zugefrorene Meer kommen und so die feindlichen Schiffe überraschen.

Eine so ausgeprägte Begabung, die nach einer Richtung so stark entwickelt ist, muß naturgemäß ihre Grenzen haben, deren Überschreitung sich fühlbar macht. Ich sehe sie, und ich möchte noch einmal betonen, daß das zunächst nur eine rein persönliche Stellungnahme ist, da, wo das Gebiet des Phantastischen und wo das des Leidenschaftlichen beschritten wird. Und noch ein anderes steht manchmal der letzten künstlerischen Einheitlichkeit im Wege, das ist das erzählende Moment. Meist gelingt es Klemm, da, wo er erzählen will, die Begebenheit vermöge seiner großen Herrschaft über die künstlerischen Ausdrucksmittel, durch einen einheitlichen, geschlossen wirkenden Bildgedanken zu gestalten, so daß unmittelbare Anschauung auf einmal alles enthüllt, was das Bild enthält. Gelegentlich aber drängt es ihn zur Ausführlichkeit, und dann nehmen Einzelheiten, die des Inhaltes wegen da sind, aber nicht ganz in den Bildgedanken aufgegangen sind, der Wirkung einen Teil ihrer Kraft. Ich wähle ein ganz harmloses Beispiel, das zugleich sehr diskutabel ist, indem andere vielleicht gerade einen besonders feinen Zug in dem finden, was ich beanstande. Ich meine den schönen Holzschnitt des Windmühlenkampfes des Don Quichotte (Seite 93). Hier stimmt alles zusammen, die großen dunkeln Flügel der Windmühle, ihr bizarrer Schatten, die Gestalt des Reiters, das ist eine Bildwirkung von

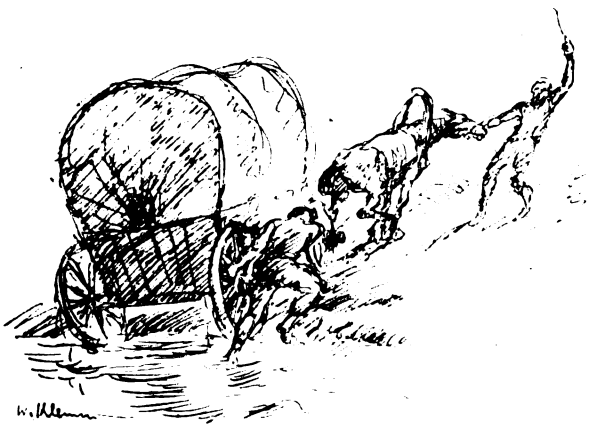
Digitized by Google

Walter Klemm, Zu „Simplizius" Lithographie 1913/14.

Walter Klemm, Badende. Tuschzeichnung 1914.

Digitized by Google

Walter Klemm, Zu „Don Quichotte". Holzschnitt 1914.



Walter Klemm, Auswanderer. Federzeichnung 1915.

Digitized by Google

seltener Kraft und Einheitlichkeit. Sie wird für mich durch die kleine Silhouette des Sancho abgeschwächt, die der Ausführlichkeit der Erzählung wegen da ist.

Sonst aber wird gerade das Bildmäßige mit Bewußtsein von Klemm erstrebt und macht von früh an den Wert seiner besten Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten aus. Ich erinnere an die Kirchgänger in Dachau, eines seiner allerbesten Blätter, das ein vollgültiges Seitenstück zu dem hier Seite 86 abgebildeteten Viehmarkt in Dachau bildet, an den Zweifarbenholzschnitt vom Karlstor in München bei Regen (Seite 87), das Blatt mit den Schiffen aus „Tyll Eulenspiegel" (Seite 88), die verschiedenen Versuche, bei Badeszenen (Seite 92) den Reiz der hellen besonnten Körper im Gegensatz zu der dunkelen Umgebung zu zeigen.

Seine neueste Entwicklung wird ihn befähigen, wenn er wieder einmal von der Beschäftigung mit den Farben zur einfachen Schwarz-Weißkunst zurückkehrt, Bewegung und Handlung, Erzählung und Stimmung, Licht und Dunkel in schroffem Gegensatz oder in reichen Abstufungen zur Einheit im Bilde zu zwingen.

Walter Klemm, Zu *Wilhelm Klemms* „Gloria!" Holzschnitt.
(A. Langen, München 1915.)

Digitized by Google

Über Schillers Jugendgedicht „Meine Blumen“.[1]

Von

Konrad Burdach in Berlin.

Ursprüngliche Gestalt (1782).

Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süser Balsamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht gestiket,
Schön hat Flora euch geschmüket
Mit des Busens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat sie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balsambeeten
Gattet sich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die süsen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüstig die Natur?
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten süser Schmerzen!
Goß euch diß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hayn!

Umarbeitung (gedruckt 1800).

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht,
Holde Frühlingskinder klaget!
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Los,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Nach Schlössers sehr dankenswerten Ausführungen über „Vom Dom umzingelt“ in Schillers Jugendgedicht „Meine Blumen“ (s. das Aprilheft dieser Zeitschrift) könnte mancher Leser auf die Meinung kommen, daß „mehr als hundertdreißig Jahre“ jener Ausdruck unbeanstandet geblieben sei. In Wirklichkeit haben seit mehr als siebzig Jahren mindestens ein halbes Dutzend von Schillerforschern, teilweise in nicht ganz unbekannten Büchern, mit dieser Stelle sich herumgeschlagen und alle dabei die Konjektur „vom Dorn umzingelt“ erwogen, einzelne sie sogar gleich Schlösser, Hecker, Eigenbrodt, Stammler für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Schillerischen Textes gehalten. Schon der erste wissenschaftliche Schillerbiograph Karl Hoffmeister bot in seiner Nachlese zu Schillers Werken (Stuttgart-Tübingen 1840, Bd. 1, S. 184) einen Abdruck des Anthologiegedichts mit der Fassung „vom Dorn umzingelt“. Da Hoffmeister in der Wiedergabe des Textes der Jugendgedichte nicht immer zuverlässig ist, sich manchmal Verschönerungen, Erleichterungen, Milderungen des Ausdrucks erlaubt, könnte man auch hier an eine absichtliche Besserung denken. Aber eine solche Annahme verbietet sich, wenn man die Behandlung des Gedichts in Hoffmeisters Buch „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke“ (Stuttgart 1838, Bd. 1, S. 114) erwägt. Seine beiden Gestalten miteinander vergleichend, schreibt er: „In der Anthologie ist es nicht an Nanny, sondern an Laura gerichtet, welche, eingeschlossen, diese Blumen nicht von ihrem Liebhaber empfängt, sondern sie

[1] Vgl. S. 28f. und S. 78ff. dieses Bandes.

Digitized by Google

thränend ihrem Dichter schickt". Dies setzt den Text des Originaldrucks der Anthologie („vom Dom umzingelt") voraus. Nach dieser Auffassung also befand sich die Geliebte in der Gewalt und im Gewahrsam eines Klosters oder Stiftes. Wenn Hoffmeister in der „Nachlese" zwei Jahre später den Abdruck des Gedichts nach der Anthologie gibt, wieder die beiden Fassungen miteinander vergleicht, dabei aber von dem fraglichen Vers schweigt, so kann seine jetzige Lesart „vom Dorn" nur ein unbeabsichtigter Fehler, ein unbemerktes Versehen gewesen sein. Auch Boas („Schillers Jugendjahre", Hannover 1856, Bd. 2, S. 138) hielt an der Originallesart des Verses und an Hoffmeisters Auffassung der Situation fest: „Wir sehen, daß Laura ‚vom Dom umzingelt' Kränze [?] flicht und sie unter Thränen dem Geliebten sendet. Schiller dachte sich also das Mädchen wohl in der Abgeschiedenheit eines Klosters vergraben; Hoffmeister hat, wunderlich genug, aus dem Dom einen Dorn gemacht." Viehoff erwähnt in seinem Kommentar die Lesart „vom Dorn" gar nicht. In der ersten Auflage („Schillers Gedichte erläutert" 1. Teil, Stuttgart 1839, S. 149) heißt es kurzweg: „‚Vom Dom umzingelt', im Dom; der Ausdruck umzingelt ist gesucht." In den späteren Auflagen (ich benutze die 7. Auflage Stuttgart 1895, Bd. 1, S. 107) meint er, Schiller habe in seiner Neubearbeitung des Gedichts die Strophe umgestaltet, weil er in dem Ausdruck „vom Dom umzingelt" wohl etwas Gesuchtes fand. Das klingt viel milder. Viehoff selbst freilich war und blieb der Vers recht anstößig. Das zeigt seine weitere Behauptung, „daß der dritte Vers der letzten Strophe mit ‚Oder' statt mit ‚Und' hätte beginnen müssen." Er verlangt also eine doppelte Situation als möglich gedacht: entweder zerknickt Laura im Dom die Blumen oder sie ringelt sie (im Hain) zu einem Kranz. „Denn" — argumentiert Viehoff — „dieselben Blumen, die Laura im Dom zerknickt, wird sie doch nicht in einen für den Dichter bestimmten Kranz ringeln." Er versteht also „im Dom" rein örtlich (im Innern des Kirchengebäudes), wie Schlösser, und er scheint überdies „zerknickt" zu fassen als ein Zerdrücken der Blumen. An dieser letzteren Ansicht halten nur wenige Erklärer zweifelnd fest. Aber alle, auch die, welche richtig erkennen, daß hier „zerknicken" einfach „abpflücken" oder genauer „brechen" bedeutet, kreiden das Wort dem Dichter als ungeschickt an. In Wahrheit ist es, wie ich zeigen werde, mit gutem Bedacht gewählt. Düntzer („Schillers lyrische Gedichte erläutert" 3. Abteil., Wenigen-Jena 1865, S. 99, Anm. 2) bemerkt: „‚Vom Dom umzingelt' ist höchst sonderbar. Ist unter dem Dom ein Kloster zu verstehn, worin die Geliebte zurückgehalten wird?" Erst in der zweiten Auflage seiner Erläuterungen (3. Abt., Leipzig 1874, II, Seite 403 Anmerkung) erwähnt er Hoffmeisters „vom Dorn", nennt diese Lesart aber einfach Druckfehler statt „Dom", findet allerdings wieder den Ausdruck „höchst sonderbar" und erklärt: „Der Dom vom Kloster, wo die Geliebte nach der früheren Annahme des Dichters zurückgehalten wird." Eine Erklärung, in der die von mir gesperrten Worte wieder der Erklärung bedürfen. Der um die Begründung einer wissenschaftlichen Textkritik der Schillerschen Werke hoch verdiente Joachim Meyer hielt, wie ich Gustav Hauffs „Schillerstudien" (Stuttgart 1880, Seite 7) entnehme, die Lesart „Dorn" für ganz vortrefflich, trotzdem er dahingestellt ließ, ob sie eine Emendation Hoffmeisters sei oder ein Druckfehler. Auch Hauff selbst möchte mit Hoffmeister und Meyer lieber lesen „vom Dorn umzingelt". Er bezieht es „auf Blumen, *flores spinis cinctos*, so daß unter diesen Blumen hauptsächlich [!] die Rosen zu verstehen wären, was freilich dem Anfang des Gedichts, wo Veilchen angeredet werden, weniger [!] entspricht." Das ist also genau die Interpretation Heckers, bei der es Schlösser „wie Schuppen von den Augen fiel", und zugleich genau auch das Bedenken wegen des durch sie entstehenden Widerspruchs zwischen Dornen und Veilchen. Während Minor in seinem Schiller, gemäß seinem geringeren Interesse für Textkritik und scharfe Einzelexegese, über die Schwierigkeit und über das ganze Gedicht hinweggeht, beschäftigt sich Weltrich damit ausführlich (Friedrich Schiller, Bd. 1, Lieferung 2, Stuttgart 1889, S. 449—451). Er nennt die Stelle einen Flecken des Gedichts. „Man mag diese Verse nehmen, wie man will, sie sind unleidlich geschraubt. Was sollen ‚zerknickte' Blumen in einem Kranze? Ist ‚zerknickt' ein Reimflickwort zu ‚schickt' und ‚umzingelt' ein Reimflickwort zu ‚geringelt'? Es scheint kaum anders. Hat der Ausdruck ‚vom Dom umzingelt' den Sinn: in der Kirche [!], so ist das Zeitwort geradezu stümperhaft gewählt und die Situation, welche man sich vorstellen muß, in jedem Betracht ungeschickt, wunderlich." Die Lesart „vom Dorn umzingelt" nennt er „eine halbe [!] Verbesserung"; aber, meint er, „berechtigt wäre sie nur, wenn erweislichermaßen nicht Hoffmeisters ‚Dorn', sondern Schillers ‚Dom' ein Druckfehler wäre." Von der Beziehung des Dorns auf die Blumen, die Hauff, Schlösser, Hecker empfehlen, will er nichts wissen, weil man dann an Rosen zu denken habe. Er läßt vielmehr Laura vom Dorn umzingelt sein und denkt dabei an die Veilchen, „da gerade sie zur ‚Flur', zum ‚Hayn' passen und bekanntlich [?] gern unter (dornigen) Hecken wachsen."

Soll man nun an den Rockknöpfen abzählen „Dom" oder „Dorn"? Diese Art der Entscheidung wäre im Grunde nicht viel übler als die seit dem Rückgang philologischer Schulung und philologischer Interessen in unserer wissenschaftlichen Literatur über moderne Dichter immer weiter um sich greifende kritiklose oder pseudokritische Schaukel-Exegese. Vielleicht schenken mir alle, die am Buch nicht bloß Druckart und Einband, sondern auch den Inhalt, und am poetischen Kunstwerk nicht bloß

Digitized by Google

Rhythmus und Klang, sondern auch den Sinn zu schätzen wissen, noch einen Augenblick ihre Teilnahme, wenn ich versuche, die jetzt so gern verlästerte Philologie, d. h. die „Freundin (und Erforscherin) des sinnvollen Worts" (des Logos) zu Hilfe zu rufen und an der Hand philologischer Kritik wenigstens einen Ausweg zu gewinnen aus dem Labyrinth zielloser Irrwege.

Die Annahme Schlössers, Heckers, Eigenbrodts, Stammlers, daß „vom Dom umzingelt" in der Anthologie Druckfehler sei für „vom Dorn umzingelt", läßt sich nicht mit Witkowski widerlegen durch den Sinn, den Schiller der Stelle gab, als er das Gedicht für die Ausgabe seiner Gedichte umarbeitete. Man darf nicht sagen: wäre „vom Dom" nur eine Verderbnis, so würde Schiller nicht bei der Umgestaltung des Gedichts den Sinn dieser Fassung beibehalten haben. Denn oft genug kommt es vor und von Goethe wissen wir es längst, beispielsweise für seine achtbändige Ausgabe von 1787 bis 1789, aber auch für die späteren, und ganz sicher namentlich für seine Textgestaltung des „West-östlichen Divan" in der Ausgabe letzter Hand: der Dichter, dem sein vor Jahren entstandenes Gedicht fremd geworden ist, läßt sich, wenn er das Autograph nicht mehr zur Hand hat oder nicht einsieht, durch zufällige oder absichtliche Veränderungen in Drucken oder Abschriften irreführen, ohne die darin enthaltenen Sinnentstellungen zu bemerken. Las Schiller also bei der Sammlung und Redaktion seiner Gedichte in jenem Jugendpoem das befremdliche „vom Dom", so brauchte ihm keineswegs aufzuleuchten: Holla! das ist ja ein Druckfehler für das von dir in Wirklichkeit gesetzte „vom Dorn". Vielmehr konnte er recht wohl den seltsamen Ausdruck für eine seiner zahllosen jugendlichen Extravaganzen halten und ihn, so gut es ihm gerade einfiel, durch eine dem vermeintlichen Sinn ungefähr gemäße Umdichtung ersetzen.

Über die Emendation Schlössers kann demnach nur aus inneren Gründen entschieden werden. Diese aber sprechen durchaus gegen sie. Schillers Anthologie wimmelt von gesuchten, gewaltsamen, geschmacklosen Motiven, Bildern, Ausdrücken. Aber ein Sprichwort „Kein Veilchen ohne Dorn"[1] zu erfinden, oder den Rosen „des Kelches Himmelblau" beizulegen — das dürfen wir auch seiner Verstiegenheit nicht zutrauen. Die Entschuldigung, es sei „auch nicht gerade gesagt, daß alle Blumen, die der Dichter besingt, Veilchen sein müssen", ist doch ein advokatorischer Notbehelf. Es geht ja nicht an, „Schöne Frühlingskinder" im ersten Vers als allgemeinere, verschiedene Blumenarten umfassende Bezeichnung und die Veilchen im zweiten Vers als eine einzelne, mit Namen herausgegriffene Gruppe anzusehen: „des Kelches Himmelblau" (V. 4) neben „Balsamathem" (V. 3) zeigt, daß es nur Veilchen sind. Und wollten wir uns wirklich beruhigen bei der Auffassung „Vorne kamen ihm die Veilchen zupaß und wurden unbedenklich eingesetzt, hernach hat er sie vergessen", so hieße das auf elementare Grundsätze und Pflichten philologischer Erklärung verzichten.

Nicht zufällig widerfuhr dem Gedicht die Ehre, als einziges aus der Anthologie in die Sammlung der Gedichte von 1800 aufgenommen zu werden. Es ist mit bewußterer Formkunst gearbeitet und es ist konzentrierter als die meisten übrigen. Der zugrunde liegende Gedanke, der physische Gegensatz der vegetativen und der animalischen Wesen und die ideelle Auflösung dieses Gegensatzes sowie des Rangunterschiedes zwischen beiden Naturreichen, ist durch eine strenge Architektur der Strophen sinnfällig gemacht. Mit den Imperativen „lächelt, Jauchzet" beginnt die erste Strophe, deren erste sieben Verse die Pracht der Veilchen preisen. Aber die letzten drei Verse bringen dazu als Kontrast und Widerruf die Imperative „weinet, Trauert" nebst der schmerzlichen Begründung:

Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat sie [Flora] euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Korrespondierend ist die zweite Strophe gebaut: die ersten sieben Verse rühmen wieder die Umgebung und die Bestimmung der Veilchen: von Minneliedern der Nachtigall und Lerche umtönt, als Balsambeet, in dem die Fliegen sich gatten, scheinen sie von der Natur geschaffen zum Thron der Liebe. Doch wieder folgt die Peripetie: die letzten drei Verse wiederholen refrainartig in gleichem Kontrast und Widerruf die Imperative und ihre Begründung:

Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat sie [die Natur] euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Die dritte Strophe bringt nun nach diesem zweimaligen Kontrast den Ausgleich, die Versöhnung.

[1] Weltrichs Bemerkung, der Dorn passe zu den Veilchen, da diese „bekanntlich" gern unter dornigen Hecken wachsen, ist sehr künstlich. Ob die Beobachtung selbst richtig ist oder nicht: nach der allgemeinen Anschauung naiver Leser besteht jedenfalls zwischen Dorn oder Dornenhecke und Veilchen keinerlei Zusammenhang, und ich kann mich keines Gedichts entsinnen, wo Veilchen und Dornenhecken verbunden wären. Wäre aber „vom Dorn umzingelt" wirklich „von der Dornenhecke umzingelt", dann läge gerade nicht, wie Weltrich will, die grammatische Beziehung auf Laura, sondern die auf die von der Hecke umschlossenen Veilchen näher. Die „Wortfolge" kann hierfür gar nicht ins Gewicht fallen, wie Weltrich meint.

Digitized by Google

Wieder preisen die ersten sieben Verse das Los der Veilchen: gepflückt für menschliche Liebe, von der Hand Lauras, und geflochten zum Kranz des geliebten Dichters wachsen die dem Tod geweihten Veilchen über ihre Pflanzennatur empor und gewinnen animalische Kräfte. Und wieder erklingen refrainartig die letzten drei Verse, aber diesmal widersprechen sie nicht dem Vorangehenden, halten vielmehr den frohen Ton fest und nehmen die fröhlichen Imperative aus dem Anfang der ersten Strophe („lächelt, Jauchzet"), ja den vollen Wortlaut der ersten zwei Verse wieder auf:

Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hayn!

Diese geschickte Verwendung des Refrains[1] und der Responsion, namentlich die Wiederkehr der beiden Anfangsverse des Gedichts als Schlußverse, nietet das Ganze fest zusammen. Und der äußeren Einheit entspricht die innere. Der anscheinend so abstrakte Gedanke ist höchst lebendig in dreimaliger Antithese gesteigert: 1. Veilchen, euer Kelch ist schön durch Licht und Farbe, aber ihr habt keine Seele; 2. euer Kelch, den im Frühling die liebende Tierwelt der Lüfte umspielt, scheint geschaffen zum Thron der Liebe, aber euch selbst ist die Liebe versagt; 3. dennoch erringt ihr, was euch fehlt und was ihr sterbend verliert: Leben Sprache Seelen Herzen, wenn ihr im Dienst menschlicher Liebe sterbt. An sich könnte dieser Gedanke ja auch an Rosen vorgeführt werden. Aber die Dornen der Rosen hätten darin keinen Platz. Am allerwenigsten freilich, wenn man mit Hecker „vom Dorn umzingelt" auf die Blumen bezieht.[2] Aber auch die von Witkowski unter Voraussetzung der Schlösserschen Besserung angedeutete Auffassung, daß Laura sich beim Kranzflechten an den Dornen steche, fiele völlig aus dem Gedanken des Gedichts heraus. Denn der führt uns nicht in die Sphäre der Anakreontik, die von Rosen und Dornen anmutig tändelt, sondern in den Bezirk der sentimentalischen Lyrik, die durch Klopstock, Hölty, Matthisson am bekanntesten vertreten wird. Hier blüht mit dem Kultus des Waldes, des Haines, der Felsen und des Mooses auch der Kultus der Kränze, der Veilchen und vor allem der Tränen. Goethes ‚Felsweihegesang an Psyche' gibt uns für alles dies ein vertrautes Beispiel: „Veilchen bring ich getragen, junge Blüten zu dir, daß ich dein moosig Haupt rings umkränze". Aus der Masse sonstiger Parallelen möchte ich hier nur zwei hervorheben von einem Dichter, der dem jungen Schiller besonders nah stand. In seines Rivalen Stäudlin „Schwäbischem Musenalmanach auf das Jahr 1782", der bekanntlich das erste mit Schillers Namen gedruckte Gedicht „Die Entzückung an Laura" enthält, singt Conz ein Frühlingslied eines um seine verstorbene Geliebte Traurenden 1781" (Seite 50—52), worin neben „Nachtigallensang" und „Blütenstauden" „Veilchenthal" und „Eichenhain" erscheinen. Und derselbe Conz bringt in der „Schwäbischen Blumenlese" auf das Jahr 1786 ein Gedicht „An den Frühling" (Seite 3) mit folgenden Versen:

Ins Gras gegossen, wo mir die Nachtigall
Vom Busche flötet, wo mir die Grille zirpet,
Lieg ich und eine Wonnethräne
Träufelt, Natur, mir auf deinen Altar.

Endlich spricht auch ein sprachlicher Grund gegen das „vom Dorn umzingelt": man müßte hier durchaus den Plural („von Dornen") erwarten.

Nachdem wir uns so aus der Dorn-Umzingelung ins Freie gekämpft haben, sehen wir als sicheres Ziel der Erklärung dieses Gedichtes vor uns: allein „vom Dorn umzingelt" hat Schiller geschrieben und gemeint. Aus der Betrachtung des ganzen Gedichts ergibt sich uns ferner: in der letzten Strophe versetzt uns der Dichter in einen Hain. In diesem bricht Laura die Veilchen, in diesem ringelt sie daraus den Kranz für ihren Dichter: Symbol und Botschaft ihrer Liebe, aber

[1] Auf die Symmetrie des Gedichts, den Refrain, überhaupt die lyrische Natur, durch die es einzig in der Anthologie dasteht und sich von den eigentlichen Lauraoden scharf unterscheidet, haben mit verschiedener Abstufung Viehoff, Hoffmeister, Weltrich hingewiesen. Schillers spätere Umarbeitung hat diese symmetrische Kunstform teilweise zerstört. Ganz irrig aber behauptet Viehoff (Erläuterung 7, Seite 106), Schiller habe „weinet : verneinet" in der zweiten Strophe durch „klaget : versaget" ersetzt, weil die Wiederkehr dieser Reime an derselben Stelle in der zweiten Strophe „diesen Versen einen refrainartigen Charakter gab, den die Schlußstrophe vermissen ließ." Es handelt sich nicht um wirklichen Refrain, sondern um Responsion und Strophenverkettung. Und es ist eine alte Technik lyrischer Strophik, daß im dreistrophigen Lied dem gleichen Bau der zwei ersten Strophen in der dritten eine gewisse Abweichung gegenübersteht. — Responsion, Strophenverkettung sind altüberlieferte Mittel musikalischer, gesungener Lyrik. Schillers innere Beziehungen zum Gesang, namentlich zum Chorgesang, sind überhaupt viel stärker, als man gemeinhin weiß.

[2] Man darf übrigens in diesem Fall nicht mit Schlösser in Strophe 1 die Verse „Schön das Kleid mit Licht gestiket, Schön hat Flora euch geschmüket" als „einen analogen Fall" ansehen. Denn hier ist das Partizip „gestiket" ja nicht selbständig und Attribut, wie „umzingelt", sondern Teil einer finiten Verbalform (= „hat gestiket").

Digitized by Google

auch seiner Dichterkrönung, und durch ihre „Berührung" Quelle des neuen Lebens für die gebrochenen Veilchen. Schlösser war daher auf rechter Spur, wenn er zunächst für das ihm befremdliche „Dom" einfach „Hain" vermutete. Auch Witkowskis Deutung hält ja an der Situation für die dritte Strophe fest: er findet die Situation aber lediglich im Schlußvers „Jauchzet Blumen in dem Hayn" ausgesprochen, während er den ersten Vers „vom Dom umzingelt" jeder örtlichen Bedeutung entkleidet und ihn nur auf Lauras Seelenzustand bezieht.

Das Problem spitzt sich demnach so zu: haben wir „vom Dom umzingelt" ausschließlich als Aussage über Lauras Inneres oder bloß als Ortsangabe oder als beides zu verstehen?

Da verlangt zunächst noch Klärung das Wort „thränend": es steht gewiß nicht da, weil, wie Witkowski sagt, „Laura diese Boten zu Trägern machen muß, weil sie selbst dem Geliebten nicht nahen kann". Das echt Klopstockische „thränen" gehörte, als Schiller dies Gedicht schrieb, längst zu den typischen Zügen der sentimentalischen Liebeslyrik. Gerade so wie der Name Laura seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts neben den älteren Namen, wie etwa Phyllis und Doris (Haller), lediglich die neue Modemarke einer besonderen, auf schwärmerische Sehnsucht gestimmten Liebespoesie geworden war.

Trotz Witkowskis Erörterung behält ferner das „vom Dom umzingelt" etwas höchst Sonderbares. Der Versuch, es etwa aus Petrarcas Gedichten, etwa aus einer dort dargestellten ähnlichen Situation der historischen Laura, die bekanntlich eine verheiratete Frau war, herzuleiten, mißlingt. Die deutschen Verfasser „Petrarchischer Gedichte" im XVIII. Jahrhundert haben sich ja überhaupt selten bemüht, dem Canzoniere des italienischen Meisters mehr als gewisse Stimmungen (Platonische Liebesschwärmerei, Idee der Unsterblichkeit der Liebe, Todesahnung und Todessehnsucht, elegischen Naturkult) zu entnehmen. Eher ließe sich denken, Schiller habe angeknüpft an seines Landsmanns Miller Gedicht aus dem Jahre 1773 „An Lauren im Kloster" (Göttinger Musenalmanach 1775, Seite 194–196; Millers Gedichte, Ulm 1783, Seite 280–83): der Liebende irrt klagend um die Zelle der im Kloster eingeschlossenen Laura, gedenkt ihrer im Hain, wo sie ihm einst liebestrunken Küsse gab, hört „in des Chores Hallen" vor den übrigen singenden Stimmen die ihre, betet um endliche Vereinung. Aber darf man Kloster (oder Stift) und Dom ohne weiteres gleichsetzen, wie Hoffmeister, Boas, Düntzer es tun? Niemand von allen Erklärern hat sich diese Frage bisher vorgelegt. In der Tat könnte die alte, eigentliche Bedeutung des Wortes Dom, über die ich noch unten rede, eine solche Vertauschung nahelegen. Aber ich werde nachher erörtern, was bei Schiller dagegen spricht. Man käme hier ja auch immer wieder dazu, an den Klostergarten denken zu müssen. Denn die Veilchen können eben nicht im Innern des Klosters gepflückt werden. Dem widerspricht indessen wieder der Schluß: „Jauchzet, Blumen, in dem Hain!" Klostergarten und Hain sind unmöglich gleichzusetzen. Faßt man allerdings „Dom" mit Witkowski ganz abstrakt als Umkreis der kirchlichen Moral, so muß man Schiller zutrauen, daß er die Kirche als Institution durch ihren gleichnamigen Sitz, das Kirchen- oder Klostergebäude, und dieses durch Dom ersetzt habe. Das sind doch fremdartige Übertragungen. Und schwer vollends entschließt man sich, zu glauben, Schiller habe dergleichen „dem Vers zuliebe" sich gestattet.

Freilich Schiller scheint die fragliche Stelle später ungefähr so wie Witkowski verstanden zu haben: das bezeugen in seiner Umarbeitung die höchst unglücklichen Verse von „Nannys Blicken und dem Spruch der Mutter". Aber er hat die Situation dabei umgekehrt: nicht Laura, sondern der Liebende bricht die Blumen, sendet den Kranz, und mit dem Kranz krönt die Liebende nicht ihren Dichter, sondern der Kranz ist bloße Gabe des Liebhabers.

Warum diese Umkehrung? Ich finde keinen andern Grund als diesen: Schiller stieß sich, als er sein Jugendgedicht prüfte, daran, daß Laura, obgleich „vom Dom umzingelt", doch die Freiheit haben soll, einsam sich im Hain zu ergehen, dort Veilchen zu brechen, daraus einen Kranz zu flechten und dann diesen dem Geliebten zu „schicken". Schiller könnte sich aber nur dann hieran gestoßen haben, wenn er damals „vom Dom" nicht rein abstrakt als „im Umkreis kirchlicher Moral" (oder besser: im Bann kirchlich-religiöser Bedenken), sondern in mehr oder weniger konkretem Sinn verstand, noch vorsichtiger ausgedrückt: wenn er bei den künftigen Lesern seiner gesammelten Gedichte die Auffassung des Worts im konkreten Sinn erwartete. Er hätte dann also jene Einwendungen vorausgesehen, die früher Viehoff, Hauff, Weltrich, jetzt Kenner wie Schlösser, Hecker, Eigenbrodt, Stammler erhoben und denen die Letztgenannten mit Entschlossenheit durch die Emendation „vom Dorn" abzuhelfen versucht haben. Und Schiller müßte dabei natürlich gleich diesen vier insbesondere beanstandet haben, daß im Innern eines Domgebäudes (Kloster- oder Stiftsgebäudes) für den Geliebten die Veilchen von Laura gepflückt und zum Kranze geflochten, daß sie also dort auch gewachsen zu sein scheinen. Hat demnach etwa Schiller bei jener Umarbeitung seines Jugendpoems den ursprünglichen Sinn des Verses selber mißverstanden? Nach unseren sonstigen Erfahrungen bei Umarbeitungen, die Schiller oder andere Dichter in der Zeit ihrer Reife an eigenen Schöpfungen einer längst überwundenen jugendlichen Lebensepoche vorgenommen haben, wäre es wohl möglich, daß Schiller erst bei der Redaktion der neuen Sammlung, beherrscht von seiner späteren moral-

Digitized by Google

philosophischen Anschauung, die den Kampf zwischen Sittlichkeit und Sinnentrieben zum Angelpunkt machte, den Gedanken, wonach die Religion der Leidenschaft die ersehnte „Befriedigung verbietet", in sein Gedicht hineingetragen hätte.

Das Grundmotiv unseres Gedichts, das ich oben darlegte, führt keineswegs auf jenen Kantischen Dualismus. Vielmehr berührt es sich mit einer in der gleichzeitigen und älteren sentimentalen Lyrik des XVIII. Jahrhunderts sehr beliebten Darstellung: die Blumen werden erst wahrhaft schön, erhalten erst ihren vollen Wert und Reiz durch liebende Menschen, durch die Geliebte, die sie erblickt, mit Wonnetränen bricht; erst sterbend im Dienst und als Boten menschlicher Sehnsucht erreichen sie die Vollendung ihrer Natur. Dieses unendlich oft wiederholte und mannigfaltig variierte erotische Motiv verschmilzt aber in der pathetischen Lyrik der Zeit fast regelmäßig mit der für die Aufklärungsepoche so charakteristischen empfindsamen Frömmigkeit: Blumenkultus und Kultus der sehnsuchtsvollen platonischen Liebe bildet den Hintergrund für die Andacht vor der die Größe Gottes spiegelnden Natur. Natur- und Liebesschwärmerei fließen zusammen mit dem Gefühlsdrang einer freien Religiosität. Das vorliegende Gedicht Schillers hat das überkommene lyrische Motiv mit philosophischer Schärfe gestaltet. In diesem mit bewußter Kunst durch die gewähltesten Mittel lyrischer Strophengliederung geformten Lied redet noch der Verfasser des Vortrags über die Folgen der Tugend. Und er redet im Sinne der bekanntlich ihrem Kern nach schon aus der Karlsschule stammenden Theosophie des Julius der „Philosophischen Briefe!" Wie in dieser lebt auch in unserm Laura-Lied eine kosmologisch-moralische Grundanschauung aus der Gedankenwelt Leibnizens, Hallers, Fergusons, Garves: die Veilchen, Nachtigall und Lerche, die Fliegen und Lauras „tränende" Liebe stellen jene Stufenleiter in der Organisation der das Weltall bevölkernden Wesen dar, jenes Emporstreben zur Gottheit, welches vom Wurm bis zum Seraph, vom Elefanten bis zur Käsemilbe alle Geschöpfe untereinander und mit der Gottheit verbindet. Die Tiere sind den Menschen zwar nicht gleichartig, aber durch Verbrüderung verbunden. Vgl. Daniel Jacoby, Schiller und Garve (Archiv für Litteraturgeschichte, Band 6, 1877, Seite 95—107); Weltrich 1, Seite 235, 257 ff., 305 ff., 453 ff., besonders Minor 1, Seite 147 f., 208, 209; Walzel, Säkularausgabe Band 11, Seite XVI. Und die Veilchen nehmen an dieser Verbrüderung teil: durch Lauras Berührung, als Träger der Seelengemeinschaft der getrennten Liebenden werden auch sie sympathetische Wesen; sie erwerben als Boten „tränender" Liebe „Leben, Sprache, Seelen, Herzen". Es ist hier nicht etwa das Wort „Leben" zu beanstanden, weil ja doch die Blumen schon Leben haben müssen, um blühen zu können. Eine — an sich leichte — Emendation „Lieben", auf die ja die vorhergehende Klage in der zweiten Strophe dringend hinzuleiten scheint, ist dennoch abzulehnen. Schiller hat vielmehr den Gedanken ausdrücken wollen: von Laura „zerknickt", das heißt gebrochen, und zum Kranz geringelt, sterben die Veilchen, aber als Boten der Liebe erhalten sie zum Ersatz „Leben": ein neues, höheres Leben mit Sprache, Seelen, Herzen, mit geistigen Kräften. Die beiden Worte „zerknickt" und „Leben" bilden einen beabsichtigten Gegensatz.[1] Und so zeigt sich, was allen bisherigen Erklärern entging: „zerknickt" ist keineswegs „Reimflickwort", kein Verlegenheitsbehelf.

Unzweifelhaft hat Schillers Umkehrung der Situation, die den Liebenden zum Pflücker der Blumen und Absender des Kranzes macht, den Gedanken des Gedichts vergröbert. Das haben schon Viehoff und Hoffmeister erkannt.[2]

Wollte Schiller mit den Worten „vom Dom umzingelt" ursprünglich nicht, wie Witkowski an-

[1] Weltrich 1, Seite 449 wirft dem Gedicht einen „logischen Fehler" vor. Der Dichter lege in den ersten beiden Strophen den Blumen die Fähigkeit bei, zu jauchzen, zu trauern, zu weinen. „Aber es gibt weder ein Jauchzen noch ein Trauern und Weinen, wenn nicht seelische Empfindung, Seele zuvor vorhanden ist. . . Der Gedanke des Dichters enthält eine *contradictio in adjecto*." Weltrich übersah eben die oben dargelegte Antithese. Im früheren physischen Leben hatten die Veilchen nur die Pflanzenseele, der sinnliche Empfindung und Empfindungsäußerung eigen ist. Nun, sterbend von der Hand menschlicher Liebe und menschliche Liebe vermittelnd, gewinnen sie menschliche Seele, das heißt einen Anteil am Geisteswesen des Universums. Zugrunde liegt der bekannte Abstufungsgedanke des Panpsychismus (Aristoteles, Scholastik, Leibniz usw.). — Übrigens beruhen doch auf derselben Voraussetzung auch alle Melusinensagen, daß elementare Wesen zwar Empfindung und die Fähigkeit sie zu äußern besitzen, daß ihnen aber die geistige Menschenseele abgeht und erst durch einen Liebesbund mit einem Menschen zufällt.

[2] Düntzers Gegenbemerkung zu lesen, öffnet eine Quelle reiner Freude: er findet das Senden der Blumen durch den Dichter passender, „da nur der, welcher die Blumen gepflückt hat, es weiß [!], mit welchen Gefühlen er sie gepflückt, auch die Sendung dem Liebenden eher zusteht als dem Mädchen." Immer wieder bleibt es rätselhaft, wie ein Mann, dessen ganze geistige Organisation so erstaunlich antipoetisch war, es sich zur Lebensaufgabe machen konnte, unsere großen Dichter zu „erläutern"! — Der berührenden Hand und den Tränen der Geliebten kommt nach alter Tradition erotischer Lyrik es zu, die Blumen zu heiligen und zu beseelen. Und daß sie als Kranz das Haupt des Dichters zieren sollen, steigert vollends die geistige Kraft ihrer Vermittlerrolle. Alles dies hat Schillers Umarbeitung preisgegeben und dafür ein konventionelles Liebesbukett gesetzt, das der Liebende an Nanny sendet, weil ihm deren Mutter eine Begegnung verboten.

Digitized by Google

nimmt, die feindselige Gewalt der Religion oder der kirchlichen Moral darstellen, die den Widerstand der Liebe bezwingt? Wollte er vielmehr ursprünglich einstimmen in jenen religiösen naturphilosophischen Enthusiasmus, der ja auch in andern Lauraoden (z. B. „Triumf der Liebe") und in dem Anthologiegedicht „Die Freundschaft" so stark vibriert? Bedeuten die Worte ursprünglich gerade die tiefe menschlich-kosmische Harmonie, die Sympathie des liebenden Menschenherzens mit dem göttlichen Universum? bedeuten sie ursprünglich, daß die liebende Laura angesichts der blühenden in Frühlings- und Liebeswonne schwellenden, drängenden Natur „umzingelt" d. h. überwältigt wird von religiöser Ergriffenheit und „tränend", weil „süße Schmerzen" die Brust ihr füllen, den Veilchenkranz dem geliebten Dichter flicht und sendet?

Die Grundstimmung der letzten Strophe steht jenen Worten in der Theosophie des Julius nahe:

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestein, jeden Wurm und jeden geahndeten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unserer Geliebten . . . der Mensch, der es so weit gebracht hat, ist der Gottheit schon viel näher gerückt."

Und aus dem „Triumf der Liebe" gemahnt an die tränende, vom Dom umzingelte Geliebte am unmittelbarsten das Motiv der 7. Strophe, daß „an der Sternenbühne die geheime Träne" die Götter sucht.

Wenn nun so die Bedeutung des Worts Dom sich als die eigentliche Quelle aller Schwierigkeit des Verständnisses erweist, erhebt sich die Frage: liegt etwa auch hier, wie so oft in Schillers Jugendwerken, besonders in der Anthologie (man denke an das lange vexierende „geilen" für springen in „Rousseau") ein mundartlicher Idiotismus vor? Adelungs Wörterbuch im Artikel „Dom" stellt als erste Bedeutung an die Spitze: „Eigentlich eine Art eines runden hohen gewölbten Daches, welches man noch häufiger eine Kuppel zu nennen pfleget. ‚Eine Kirche mit einem prächtigen Dome.' Diese Bedeutung ist zwar im Hochdeutschen selten, allein im Oberdeutschen kommt sie noch zuweilen vor." In der Tat belegen dann die Wörterbücher von Campe, Grimm, Sanders, Heyne aus Schiller und Goethe für Dom die Bedeutung Wölbung, Kuppeldach.

Vgl. Schiller „An die Freunde":

Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom;

Goethe Faust II, 1. Akt, Lustgarten, V. 5990ff.:

Aus Nacht und Kohlen lag ein Felsengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tausend wilde Flammen
Und flackerten in Ein Gewölb zusammen.
Zum höchsten Dome züngelt es empor,
Der immer ward und immer sich verlor.

Man könnte an diesen Stellen zur Not auch bloß einen metaphorischen Gebrauch annehmen. Aber offenbar liegt hier ein Gallizismus vor, der in Südwestdeutschland seine Heimat hatte und hier während des XVIII. Jahrhunderts auch in die deutsche Schriftsprache sich eingebürgert hatte. Freilich wenn man bei Thümmel, der, obzwar aus Kursachsen gebürtig, sein Leben lang mit französischer Hofbildung und durch seine Reisen auch unmittelbar mit französischer Sprache lebendig vertraut war, die Verse liest:

. . . aufgeschwungen aus dem Schlamme
Des Irdischen mein freier Geist,
Von einem zu dem andern Dome
Der Sterngebäude weiter klimmt,

so könnte man fragen, ob doch bloß ein poetisches Bild vom Sternendom vorliegt. Indessen, dieses später der dichterischen, überhaupt der gehobenen Sprache geläufige Bild hat doch ohne Zweifel seinen Ursprung in der eigentümlichen speziell konkreten sprachlichen Bedeutung des Wortes Dom, die auf das französische *dôme*, das synonym mit *coupole* ist, zurückgeht.[1]

Könnte man noch zweifeln, ob Schillers Sprachgebrauch wirklich „Dom" in der Bedeutung „gewölbtes Dach", „Kuppel" geläufig war oder ob er das Wort in diesem Sinn doch nur als Metapher

[1] Daß dieses französische *dôme* und seine südwestdeutsche Entlehnung auch etymologisch verschieden ist von dem gewöhnlichen deutschen „Dom", welches, aus lateinischem *domus* abgeleitet, in neuhochdeutscher Zeit künstlich an die Stelle der älteren Entlehnung „Thum" (mhd. *tuom*) gesetzt wurde, hat erst im Jahre 1895 Gaston Paris (Romania Bd. 24, S. 274—276) ermittelt, indem er es auf das mittellateinische *doma* (= mittelgriech. δῶμα) zurückführte und als seine Grundbedeutung „Dach" erwies. Vgl. auch Gust. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch ², Paderborn 1901, S. 324, ³ 1907, S. 365; Paul Kretschmer, Zeitschr. für vergleich. Sprachforsch. 1906 Band 39, S. 546 (danach Kluge, Etymolog. Wörterb. 7, 1910, S. 96).

Digitized by Google

empfand, so bringt Gewißheit eine Stelle im „Geisterseher" (2. Buch, 5. Brief, Cotta Säcularausgabe, Bd. 2, S. 326):

„Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte ... Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms und überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks ... Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche bis zum entgegenstehenden Ende durchwandert."

Es wird aus diesen in ruhigem Erzählton gehaltenen Prosasätzen klar: Schiller nennt hier das ganze Gotteshaus seiner äußern und innern Erscheinung nach „Kirche", nur das innere Gewölbe des Daches nennt er „Dom".

So sieht man sich gedrängt, zu erwägen, ob Schiller in der Wendung „vom Dom umzingelt" gewagt hat, dem ihm in der Bedeutung „Wölbung" geläufigen Wort den Sinn „Laubgewölbe des Hains" oder auch „Himmelsgewölbe" unterzulegen. „Des weiten Himmelsraumes saphirene Gewölber" findet sich bei Haller, „Blätterzelt" bei Brockes, „Weltgezelt" in einem älteren volkstümlichen Jägerlied, „Eichen- und Buchengewölbe" bei Heinse, „Buchenhalle" in Jacobis „Woldemar", „wohlriechende Bogengewölbe" (von Birken) bei Thümmel, „Gewölbe der Buche" bei Voß, „Laubgewölbe" bei Hölty. Die Romantik, die an Stelle des „dämmernden Hains" (Klopstock) und des „verschränkten Tannenhains" (Hölty) das „Waldesdunkel" und den „Waldesschauer" feiert, bringt dann die uns heute schon wieder verblassenden Metaphern: „Buchendom", „Blätterdom", „Waldgebäu", „Waldeshalle", „Waldesbasilika" (Scheffel). Da wird aber „Dom" kaum mehr mit jenem südwestdeutschen Gallizismus bloß als „Kuppel" empfunden, sondern es ist ein neuer poetischer Tropus, der die Höhe der pfeilerartigen Baumstämme, die Dämmerung, Feierlichkeit, allerdings auch die Wölbung der sich oben zu einem Dache biegenden Zweige zusammenfaßt in der Vorstellung des ganzen Dominnern. Kennt doch Storm sogar das „Waldgeläute". Wohl aber darf man heranziehen aus Schillers Gedicht „Das Geheimnis" von 1797, in dem so merkwürdig Goethische Sprachgestaltung mit romantischen Vorklängen sich mischt, die folgenden Verse:

Leis komm ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.

Zum Verständnis der Stimmung wie der poetischen Idee der dritten Strophe unsers Gedichts darf man unmittelbar auch aus den ihm so nah verwandten „Philosophischen Briefen" einen Brief des Julius an Raphael vergleichen (Säcularausgabe Bd. 11, S. 110):

„Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohltätigen Hügel von Erde über die Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du gleich deinem abgeschiedenen Geiste von neuem in diesen Gegenden auf und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatz unsrer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermeßliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligtum dieser Buchen ersannen wir zuerst das Ideal unsrer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum erstenmal aus einander rollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte."

Man wird ohne weitere Nachweise von schlagenden Analogien und vorbildlichen Stellen bei andern Dichtern Bedenken tragen, dem von mir gewiesenen Weg bis zum Ende zu folgen. Möglich, daß man bei längerem Suchen aber das bisher Vermißte findet. In Klamer Schmidts „Phantasien nach Petrarkas Manier", die Schiller sicher gekannt und durch die er gewiß auch für seine Lauraoden eine Art Anregung gefunden hat, liest man (Halberstadt und Lemgo 1772, Seite 130f. Nr. 20 „In einem Buchenwald"):

Heilig, wie der Glaub', ist hier
Diese Nacht der Buchen:
Giebts zum Himmel eine Thür,
Muß man hier sie suchen.

Vielleicht ist es selbst erlaubt, an die Vergleiche in andern Gedichten der Anthologie zu erinnern, die Klänge und Geräusche der elementaren Natur mit der Musik und gerade auch mit der Kirchenmusik in Parallele stellen. In „Laura am Klavier" werden „des Donners Orgelton" und

Digitized by Google

die „durch den Espenwald buhlenden Winde" dem Klavierspiel der Geliebten, „der goldene Saitenguß" den „vom Schöpfungssturm aufgejagten Sonnen" gleichgesetzt; in der Herrlichkeit der Schöpfung sieht der Dichter vom Brocken unter sich den Frühling entgegenwehn, der Schöpfung ganze Pracht, und vernimmt alles dies als heraufdringende Melodie, deren unaussprechlicher Klang an sein entzücktes Ohr schlägt: der große Lobgesang tönt auf der Laute der Natur!

Im Gedanken verwandt ist auch Ferdinands Betrachtung („Kabale und Liebe" III, 4, Säcularausgabe Band 3, Seite 359 f.):

„Mein Vaterland ist, wo mich Luise liebt. Deine Fußtapfe in wilden sandigten Wüsten ist mir interessanter als das Münster in meiner Heimat — Werden wir die Pracht der Städte vermissen? Wo wir sein mögen, Luise, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauspiele, neben welchen der üppigste Schwung der Künste verblaßt. Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, so ziehet die Nacht mit begeisternden Schauern auf, der wechselnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns. Werden wir uns in Gesprächen der Liebe erschöpfen?"

Also auch hier dasselbe Motiv: die Liebe zweier menschlicher Herzen findet ihre heiligste Andacht in der Kirche der Natur, in dem „Münster", das nicht von der Pracht der Städte geschaffen ist, sondern im täglichen Auf- und Niedergang von Sonne, Mond und Sternen sich aufbaut: im Himmelsdom.

Alles in allem bleibt „vom Dom umzingelt" noch immer problematisch. Hält man die von mir erwogene Deutung „vom Laubgewölbe des Hains umfangen und überwältigt" für noch nicht genügend gestützt — und ich selbst halte sie nur für eine Möglichkeit —, dann muß man sich auf die Interpretation Witkowskis, vielleicht in modifizierter Form zurückziehen. Daß gegen sie schwere Bedenken nach wie vor bestehen, habe ich oben genugsam betont. Denkbar wäre allenfalls auch, daß „Dom" nach einem partikulären, etwa in Württemberg zu Schillers Zeit üblichen Sprachgebrauch die spezielle Bedeutung „Stift" gehabt hätte. Das würde der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Dom" entsprechen, das nicht, wie in allen älteren Wörterbüchern gesagt wird (z. B. noch bei Kluge, Etymolog. Wörterb.[6] 1899, Seite 80 [das Richtige dann in der 7. Auflage] und noch in Hirts Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuchs von Weigand, Gießen 1909, 1, Seite 367) für *domus dei* steht, sondern, wie in der kanonistischen Literatur (z. B. bei Hinschius, Kirchenrecht II, Seite 62 Anmerkung 1) längst zu finden war und vor einigen Jahren Paul Kretschmer (Zeitschr. f. vergleich. Sprachforsch. 1906, Band 39, Seite 545—548) nachwies, für *domus ecclesiae*, das heißt es bezeichnete ursprünglich den Sitz eines *collegium canonicum*, eines Kapitels, sei es einer bischöflichen oder einer Kollegiatkirche, eines Stiftes. Auch „Münster" (*monasterium*) bezeichnete nicht bloß die Klosterkirche, sondern erhielt früh denselben Sinn wie „Dom". Demzufolge erscheint es mir nicht ausgeschlossen, daß Schillers „vom Dom umzingelt" heißen könnte „im Bann des klösterlichen oder stiftlerischen Geistes (eines Frauenstiftes)". Aber ich vermag einen solchen Gebrauch weder bei Schiller noch sonst zu belegen. Auch würde dann „umzingelt", jeder konkreten, sinnlichen Bedeutung verlustig, ein recht gesuchtes Bild sein, von den übrigen erwähnten Bedenken zu schweigen.

So ziehe ich die andere, wenn auch, wie ich wohl erkenne, unsichere Lösung vor und erblicke lieber in dem Dom eine Bezeichnung der wie ein heiliger Tempel wirkenden Laubkuppel oder Himmelskuppel des Hains.

Nachtrag.

Das Referat des Herrn Herausgebers über die ihm bereits zugegangenen brieflichen Erörterungen zu den Worten „vom Dom umzingelt", das er mir nach Empfang meines Manuskripts gütigst in Abschrift übersandt hat, bestimmt mich, dem Vorstehenden noch folgendes hinzuzufügen. Von jenen fünfzehn Votierenden sprechen sich sieben (Köster, Leitzmann, Mayne, Müller, Walzel, Waldberg, Weißenfels) bestimmt für „Dom" aus, zwei (Michels, Petersen) halten „Dom" wenigstens für möglich, einer (Mennbier) trifft keine Entscheidung, nur vier (Elster, Herrmann, Merker, Muncker) bekennen sich voll zum „Dorn", zwei (Jonas, Michels) greifen zu einer neuen Emendation. Jonas empfiehlt „vom Gram umzingelt", bringt dadurch aber einen fremden Ton in die Stimmung des Gedichts, der nicht zu den „süßen Schmerzen" und auch nicht zu „thränend" paßt, das eben keineswegs reiner Ausdruck des Schmerzes ist (wie zu meiner Freude auch Elster, Herrmann, Michels, Petersen betonen). Michels stellt „vom Dung umzingelt" (für „von der Dung, das heißt dem kellerartigen Gärtnergemach, umgeben") selbst nur zur Erwägung: es wird sich schwerlich jemand dafür erwärmen. Gegen die neuen Verteidiger der Konjektur „Dorn" wäre zu sagen: 1. Mennbiers interessanter Hinweis auf den Druckfehler oder die Korrektur „vom Dorn" im Wiener Nachdruck von 1816 und dessen Wiederholung in der Ausgabe des unzuverlässigen Greiner (siehe über diesen zum Beispiel Joachim Meyer, Beiträge z. Feststell. des Schillerschen Textes, Nürnberg 1858, Seite 14. 19) fällt für die kritische Frage nicht ins Gewicht, mag aber vielleicht den Ursprung des Fehlers im Abdruck Hoffmeisters erklären. 2. Merker legt sehr mit Unrecht die Annahme einer „botanischen Gedankenlosigkeit" (erst Veilchen, dann Rosen) dem „philologischen Standpunkt" zur Last, während gerade

Digitized by Google

eine wirklich philologische Erklärung sich vor jener Annahme entsetzen muß; seine eigne „naturwissenschaftliche" Interpretation aber, die, mit Weltrich und Herrmann, Laura unter Weiß- oder Schneedornhecken blühende Veilchen pflücken läßt, scheitert daran, daß Schiller solche naturkundliche Erfahrung nicht voraussetzen konnte, ohne der Anschauung seiner meist städtischen Leser durch eine nähere Andeutung nachzuhelfen, daß ferner der so nachdrücklich eingeführte Zug dann für Sinn und Stimmung des Gedichts jede Bedeutung verliert, „umzingelt" ein völlig unzutreffender Ausdruck wird, den man aus „Reimnot" erklären, das heißt unerklärt lassen müßte, daß endlich und vor allem im „Hayn", in dem sich doch Laura befindet, die „als Grenzmarkierung von Gärten und Feldern benutzten" Dornenhecken unmöglich sind, auch meines Wissens niemals in der gleichzeitigen Lyrik mit dem unendlich oft erwähnten Hain in Verbindung gebracht werden. 3. Petersens Meinung, Laura breche „umzingelt vom (mitten im) Gestrüpp Rosen", entbehrt des Haltes, weil in allen drei Strophen nur von Veilchen die Rede ist und überdies sowohl der Kontrast (Gestrüpp Rosen) als auch das Gestrüpp an sich weder für den Sinn des Ganzen noch namentlich im stark akzentuierten Eingang der gegensätzlichen Schlußstrophe künstlerischen Zweck hätte; der Ansicht, „Dorn" heiße „Mißgeschick", oder „Anfeindung", widerstreiten Singular und Zusammenhang; die Annahme, Laura habe die Veilchen aus einem für den Altar bestimmten Strauß herausgenommen und zu einem Kranz geringelt, übersieht, daß „zerknickt" nur das Brechen der Blumen beim ersten — ihnen tödlichen — Abpflücken bedeutet, daß beim Winden der aus einem Strauße gelösten Blumen diese gewiß nicht „zerknickt" werden; auch vermißt man den Nachweis des Vorkommens solcher kirchlichen Veilchensträuße (in der Kirche aufgehängte Totenkränze kennt hingegen ein von mir gründlich erwogenes Lauragedicht Millers). 4. Michels' „umgeben vom Dornenhag, von der Gartenhecke (in der Dornenlaube)" entnervt den bedeutsamen Ausdruck „umzingelt" und widerspricht dem gesicherten Schauplatz des Hains.

Was nun die Witkowskis und meiner Auffassung sich nähernden Dornauszieher und Dombeschützer betrifft, die das textkritisch allein gesicherte „vom Dom umzingelt" festhalten, so möchte ich an ihre Äußerungen noch wenige Bemerkungen knüpfen. 5. Weißenfels' Erklärung ließe sich nur so verstehen: Laura zerknickt den früher gepflückten Strauß im Dominnern, weil sie dort von der Gewalt des kirchlichen Kultus oder ihrer persönlichen Andacht bezwungen, sich entschließt, weltlichem Leben und ihrer Liebe zu entsagen, und sendet diese Blumen als Abschiedskranz ihrem Dichter. Aber weshalb nahm sie überhaupt den Blumenstrauß in die Kirche mit, wenn er für weltliche Freude gepflückt war? Sollte er dagegen kirchlichem Zweck dienen, wie kann die Andacht sie bestimmen, diese Blumen zu zerknicken, sie ihrem eigentlichen Beruf zu entziehen und dem Geliebten zu spenden? Und läßt sich überhaupt aus verächtlich zerdrückten Blumen noch ein Kranz ringeln? Weiter: es wäre das ein einmaliges Erlebnis zwischen Laura und ihrem Dichter, das nie wiederkehrt. Die Einleitung der Strophe „Aber wenn" verlangt jedoch einen Vorgang, der sich täglich wiederholen kann, im Einklang mit dem Inhalt der andern Strophen. Endlich: der Gedanke, daß erst die asketisch-fromme Verachtung der Blumen diese Naturkinder in den geistigen Bereich erhebe, widerspricht der Idee des ganzen Gedichts und der Weltanschauung Schillers. 6. Kösters sehr geistreiche Auslegung („Dom" = „Domfriedhof") ist mir unannehmbar, weil einerseits diese Gleichsetzung als sprachlicher Idiotismus mir unbekannt ist, als metaphorisch-poetische Übertragung aber mir undenkbar erscheint, anderseits in der dritten Strophe ja eben nur der „Hayn" als Schauplatz gegeben ist (wie in der ersten Strophe als Ursprungsort der Veilchen die „Au", das heißt die Wiese, in der zweiten die „Flur", das heißt das Feld) und „Hayn" niemals der Domkirchhof genannt werden kann. 7. Meine eigene Erklärung wird dadurch bekräftigt, daß Leitzmann und Müller, zweifelnd auch Michels und Weißenfels, sie nun, unabhängig voneinander und von mir, gleichfalls aufstellen. Bleibt nur zu entscheiden, ob Himmels-, Sternen- oder Waldesdom. Natürlich könnte Laura im Hain ebensogut das blaue Himmelsgewölbe des Tages wie den Sternenhimmel der Nacht, anderseits auch die Laubwölbung der Bäume als „umzingelnd" (ihr Gefühl überwältigend) empfinden. Die erste Strophe des Schillerschen Liedes vergegenwärtigt den Farbenglanz und „Perlenthau" eines Frühlingsmorgens. Die zweite scheint durch Nachtigall und Lerche auf Abend oder Nacht und Morgen zu weisen. Die dritte, die von Au und Flur in den Hayn schreitet, könnte auf alle Tageszeiten passen. „Hain" und „Sterne" verbindet allerdings die klopstockisierende Lyrik oft. Aber das Brechen der Veilchen und das Kranzwinden verlangt eher Tageslicht. Das würde also auf Himmelsgewölbe oder Laubgewölbe führen. —

Jedenfalls muß man weitere Beispiele suchen für den bildlichen Gebrauch des nach südwestdeutscher Schriftsprache „Kuppel, Gewölbe" bedeutenden Wortes „Dom" im Sinne von Himmel. Die Stelle im „Julius von Tarent" (3. Akt, letzter Auftritt: „Blankas Zelle"; Seite 76 der ersten Ausgabe): „Ha! wenn nun die freye Seele zum erstenmal über dem hohen Dome flattert" kann ich leider nicht wie Leitzmann verstehen. Blanka in der Klosterzelle kämpfend mit ihrer Liebe zu Julius erhofft den befreienden Tod: „über dem hohen Dom" ist in ihren Worten nichts anderes als „über der hohen Wölbung ihrer Zelle" (die nach I, 1 Seite 6 am „Gewölbe des Kreuzgangs" liegt); der zuhörenden Äbtissin kündigt Blanka gleich nachher an, daß sie am Grabe der Verschiedenen, das versprochne Opfer bringend, ein sanftes Lispeln hören werde, eben das ihrer über dem Kloster schwebenden Seele,

Digitized by Google

und darauf erwidert die Äbtissin: „Ach, solche Klagen hörte dieß Gewölbe seit Jahrhunderten!" Ich wüßte schlechterdings nicht, — da doch hier die uns besonders aus Dante bekannte Vorstellung verschiedener Himmelsgewölbe schwerlich vorliegt — was eine „über dem hohen Himmelsgewölbe flatternde Seele" heißen sollte. Sie könnte doch nur am hohen Himmelsgewölbe flattern. Dem dramatischen Zusammenhang nach aber will sie nach Blankas Tode nahe über ihrem bisherigen Aufenthaltsort in Freiheit schweben, das heißt über dem Gewölbe der Zelle und des Kreuzgangs. In Schillers Gedicht findet sich nichts, das auf eine (an sich freilich mögliche) Todessehnsucht Lauras wiese. Wer etwa „vom Dom umzingelt" verstünde als „vom Irdischen eingeengt und emporstrebend in die himmlische Welt", trüge diesen Gedanken erst künstlich hinein. Anderseits führt Leitzmann, indem er „Dom" als „das freie Himmelsgewölbe" bezeichnet, „umzingelt" auf die Veilchen bezieht und umschreibt: „sie freuen sich im freien Himmelsraum ihres Daseins, wenn auch seelenlos", zu der unvollziehbaren Anschauung, daß die Freiheit eine Umzingelung sei. — Zu achten wäre endlich noch auf die mannigfache Symbolik des Kranzes in der gleichzeitigen Poesie: Schäferkranz, Liebeskranz der anakreontischen und der empfindsamen Lyrik, Brautkranz, Kranz der Jungfrauschaft, Dichterkranz, Totenkranz.

* * *

Gering dünken wohl manchem so umständliche Bemühungen um Wortlaut und Sinn eines einzigen Gedichts. Und mitten in dem Weltkrieg, den unsere Nation um ihr Dasein und ihre höchsten Güter führt, erscheinen sie kleinlich. Dennoch besteht das Recht, ja die Pflicht zu solcher Arbeit. Die Daheimgebliebenen, die weder mit dem Schwert noch heilend, helfend dem gefährdeten Vaterland ihren Arm leihen dürfen, können das Leben ja überhaupt nur ertragen, wenn sie ihrem Beruf mit voller Kraft weiter dienen, in hingebendster Treue. Wie für unser Heer und die Tausende, die der Kriegsfürsorge sich widmen, gilt für jene die Forderung, durch straffe Pünktlichkeit im Großen wie im Kleinsten, durch methodische Schulung ihres Könnens, durch Schärfung und Befreiung des Urteils, durch Ausschaltung alles willkürlichen Subjektivismus, durch reine ehrliche Sachlichkeit das Ideal deutscher Kultur, für dessen Sicherung Deutschlands Söhne streiten, seiner künftigen Verwirklichung näher zu bringen. Mit ernstem Eifer trachten wir einmütig, das Schaffen Friedrich Schillers auch in einem gedankenvollen Erstling seiner hohen Seele immer klarer und tiefer zu verstehen, immer lebendiger, anschaulicher, ausdrucksvoller zu erfassen. Jeder Fortschritt, der gemeinsamer Arbeit hier gelingt, stärkt die Macht seiner rufenden Stimme. Der Heldenstimme, die wie keine andere uns antreibt und ermutigt, dem deutschen Geist die Entfaltung seiner nationalen Eigenart, aber auch seine universale Betätigung im freien, friedlichen, neidlosen Wettbewerb mit fremden Kulturen zu erringen.

Liebhabereien.

Von

Dr. W. Ahrens in Rostock.

Der Right Honourable *Sir Edward Grey*, Baronet und großbritannischer Staatssekretär des Äußern, als Redner uns nur allzu bekannt, ist auch einmal als Schriftsteller aufgetreten und hat vor anderthalb Jahrzehnten ein Buch über den Angelsport (*„Fly-Fishing"*) veröffentlicht. Hoffentlich ist dies Werk von 1899 erheblich besser als die sattsam bekannten Werke desselben Urhebers aus dem Jahre 1914. Auch das bekannte Degenersche Zeitgenossen-Lexikon „Wer ist's?" führt als Lieblingsbeschäftigungen Greys, vermutlich auf dessen eigene Angaben hin, an: „Tennis, Fischen". Ein Buch über das Tennisspiel aus seiner Feder entbehrt die Menschheit leider noch.

Wieviel besser für uns alle und ganz besonders für England selbst wäre es gewesen, wenn Sir Edward und sein Premier, Sir Herbert (Asquith), statt den Erdball in Brand zu stecken und maßloses Unglück über die gesamte Menschheit heraufzubeschwören, das Jahr 1914 dazu benutzt hätten, über ihre Lieblingsbeschäftigungen, der eine über das Tennis-, der andere über das Golfspiel, tiefgründige Werke zu schreiben.

Es hat etwas Erheiterndes und gewissermaßen Versöhnliches, sich diesen in Deutschland mit Recht meistgehaßten Mann mit der Angelrute in der Hand vorzustellen. Allerlei Vergleiche mit der politischen Tätigkeit Greys drängen sich unwillkürlich auf. Man denkt vor allem an das beständige „Angeln" nach der Hilfe der neutralen Staaten, die freilich dem Meister des „Fly-Fishing" selbst auf die schönsten Köder nicht mehr anbeißen wollen. Man denkt auch an die

Digitized by Google

bekannte Definition der Angel: „Eine Rute, an deren einem Ende ein Regenwurm, an deren anderem ein Tagedieb hängt", und man findet, daß Sir Edward in der faulen Rolle des „Tagediebs" der Menschheit immer noch weit bessere Dienste geleistet hätte, als in der des überrührigen Diplomaten.

Auch schon in früheren Zeiten hat der Angelsport unter Englands Berühmtheiten begeisterte Anhänger besessen. Dafür eine kleine Geschichte, die der große schwedische Chemiker *Berzelius* in seinen autobiographischen Aufzeichnungen erzählt: Für den 29. Juli 1824 hatte Berzelius mit verschiedenen anderen hervorragenden Naturforschern sich in Helsingborg eingefunden, um dort verabredetermaßen den großen englischen Chemiker *Humphry Davy* zu treffen. Alle waren zur Stelle: außer Berzelius noch ein schwedischer Professor aus Lund, ferner der berühmte dänische Physiker Oersted, der deutsche Chemiker Friedrich Wöhler, der französische Mineraloge Brongniart. Nur Davy fehlte. Endlich, am 30. spät abends — drei der fünf Gelehrten waren, des längeren Wartens überdrüssig, bereits wieder abgereist und die letzten beiden, Berzelius und Wöhler, standen im Begriff, dies zu tun — erschien der Erwartete und gab nun für seine Verspätung die verblüffende Erklärung: er habe die feste Absicht gehabt, schon am 27. in Helsingborg einzutreffen; dann sei ihm aber plötzlich der Gedanke gekommen, an der Mündung des Lagaflusses Lachse zu angeln und dabei habe er solche Erfolge gehabt, daß er noch ein paar Tage mit Angeln zugebracht habe. Auch Sir Humphry hat, wie jetzt Sir Edward, ein Buch über den Angelsport (*„Salmonia, or the Days of fly-fishing"*) verfaßt, auch Sir Humphry war Baronet und auch Sir Humphry war, wie er durch diese schier unglaubliche Mißachtung gegen die anderen Gelehrten, darunter Berühmtheiten von Weltruf, zur Genüge bewiesen hat, ein echter und treuer Sohn Albions.

Wie das Angeln, so hat begreiflicherweise auch jede andere Art von Sport unter den Rittern und Helden des Geistes eifrige Jünger gefunden. *Friedrich Nietzsche* und Freund *Erwin Rohde* waren passionierte Reiter, und über die Reize des Eislaufs erging der Zarathustra-Philosoph sich in Aussprüchen höchster Begeisterung. Auch das Fechten hatte ihm als Bonner Burschenschafter Vergnügen bereitet, und die Schwester und Biographin erzählt, in wie eigenartiger Weise er seinen ersten Waffengang einleitete. Erklärte er doch, als es für ihn an der Zeit war, zum ersten Male „loszugehen", eines Tages auf einem Spaziergang einem ihm sehr angenehmen Kommilitonen aus einer mit der seinigen in Paukkomment stehenden Verbindung plötzlich: „Sie gefallen mir so gut! Könnten wir nicht miteinander losgehen? Ich denke, wir lassen die sonst üblichen Präliminarien?" Die „Forderung" wurde angenommen, doch soll der „Gegner" nachher über diese ungewöhnliche Kontrahage einige Verwunderung geäußert haben.

Nicht nur ein eifriger Jünger, sondern geradezu ein Meister in der Fechtkunst war *Heinrich Laube,* und wäre es nach den Wünschen der akademischen Behörde in Breslau gegangen, so wäre der damalige stud. theol. Laube niemals Direktor der Wiener „Burg" und des Leipziger Stadttheaters geworden, sondern als wohlbestallter Universitätsfechtmeister in Breslau hängen geblieben. Hatte Laube doch damals einen französischen Fechtmeister, der an allen Straßenecken durch Anschläge zu einem „grand assaut d'armes" eingeladen und jedermann zum Wettkampf herausgefordert hatte, unter donnerndem Applause der ganzen jungen und alten akademischen Welt Breslaus gründlich abgeführt. Die Stelle des akademischen Fechtmeisters, die der Franzose durch diese Probe zu erringen gehofft hatte, wurde nun von der Behörde Laube angeboten, der ohnehin damals vorwiegend von Fechtunterricht seinen Lebensunterhalt bestritt, sich aber doch wohl zu größeren Aufgaben berufen glaubte und die Stelle ausschlug. Als Adept der Fechtkunst bekennt sich auch der Göttinger Mathematiker und Epigrammatiker *A. G. Kästner* und fügt hinzu: „Ich habe beständig an den Erfindungen großen Gefallen getragen, die der Witz der Menschen gemacht, ihresgleichen umzubringen. Ein Spötter dürfte dazu auch meine Neigung zur Medizin rechnen."

Andere Gelehrte und Poeten haben sich in der Wahl ihrer Steckenpferde erfreulicherweise von erheblich friedlicheren Regungen leiten lassen. *August Wilhelm v. Schlegel* zum Beispiel — „Fräulein Schlegel", wie die Bonner Studenten den rosenrot geschminkten, durch eine Perücke verjüngten, im Spiegel der Tabaksdose wohlgefällig sich beschauenden Professor nannten — hatte eine besondere Passion fürs Schnitzen, und so verfertigte er die Sanskritlettern, die der Universität Bonn nachmals noch oft gute Dienste geleistet haben.

Digitized by Google

Felix Dahn, gleich den beiden Vorgenannten Gelehrter und Poet in einer Person, besaß eine Liebhaberei, die manchen Leuten, wie er selbst erzählt, unbegreiflich erschien, ohne dies freilich in Wirklichkeit zu sein. Viele, viele Jahre hindurch ließ er sich allabendlich von seiner Gattin eine Seite aus einem Wörterbuch — abwechselnd Grimm und Schmeller — vorlesen.

Einen wesentlich anderen Gebrauch von seinen abendlichen Mußestunden machte der ungarische Mathematiker *Wolfgang Bolyai*, der Jugendfreund des großen Gauß. Er baute Öfen und manchmal brachte er deren zwei in einer Nacht fertig; dabei hatte er den Erfolg, daß die Bolyai-Öfen später sogar großen Beifall fanden,

Der Musikdirektor der Berliner Universität, Professor *Adolf Bernhard Marx* († 1866), fände, wenn er heute lebte, reichliche Gelegenheit, auf dem Felde seiner Lieblingsbeschäftigung sich seinen Volksgenossen nützlich zu erweisen. War er doch, wenigstens in seinen eigenen Augen, ein strategisches Genie und entwarf unablässig Feldzugspläne, wobei er die Schlachten Friedrichs des Großen und Napoleons einer strengen Kritik unterzog und ihnen allerlei Fehler nachzuweisen suchte, was den Freunden zu manchen Neckereien und Scherzen Anlaß gab.

Die verbreitetste Liebhaberei, die mehr oder weniger die ganze Menschheit ergriffen hat, ist die Sammelleidenschaft. Aber nicht von Briefmarken, Münzen, Käfern, Bildern, Büchern, Schmetterlingen, Kupferstichen, Porzellan, gepreßten Pflanzen, ausgestopften Tieren und ähnlichen Dingen wollen wir hier sprechen: Liebhaber und Sammler dieser Gegenstände kennt jedermann bereits in seinen eigenen Kreisen. Die Sammelleidenschaft geht jedoch viel weiter und erstreckt sich schließlich auf die unwahrscheinlichsten Dinge. Daß jemand beispielsweise Katzen, lebende Katzen, sammelt, wie es der Königsberger Physiker *Moser* († 1880) tat, dürfte schon einigermaßen ungewöhnlich sein. Seine Sammlung bestand zwar aus Katzen, war aber dennoch keineswegs „für die Katze", sondern wies die stattliche Zahl von 40 Exemplaren dieser lebendigen Mausefallen auf. Der im eigentlichen Sinne „katzenfreundliche" alte Herr sorgte für seine Lieblinge auch über seinen eigenen Tod hinaus und setzte ihnen ein Legat aus.

Varnhagen v. Ense hatte bekanntlich eine förmliche Passion dafür, Klatsch, insbesondere den Klatsch der Hof- und Regierungskreise, zu sammeln; erst nach seinem Tode wurden diese bis dahin unbekannten Sammlungen, seine Tagebücher, zur Schau gestellt und erregten, wie leicht begreiflich, allgemeines Aufsehen und Entsetzen.

Eine ganz eigenartige Sammlung besaß *Amalie Haizinger*, die in ihrer Jugend als Amalie Neumann von hoch und gering, von alt und jung angebetete Königin der Bühne, die im Alter weniger stürmisch zwar, aber nicht minder ehrlich verehrte „Mama Haizinger" des Burgtheaters. Wie sie selbst sagt, hat sie immer eine Art Leidenschaft dafür gehabt, Pate zu stehen, und so hatte sie denn schließlich ihre Sammlung an Patenkindern glücklich auf über 80 Nummern gebracht. Eine Sammlung der gleichen Art, wenn auch wohl von erheblich geringerem Umfange, hatte übrigens *Felix Dahn*; zahlreiche Professorenfamilien der verschiedenen Universitätsstädte, in denen er das Jus gelehrt und daneben gedichtet hat, haben ihm Beiträge zu seiner Sammlung geliefert.

Irgend etwas muß überhaupt jeder Mensch sammeln und, wenn seine Finanzen ihm Gemälde, Münzen und ähnliche Dinge nicht gestatten, so sucht er sich eben einen wohlfeileren Gegenstand zur Befriedigung seines Sammeltriebs. So wenigstens verkündete der Prediger *Dapp*, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in dem Dorfe Klein-Schönebeck im Osten Berlins, bei Friedrichshagen, lebte, und er selbst handelte nach diesem Grundsatz. Der geistliche Herr hatte einige theologische Schriften verfaßt und bei Nicolai, dem bekannten Buchhändler, Schriftsteller und Freund Lessings, in Verlag gegeben. So ist Gustav Parthey, der Archäolog, als Knabe einmal mit seinem Großvater Nicolai in dies Predigerhaus gekommen, und er erzählt davon in seinen „Jugenderinnerungen". Der Zufall fügte es, daß der junge Parthey im Gespräche einen seiner Mitschüler, Pillemann mit Namen, erwähnte. Dieser Name wirkte galvanisierend auf den geistlichen Herrn; er sprang flugs auf und blätterte in umfangreichen Manuskripten. Dabei verkündete er denn seinen Grundsatz von der Notwendigkeit irgendeiner Sammeltätigkeit. Kostbare Gegenstände waren ihm versagt, und so hatte er sich denn für ein Sammlungsobjekt entschieden, dessen Wohlfeilheit freilich nicht bestritten werden kann: deutsche Familiennamen mit der Endsilbe „mann". An 20—30000 davon

Digitized by Google

hatte er damals schon zusammengebracht aus Zeitungen, Büchern, mündlichen Mitteilungen usw. Natürlich war die Sammlung alphabetisch geordnet und jeder Name mit Angabe der Belegstelle versehen. Da „Pillemann" zum größten Erstaunen des fleißigen Sammlers unter den mehr als 20000 bisherigen „Männern" noch nicht vertreten war, so wurde er sofort rezipiert und zwar in der Form: „Pillemann, Schüler der Hartungschen Bürgerschule in Berlin". Welchen Genuß und welche Bereicherungen seiner Sammlung hätten dem guten Pastor bei längerem Leben — er starb im Jahre 1819 — die später so zahlreich entstehenden Adreßbücher bereiten können!

In einer Zeit, in der ganz Europa in Waffen starrt, ist es wohl angebracht, zum Schluß noch von einer seltsamen Liebhaberei eines alten Soldaten eine kleine Geschichte zu erzählen, für deren Wahrheit ich mich verbürgen zu dürfen glaube. Ein Turnlehrer einer höheren Schule macht an einem schönen Sommertage mit seinen Turnern einen Ausflug, und ein älterer Herr, ehemaliger Offizier, schließt sich auf Einladung ihnen an. Frisch, fromm, fröhlich, frei wandert die Schar auf der Chaussee ihres Weges; nur der Gast bleibt mehrfach zurück, findet sich aber nach einiger Zeit regelmäßig wieder bei der Truppe ein. Da sich der Vorfall immer von neuem wiederholt, wird der Führer der Truppe schließlich um seinen Gast besorgt und fragt ihn teilnehmend, ob er sich nicht wohl befinde. „Doch! Vollkommen," entgegnet der alte Soldat jovial, „mein häufiges Zurückbleiben hat einen ganz anderen und sehr harmlosen Grund: ich stelle meine Posten aus." Er stellt seine Posten aus? denkt der Turnlehrer fragend und während er noch über den Sinn der mystischen Worte nachgrübelt, fährt sein Partner schon fort. „Meine Posten," so ruft er mit lebhafter Stimme und mit unverhohlenem Stolze, „stehen in ganz Deutschland. Meine Posten stehen am Rhein, stehen im Schwarzwald, in Thüringen, an der Ost-, wie an der Nordseeküste, kurz in allen Gauen des deutschen Vaterlandes." Und während er so spricht, holt er aus der Tasche einen kleinen Spaten und eine Anzahl Zinnsoldaten hervor. An jedem Kilometerstein, — einen Schritt nach Osten oder Westen, was weiß ich — gräbt er mit dem Spaten ein Loch und versenkt darin einen kleinen Sack mit einigen Zinnsoldaten. Das sind seine „Posten". Natürlich wird das Loch stets fein säuberlich wieder mit Erde zugedeckt, und dann kommt noch eine Hauptsache: ein kurzer Vermerk ins Notizbüchlein, der die Wiederauffindung der Stelle zu jeder Zeit ermöglicht. Posten werden doch bekanntlich „abgelöst", und auch das besorgt unser Freund jedesmal, wenn er wieder in die betreffende Gegend kommt, mit großer Gewissenhaftigkeit. — Nicht bloß auf Wanderungen und Reisen, sondern auch innerhalb seiner vier Wände sind Soldaten seine ganze Leidenschaft, und da er wirkliche von Fleisch und Blut nicht mehr zu befehligen hat, so müssen Zinnsoldaten an ihre Stelle treten. Es ist, wie Fritz Reuter an einer Stelle von den alten Fuhrleuten sagt: „Wenn sei nich mihr führen kænen, willen sei tau'm wenigsten noch en beten mit de Pitschen knallen." Es mag unserem Offizier a. D. schwer genug geworden sein, den geliebten bunten Rock auszuziehen, aber die Zinnsoldaten gestatten ihm wenigstens, sich im Geiste noch als Soldat, als Hauptmann oder General, zu fühlen. So hat er denn ungeheure Mengen von Zinnsoldaten zusammengebracht; ganze Schlachten baut er damit auf und weiß seine Freunde und Gäste aufs angenehmste und interessanteste mit solchen Vorführungen zu unterhalten. Aber so groß ist die Leidenschaft, daß sie durch diese vielleicht durchaus respektablen strategischen und kriegswissenschaftlichen Demonstrationen und Studien allein nicht befriedigt wird, und so erzeugt sie denn als eine Nebenfrucht noch die wunderliche Marotte des Postenausstellens.

Wieviel leidenschaftliches Feuer, das in Menschenherzen brennt, mag in dieser Weise wirkungslos, ohne daß seine Kraft und sein Licht der Allgemeinheit zu Nutzen kommt, verflackern! Wieviele alte Soldaten mögen sich jetzt während des Krieges in Kummer und Gram verzehren, daß die Glieder zu steif, der Arm zu alt und schwach geworden ist, um Flinte und Säbel noch führen zu können! Auf der anderen Seite freilich sind es ihrer gewiß noch mehr, die in dem Kriege die lang herbeigesehnte Gelegenheit finden, ihren Mut, ihre Tüchtigkeit, ihr Können zu zeigen. Das merkwürdigste und größte Beispiel dieser Art — unser ruhmgekrönter Oberbefehlshaber im Osten, dessen ganzes Leben uns jetzt nur als eine Wartezeit, als eine Vorbereitung auf die jetzige Ernte erscheint — liegt so nahe und hat uns alle in unseren Gedanken schon so oft beschäftigt, daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus einem Brevier aus dem Kloster Melk
(Niederösterreich)

Digitized by Google

Abb. 1. Schloß Hohenaschau.

Deutsche Privatbibliotheken.

III. Die Freiherrlich v. Cramer-Klett'sche Schloßbibliothek in Hohenaschau.

Von

K. v. Różycki in Hohenaschau.

Mit 14 Abbildungen und einer farbigen Tafel.

Josef von Obernberg, Kreisdirektor und der K. Akademie der Wissenschaften Ehrenmitglied, der Bayern kreuz und quer durchwanderte und als Frucht seiner Beobachtungen ein fünfbändiges Werk „Reisen durch das Königreich Baiern" (München 1815—20) herausgab, kam auch — es sind jetzt gerade hundert Jahre her — nach Hohenaschau. Er schreibt darüber an einen Freund — das Werk ist nach damaligem Geschmack in Briefform gehalten — folgendes:

„Als ein wilder Bergstrom treibt dieses kleine Wasser (die Prien) durchs ganze wüste Thal von Sacharang her sein muthwilliges Wesen; aber im Angesichte des Schlosses Hohenaschau legt es mit der Gegend seine Wildheit ab und schlängelt sich ruhig und sanft, als wollte es gern hier verweilen, durch die blühenden Wiesen in der anmutigen Thalebene, welche von genanntem Schlosse nach dem Flecken Niederaschau hin und über denselben hinaus sich verbreitet. Lieber Freund! Hier fand ich's romantisch schön. — Stellen Sie sich vor, wie zu beyden Seiten des Thales Berge von verschiedener Form und Höhe sich erheben, und in der Mitte zwischen ihnen ein Felsenhügel kühn emporsteigt, frey und unverbunden mit dem Gebirge. Seine Krone ist die Burg Hohenaschau (Abb. 1), und seinen Fuß zieret eine kleine Ortschaft, die mich beym ersten Eintritt mit dem Ansehen eines Städtchens überraschte. . . Das Schloß dominirt über das lachende Thal, blicket auf den Spiegel des entfernten Chiemsees hinaus, und hat im prächtigen Vorgrunde die drey Kampen zur rechten Seite zu schauen, welche hier als die Matadors der umgebenden Bergkegel imponiren."

Heutzutage gelangt man bequemer nach Hohenaschau als anno 1815 mit der Postkutsche. Man verläßt in Prien die Eisenbahn und benutzt den Lokalzug nach Aschau. Aber auch heute wird die Großartigkeit der Landschaft den Naturfreund gerade so entzücken, wie den biedern Kreisdirektor vor hundert Jahren.

Wann das Schloß Hohenaschau erbaut wurde, ist nicht bekannt.[1] Die Familie derer von

[1] Die Annahme, daß der heutige Schloßturm auf der Stelle eines Römerkastells steht, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Es spricht dafür nicht nur die natürliche Lage, sondern auch der Umstand, daß das Aschauer Tal einen Verbindungsweg zwischen der Heerstraße des Drusus und der Straße von Augsburg nach Salzburg darbot. Für die römische Besiedlung des Prientals und des Chiemgaues zeugt der Münzfund in Aschau (1867), der römische Altarstein von Chieming, der Meilenstein des Kaisers Septimius Severus von Schalchen am Chiemsee und die Eichenpfahlbrücke bei Seebruck. (Siehe Franziss, „Bayern zur Römerzeit", Regensburg 1905, und über die Geschichte von Hohenaschau: Karl Primbs, „Schloß Hohenaschau und seine Herren." Oberbayerisches Archiv, Band 45. München 1889.)

Digitized by Google

Aschau kommt urkundlich bereits im XI. Jahrhundert vor, und im Jahre 1292 wird die Burg zum ersten Male in einem Schenkungsbrief des Otto von Aschau („in castro Aschau") erwähnt. Der eigentliche Gründer oder vielmehr Neuerbauer der jetzigen Burg war Johann Max II. von Preysing, der von 1668–1718 Besitzer von Hohenaschau war. Er setzte das arg in Verfall geratene Schloß baulich wieder instand. Michael Wening meldet dieses Ereignis im zweiten Teil seiner „Historico-topographica descriptio d. i. Beschreibung des Churfürsten- vnd Hertzogthums Ober- vnd Nidern Bayrn" (München 1731) auf pag. 14 mit folgenden Worten:

„Nun ob es zwar ein vralt, schlecht vnd vntaugsamb, vnnd dergestalt ruinirtes Gebäu ware, dasz es seyt Anno 1610. von dessen Jnnhabern fast nit bewohnt werden köndten; so ists aber von dem jetzigen Besitzer Herrn Maximilian Johann Frantz Grafen von Preysing etc. gleich nach Anno 1668. ... mit großen Unkosten fundamentaliter de novo sehr schön erbauet worden."

Das Schloß Hohenaschau hat im Laufe der Jahrhunderte öfter seine Besitzer gewechselt. Auf die Aschauer folgten 1332 die Mautner, diesen 1383 das Geschlecht derer von Freyberg.

Abb. 2. Die obere Bibliothek.

Die Freiherren und späteren Grafen von Preysing erwarben Hohenaschau 1610 und blieben im Besitze der Herrschaft bis zum Jahre 1853. Nun kamen böse Zeiten für Hohenaschau. Im Verlaufe von zweiundzwanzig Jahren hat es nicht weniger als viermal den Besitzer gewechselt, und Schloß und Herrschaft gerieten in arge Verwahrlosung. Schon vorher hatte die Furie des Krieges das Aschauer Tal zweimal durchbraust, wobei auch das Schloß stark in Mitleidenschaft gezogen wurde: das eine Mal, als die Bayern am 23. Juli 1704 die von den Österreichern besetzte Burg Hohenaschau eroberten, und dann — im Jahre 1809 — als die aufständischen Tiroler das Schloß plünderten, bei welcher Gelegenheit ein großer Teil der kostbaren mittelalterlichen Waffensammlung verloren ging.

Endlich brachen glückliche Tage für Hohenaschau an.

Im Jahre 1875 erwarb der Reichsrat Dr. *Theodor Freiherr von Cramer-Klett*, Großindustrieller in München und Nürnberg, die Besitzung Hohenaschau, und dessen Sohn, der jetzige Fideikommißherr Reichsrat Theodor von Cramer-Klett, ließ das Schloß, das im Laufe der Zeiten wieder zur Ruine geworden war, in den Jahren 1904–1907 neu ausbauen und vergrößern.

Nun ist Schloß Hohenaschau wieder wie in alten Zeiten eine *sedes magnifica*, das *perelegans caput huius territorii*, als welches es schon vom alten Apian gepriesen wurde.

Digitized by Google

Natürlich birgt ein solch „glanzvoller Sitz“ in seinen Räumen auch eine Bibliothek, und es ist nicht der geringste Stolz des Schloßherrn, sie seinen Gästen zu zeigen. Ist sie doch so ganz seine ureigene Schöpfung und zeigt darum ein ausgesprochen persönliches Gepräge. Aus früherer Zeit hat sich nämlich von Büchern nichts erhalten. Der alte, ziemlich umfangreiche Bestand an Urkunden gelangte ins K. Reichsarchiv nach München, die Bücher aber wurden in barbarischer Weise verschleudert. Darum wird auch alles, was sich auf dem Markte aus ehemalig Preysingschem Bücherbesitz auftreiben läßt, von der Schloßbibliothek eifrig gesucht und gesammelt.

Die Schloßbibliothek ist in zwei Sälen untergebracht, die übereinander gelegen sind. Der obere Raum ist, wie die Abbildung zeigt, ein prächtiges Gemach von 8 m Breite, 9 m Länge und 4 m Höhe (Abb. 2). Der Plafond stammt aus dem XVI. Jahrhundert. Die Schränke sind italienisches Rokoko und aus einem früheren Chorgestühl gefertigt. Der Ofen, schweizerischer Herkunft, ist eine Arbeit des XVIII. Jahrhunderts. Ein Glastisch, der auf unserer Abbildung

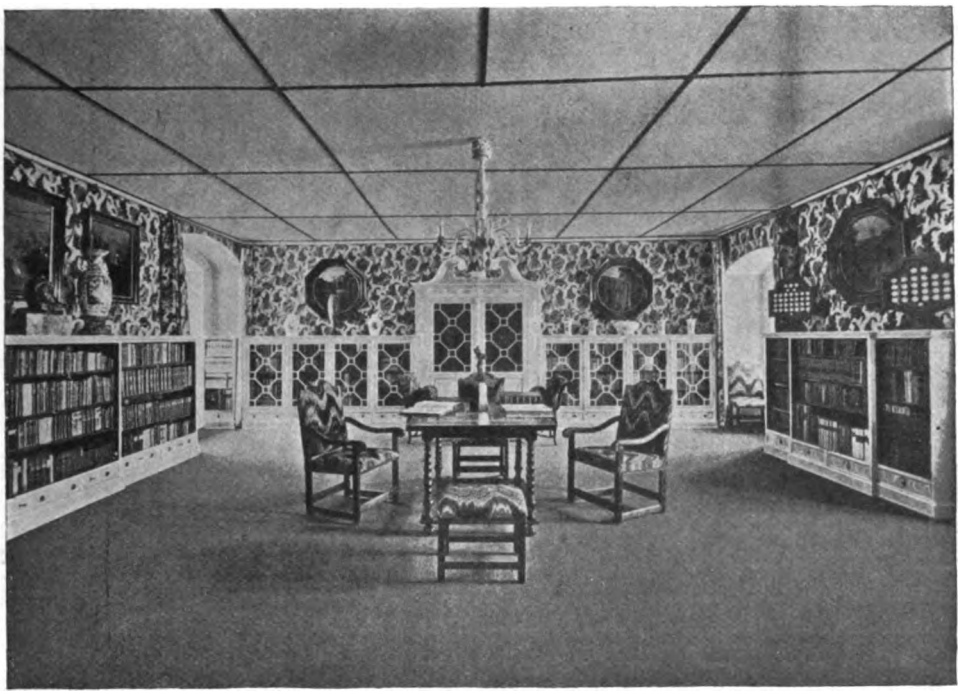


Abb. 3. Die untere Bibliothek.

nicht sichtbar ist, enthält einige Zimelien der Bibliothek. In den Schränken sind die großen Sammel- und Prachtwerke, die Folianten, die aus ca. 10000 Blättern bestehende Kunstsammlung, die Belletristik und die Manuskripte untergebracht. Von der oberen Bibliothek gelangt man über einen Vorplatz und eine kleine Treppe in den unteren Raum.

Macht sich in der oberen Bibliothek der Eindruck ernster Pracht vornehmlich geltend, so ist der untere Raum (Abb. 3) dafür desto freundlicher und heller.

Da die Hohenaschauer Bibliothek, wie bereits erwähnt, erst auf eine verhältnismäßig kurze Zeit ihres Bestehens znrückblickt, so kann sie wohl der Bändezahl nach mit manchen Privatbibliotheken nicht wetteifern, aber an Wert darf sie sich gewiß mit vielen messen.

Die Schloßbibliothek umfaßt ungefähr 6000 Werke mit etwa 18000 Bänden, Broschüren, Flugblätter und Autographen nicht eingerechnet. Folgende Fächer werden in ihr hauptsächlich gepflegt: I. Manuskripte. II. Monastica und Theologie. III. Klassische Philologie und Altertumswissenschaft. IV. Deutsche Literatur. V. Geschichte, Kulturgeschichte und Memoiren. VI. Geographie, Länder- und Völkerkunde. VII. Bavarica. VIII. Monacensia. IX. Kunstblätter. X. Autographen.

Digitized by Google

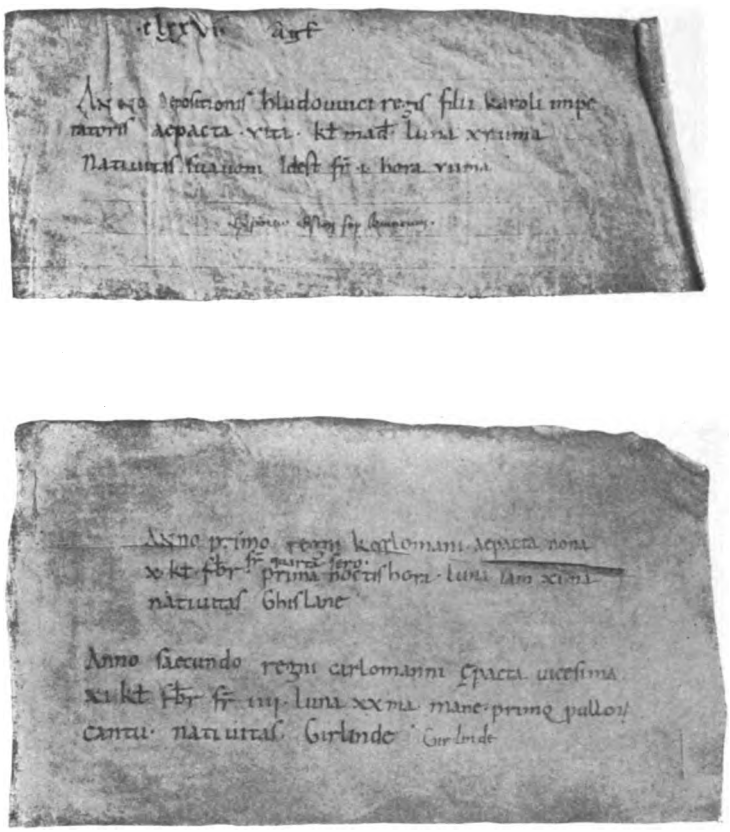


Abb. 4. Hesychius. VIII. Jahrh. Geburtsnotizen.

Der Stolz der Hohenaschauer Schloßbibliothek sind ihre Manuskripte. Und das mit Recht! Allerdings hat sie den Schwerpunkt nie auf sogenannte Prunkstücke gelegt, auf kostbare Handschriften mit prachtvollen Miniaturen, obwohl sie davon einige Stücke besitzt, die wahre Perlen sind. Auch die Zahl der Codices Aschauenses ist nicht groß — sie erreicht nicht einmal die Nummer 100 — aber was vorhanden ist, bietet ein anschauliches Bild der Entwicklungsgeschichte der Schrift, angefangen vom VIII. Jahrhundert bis zum XV.[1]

Aus dem Munde des unvergeßlichen Professor Traube, des großen Paläographen, hörte ich einmal folgende Worte: „Die kostbaren illuminierten Handschriften bewundert man, man staunt über ihre Schönheit, aber die unscheinbaren alten Codices, die ihren Wert nur in sich selbst tragen, in ihrem Inhalt und ihrer Geschichte — die liebt man."

Es ist in der Tat etwas Merkwürdiges um die alten Buchhandschriften! Man wird den Zauber nicht los, der von ihnen ausgeht, wenn man sich einmal mit ihnen beschäftigt. Denn was kann uns so ein alter ehrwürdiger Kodex, über den Jahrhunderte dahingegangen sind, nicht alles erzählen. Welche Rätsel und Überraschungen bietet er uns manchmal, wenn wir über seine Vorbesitzer, über seine Wanderungen von Bibliothek zu Bibliothek nachforschen. In jedes Schriftwerk haben die Schreiber und Leser so viel Lebendiges hineingelegt durch ihre Randbemerkungen, durch sonstige Einträge, durch Verbesserungen — so viel Lebendiges, das der Auferweckung harrt und das dann kündet von allem möglichen, Persönlichem, Individuellem und kulturgeschichtlich Interessantem, das aber vor allem immer wieder für die genaue Fixierung der paläographischen Eigentümlichkeiten des Buches in Betracht kommt.[2] Es ist also nicht das paläographische Moment allein — und dieses bietet ja des Interessanten genug — das uns bei der Beschäftigung mit alten Handschriften fesselt, auch die Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit kommt, oft in den feinsten, zartesten Schwingungen, zur Geltung.

Aus dem VIII. Jahrhundert besitzt die Schloßbibliothek eine Handschrift, die in paläographischer Hinsicht eine Fülle von Anregung und Belehrung bietet, da bei ihrer Herstellung nicht weniger als 40 Schreiber tätig waren. Den Inhalt bildet der Kommentar zum Leviticus des heiligen *Hesychius von Jerusalem* † 433 (in Leviticum commentaria, libri VII). Der Kodex war in alter Zeit Eigentum der Kathedrale von Beauvais, denn die mehrfach vorkommende Eintragung von einer Hand des XII. Jahrhunderts („sci petri beluacensis") beweist es. Im XVIII. Jahrhundert sah der Mauriner Montfaucon, der Vater der wissenschaftlichen Paläographie,

[1] Ein Katalog mit ausführlichen Beschreibungen der Handschriften von Hohenaschau und 50 Tafeln Abbildungen in Originalgröße wird Ende des Jahres erscheinen.

[2] Traube, Ludwig. Vorlesungen und Abhandlungen, Band I. S. 8.

Digitized by Google

die Handschrift daselbst und erwähnt sie in seinem „Catalogus librorum mss. ecclesiae Bellovacensis“ (Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova. Tomus II, 1739, S. 1290–1292).

Die Schrift des Kodex deutet auf Francien hin. Es müssen neben älteren auch einige jüngere Schreiber mitgewirkt haben, denn bei diesen merkt man bereits den Einfluß der Karolingischen Schriftreform, während jene noch in der alten merowingischen Überlieferung stecken. Wichtig sind einige Geburtsnotizen, die zu Anfang und am Ende der Handschrift eingetragen sind (Abb. 4). An und für sich etwas Seltenes, sind sie nach Jahren französischer Karolinger datiert und zeigen den Gebrauch des Mondkalenders, was ebenfalls auf Francien hinweist.

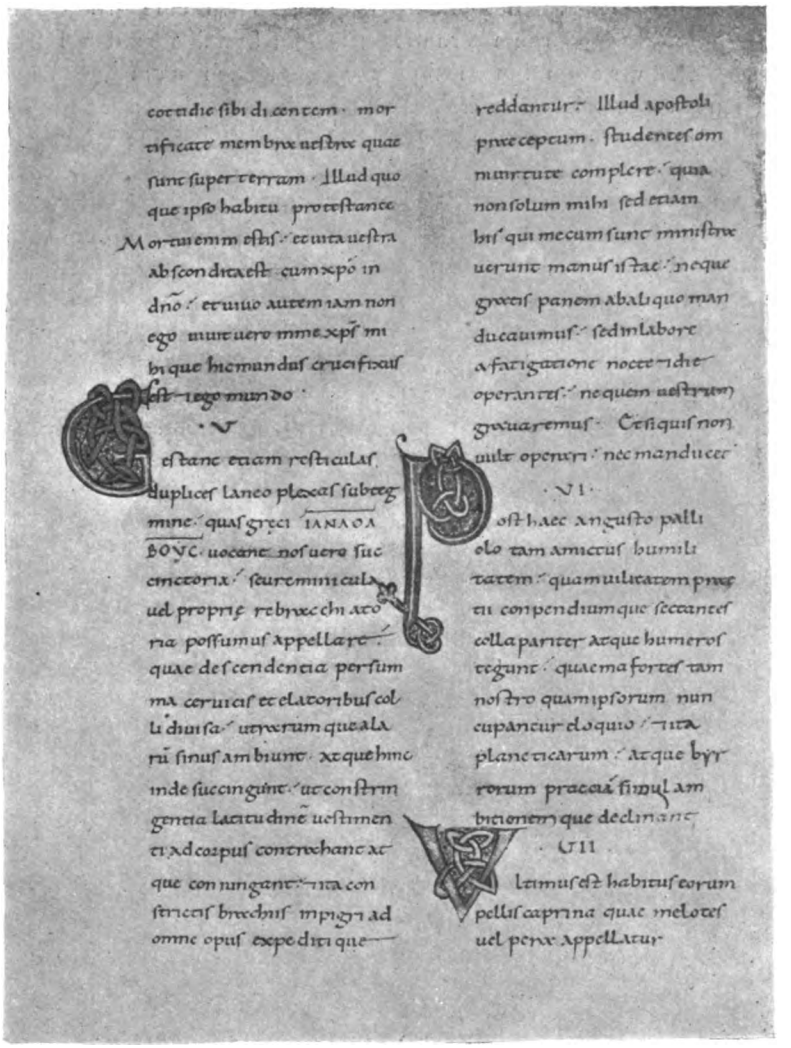


Abb. 5. Cassianus. IX.–X. Jahrh.

Weniger paläographisch, als historisch wichtig ist eine Pergamenthandschrift aus dem Beginn des IX. Jahrhunderts: *S. Hieronymus Stridonensis*, „explanationes super epistolam b. Pauli ad Galathas, libri III“, mit theologischen und chronologischen Stücken (Dionysius Exiguus, Beda etc.). Es ist der ehemalige Codex Goerresianus 16 mit den berühmten *Annalen von S. Maximin bei Trier* bis 987, die einst von Waitz abgeschrieben und in den „Monumenta Germaniae“ im vierten Bande der „Scriptores“ veröffentlicht wurden. Ich kann mir nicht versagen, die Schlußschrift dieser Handschrift hier wiederzugeben: „... et inde domnus Carlus (darübergeschrieben solus) regnum suscepit et deo protegente gubernat usque in praesentem diem feliciter, qui est annus regni eius XLII, imperii autem VIIII. Sunt autem totius summae ab origine mundi in praesentem annum ... (verwischt) incarnationis domini DCCCX.“

Welche Fülle von Erinnerungen werden beim Lesen dieser Zeilen lebendig! — Mehr als ein Jahrtausend ist vergangen, die Hände, die diese Blätter beschrieben, sind längst vermodert, aber ihr Werk, das Buch, hat sie überdauert und spricht zu uns von einer großen, glanzvollen Kaiserzeit.

Aus der Wende des IX. und X. Jahrhunderts stammt ein gleichfalls ehemaliger Kodex Goerresianus (Nr. 11), welcher die berühmte Schrift des *Johannes Cassianus*, des Zeitgenossen des heiligen Hieronymus und des heiligen Augustinus, „de institutis coenobiorum“, enthält. Wie die vorige Handschrift gehörte auch diese früher dem Kloster St. Maximin bei Trier. Es ist ein prächtiges Pergamentmanuskript von 117 Blättern, das auch des künstlerischen Schmuckes

Digitized by Google

nicht entbehrt. Auf der ersten Seite sehen wir eine große Initiale H, weiß und grün in einem Quadrat auf purpurnem Grunde. Kleinere Initialen in den Farben lila, blau, weiß und gelbbraun mit Flechtwerk im Innern finden wir auf den nächsten Seiten (Abb. 5). Die Schrift ist eine schöne ausgebildete karolingische Minuskel; es sind aber mehrere Hände zu unterscheiden.

Ein wertvolles Manuskript, das ebenfalls um die Wende des IX. und X. Jahrhunderts geschrieben wurde, sind die Dialoge des heiligen *Gregorius*. Zwei Schreiber haben an diesem Werk gearbeitet. Während der erste eine ziemlich große, schöne und regelmäßige Minuskel gebraucht, ist der Duktus der zweiten Schrift im ganzen breit und kräftig, aber ziemlich unschön. Auf einer ursprünglich leeren Seite des Kodex hat uns eine Hand vom Anfang des XI. Jahrhunderts interessante musikalische Tonzeichen überliefert. Es sind hier 13 Zeilen (Abb. 6) aus dem Canticum Salomonis mit Neumen darüber eingetragen. Die Dialoge des heiligen Gregor sind mit ihren ans Märchenhafte grenzenden Wundererzählungen nur als Produkte ihrer Zeit verständlich, aber da das ganze zweite Buch derselben uns vom Leben und Wirken des großen Ordensstifters S. Benedikt erzählt, so wird sein Werk unvergängliche Dauer haben.

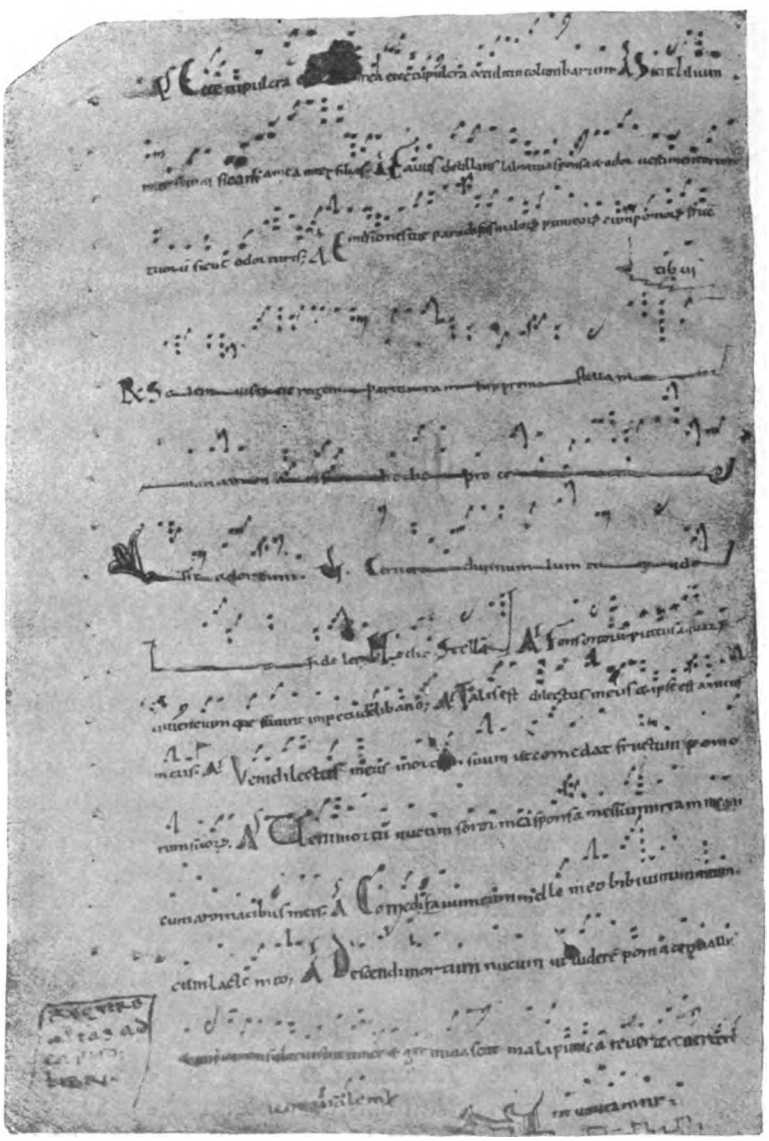


Abb. 6. S. Gregorius. IX.—X. Jahrh.

Eine Biographie des großen Papstes Gregor bietet uns eine schöne Handschrift des X. Jahrhunderts: *Johannes Diaconus*, „vita S. Gregorii papae, libri IV." Sie stammt jedenfalls aus Süddeutschland, ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach der Salzburger Schreiberschule zuzuweisen. Sie gewinnt noch dadurch an Wert, daß auf dem Vorsatzblatt von einer Hand des XI. Jahrhunderts eine Urkunde eingetragen wurde, die von den 500 bekannten Brixener Traditionen die zweite mit einer Datierung ist.

Einen wahren Schatz besitzt die Schloßbibliothek in einer Handschrift des XII. Jahrhunderts, enthaltend die *Regula S. Benedicti*, jenes Denkmal monastischer Weisheit, das heute noch so lebendig ist, wie vor tausend Jahren. Der Kodex kommt aus der Sammlung Phillipps und ist wahrscheinlich in Italien geschrieben worden. Mit zahlreichen Randbemerkungen und Textvarianten versehen, bietet die Handschrift nicht allein paläographisches, sondern auch textgeschichtliches Interesse.

Ebenfalls aus dem XII. Jahrhundert stammt die interessante

Digitized by Google

und schöne Handschrift des *Hrabanus Maurus*, des berühmten Lehrers an der Klosterschule in Fulda († 856), „quaestiones hebraicae in libris regum".

Von Manuskripten des XIII. Jahrhunderts führe ich an: *Petrus Lombardus*, „glossa in epistolas S. Pauli", auch aus St. Maximin und dann im Besitz von Josef Goerres (Nr. 76), mit einigen sehr schön gemalten Initialen und der interessanten Schlußschrift: „Si quis eum (librum) abstulit, invadiavit vel vendidit anathema sit. Amen. Hunc librum comparavit bonae memoriae prior Fridericus." So war schon damals das Stehlen, Versetzen und Verkaufen von fremden Büchern im Schwange! Ferner sei erwähnt: eine kleine *lateinische Bibel* französischer Herkunft mit mikroskopisch kleiner, aber scharfer und deutlicher frühgotischer Schrift auf feines, ganz dünnes Pergament geschrieben. Kleinere Initialen mit Verzierungen stehen fast auf jeder Seite. Außerdem finden sich darin 78 größere farbige Initialen, zumeist mit längeren Randleisten und Innenbildern mit figürlichen Darstellungen, oft auch originellen Tierornamenten.

Etwas später, wohl um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts, ist eine Handschrift des heiligen *Augustinus*, „de consensu quatuor evangelistarum", entstanden. Auch dieser Kodex kommt aus der Sammlung Goerres (Nr. 81) und gehörte früher der 1802 aufgehobenen Cistercienserabtei Himmerode in der Eifel.

Dem XIV. Jahrhundert gehört ein *Antiphonarium* aus der ehemaligen Benediktinerabtei Conchae (Conques, Diözese Rodez) an. Die Handschrift enthält Musiknoten im Vierzeilensystem und ist mit einigen Initialen mit Innenbildern und Randornamenten geschmückt. Liturgische Handschriften aus Conques sind von der größten Seltenheit.

Von schönen Handschriften des XV. Jahrhunderts besitzt die Schloßbibliothek eine ganze Reihe, die aber alle aufzuzählen zu weit führen dürfte. Ich erwähne nur: *Leonardo Aretino*, „de primo bello punico" und *Aristotelis* „Ethnicorum libri X a Leonardo Aretino in lat. versi". Beide Codices sind in einer herrlichen humanistischen Bücherschrift des XV. Jahrhunderts geschrieben und mit schönen Initialen geschmückt. Als die Schreiber dieser beiden Manuskripte ihre Arbeit beendeten, war das Andenken an die Gestalt des großen Humanisten für sie gewiß noch lebendig. Und wenn man damals auch vielleicht zu überschwenglich gesagt hat, daß bei Leonardos

Abb. 7. S. Augustinus. XV. Jahrh.

Digitized by Google

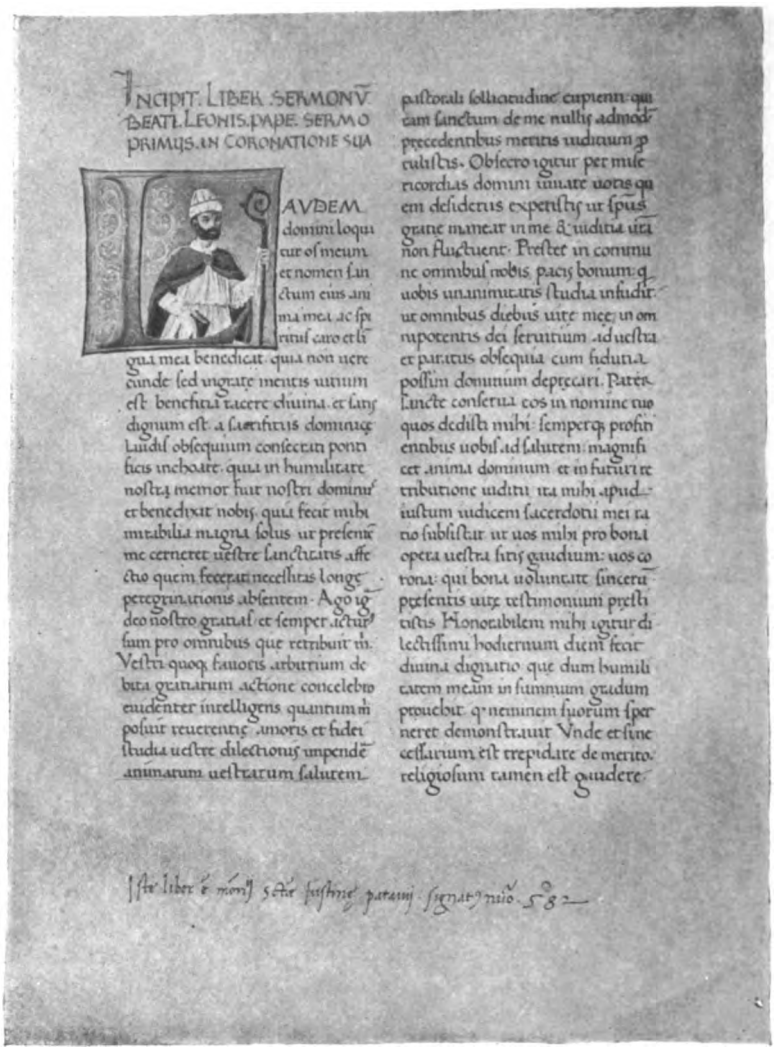


Abb. 8. Leo Magnus. XIV. Jahrh.

Tode der Genius der Geschichte getrauert habe, daß die Eloquenz stumm war und die Musen ihre Tränen nicht haben zurückhalten können, so war er doch unter den erlesenen Geistern seiner Zeit nicht der geringsten einer. Unsere Codices aber, die seine Werke der Nachwelt überliefern, sind ein „monumentum sempiternum" der glanzvollen Epoche der Renaissance und des Humanismus.

Aus erlauchtem Besitz stammt die Pergamenthandschrift *S. Augustinus*, „de s. Trinitate et de doctrina christiana" (Abb. 7). Die Schrift ist eine gotische Minuskel. Der Text auf der Vorderseite des ersten Blattes ist von einer prachtvollen Blumenbordüre in Farben umgeben. Am unteren Rande sehen wir das Wappen eines Visconti, Herzogs von Mailand. Noch 19 andere Seiten der Handschrift sind mit ähnlichen Bordüren geschmückt.

In etwas frühere Zeit, vielleicht noch ins Ende des XIV. Jahrhunderts, ist eine Handschrift zu setzen, die einst dem berühmten Kloster Sta Giustina in Padua gehörte. Den Inhalt bilden die Reden und Homilien *Leos des Großen*. Außer zahlreichen kleineren und 9 größeren Initialen in Gold auf farbigem Grunde ist eine entzückende Porträtminiatur auf der ersten Seite, darstellend Papst Leo den Großen, besonders beachtenswert (Abb. 8).

Als Kodex Goerresianus (Nr. 64) und ehemaligen Besitz des Klosters Himmerode erwähne ich eine schöne Pergamenthandschrift der Glosse des *Petrus Lombardus* zu den Briefen des heiligen Paulus. Diese Handschrift ist ein Meisterwerk der Kalligraphie. Jede Seite ist in zwei Kolumnen geteilt. Der Text der Briefe ist in großen, etwa 6 mm hohen Buchstaben geschrieben, die Glosse in kleiner gotischer Minuskel. Den künstlerischen Schmuck des Manuskriptes bilden 15 schöne große Initialen mit Rankenwerk (Abb. 9).

Zum Schlusse sei noch eine deutsche Handschrift aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts angeführt, die sowohl in sprachlicher Hinsicht als auch besonders künstlerisch ein wahres Kleinod bildet. Es ist ein *Brevier*, welches für das Kloster Melk in Niederösterreich geschrieben und mit drei großen Miniaturen und 29 großen Initialen mit Bordüren geschmückt wurde. Der Maler war ein Künstler von Gottes Gnaden, und seine Miniaturen sind in ihrer Feinheit und Lieblichkeit Meisterwerke. Der Künstler hegt eine große Vorliebe für Blau und für milchige, ins Blaugraue spielende Töne. Die Hintergründe sind weinrot ausgefüllt und bei

Digitized by Google

der Madonna mit einfachen goldenen Sternen, bei den übrigen Blättern mit goldenen Blattspiralen bedeckt. Jede Miniatur ist von einem Streifen aus poliertem Gold, in das kleine Ornamente eingestanzt sind, wirkungsvoll abgeschlossen. Die erste Miniatur stellt die Madonna mit dem Kinde auf dem Halbmond stehend dar (siehe die farbige Tafel). Der innere Bogen des Mondes ist als menschliches Gesicht ausgeführt. Die zweite Miniatur (Abb. 10) zeigt uns die Kreuztragung mit Simon von Kyrene. Links in der Tür eines burgartigen Gebäudes Maria, rechts die Schar der Kriegsknechte mit den Schächern, die nur mit dem Hemd bekleidet sind. Ein Soldat trägt eine Standarte mit dem Skorpion. Die Grablegung wird in der dritten Miniatur dargestellt. Josef von Arimathia und Nikodemus legen den heiligen Leichnam ins offene Grab. Die heiligen Frauen und ein Engel stehen im Hintergrunde. Auch sprachlich ist die Handschrift, wie bereits erwähnt, von großem Interesse. Mehrere Hymnen, zum Teil unbekannte, sind in deutschen Versen abgefaßt.

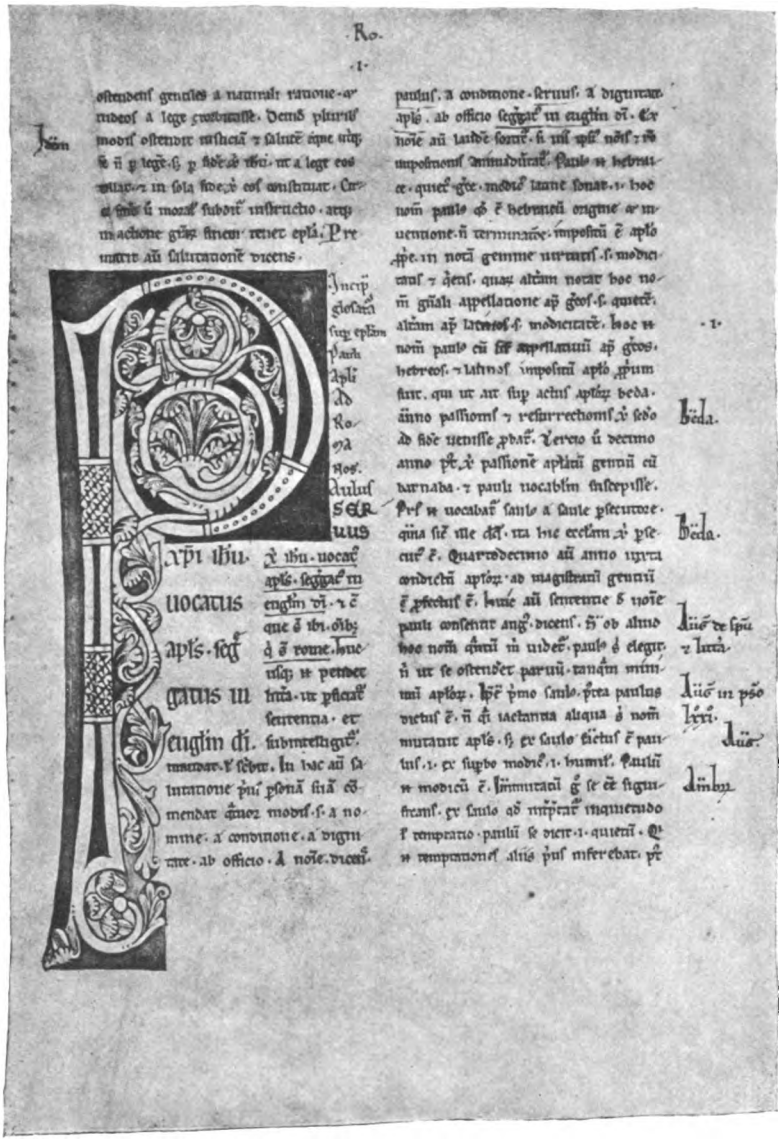


Abb. 9. Petrus Lombardus. XV. Jahrh.

Etwas über die kulturelle Wirksamkeit der Benediktiner schreiben zu wollen, heißt eigentlich Eulen nach Athen tragen. Die ruhmreiche Tradition dieses Ordens, der im Mittelalter lange der alleinige Träger geistiger Kultur gewesen, ist heute noch lebendig. Waren in den barbarischen Jahrhunderten die Benediktinerklöster doch allein die Freistätten, wohin der Rest von Bildung sich flüchtete, und es genügt, nur auf die literarische und gelehrte Wirksamkeit der Mauriner im XVIII. Jahrhundert hinzuweisen, um zu zeigen, was Wissenschaft und Bildung den Benediktinern verdanken.

Die Abteilung *Monastica Benedictina* der Schloßbibliothek wird sorgfältig ausgebaut, und vor allem werden Monographien über einzelne, besonders deutsche Klöster gesammelt. Natürlich sind die großen Hauptwerke zur Geschichte des Benediktinerordens, so Mabillons „Annales" (Paris 1703—1739) mit den Fortsetzungen in sieben stattlichen Bänden und die „Acta Sanctorum" (Venedig 1733—1740) in neun Bänden in der Bibliothek vertreten. Ebensowenig fehlen die rühmlichst bekannten „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden" (Jahrgang 1—36), die „Benediktus-Stimmen", die „Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Bene-

Digitized by Google

diktinerordens", dann Ernst Sackurs gelehrtes Werk über „die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit", Georg Links „Klosterbuch der Diözese Würzburg", das Werk von Heimbucher über „die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche", Karl Schorns „Eiflia sacra" und Lindners gründliche Arbeit über „die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benediktiner-Ordens in Bayern". Lindner ist der große Historiograph seines Ordens geworden, und von seinen grundlegenden Werken — wir erwähnen nur sein „Monasticon episcopatus Augustani" und „Monasticon metropolis Salzburgensis", sowie die von ihm herausgegebenen „Professbücher süddeutscher Benediktiner-Abteien" — ist fast alles in der Bibliothek vertreten.

Von älteren Werken, die auf den Benediktinerorden Bezug haben, seien erwähnt: Ludwig Bulteau, „Abregé de l'histoire de l'ordre de St. Benoit" (2 voll., Paris 1684), ein prachtvolles Exemplar in rot Maroquin mit dem Wappen der Marie Cathérine de Gondi; Gabriel Bucelinus, „Benedictus redivivus h. e. Benedictini ordinis vigor ab a. 1500" (Veldkirchii 1679), und desselben Autors „Germania topochrono-stemmatographia sacra et profana" (Aug. Vind. 1655); ferner Aegid. Rambeck, „Heiliges Benediktiner-Jahr d. i. Lebensbeschreibung von 365 Heiligen aus dem Orden Benedicti," deutsch von Vierholz (Augsburg 1710), vier Quartbände in Schweinsleder mit dem Wappen des Klosters S. Peter in Salzburg.

Abb. 10. Brevier. XV. Jahrh.

Die Geschichte des Ordens und der Klöster nach einzelnen Ländern behandeln — für *Deutschland*: Casp. Bruschius, „Chronologia monasteriorum Germaniae illustrium", mit Supplement von Daniel de Nessel (Sulzbach 1682 u. Wien 1692); Carol. Stengel, „Monasteriologia, in qua insignium aliquot monasteriorum O.S.B. in Germania origines describuntur" (2 Bände, Augsburg 1619–28). Dieses Werk ist wegen seiner schönen Ansichten in Kupfer sehr gesucht. *Englische* Klöster behandelt das historisch wichtige Werk von Rog. Dodsworth und Gu. Dugdale, „Monasticon Anglicanon" (3 Bände, London 1673—1685, in Fol.), das mit 117 Kupfern von Hollar und King geschmückt und deshalb sehr geschätzt ist. Über *französische* Klöster unterrichtet uns das „Monasticon Gallicanum" von Michel Germain in einer Neuauflage mit 169 Tafeln (Paris 1870—1882). Von der 1687 erschienenen Originalausgabe sollen nur drei, dazu noch unvollständige Exemplare vorhanden sein. Nach *Österreich* führt uns das Prachtwerk von C. Wolfsgruber und A. Hübl „Abteien und Klöster in Österreich" (Wien o. J., in Fol., mit 50 Heliogravüren), das eine kurze Geschichte der einzelnen Abteien gibt und seinen Schwerpunkt auf graphische Darstellungen legt.

Als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst eine neue Ära für die Bibliotheken anbrach, legten die Klöster selbst Druckereien an, und da nahmen die Benediktiner unter allen Orden den ersten Rang ein. Die Schloßbibliothek besitzt eine große Zahl seltener Bücher, die wir solchen monastischen Typographien verdanken. Wir erwähnen nur einige wenige. Aus der

Digitized by Google

Druckerei des Klosters *Tegernsee* stammt ein „*Breviarium* cum psalterio sec. ritum monachorum S. Benedicti in Tegernsee" vom Jahre 1576 in Fol. mit dem Wappen des Klosters und des Abtes Johannes VIII. von Lambach in Oberösterreich, sowie der Jahreszahl 1604 auf dem Vorder- und Rückendeckel des Schweinsledereinbandes. Dasselbe Wappen, also ein Supraexlibris, kommt auch auf einigen andern Büchern der Bibliothek vor. Berühmt geworden ist das umfangreiche und für die Geschichte der paläographischen Studien äußerst wichtige Werk des *Franz Josef von Hahn* „Chronicon Gotwicense". Es wurde in zwei Teilen — ebenfalls in Tegernsee — 1732 in Großfolio gedruckt. Es geht meist unter dem Namen seines Auftraggebers Godefred von Bessel, sein wirklicher Verfasser ist aber Hahn. Es enthält keine Chronik des Klosters Göttweih in Niederösterreich, wie man nach dem Titel vermuten sollte, sondern zuerst eine Geographie des mittelalterlichen Deutschlands, dann eine deutsche Urkundenlehre und eine vollständige deutsche Paläographie. Dadurch, daß das Werk eine Menge Beschreibungen und Abbildungen von Manuskripten und Urkunden aus damaligen Klosterbibliotheken enthält, hat es auch heute noch einen wissenschaftlichen Wert. Aus dem Kloster *Theres* in Unterfranken stammt ein merkwürdiges „*Antiphonale Benedictinum*" mit folgender Druckangabe: „Impressum per F. P. Hieronymum monast. Therens. prof. 1763." Das ganze Werk ist mit der Hand in Rot und Schwarz gedruckt; es umfaßt 494 Seiten in 4° und hat Musiknoten im Vierzeilensystem. Es finden sich darin zahlreiche Initialen mit schablonierten Ornamenten, und acht Kupfer sind beigegeben.

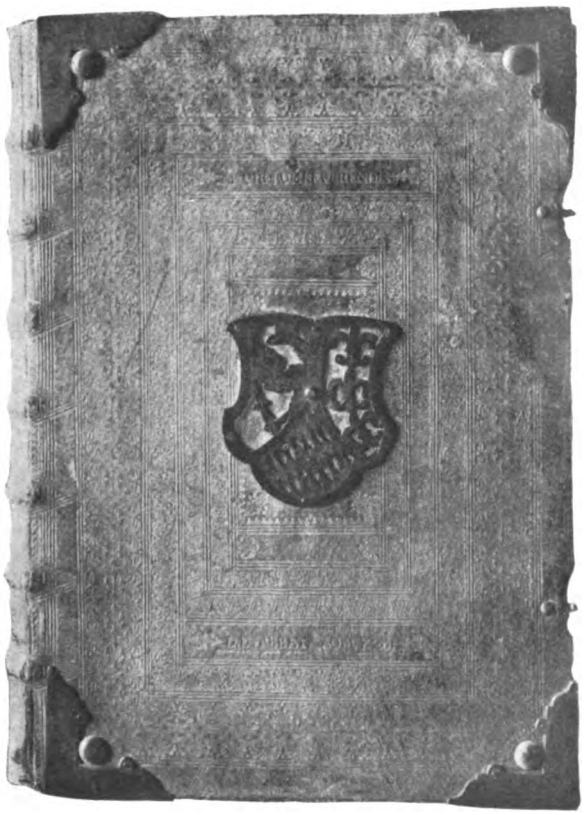


Abb. 11. Einband mit Superexlibris des Klosters St. Emmeran in Regensburg.

Auch das ehemalige Reichsstift *Ottobeuren* bei Memmingen besaß eine Druckerei, die der Abt Leonhard Wiedemann (1508–1546) unter Beihilfe seines gelehrten Konventualen, des Humanisten Nikolaus Ellenbog, errichtete und sogar mit griechischen und hebräischen Typen ausstattete. Bekanntlich gründete Nikolaus Ellenbog in Ottobeuren das seiner Zeit berühmte Gymnasium trilingue für lateinische, griechische und hebräische Literatur. Die Schloßbibliothek besitzt mehrere Drucke von Ottobeuren, aber leider keinen aus früherer Zeit.

Das Kloster *Benediktbeuren* im Bistum Augsburg hat den Ruhm, einen der bedeutendsten Geschichtsforscher Bayerns hervorgebracht zu haben. *Karl Michelbecks* († 1734) Arbeiten sind heute noch als Quellenwerke von großem Wert. Seine „Historia Frisingensis" (2 Bände. 1724 bis 1729, in Fol.) und sein „Chronicon Benedicto-Buranum" (1753, in Fol.) sind in schönen Exemplaren in der Schloßbibliothek vertreten. Aus der ehemaligen Bücherei des Klosters stammt eine vorzüglich erhaltene Inkunabel: *Hugo de Prato*, „sermones dominicales super evangelia et epistolas" (Hain 8997), von Husner etwa 1474 in Straßburg gedruckt, mit der handschriftlichen Notiz: „Iste liber attinet monasterio nostro Benedictenpeiren". Es sind in der Schloßbibliothek noch mehrere Werke aus der ehemaligen Bücherei von Benediktbeuren vorhanden.

Digitized by Google

Sehr selten und merkwürdig wegen seiner drei schönen blattgroßen Holzschnitte und einer Schlußvignette von Hans Schäuffelein ist ein Druck des Klosters *Thierhaupten* in Oberbayern vom Jahre 1594: *Bartholomaeus Wagner*, „Der Layen Kirchenspiegel" in 4°, enthaltend den Titel und 82 Blatt.

Der Fürstabt Gerbert der in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung einzig dastehenden Abtei *St. Blasien* im Schwarzwalde ist durch mehrere Werke vertreten. Ich erwähne seine „Historia nigrae silvae O. S. B. coloniae" in drei Bänden in 4°, gedruckt im Kloster St. Blasien, geschmückt mit vielen Kupfern, und seine „Reisen durch Alemannien, Welschland und Frankreich 1759—1762" (Ulm 1767, mit Porträt und acht Tafeln in Kupfer), worin er über seine wissenschaftlichen Entdeckungen in den verschiedenen Bibliotheken berichtet.

Es dürfte zu weit führen, alle Erzeugnisse der Klosterdruckereien, die die Schloßbibliothek besitzt — so St. Gallen, Muri, Neustadt a. M. usw. usw. — hier einzeln aufzuführen. Es mögen aber noch einige Bücher, die früher Klosterbibliotheken gehörten, erwähnt werden. Eine stattliche typographische Leistung ist die „Summa theologia seu panthologia" des Reinerius de Pisis, gedruckt in zwei Riesenfolianten 1477 von Anton Coburger in Nürnberg (Hain 13018). Das schön erhaltene Werk gehörte früher dem *Augustinerchorherrenstift auf der Herreninsel* im Chiemsee („Coenobii Chiemensis").

Unter den Manuskripten wäre eigentlich ein Band anzuführen gewesen, der aber besonders als Erzeugnis der klösterlichen Buchbinderkunst und wegen des auf dem Einband angebrachten Wappens bemerkenswert ist. Es ist ein „Antiphonarium ad usum monachorum apud S. Emmeramum Ratisponae", auf Pergament geschrieben im Jahre 1677. Auf dem Vorderdeckel des stattlichen, mit Messingbeschlägen und Schließen versehenen Schweinslederbandes lesen wir: Ad chorum Reverendiss. DD. Abbat. Ao. 1726. In der Mitte ist das Wappen des Klosters St. Emmeram in Regensburg, in Messing geschnitten, befestigt. (Abb. 11.)

Ein schöner Druck des Heinrich Gran in Hagenau vom Jahre 1505: Albertus Magnus, „super Matthei evangeliare postilla", in Fol., gehörte früher dem Kloster *Wessobrunn*. Auf dem Innendeckel des stattlichen Holzbandes ist das Exlibris des Klosters aufgeklebt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Schloßbibliothek eine große Sammlung alter klösterlicher Exlibris vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert besitzt, welche sie fortgesetzt zu vermehren sucht.

Über die wissenschaftliche Tätigkeit des Benediktinerordens geben uns zahlreiche Werke Auskunft. Tassins Buch über die „Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur" (Frankf. 1773—1774, zwei Bände) ist bekannt und ziemlich selten geworden. Eine Ergänzung dazu bietet: Henry Wilhelm, „nouveau supplement à l'histoire littéraire de la congregation de Saint-Maur" (Paris 1908). Ziegelbauers „Historia rei literariae ordinis S. Benedicti" (Augsb. 1754, vier Bände, in Fol.) ist noch immer ein Standardwerk. Bibliographische Werke aus neuerer Zeit sind: „Bibliographie des Bénédictins de la congregation de France" (Solesmes 1889) und „Scriptores O. S. B. qui 1750—1880 fuerunt in Imperio Austriaco-Hungarico" (Wien 1881). Sehr selten ist das Werk des Benediktiners Carpentier „Alphabetum Tironianum seu notas Tironis explicandi methodus" (Paris 1747, in Fol). Das Werk hat viele Tafeln in Kupfer, Texte in tironischen Noten enthaltend. Das Exemplar ist in Leder gebunden und zeigt auf beiden Deckeln das in Gold eingepreßte Wappen Ludwigs XV. Es stammt aus dem Besitze des Altmeisters der Paläographie Ulr. Fr. Kopp, der es mit zahlreichen handschriftlichen Korrekturen versehen hat. Carpentier gab das erste Beispiel einer methodischen Entzifferung der tironischen Noten samt dem Alphabetum Tironianum, welches er aus dem berühmten Pariser Kodex, der ein Capitulare Ludwigs des Frommen und andere kleine Werke in Notenschrift enthält, entnommen hatte. Ulr. Fr. Kopp, dem früheren Besitzer unseres Buches, gebührt bekanntlich das Verdienst, das System der tironischen Noten erraten und ihre Elemente und Gesetze in wissenschaftlicher Darlegung auseinandergesetzt zu haben.

Natürlich sammelt die Schloßbibliothek auch Literatur über das berühmte Mutterkloster des Benediktinerordens in *Monte Casino*. Eine ausgezeichnete „Chronica monasterii Casinensis" (Paris 1668, in Fol.) schrieb *Leo Marsicanus Ostiensis*, Mönch in Monte Casino und Kardinal-

Digitized by Google

bischof von Ostia († 1115), welche von Petrus Diaconus fortgesetzt wurde. Neuere Werke, wie die „Storia della badia di M. C." (Rom 1888–1890, vier Bände); der große Handschriftenkatalog „Bibliotheca Casinensis" (M. C. 1873—1894); „Le Miniature nei Codici Cassinesi" (M. C. 1887 u. ff.); „Le Miniature nei rotoli dell' Exultet" in chromolithographischen Tafeln, und viele andere Werke seien nur kurz erwähnt.

Über das *Leben und die Regel* des heiligen Benedikt existiert eine fast unabsehbare Literatur. In der Schloßbibliothek ist davon viel Wertvolles vorhanden. Die neuen kritischen Ausgaben der Regula sind vertreten, aber auch von alten Ausgaben finden sich einige seltene Stücke, so unter anderem eine unbekannte italienische Übersetzung der Regel aus dem XV. Jahrhundert. Über das Leben des hl. Benedikt handelt das seltene Werk „*Vita et Miracula S. Benedicti*", Romae 1597, Großfolio mit 50 Kupferstichen nach Bern. Passaro.

Zahlreich vertreten sind ferner die *Kunstgeschichte* des Ordens und architektonische Werke über einzelne Klöster mit reichem Illustrationsmaterial. Doch davon einzelnes anzuführen, fehlt es hier an Raum.

Die *theologische* Abteilung der Schloßbibliothek ist nicht umfangreich, wird aber durch mehrere große Werke, wie das „Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte (zweite A.), die „Realenzyklopädie der christlichen Altertümer" von F. X. Kraus, die von Bardenhewer und anderen neu herausgegebene „Bibliothek der Kirchenväter", Eubels wichtige „Hierarchia catholica", die große illustrierte „Kirchengeschichte" von Kirsch und Luksch und andere vorteilhaft vertreten. Ältere und neuere Bibelausgaben in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, darunter viele illustrierte, so die Prachtausgabe mit den Bildern von Doré, sind vorhanden. Von älteren Werken erwähne ich nur einige wenige. Kulturgeschichtlich von größtem Interesse ist eine undatierte, etwa 1492 von Peter Drach in Speier gedruckte Ausgabe des berüchtigten „Hexenhammers" (malleus maleficarum) von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris (Hain 9240). Eine berühmte Konversionsschrift ist Johann Pistorius' „Jacobs Marggrafen zu Baden Motifen, warumb wir die Lutherische Lehr verlassen vnd zu dem Catholischen Glauben vns begeben etc." (München 1615. 4°). In diesem Buche wird das Religionsgespräch, das der Markgraf Jakob von Baden-Durlach 1589 und 1590 zu Baden und Emmerdingen abhalten ließ, geschildert. Auf den Deckeln des Einbandes sehen wir das bereits oben erwähnte Supraexlibris des Klosters Lambach. Eine katholische Streitschrift gegen die Jansenisten ist die seltene „Historische Weissagung aus Frankreich" von 1667. Der kleine in Halbleder gebundene Band trägt das goldgepreßte Wappen eines Vorbesitzers von Hohenaschau, des Grafen Max von Preysing. Eine schöne bayerische Reliquie ist eine Ausgabe der „Homilien" des Bischofs Sailer, auf deren Vorsatzblätter König Ludwig I. von Bayern ein Gedicht von neun Strophen eingetragen hat.

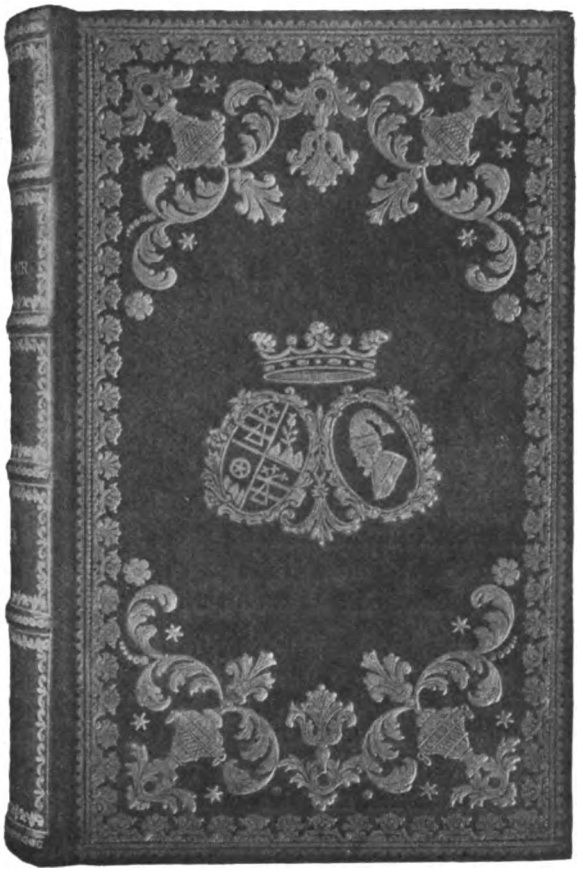


Abb. 12. Prachteinband mit dem Wappen Cramer-Klett und Würzburg

Digitized by Google

Die klassische Philologie gehört zu den bevorzugten Fächern in der Schloßbibliothek Hohenaschau. Es sind zahlreiche neuere und ältere Ausgaben und gute Übersetzungen vorhanden. Das „Corpus scriptorum historiae Byzantinae", wovon viele Bände vergriffen sind, ist in einem vollständigen Exemplar in roten Franzbänden vertreten. Die schöne Ausgabe des Horaz mit breiten Rändern, „Parmae ex regio typographaeo" (typis Bodonianis) von 1793, gehört zu den Leckerbissen für Bibliophilen. Von Aldusausgaben sind zu nennen: ein Justinus von 1522 in 8°; ein Pausanias (graece) von 1516 in Fol.; ein Silius Italicus, „de bello punico", von 1523 in 8° und ein Xenophon von 1503 in Fol., enthaltend die editio princeps der „historia graeca". Aus der Offizin des Robert Stephanus in Paris stammt der Dio Cassius (graece) von 1548 in Fol. Erwähnen möchte ich noch eine schöne italienische Ausgabe des Ptolemaeus „Geografia" von 1621 mit 64 vorzüglich in Kupfer gestochenen Karten. Werke zur Altertumswissenschaft und alten Geschichte sind zahlreich. Es fehlen nicht die bekannten Bücher von Baumeister, Boetticher, Ferrero, Droysen, Gregorovius, Friedländer, Schliemann und anderen; Bouché-Leclercq „Histoire des Lagides"; Charles Diehl, „Justinien et la civilisation byzantine"; Krumbacher, „Geschichte der byzantinischen Literatur", ein schönes Exemplar von Du Cange, „Glossarium ad script. mediae et infimae Graecitatis", Lugduni 1688, in zwei Foliobänden.

Über die Abteilung *„Deutsche Literatur"* kann ich mich kurz fassen. Die großen Dichter der deutschen Nationalliteratur sind ja sämtlich in jeder, wenn auch noch so kleinen Privatbibliothek zu finden. Mit Erstausgaben sind vertreten: Börne, Cl. Brentano („Frühlingskranz", Charlottenburg 1844), Chamisso („Peter Schlemihl"), Anast. Grün, Gutzkow, Herwegh, Lenau („Die Albigenser" und anderes), Aug. Wilh. Schlegel, Stifter und usw.

Das Fach der *Geschichte, Kulturgeschichte und Memoiren* ist sehr reich ausgebaut, und hauptsächlich erfreuen sich die Memoiren einer besonderen Pflege und Wertschätzung. Wertvolle Werke dieser Gattung erhalten darum auch ein prächtiges Gewand, meist aus teurem Pergament oder rotem Maroquin mit dem Familienwappen in reicher Goldpressung (Abb. 12).

Die *Memoiren- und Briefliteratur* bietet auch ungemein viel Reizvolles an Persönlichem und kulturgeschichtlich Interessantem. Frankreich ist ihre klassische Heimat. Die „Denkwürdigkeiten" des Herzogs Louis von Saint-Simon (1675–1755) (herausgegeben von Boislisle, Paris 1879–1910 in 22 Bänden; unser Exemplar in kostbaren roten Saffianbänden) bilden bis heute eine Hauptquelle für die Geschichte seiner Zeit. Für die Periode der Revolution und Napoleons sind bekanntlich Unmengen von Memoiren vorhanden. „Napoleons Leben von ihm selbst", herausgegeben von H. Conrad, in 13 Bänden 1910–1912 erschienen, besitzt die Schloßbibliothek in einem Exemplar in weißen vergoldeten Pergamentbänden. Von Bedeutung für die Kaiserzeit sind die Erinnerungen von Meneval, der Gräfin Rémusat („Mémoires" und „Lettres"), die eine treue Schilderung des Hoflebens und des intimen Napoleon widerspiegeln, von Gilbert Stenger („Le retour de l'empereur"), von Paul Frémeaux, das berühmte „Mémorial de Sainte-Hélène" von Las Casas und viele andere. Eine der sympathischsten Persönlichkeiten um Napoleon war sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, der spätere Herzog von Leuchtenberg. Seine Memoiren und sein Briefwechsel wurden von Du Casse zu Paris 1858 in zehn Bänden herausgegeben. Joachim Murat, der später erschossene König von Neapel, wird uns lebendig in seinen „Lettres et documents 1767–1815", die von Paul le Brethon (Paris 1909) in zwei Bänden besorgt wurden. Markante Persönlichkeiten Frankreichs sind die beiden Damen Staël und Roland; beide sind durch ihre Denkwürdigkeiten vertreten. Von größtem Interesse sind die „Mémoires sur la reine Marie Antoinette" der Mademoiselle Bertin (Paris 1824). Andere interessante Damen der französischen Geschichte behandeln die Werke von Henri Bouchot, „Cathérine de Médicis" (Paris 1899, 4° mit vielen Tafeln in Heliogravüre); des Vicomte de Reiset, „Marie Caroline, duchesse de Berry 1816–1830" (Paris 1906, 4° mit vielen Tafeln in Heliogravüre); Fréd. Loliée, „La vie d'une impératrice", Eugénie de Montijo und andere. Loliée hat viele wertvolle historische Schriften veröffentlicht, von denen das Werk über Talleyrand sein bedeutendstes ist. Es ist fast alles von ihm vorhanden.

Digitized by Google

Italiens genialster Staatsmann war der Graf Camillo Cavour. Sein Briefwechsel wurde von Chiala zu Turin in sechs Bänden 1884—1887 herausgegeben. Das Exemplar der Schloßbibliothek ist in prachtvolle rote Maroquinbände mit dem Wappen Cramer-Klett und Würtzburg gebunden. Auch Massimo Azeglio gehört zu den bedeutendsten Politikern Italiens, und seine „Ricordi" sind von persönlichem und historischem Interesse. Sardinischer Staatsminister, Gesandter in Petersburg usw., ein Mann seltener Geistesgaben und reinen Charakters war der Graf Josef de Maistre. Seine „Mémoires politiques et correspondence diplomatique" hat A. Blanc in zwei Bänden 1863 in Paris erscheinen lassen. Diplomatische Lorbeeren auf kirchlichem Gebiete pflückte der Kardinal Consalvi. Er war es, der 1801 mit Napoleon das Konkordat schloß und mehrmals das Amt eines Staatssekretärs bekleidete. Bekannt ist das Wort Napoleons, Consalvi sei ein Mensch, der nicht *scheine* Priester zu sein, es aber mehr *sei* als alle anderen. Seine Erinnerungen, die von Crétineau-Joly herausgegeben wurden (neueste Auflage, besorgt von Drochon, Paris 1896, mit zahlreichen Illustrationen), werfen viele Streiflichter auf die damaligen politischen und religiösen Verhältnisse. Großes Interesse bietet das Werk von Cesare, „Roma e lo stato del papa del ritorno di Pio IX. al 20 settembre". Über italienische Geschichte und Kulturgeschichte wären zu erwähnen vor allem die großen Werke des bekannten Geschichtsforschers Franc. Bertolini: „Storia di Roma", „Storia d'Italia", „Storia del risorgimento italiano", vier gewaltige Foliobände mit überreichem Illustrationsmaterial. Diesen reiht sich würdig an die „Storia di Venezia" von Molmenti (mit vielen Tafeln) und Camille Mauclair, „Florenz" in der deutschen Übersetzung von Schapire. David Silvagni, „La corte e la società Romana nei secoli XVIII. et XIX.", und ebenso die Bücher von Barbiera, „Figure e figurine del secolo XIX", „Il salotto della contessa Maffei", „La principessa Belgiojoso" sind wertvoll.

Nach *Altösterreich*, in die Zeit Maria Theresias, führt uns das „Tagebuch" des Fürsten Johann Josef Khevenhüller, das die Epoche von 1742—1776 umfaßt und 1907—1911 in vier Bänden herausgegeben wurde. „Metternich und seine Zeit 1773—1859" behandelt der Forscher Strobl von Ravelsberg. Alfred von Arneth gab im Verein mit andern Historikern die Korrespondenzen von Maria Theresa, Maria Antoinette, Joseph II. und Kaunitz heraus.

Die *deutsche Geschichte* ist durch die Namen Ranke, Häußer, Gervinus, Stacke, Sybel, Treitschke, Friedjung und andere bestens vertreten. Von alten Geschichtswerken erwähne ich ein schönes und vollständiges Exemplar des „*Theatrum europaeum*" (Frankfurt 1635—1738) in 21 Bänden, wegen der vortrefflichen Kupferstiche von Merian sehr gesucht. Unter die Inkunabeln gehört das „*Liber chronicarum*" von Hartman Schedel, gedruckt von Koberger in Nürnberg 1493, mit vielen interessanten Holzschnitten von Wohlgemut und Pleydenwurff. Das Exemplar der Schloßbibliothek gehörte früher der Abtei Admont in Steiermark.

In der Abteilung *Geographie, Länder- und Völkerkunde* sind besonders die modernen Entdeckungsreisen (Amundsen, Filchner, Sven Hedin und andere), dann wertvolle Reisebeschreibungen alter und neuer Zeit zu finden. Werke über die deutschen Kolonien sind ebenfalls vorhanden. Die 24 Bände der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild" haben immer noch ihren Wert. Ältere topographische Werke und besonders Bücher mit Städteansichten werden gern gesammelt. Von *Piranesi*, „Vedute di Roma", sind zwei Bände mit 126 sehr schönen Abdrücken vorhanden. *Cottafavi*, „Vedute di Roma" (1843) hat 50 schöne Kupfer. *Sam. Prout*, „Facsimiles of Sketches made in Flanders and Germany" (etwa 1820), ist mit 51 prachtvollen Lithographien in Großfolio geschmückt. *Zeiller-Merians* „Topographiae, Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Örter" in elf Bänden, verdient in jeder Bibliothek einen Ehrenplatz. Die Schloßbibliothek besitzt ein ganz vollständiges Exemplar von prachtvollster Erhaltung. Die sechs Bände von *Braun und Hogenberg*, „Civitates orbis terrarum" (Köln 1612—1618) mit 360 kolorierten Kupfern bilden ein schönes Gegenstück zu Zeiller-Merian. *Richard de Saint-Non*, „Voyage pittoresque ou description du royaume de Naples et de Sicilie" (Paris 1781—1786, fünf Bände in Großfolio), hat roten Maroquineinband mit Goldschnitt. Von *Valvasor*, „Die Ehre des Herzogthums Crain, hist.-topogr. Beschreibung, teutsch durch Erasm. Francisci" (Laybach 1689, vier Bände), besitzt die Schloßbibliothek ein schönes Exemplar mit

Digitized by Google

Abb. 13.

allen Karten und Kupfern in Leder gebunden. *Vischer*, „Unterschiedliche Schlösser und Herrschaften in Ober- und Unterösterreich" (etwa 1650), mit 222 Ansichten in Kupfer, ist, wie alle diese alten Topographien, selten.

Für die Abteilungen „*Bavarica*" und „*Monacensia*" der Schloßbibliothek wird sich nur ein kleiner Kreis der Leser interessieren, und darum sei nur das hervorgehoben, was allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen könnte. Unsere Bavarica-Sammlung ist eine der reichsten, die sich im Privatbesitz befinden, und enthält zahlreiche kostbare und nicht mehr aufzutreibende Stücke.

Natürlich fehlt nicht die „Chronica" des *Johann Aventin* von 1566 mit den Holzschnitten von Jost Amman; Öfeles Quellensammlung „Rerum boicarum scriptores"; die „Monumenta Boica"; die „Regesta Boica"; das vollständige „Oberbayerische Archiv"; die „Bavaria" (zehn Abteilungen nebst Atlas), das beste Hauptwerk zur Landes- und Volkskunde von Bayern; „das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten" von Chlingensberg; „Das Königreich Bayern in seinen acht Kreisen" mit den acht fein kolorierten großen Kupfertafeln mit Städteansichten; des Meisters Lebschée „Malerische Topographie des Königreichs Bayern" mit 70 schönen Lithographien; Lipowskis „Sammlung bayer. Nationalkostüme" mit 49 prächtigen lithographierten Tafeln und verschiedenes andere.

Von älteren Werken zur bayerischen Geschichte und Kulturhistorie seien erwähnt des Abtes von Spanheim *Johann Trithemius* „De origine gentis principumque Bavarorum" (1549); die sehr seltene editio princeps des „Bayrisch Stammen-Buch" von *Wiguleus Hund* zu Sultzenmos (1585—1586) mit den meist fehlenden heraldischen Kupfern; dann *Wolfgang Kilians* „Geschlecht Register der Hertzogen in Bayren" (1623) mit elf schönen Porträts in Kupfer; *Merians* berühmte „Topographia Bavariae" (1644) mit allen Karten und Ansichten; das seltene Kartenwerk „Circuli et electoratus Bavariae geographica descriptio" von *Finck* (1684); der „churbayerische Atlas" (1687—1690) und die „relationes curiosae Bavaricae" (1733) von *Ertl*; *Einzinger von Einzings* „Bayerischer Löw d. i. Verzeichniss der bayerischen Thurnierer u. Helden" (1762) mit vielen Kupfern und genealogischen Tabellen usw. usw. Ein berühmtes und im Handel fast gar nicht aufzutreibendes Werk sind „Die vier Rentämter" (1701—1726) von *Michael Wening*. Unser vollständiges Exemplar enthält in seinen vier Bänden 641 Kupfertafeln. Ich kenne kein topographisches Werk, das dem Beschauer so viel Anregung und Freude bieten könnte, als

Digitized by Google

diese Bände mit ihren stimmungsvollen Ansichten von alten Städten, Schlössern, Klöstern usw. Die spezielle Ortsgeschichte Bayerns bietet des Interessanten ungemein viel. Kommen darin doch nicht allein die Städte mit einer stolzen Vergangenheit, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg, zum Wort, sondern auch kleine, vom Weltgetriebe weniger berührte Orte, deren Geschichte aber im Grunde nicht weniger ereignisreich ist. Nach dem berühmten Wallfahrtsort Altötting führt uns ein Büchlein von *M. Eisengrein*, „Probst zu alten Oetting und der Hohenschul zu Ingolstadt vice Cantzler". Der Titel lautet: „Vnser liebe Frau zu Alten Oetting d. i. von der Vralten Capellen vnd dem Stifft S. Philip vnd Jacob zu alten Oetting". Das Buch wurde 1598 zu Ingolstadt gedruckt, ist äußerst selten und hat auf der Rückseite des Titels einen schönen Holzschnitt. Feste wurden in den alten Reichsstädten gern gefeiert. Einen interessanten Beleg dafür bietet das rare Werk „Das Hochbeehrte Augspurg, wie solches beglücket worden mit beeder Majestäten, der Churfürsten Ankunfft und der Krönungs-Festivität der Röm. Kayserin und Röm. Königs Eleonorae und Josephi, samt den Ceremonien hierbey" (Augsburg 1690). Die 15 großen Kupfer bringen treffliche Darstellungen der Festlichkeiten. Sehr gesucht und selten sind die „Nürnbergische Hesperides" von *J. C. Volckamer* (1708—1714) mit 250 Kupfertafeln, die größtenteils Abbildungen seltener Früchte zeigen, ferner auch Ansichten von Nürnberg und Umgebung und eine Fülle interessanter Gartenanlagen in Nürnberg, Schönbrunn, Bayreuth usw. Von Regensburg und seinen Merkwürdigkeiten erzählt uns *Joh. Paricius* in der „Allerneuesten und bewährten Nachricht von der Stadt Regensburg sammt allen Merckwürdigkeiten, welche den alten und neuen Zustand derselben betreffen" (Regensb. 1753) mit 13 Ansichten in Kupfer. Paricius schrieb auch ein Werk über die Kirchen und Klöster Regensburgs „Nachricht von allen in der Stadt Regensburg gelegenen Reichs-Stifftern, Haupt-Kirchen und Clöstern" (1753), das sehr selten geworden ist. Die Zeit der alten Regensburger Reichstage bringt uns in Erinnerung die „Accurate Vorstellung des Rathhauses und derjenigen Zimmer, in welchen die Reichstags-Sessionen gehalten werden" (1786, mit acht Kupfern). Über das bayerische Hochland ist die Literatur seit jeher sehr reich gewesen. Besonders anheimelnd sind die älteren Werke aus dem XVIII. und den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts mit ihren schönen Lithographien oder Kupfertafeln.

Wer München kennt, liebt es auch, und besonders das alte München bietet jedem, der sich in seine Vergangenheit versenkt, unendlich viel. Wollte man alle Bücher und Bilder zur politischen, Kultur- und Kunstgeschichte Münchens sammeln, so brächte man eine riesengroße Bibliothek zusammen. Die *Monacensia* der Schloßbibliothek sind eine ihrer reichhaltigsten Abteilungen. Die Entwicklung Münchens, seine Kunst, seine Kultur, das Wachsen und Werden der Stadt, ihre Bauten und Sammlungen, Ereignisse aller Art, die sich in ihren Mauern abgespielt, Volksfeste, Gebräuche, Persönlichkeiten, die in München eine Rolle spielten, das alles tritt darin in reicher Fülle von Wort und Bild vor unsere Augen. Und manches findet sich hier, was keinem noch so findigen Antiquar aufzutreiben gelingt. Da ist zum Beispiel „Ein schöner Lobspruch von der Hauptstatt München" von *Thomas Greill* vom Jahre 1610 (Abb. 13). Ein außerordentlich seltenes Büchlein, das in gereimter Form die Sehenswürdigkeiten Münchens aufzählt. Der Dichter schildert zuerst das ganze Herzogtum, beschreibt dann die Kirchen und Klöster, sowie das Residenzschloß in München und teilt seinen Lesern schließlich mit, daß in München vorhanden seien: 56 Brunnen, 7 Tore, 2 Ringmauern, 18 Mühlen, 3 Hämmer, 75 große Gassen, 42 Weinhäuser, 14 Metschenken, 72 Bierbrauereien, 62 Bäcken (Bäcker) und 12 Bäder. Das Büchlein besteht nur aus sieben Blättern, ist aber eine Seltenheit ersten Ranges. Ebenso, man möchte sagen, unscheinbar, doch gleichfalls ein Rarissimum, ist „Herczog Albrechtz (IV.) jn Bairn Begenngknuss zu München Anno 1509". Wir haben es hier mit einem der frühesten Drucke Münchens zu tun (nach Proktor von H. Ostendorffer und M. Zaysinger). Das Büchlein umfaßt acht Blätter in Folio und hat ein koloriertes Wappen in Holzschnitt auf dem Titel. Ein sehr nettes, auch seltenes Monacensium sind die „Skizzen aus dem Münchner Leben" von *C. Müller* (vulgo Saumüller) von etwa 1830 mit zwei hübschen Lithographien, Bockkeller und Hofgarten darstellend. An derartigen kleinen, jetzt meist verschollenen Gelegenheitsschriften,

Digitized by Google

die uns das Leben und Treiben in München zur guten alten Zeit in Vers und Prosa darstellen — ich denke an das Oktoberfest, den Fasching, die Maskenfeste der Künstler, das Leben auf den Kellern, den Schäfflertanz, das Fronleichnamsfest usw. usw. — hat die Schloßbibliothek keinen Mangel. Eine Gelegenheitsschrift größeren Stils und ein seltenes Prachtstück allerersten Ranges ist die „kurtze doch gegründte Beschreibung" der Vermählung Herzog Wilhelms V. mit der Prinzessin Renata von Lothringen im Jahre 1568 von Hanns Wagner. Darin werden die Hochzeitsfeierlichkeiten und die sich daran anschließenden Schmausereien, das Ball- und Maskenfest, das Ringrennen, das Turnier usw. ausführlich beschrieben. Geschmückt ist das Werk mit 15 prachtvollen Kupferstichen in Großfolio von Nikolaus Solis. Ein Hoffest des XIX. Jahrhunderts beschreibt das seltene Kostümwerk „Quadrilles parées costumées executées à la cour de S. M. le roi de Bavière le 3 févr. 1835", darstellend die Länder der Erde und die Hauptfiguren aus Scotts „Ivanhoe". Das Buch hat 50 prächtig kolorierte Tafeln in Lithographie und ist, wie erwähnt, für die Kostümkunde äußerst wichtig; es enthält auch die Porträts der Personen der Hofgesellschaft, die bei dem Maskenfeste mitwirkten. Münchens Stolz ist sein „Englischer Garten". Die Schönheiten desselben schildert uns die seltene Sammlung von neun Ansichten, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer geätzt von *Lebschée*. Unter den öffentlichen Gebäuden Münchens ist die Residenz oft beschrieben und abgebildet worden. Bekannt ist die italienische Beschreibung des Marchese *Pallavicino* von 1667, von der auch eine deutsche Übersetzung „Triumphierendes Wunder-Gebäw der churfürstlichen Residentz zu München in teutscher Sprach vorgestellet von Joh. Schmid" mit einem großen Titelkupfer 1685 erschienen ist. *Matth. Disel*, kurfürstlicher Garteningenieur, verfaßte ebenfalls eine Beschreibung der Residenz unter dem Titel „Erlustierende Augenweyde vorstellend die churfürstliche Residenz in München, als auch die Pallatia, und Gärten, so Maximilian Emanuel erbauen lassen" (Augsburg etwa 1725 mit 42 Kupfertafeln). Das Jahr 1848 mit seinen revolutionären Stürmen tobte auch in München. Alles, was darüber an Büchern, Broschüren, Flugblättern usw. zu erreichen ist, hat die Schloßbibliothek gesammelt und ergänzt ihre Bestände fortwährend. Allerdings liegt das Wertvollste und Seltenste davon in den graphischen Blättern.

Abb. 14.

Doch ist es mir wegen des beschränkten Raumes nun leider nicht mehr möglich, über diese Kunstblätter-Sammlung von etwa 10000 Stück und ebenso über die mit ihr verbundene Bücherei zur Kunstgeschichte noch einiges mitzuteilen. Auch eine reichhaltige Kostümbibliothek wäre dabei zu erwähnen. Vielleicht ist es mir aber später einmal vergönnt, die Leser der „Zeitschrift für Bücherfreunde" mit einigen der seltensten und interessantesten Blättern dieser Sammlung bekannt zu machen.

Digitized by Google

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Steglitz.

IV. Idiergasten.

Schluß.

Der Königsberger Philosoph *Immanuel Kant* (1724–1804) „pflegte nach einem gewissen Turm hinzusehen, wenn er scharf über etwas nachdachte; einige Pappeln schossen so empor, daß sie ihm den Anblick des Turmes verhinderten, und nun konnte er auch nicht mehr ungestört nachdenken; der Eigner der Pappeln war aber so artig, ihm die Gipfel dieser Bäume zu opfern, und da ging's wieder wie zuvor" (Webers Demokrit IV, Kap. 20). Derselbe „soll lehrend immer auf die leere Knopfstätte eines Studenten gesehen haben, und wurde irre, als dieser sie besetzt hatte" (Jean Paul, Titan II, 56. Zykel; so auch andere, dagegen kam nach Webers Demokrit V, Kap. 24 Kant einst aus dem Geleise, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf gefehlt). Der norwegische Dramatiker *Henrik Ibsen* (1828–1906) soll sich durch den Anblick kleiner geschnitzter Figuren auf seinem Schreibtische haben anregen lassen.

Was den *Gehörssinn* betrifft, so konnte bei dem englischen Philosophen *John Stuart Mill* (1806–1873) das Dröhnen einer im Nebenzimmer geschlagenen Pauke die erschlaffende Denkkraft anregen (M. Calm in der Zeitschrift „Der Bazar" 1913 Nr. 40), und der französische Dichter *Théophile Gautier* (1811–1872) arbeitete am liebsten unter dem Lärm seiner fünfzehn Katzen (G. Rocher a. a. O.). Groß ist dagegen die Anzahl der Geistesarbeiter, die gegen Geräusche sehr empfindlich sind. „. . . Zu einem solchen Feuer," sagt Jean Paul (Siebenkäs, 2. Aufl. 1817 Kap. 5), „besonders ehe man noch hineinkommt, ist Windstille zuvörderst erforderlich. Daher wohnen in Paris die großen Gelehrten und Künstler bloß in der St-Victor-Straße, weil die andern Straßen zu laut sind. So dürfen eigentlich neben Professoren keine Schmiede, Klempner, Folienschläger in einer Gasse arbeiten . . . Das bürgerliche Recht, die römischen Pandekten lassen nicht einmal einen Kupferschmied in eine Gasse ziehen, worin ein Professor arbeitet", und der belesene Humorist berichtet (ebenda), „daß er in den alten Ephemeriden der Naturforscher gelesen, daß der Theolog (Pfarrer) *Joh. Pechmann* keinen Besen hören können — daß ihm das Rauschen desselben halb die Luft versetzet und daß er vor einem Gassenkehrer, der ihm bloß aufstieß, davongelaufen". Den Philosophen *Kant* konnte „ein Hahn im Nachdenken stören, und da der noch wunderlichere Besitzer solchen nicht missen wollte, so änderte er seine Wohnung" (Weber a. a. O.). Außer Kant erwähnt als lärmempfindlich K. Bader a. a. O. noch *Wieland* und *Goethe*, und Calm a. a. O. Goethe, *Schiller*, *Jean Paul*, *Byron*, *Shelley*, *Carlyle*, *Friedr. Theod. v. Vischer*, *Rich. Wagner*, *Conr. Ferd. Meyer*. Hinzuzufügen ist der Heidelberger Philosoph *Kuno Fischer* (1824–1907), den das Pflastern der Straße, in der er wohnte, dermaßen störte, daß er sich „das verfluchte Geklapper" verbat mit der Drohung, sonst den an ihn gerade ergangenen Ruf nach Jena anzunehmen; ferner der italienische Dichter *Gabriele d'Annunzio* (geboren 1863), während dessen Schaffens nicht nur im Hause, sondern auch im Garten alle nur mit den Zehen auftreten sollen, und der Dichter *Otto Julius Bierbaum* (1865–1910), dessen Nerven zuletzt gegen jede Störung von außen empfindlich waren (E. v. Wolzogen a. a. O.). Der von dem hannoverschen Privatdozenten *Theodor Lessing* (geboren 1872), dem Verfasser einer Schrift „Der Lärm" (1907), gegründete Antilärm-Verein mit dem Organ „Das Recht auf Stille" (drei Jahrgänge, vom Oktober 1908 ab) scheint nicht mehr zu bestehen.

Digitized by Google

Zum Geruchssinn: Daß *Schiller* faule Äpfel auf seinem Schreibtisch haben mußte, ist bekannt. *Byrons* Phantasie wurde durch den Geruch von Trüffeln angeregt (G. Rocher a. a. O.). Wenn der dänische Dichter *Jens Peter Jakobsen* (1847—1885) schreiben wollte, mußten Hyazinthen in seinem Zimmer stehen.

Zum Geschmackssinn: Der amerikanische Romanschriftsteller *James Fenimore Cooper* (1789—1851) konnte nicht arbeiten, wenn er sich nicht den Mund mit Pastillen vollgestopft hatte (G. Rocher a. a. O.). Hierher gehören auch diejenigen, welche sich der zunächst auf den Geschmack wirkenden Excitantia (siehe oben) bedienen.

Zum Gefühls- und Tastsinn: Daß *Chateaubriand* während des Diktierens barfuß durchs Zimmer gegangen, ist schon erwähnt worden. Durch ein Kältegefühl regte sich auch *Schiller* manchmal an, indem er die Füße in ein Gefäß mit kaltem Wasser steckte (G. Rocher a. a. O.). Der englische Politiker *Arthur James Balfour* (geboren 1848) soll nur dann gute Reden gehalten haben, wenn er im Westenausschnitt eine Maulwurfspfote gestreichelt. —

Manche Gelehrte und Dichter treiben während der Arbeit *für ihr Schaffen belanglose Dinge,* wobei sie zum Teil bloßen Angewohnheiten frönen. *Melanchthon* (1497—1560), der mit der einen Hand das Buch hielt und mit der andern eins seiner Kinder schaukelte (K. Bader a. a. O.), wird noch übertroffen von dem französischen Philologen *Isaac Casaubonus* (1559—1614, gestorben in London), dessen Vielgeschäftigkeit folgendes Distichon rühmt:

Ilias in genibus, spumat manus una lebetem,
Una veru versat: tres agit ille viros;

das heißt:

„Homer liegt in dem Schoß, die Rechte dreht den Braten,
Die Linke kocht: das sind ja dreier Männer Taten"

(Mencke, Charlatanerie 1716, S. 66, Anm.). Der Publizist *Justus Möser* (1720—1794) aber „diktierte seine Werke bei dem Ombre [L'hombre]-Spiel" (Jean Paul, Levana, 2. Aufl., § 53).

Von alters her verbreitet ist das *Nägelkauen* bei geistiger Arbeit. Schon in Horaz' Satiren I, 10, 70f. heißt es von einem Dichter: „Er würde beim Bilden des Verses oft den Kopf kratzen und die Nägel benagen" und in Persius' Satiren 1, 106 von einem keine Mühe erfordernden Gedicht: „Das beschädigt weder das Pult, noch schmeckt es nach abgebissenen Nägeln". Der Opitzianer Andreas Tscherning meint in einem Grabgedicht (bei Kindermann, Der Deutsche Poët, 1664, S. 156):

„Ja nagt' ich zweimal schon mir ganz um beide Hand
Die kurzen Nägel ab, so käme mein Verstand
Zu keiner Hoheit doch."

Joachim Rachel dagegen behauptet in seinen Satiren (1664) 1, 6, er habe nie „Dafne zu gefalln die Nägel abgebissen". Der neulateinische Dichter *Antonius Quaerengus* (eigentlich Querenghi, aus Padua, 1546—1633) hinwiederum kratzte den Kopf, benagte die Nägel und schlug auf das Pult (Bernhard S. 88 nach Paganinus Gaudentius, Obstetrix literaria, p. 19). Der italienische Mathematiker *Hieronymus Cardanus* (1501—1576) aber „war niemals vergnügter, als wenn er sich in die Lefzen gebissen", und der gelehrte Dominikaner *Thomas Campanella* (1568—1639) „schrieb am besten, wenn er närrische Gesichter gemacht" (Bernhard a. a. O.). Der französische Dichter *Jean de Lafontaine* (1621—1695) soll beim Nachdenken den Federhalter zerkaut haben. Der Hallesche Philosoph *Joh. August Eberhard* (1739—1809) „zupfte stets an seinen großen Augenbrauen" (Webers Demokrit VII, Kap. 1). *Schiller* soll beim Dichten geschnauft und gestampft haben. Ferner soll der französische Astronom *Graf Laplace* (1749—1827) mit einem Garnknäuel, die geistreiche *Madame de Staël* (1766—1817) mit dem Bleistift gespielt oder Brotkügelchen gedreht, *Lord Byron* (1788—1824) an dem obersten Rockknopf gerissen, der Berliner Theolog *August Neander* (1789—1850) während der Vorlesung einen Federkiel zerrupft, der englische Dichter *Robert Browning* (1812—1889) den linken Fuß in den Teppich

Digitized by Google

gestoßen und sein Landsmann und Bruder im Apoll *Algernon Swinburne* (1837–1909) den Hund zu seinen Füßen mit Näschereien vollgestopft haben. —

Nach vollführter Geistesarbeit werden oft seltsame *Zerstreuungen* gesucht. Horaz (Oden IV 12, 28) behält recht: Dulce est desipere in loco (das heißt: Süß ist's, töricht zu sein zu rechter Zeit). „Hält man es nicht großen Philosophen, z. B. *[Nicolas] Malebranche* [1638–1715], zugute, daß sie nach den größten Eroberungen, die sie im Reiche der Wahrheiten gemacht, sich in die Kinderstube setzten und dort wahre Kindereien trieben, um den Bogen, womit sie so viele Lügen zu Boden gelegt, sanft zurückzuspannen?" (Jean Paul, Titan I, 16. Zykel; vgl. Hesperus II, 20. Hundposttag). *Goethe* gesteht in „Epigramme" Nr. 55:

„Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch töricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot."

Schiller kroch auf allen vieren herum, um seinen Buben als Reittier zu dienen. Und der „Wandsbeker Bote" *Matthias Claudius* (1740–1815) leistete sich manchen Freudensprung über seine Kinder hinweg. Der englische Dichter *Percy Shelley* (1792–1822) aber vergnügte sich damit, aus Karten (in deren Ermangelung einmal aus einer Fünfpfundnote) kleine Kähne zu machen und auf dem Wasser schwimmen zu lassen.

Auch bezüglich der *Vorarbeiten* haben manche Gelehrte ihre eigene Methode. Über den Wert des *Notizensammelns* äußert sich Lichtenberg (a. a. O. I, S. 284f.): „Ich glaube, daß man selbst bei abnehmendem Gedächtnis und sinkender Geisteskraft überhaupt noch immer gut schreiben kann, wenn man nur nicht zu viel auf den Augenblick ankommen läßt, sondern bei seiner Lektüre oder seinen Meditationen immer niederschreibt, zu künftigem Gebrauch. Auch der abgelebteste Mann hat Augenblicke, wo er, durch Umstände so gut wie durch Wein angespornt, sieht, was kein anderer gesehen. Dieses muß gehörig aufgesammelt werden. Denn das, was der Augenblick der Ausarbeitung zu geben vermag, gibt er doch. So sind gewiß alle großen Schriftsteller verfahren." *Petrarca* schrieb sogar beim Spazierengehen jeden Gedanken, der ihm einfiel, nieder, und zwar auf sein ledernes Wams (siehe oben). Und der französische Mathematiker und Philosoph *Blaise Pascal* (1623–1662) soll als Notizbuch seine Fingernägel benutzt haben, auf die er kurze Worte mit einer scharfen Nadel geritzt. Bekannt sind die *Zettelkasten Jean Pauls;* er teilte auch die Lebensbeschreibung des Quintus Fixlein, „wie Moser [Friedr. Karl v., 1723–1798; vgl. die Gesch. der Vorrede zur 2. Aufl. von Q. F.] seine publizistischen Materialien, in besondere Zettelkasten [statt Kapitel] ein". Wenn dem Münsterschen Humoristen *Hermann Landois* (1835–1905) „irgend ein Gedanke kam, den er gern festhalten wollte, wenn er einen guten Witz gehört hatte, den er nicht vergessen, oder wenn er sich sonst etwas merken wollte, dann mußte das Päckchen Tabak, das er ja auch stets bei sich führte, herhalten, auf dem er dann mit dem Blaustift die nötigen Vermerke machte; auch Papierservietten mußten zu diesem Zweck herhalten" (Lebensbild 1907, S. 82). — Mit Notizenmachen hielten sich nicht auf der Mathematiker *Fortius Ringelberg* (gestorben um 1536) und *Friedrich der Große,* sondern schnitten sich aus den Büchern, die sie lasen, die für sie brauchbaren Stellen heraus; Fortius verkaufte dann die kastrierte Ausgabe (Jean Paul, Quintus Fixlein, 3. Zettelkasten und Fälbels Reise). — Der aus Wimpfen gebürtige Sprach- und Geschichtsforscher *Friedrich Karl Fulda* (1724–1788, lange Pfarrer in Mühlhausen an der Enz, gestorben in Ensingen) hatte sich gewöhnt, alles in *Tabellen* aufzuzeichnen, die er in einem besonderen Raume, dem „Tabellenzimmer", verwahrte (Ratzebergers Literar. Almanach für 1829, S. 75).

Auf ein gutes *Werkzeug* bedacht zu sein, mahnt Goethe den Schriftsteller. Eine besonders gute Feder muß *Martin Crusius* (1526–1607), Professor der griechischen Sprache in Tübingen, gehabt haben, der „seine Annales Suevici mit einem einzigen Kiel vollendet, wobei dieses noch

Digitized by Google

merkwürdig, daß er sehr zierlich und nett geschrieben" (Bernhard S. 634). Der als Professor in Löwen gestorbene Latinist *Justus Lipsius* (1547–1606) hatte eine silberne Feder, mit der er unter anderm zwei Bücher zu Ehren der Jungfrau Maria schrieb und die er der heiligen Jungfrau von Hall vermachte mit folgenden Versen:

„Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
Sie, die durch des Äthers hohe Räume flog,
Durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
Die, der Wissenschaft, der Klug- und Weisheit immer
Dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
Die des Friedens und des Kriegs Regierungskünste
Schrieb und deine Größe kundtat, altes Rom,
Und mit mannigfalt'gem Licht des Altertums
Nachlaß überstrahlte, — diese Feder, Göttin,
Weihet jetzt, wie billig, Dir Dein Lipsius.
Denn durch Deinen hohen Beistand ward dies alles
Einst begonnen und zustande kam's durch Deinen Beistand" usw.

(Bernhard S. 481 nach Miräus' Biographie, und Jani de doctor. umbraticis commentarius; die Übersetzung der Verse in Wielands sämtl. Werken, Göschenscher Ausg. 1839f., Bd. 35, S. 315). Dabei schrieb Lipsius „sehr garstig und unleserlich" (Bernhard S. 634). Mit nur zwei Federn soll der gelehrte Jesuit *Francesco Sacchini* (1571–1625, gestorben in Rom) sieben Jahre lang seine geschichtlichen Arbeiten und seine Briefe geschrieben haben. Der Gräzist *Leo Allatius* (aus Chios, 1586–1669), vatikanischer Bibliothekar, bediente sich sogar 40 Jahre hindurch einer und derselben Feder, und zwar beim Abschreiben griechischer Handschriften. Da kann man es ihm nicht verdenken, daß er bei der völligen Unbrauchbarkeit dieses Schatzes sich kaum der Tränen hat enthalten können. (Bernhard S. 634 und Jani comment.) — Der Pädagog *Valentin Trozendorf* (1490–1556) bereitete sich als armer Student die Tinte aus Kienruß und das Papier aus Birkenrinde (Jöcher). Auch *im Gefängnisse* mußten sich einige Gelehrte mit recht seltsamem Schreibmaterial behelfen, das sie in schlauester Weise ausfindig zu machen verstanden: Der Mediziner *Caspar Peucer* (1525–1602) „brauchte anstatt des Papiers den leeren Rand an dem Konkordienbuch; die Tinte verfertigte er sich von der Kruste des Brots, welches er verbrannt und mit Bier begossen; die Federn gaben ihm ein Gänseflügel, den er sich zur Abkehrung des Spinnengewebes ausgebeten" (Bernhard S. 429 nach Melch. Adamus, Vitae medicorum 1620, p. 171). Der dänische Staatsmann *Peder Graf Griffenfeld* (1635–1699) „schnitt allerlei Sentenzen in hebräischer und arabischer Sprache mit einem Diamant in die Fensterscheiben" (Bernhard S. 428f. nach dem Allg. Hist. Lexikon II, S. 296). Dem Publizisten *Joh. Jakob Moser* (1701–1785) diente die Lichtputze als Feder (Jean Paul, Hesperus III, 32. Hundposttag und Ergänzblatt zur Levana, Vorrede zur 1. Aufl.) Auf der Flucht vor seinen Verfolgern soll der Geschichtsphilosoph *Marquis de Condorcet* (1743–1794) mit Opium auf bleierne Blätter geschrieben haben. — Des Sonderlings *Peter Hille* (1854–1904) Schreibpapier bildeten „unscheinbare Blätter, Speisekarten oder Papierschnitzel. Wie die Manuskripte oft aussahen, hat O. J. Bierbaum in seinem köstlichen Stilperoman, dessen Peripatetiker Hilles deutliche Züge trägt, folgendermaßen geschildert: ‚Ein Konzeptbogen in Quartformat, der außer den ersten Szenen zu einem Drama zwei Kapitel aus verschiedenen Romanen, sechs Gedichte in Prosa, drei in Versen und außerdem etwa fünf Dutzend Aphorismen und verschiedene Essay-Brouillons enthielt, alles durcheinander geschrieben, erst wagerecht, dann in senkrechten, dann in diagonalen Zeilen'" (F. Droops Hille-Anthologie 1909, S. 8). Welch ein Gegensatz dazu ist die Phonograph und Schreibmaschine vereinigende Diktiermaschine des Naturphilosophen *Wilhelm Ostwald* (geboren 1853)!

Das Sprichwort: *Docti male pingunt*, „Die Gelehrten malen schlecht", findet durch viele Beispiele seine Bestätigung. Bernhard, der S. 631 ff. ein besonderes Kapitel „Von Gelehrten, die unleserlich geschrieben" bringt, beschäftigt sich zunächst mit dem Humanisten *Pico Grafen*

Digitized by Google

v. Mirandola (1463–1494), dem auf Grund einer Angabe seines Neffen eine „geschwinde und also unleserliche Schrift" nachgesagt wird, sowie mit dem protestantischen Theologen *Martin Bucerus* (eigtl. Butzer, 1491–1551), der „so unleserlich schrieb, daß kein Buchführer, ja er selbsten oftmals einen Verstand daraus kaum bringen konnte; die Ursach mag wohl von seinem allzu hurtigen Schreiben herkommen". Jöcher berichtet von dem Anatomen *Guillaume Rondelet* (1507–1566), „daß er sich im Schreiben zu sehr übereilt und was er einmal entworfen, niemals wieder überlesen, wobei er eine sehr schlimme Hand geschrieben". Des Juristen *François Hotman* (1524–1590, gestorben als Professor in Basel) Handschrift ließ sich selbst von seinem Sohne nur mit großer Mühe entziffern, da sie fast ganz aus kurzen Zeichen bestand (Bernhard S. 634). Auch von dem Humanisten *Johannes Caselius* (eigtl. v. Chessel, 1533–1613, Professor in Rostock und Helmstedt) hatte der Literarhistoriker Jak. Fr. Reimmann einige Manuskripte, „daraus er beweiset, daß er eine gar grobe weitläuftige und unangenehme Hand geschrieben" (Bernhard S. 633). Über den Philologen *Jean Passerat* (1534–1602) witzelte Friedrich Taubmann in seinem Plautus-Kommentar 1612: „Tam perplexe scribebat, ut incertum esset, utrum Gallus an gallina scripsisset", das heißt er schrieb so undeutlich, daß es zweifelhaft war, ob ein gallischer Hahn [Wortspiel, da Gallus Hahn und Gallier oder Franzose bedeutet] oder eine Henne geschrieben. Über *Justus Lipsius* siehe oben. „Von dem berühmten Jenaischen Medikus *Guernerus Rolfincius* [1599–1673] schreibet Placcius, De arte excerpendi, p. 51, daß er alle Buchstaben daumenbreit zu ziehen gewohnt gewesen, daher es gekommen, wenn er einen geschmeidigen Band wollen drucken lassen, daß sein Manuskript von einem starken und vierschrötigen Kerl kaum habe können fortgebracht werden" (Bernhard S. 633). Auch Jean Paul erwähnt im Quintus Fixlein, 2. Zettelkasten nach Paravicini Singularia I, 2 „Rollfinken und seine Lettern, die so lang waren wie seine Hände". (Es ist derselbe, von welchem Jöcher berichtet: „Weil er fleißig aufstellte, um Kadaver zur Anatomie zu bekommen, so baten sich die Malefikanten insgemein aus, daß sie nicht möchten gerolfinkt werden.") „Wegen der unleserlichen Schrift Spanhemii [d. i. des reformierten Theologen *Friedrich Spanheim*, 1600–1649] haben seine Dubia Evangelica in Vetus Testamentum noch bis dato müssen liegen bleiben, weil sich keiner gefunden, der das Manuskript hätte lesen können" (Bernhard S. 633f.). Auch den Straßburger Geschichtsprofessor *Joh. Heinrich Boecler* (1611–1672) rechnet Bernhard S. 633 hierher; doch „aus den Zügen der Buchstaben sieht man, daß er wohl besser habe schreiben können, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen lassen". Eine schwer leserliche Hand schrieben der Dichter *Friedrich Frhr. v. Cronegk* (1731–1758; siehe Gellerts Briefe 1774), der Philologe *Karl August Böttiger* (1760–1835; siehe Literar. Zustände und Zeitgenossen I 1838, S. 4, Anm. 2), der Philosoph *Friedrich v. Schelling* (1775–1854), für den deshalb seine Gattin Karoline viel schrieb, der *König Johann von Sachsen* (Schriftstellername: Philalethes, 1801–1873), dessen Übersetzung von Dantes Göttlicher Komödie durch einen Freund gänzlich abgeschrieben werden mußte, bevor sie in Druck gegeben werden konnte. Ins Irrenhaus brachte die schlechte Handschrift den Wiener Musikgelehrten *Bacher* (um 1850), da keiner das umfangreiche Manuskript seiner „Geschichte des kaiserlichen Musikgrafenamts" zu entziffern vermochte (Vossische Zeitung 1903).

Bernhard hat auch ein Kapitel *„Von Gelehrten, die eine gute Hand geschrieben"* (S. 628ff.). Darin führt er an: den Humanisten *Johann Reuchlin* (1455–1522), den Philologen *Julius Cäsar Scaliger* (eigtl. della Scala, 1484–1558), der „seine Bücher mit einer so großen Justesse soll geschrieben haben, daß sein Manuskript und das gedruckte Exemplar in den Paginä, ja sogar in den Zeilen miteinander übereinkommen", den reformierten Theologen *Wolfgang Musculus* (eigtl. Müslin, 1497–1563), der in Straßburg für den schlechtschreibenden Bucerus zum Beispiel dessen Commentarius in prophetam Zephaniam ins reine trug, den lutherischen Theologen und Dichter *Paul Eber* (1511–1569), dessen saubere Handschrift ihm die Freundschaft Melanchthons zuwege brachte, den Gräzisten *Martin Crusius* (siehe oben) und den französischen Geschichtschreiber *Antoine Varillas* (1624–1696). Auch der lutherische Theolog *Joh. Georg Dorschäus* (1597–1659) schrieb nach Jöcher „eine sehr schöne Hand". Von dem Sprachforscher *Mathurin Veyssières de Lacroze* (1661–1739, aus Nantes, Benediktiner, dann Bibliothekar in Berlin) rühmt

Digitized by Google

Dunkel I 4, 1755, Vorrede: „Die eigenhändigen Manuskripte desselben kamen fast saubern Kupferstichen gleich, sogar selbst seine koptischen Schriften und sein Armenisch Wörterbuch, welche ich in der ehemaligen schönen Jordanischen Bibliothek gesehen."

Zum Schlusse ist des *Tempos der geistigen Arbeit* zu gedenken. *Schnell* machte sich davon ab zum Beispiel der Anatom *Guillaume Rondelet* (1507–1566): er arbeitete mit solcher Hast, daß er sich nicht die Mühe gab, seine Schriften wieder vorzunehmen und zu korrigieren (Bernhard S. 645 nach Teissier, Eloges I, p. 301; vgl. oben). Der Humanist *Carolus Sigonius* (1524 bis 1584), Professor in Modena, „war mit einer Schrift bald fertig, und dieses bewies er vornehmlich in seinen Kontroversien mit Robortello", dem er in drei Tagen auf ungefähr hundert Seiten erwiderte, und zwar in schönem Latein (Bernhard a. a. O. nach Imperialis, Museum historicum, p. 57). Der französische Gelehrte *Claudius Salmasius* (1588–1653) „hatte eine ganz ungemeine Fertigkeit, er mochte schreiben was er wollte. Weil er bei seiner großen Lektüre ein gutes Gedächtnis hatte, so wußte er, ohne sich lange zu bedenken, wo er bei aller Gelegenheit im Schreiben das Leder hernehmen sollte. Er schrieb niemals etwas zweimal ab; wie er es zum erstenmal konzipieret, so mußte es unter die Presse. Die wenigsten seiner Episteln sind deswegen nachgedruckt, weil er keine Kopie für sich behalten" usw. (Bernhard S. 644). Von dem fleißigen Halleschen Theologen *Joachim Lange* (1670–1744) heißt es bei Götten a. a. O. S. 360: „Sein Verstand ist feurig, und hurtig in seinen Wirkungen, und die Geschwindigkeit der Hand im Schreiben kommt der Munterkeit seines Kopfes im Denken völlig gleich. Er pflegt wenig nachzuschlagen, sondern schreibt mehrenteils aus eigenem Nachdenken."

Wie Bernhard in einem Kapitel „von Gelehrten, die sich im Schreiben nicht viel Mühe gegeben" (S. 643 ff.) – woraus eben drei angeführt sind – handelt, so bespricht er auch „die sich im Bücherschreiben große Mühe gemacht" (S. 639 ff.), von denen jetzt einige folgen mögen. „*Alkestides*, ein tragischer Dichter, brachte des Tages kaum etliche Verse zu Markt; als ihm Euripides vorwarf, wie es doch käme, daß, da er 100 Carmina verfertigen, er kaum drei vorweisen könnte, antwortete er: ‚Deine reichen nur für drei Tage, meine aber für alle Zeit'. Aber das Zaudern wird bei den Poeten am wenigsten zu einem glücklichen Ende ausschlagen. Wenn die Dichter in Ekstase liegen oder einen poetischen Enthusiasmus haben, so wollen die Hände gern arbeiten, und ist auch der erste Einfluß mehrenteils der beste. Josephus Scaliger schreibt in den Scaligeriana von seinem Vater [*Julius Cäsar Scaliger*, 1484–1558], wenn er seine Episteln hurtig geschrieben habe, so wären sie vortrefflich gewesen; habe er aber darauf meditieret und sich lange bedacht, so wären philosophische Episteln daraus geworden. Es ist indessen doch keine Todsünde, von dem, was einmal aufs Papier gebracht, etwas wieder auszustreichen. [Nach Pope besteht vielmehr die Kunst des Autors im Ausstreichen; siehe Jean Paul, Ergänzblatt zur Levana, Vorrede zur 1. Aufl.] Der *Virgilius* [70–19 v. Chr.] hatte die Gewohnheit, daß er in poetischer Erregung eine flüchtige Feder führte, damit ihm die Hauptsache mit [wohl Druckfehler statt: nicht] entwischte. Weil er aber nicht sowohl auf die Vielheit, als Güte der Verse sah, so machte er nicht langsam aus 40 Zeilen, die er in der Hitze geschrieben, 20, in welche er alles dasjenige geschickt brachte, was in der größeren Anzahl verstreut lag (Paganinus Gaudentius, Obstetrix literaria I). *Paulus Manutius* [der gelehrte Drucker, 1512–1574] war ein langsamer Korrespondent; Scioppius schreibt von ihm, wenn er eine Epistel an einen guten Freund im Anfang des Frühlings zu schreiben angefangen, sei er kaum im Herbst damit fertig worden. [Vgl. Jean Paul, Quintus Fixlein, 6. Zettelkasten, wo noch eines andern Gelehrten gedacht wird, der ‚an einer lateinischen Epistel – freilich müssen wir's bloß dem Morhof glauben – vier volle Monate heckte, Variationen, Adjektive, Pedes samt den Autoritäten seiner Phrases genau zwischen den Zeilen anmerkte'.] Manutius war in seiner Latinität allzu gewissenhaft, die Schriften Ciceros hatte er sich zur Norm gesetzt und hielt es für ein Verbrechen, ein Wort mit einzuschieben, von dessen Autorität er nicht gewisse Spuren im Cicero hätte. Deswegen enthielt er sich auch des Redens in dieser Sprache und konnte in einer Gesellschaft nicht drei Worte hervorbringen, wie Teissier aus Scaliger uns versichert in Eloges I, p. 410, da er auch meldet, wenn Manutius einen Brief geschrieben, habe er zwischen jeder Zeile einen Raum vier

Digitized by Google

Finger breit gelassen, daß, wenn ihm etwas zu verbessern einfiele, dieses Spatium zur Korrektur übrig wäre. Was aber bisher von Manutius gesagt, wollen andere miteinander über einen Haufen werfen, weil selbst Muretus in seinen Episteln von ihm versichert, daß er eine fertige Zunge, das Lateinische zu reden, gehabt habe. Und dieses bestätigt die Anzahl seiner Episteln am besten, welche er in großer Menge verfertigt, da ihm doch überdem seine Schriften und Kommentare nebst seiner Druckerei genug zu schaffen gaben. *Fortunius Licetus* [Altertums- und Naturforscher, 1577—1656, gestorben als Professor in Padua] war sehr arbeitsam, das Bücherschreiben machte ihm viele Mühe, indem er keines unter die Presse gab, das er nicht vier- oder fünfmal mit eigener Hand abgeschrieben, und doch sind viele Bücher von ihm in der Gelehrten Händen (Patiniana p. 24)... Dem berühmten Theologen *Calov* [*Abraham*, 1612—1686, Professor und Generalsuperintendent in Wittenberg] muß die Tinte in der Feder über dem Meditieren langsam vertrocknet sein, indem ihm einige nachgerechnet, daß er alle Tage einen Bogen müsse geschrieben haben, da doch seine Schriften auch gutenteils philosophisch sind. Dieses war ihm ein großer Vorteil gegen seine Adversarii, davon der Jenaische Professor *Joh. Musäus* [1613—1681] einer mit war, von dem der D. Fecht in seiner Praefatio ad Dorschaei Commentarium in 4 Evangelistas schreibt: Ich habe gehört, daß er seine Schriften, die in Druck gegeben waren, dermaßen umgestaltet, daß er oft ganze Seiten, an denen man schon zu drucken angefangen hatte, zurückforderte und abänderte, und es oft keine Zeile gab, die nicht eine Streichung oder einen Zusatz erfahren hätte." — Diesen von Bernhard angeführten langsamen und umständlichen Geistesarbeitern kann ich eine weitere Anzahl hinzufügen: *Pierre de Ronsard* (1524—1585) „soll bisweilen kaum in drei Monaten einen guten Vers zuwege gebracht haben; wenn er aber einmal den Furor poëticus bekommen, ungemein viel nacheinander schreiben können" (Jöcher). Dem *François de Malherbe* (1555—1628) „wurde seine Poesie sehr sauer, indem er oft über einem Gedichte ein halb Ries Papier verschmiert und nach einer Arbeit von 100 Versen lange Zeit ruhen müssen" (derselbe). Von dem Wittenberger Professor der Dichtkunst *August Buchner* (1591—1661) sang 1642 Andreas Tscherning in „Deutscher Getichte Früling" (Rostocker Nachdruck S. 220):

„Was dieser Geist ersinnet,
Weiß von dem Tode nicht.
Jedoch was er beginnet,
Kommt langsam auch ans Licht.

Ein Vorrat kluger Schriften
Liegt bei ihm ungeprägt,
Weil er ihm Ruhm zu stiften
Noch stets sie überlegt.

Bald lassen von sich fliegen
Was jung wird, ist Gefahr;
Was dauren soll, muß liegen
Bis in das neunte Jahr.[1]

Was etwan uns zu wissen
Ans Tageslicht bereit
Von ihm ist ausgerissen,
Hat lauter Ewigkeit,

Und macht uns mehr verlangen
Nach dem, was noch die Welt
Bisher nicht hat empfangen
Und er beschlossen hält."

[1] Nach Horaz' Dichtkunst Vers 388: Nonum prematur in annum, das heißt: „Bis ins neunte Jahr möge es verborgen bleiben" im Schreibpult, damit man daran feilen kann.

Digitized by Google

Über einen noch heute geachteten Philologen finde ich in Christian Garves' „Betrachtungen über die Sittenlehre" (1798, Widmung) folgendes: „Als Jüngling war ich Freund eines weit älteren, mir in vieler Rücksicht unähnlichen Mannes, der durch seine bedrückten Umstände zu allen Sklavenarbeiten der Literatur verdammt, durch sein Genie zu den mühsamsten, weitläuftigsten und subtilsten Forschungen über alte Sprachen, Kritik und Geschichte gemacht, aber bei der Verarbeitung seiner oft unermeßlichen Materialien zu wirklich nützlichen Arbeiten zwar in Gedanken wie im lateinischen Ausdruck äußerst genau, aber auch äußerst langsam und oft sein Werk zur Reife zu bringen unfähig war. Dieser Mann war der vortreffliche, in der Folge allgemein geschätzte Reiz." Der aus Windsheim in Franken gebürtige *Friedrich Wolfgang Reiz* (1733–1790), seit 1757 Magister und seit 1766 Privatdozent in Leipzig, daneben Korrektor für die Breitkopfsche Druckerei, wurde erst mit 40 Jahren außerordentlicher, mit 50 ordentlicher Professor. — Langsam arbeitete auch der englische Geschichtschreiber *Edward Gibbon* (1737 bis 1794; siehe oben). In *Otto Ludwig* (1813–1865) rang der schaffende Dichter mit dem Selbstkritiker bis zur Verzweiflung. Am bezeichnendsten hierfür ist sein nie zu Ende gebrachtes Drama „Agnes Bernauer", dessen Bewältigung ihn über Jahrzehnte hin immer wieder angezogen, das er von den verschiedensten Seiten angepackt hat, von dem in nicht weniger als 49 Heften fast 20 verschiedenartige Versuche und 3 vollständig ausgeführte Fassungen vorliegen, ohne daß ihn das Resultat befriedigt hätte. (Siehe die von Paul Merker und anderen herausgegebene historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke O. L.s). Wie langsam für gewöhnlich der französische Romanschriftsteller *Gustave Flaubert* (1821—1880) arbeitete, hat sein Schüler Maupassant beschrieben. Danach schuf er unter schmerzlichen Anstrengungen, beim Schreiben öfter einhaltend, durchstreichend, darüberschreibend, die Ränder anfüllend, Worte quer darüberziehend, 20 Seiten schreibend, um schließlich eine zu verwenden, unter 100 Ausdrücken nur einen einzigen als den allein richtigen herausfindend, und brach oft zusammen im Kampf mit den Worten. Flaubert selbst sagte einmal: „Ich habe vier Stunden verbracht, ohne eine Phrase fertig zu bekommen. Ich habe heute keine Zeile geschrieben oder vielmehr ich habe 100 gekritzelt. Was für eine furchtbare Arbeit!" (Th. Reik, Flaubert und seine ‚Versuchung des hl. Antonius', 1912.) Ganz anders arbeitete *Emile Zola* (1840–1902), aber immerhin langsam. Er schuf in der größten Ruhe. Nachdem er den Gegenstand gründlich überdacht hatte, setzte er sich zur bestimmten Stunde an den Schreibtisch und schrieb, da er jährlich einen Roman von ungefähr 500 Seiten fertigstellen wollte, täglich etwa 50 Zeilen nieder, in einer sauberen großen Schulschrift, ohne zu durchstreichen und zu ändern. Dem kränklichen *Peter Rosegger* (geboren 1843) dagegen macht die Arbeit des Schreibens selbst recht viele Mühe: die Linke muß oft die Rechte halten, damit sie nicht ins Zittern kommt (Decsey a. a. O.).

Hier sind auch die weitläuftigen Universitätslehrer zu erwähnen. Der Wiener Theolog *Thomas Ebendorffer von Haselbach* (gestorben 1464) las mehr als 22 Jahre über das erste Kapitel des Propheten Jesaia (Jöcher; vgl. Caspar Abel, Satirische Gedichte 1714 S. 111). Der französische Humanist *Petrus Ramus* (1515–1572) „hatte sich angewöhnet, daß er täglich eine Seite, niemals mehr noch weniger erklärte, deswegen man ihn nur den Paginarius genannt" (Bernhard S. 743; nach Jöcher geschah solches bei der Erklärung des Cicero und des Virgil). Der Tübinger Theolog *Ludwig Joseph Uhland*, der anfangs zur philosophischen Fakultät gehörte, kam während der zehn Jahre [1761–1771] im Vortrag der Weltgeschichte nicht weiter als bis an die Sündflut, weshalb er von den Studenten Antediluvianus genannt wurde (Ratzebergers Literar. Almanach für 1831 S. 168). *Joseph v. Görres* (1776–1848) soll im ersten Semester seiner Vorlesungen über allgemeine Geschichte zu München nicht einmal bis zur Schöpfung der Welt gekommen sein (ebenda S. 169).

Bernhard handelt noch S. 704ff. „von Büchern, daran die Gelehrten lang gearbeitet" und zwar zunächst von solchen, welche trotzdem nicht erschienen sind: „*Terentius Alciatus* [1570–1651] lag 30 ganzer Jahr über einer Widerlegung von Sarpii Concilium Tridentinum und getraute sich doch endlich nicht damit hervorzuwischen. *[Justus] Lipsius* [1547–1606] hatte ebenso lange Zeit mühsame Collectanea gesammelt, ein Lexicon rituale romanum herauszugeben, aber es ist auch

Digitized by Google

unterblieben und nichts davon zum Vorschein gekommen. *[Johann] Letzner* [1531–1615] war gleichfalls 30 [nach Jöcher 36] Jahre bemüht, eine Braunschweigische Chronik auszufertigen, welche aber des Tages Licht noch bis dato gescheuet. [Nach Jöcher ist davon das V. Buch 1722 durch Ph. J. Rethmeier herausgegeben.] ... Der Herr Eckart [richtig: *Joh. Georg* Eccard, seit 1719 *v. Eckhart,* 1664–1730] hat an seinem Lexicon etymologicum der deutschen Sprache schon [1718] über 20 Jahre gearbeitet ...." Nachträglich erwähnt Bernhard Seite 716 den *Nicolaus Heinsius* (1620–1681), „welcher an seiner Edition des Virgilius 30 Jahre zugebracht und endlich doch darüber verstorben ist". Seite 705 aber fährt er fort: „Der gelehrte Herr Reimmann hat in seiner Einleitung [in die Hist. litteraria 1708] Seite 183 eine Serie solcher Bücher angeführt, welche, nachdem lange Zeit daran gearbeitet worden, doch endlich zum Vorschein gekommen. Ich will einige weiter anführen, deren Herr Reimmann daselbst nicht gedenken wollen. *Taurellus* [Nic., 1547–1606, Professor in Altdorf] arbeitete am Triumphus philosophiae 7 Jahre. *Thomas Hyde* [gestorben 1707, Bibliothekar in Oxford] am Catalogus Bibliothecae Bodlejanae 9 Jahre. *Pitiscus* [Sam., 1637–1727, Gymn.-Rektor in Utrecht] am Lexicon antiquitatum romanarum, *Luther* am Kommentar zur Genesis, *Sebastianus le Roux* an der Harmonie, *Wood* [Ant., 1632–1695] an Historia et Antiquitates Oxoniensis Academiae, *Castellio* [Sebast., eigentlich Chatillon, 1515–1563, Professor in Basel] an seiner lateinischen Bibelübersetzung 10 Jahre. *Robertus Stephanus* [eigentlich Estienne, 1503–1559, gelehrter Drucker, gestorben in Genf] am Thesaurus [linguae latinae] 12 Jahre. *Alphonsus Ezquera* [gestorben 1633, spanischer Jesuit] am Gressus St. Virginis 14 Jahre. *Cornarius* [Janus, eigentlich Haynpol, 1500–1558, gestorben als Professor der Medizin in Jena] an der Übersetzung des Hippokrates, *Whitby* [Dan., 1638–1726, in Salisbury] an der Paraphrasis in Novum Testamentum 15 Jahre. *Marinus Sanutus* [XIV. Jahrhundert, aus Venedig, Palästinareisender] an den Secreta fidelium crucis super Terrae Sanctae recuperatione et conservatione 16 Jahre. *Plato* an den Dialogen, *Münster* [Sebast., 1489–1552, Professor der Theologie in Basel] an der Cosmographia 18 Jahre. *Eisenmenger* [Joh. Andr., 1654–1704, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg] an dem Entdeckten Judentum 19 Jahre. *Erhard Weigel* [1625–1699, Professor der Mathematik in Jena] am Caput summum universi corporis pansophici, *Athanasius Kircher* [1601–1680, Jesuit, gestorben in Rom] am Oedipus [Aegyptiacus], *Famianus Strada* [1572–1649, Jesuit in Rom] an der Historie [von den niederländischen Kriegen] 20 Jahre. *Montfaucon* [Bernard de, 1655–1741, Benediktiner, gestorben in Paris] an der Ausgabe der Hexapla des Origenes 22 Jahre. *Possevinus* [Ant., 1534–1611, Jesuit, gestorben in Ferrara] an der Bibliotheca [selecta] 25 Jahre. *Mich. Bernh. Valentin* am Prodromus historiae naturalis Hassiae, *Georg Heinr. Behrens* an der Hercynia curiosa, *Opitius* [Henr., gestorben 1712, Professor in Kiel] an den Biblia hebraica, *Pagi* [Ant., 1624–1699, Franziskaner, gestorben in Aix] an der Critica [in Annales Baronii], *Chapelain* [Jean, 1595–1674, in Paris] an der Pucelle d'Orléans, *Gesner* [Conrad v., 1516–1565, Professor in Zürich] an der Historia plantarum, *Küster* [Ludolf, 1670–1716, gestorben in Paris] an seinem Novum Testamentum, *Mill* an seinem Novum Testamentum [Oxford 1707] 30 Jahre. *Jac. Theod. Tabernaemontanus* [aus Bergzabern, Arzt, gestorben 1590 in Heidelberg] an seinem Herbarium, *Coppernicus* [Nic., 1473–1543] an De revolutionibus orbium coelestium libri VI 36 Jahre. *Lyra* [Nic. de, 1270–1340, Franziskaner, gestorben in Paris] an seinem Bibelkommentar 37 Jahre. Die Autoren des Vocabolario der Accademia della Crusca, *Sebast. Schmid* [1617–1696, Professor in Straßburg] an seiner lateinischen Bibel, *Herbelot* [Barthol. de, 1625–1695, in Paris] an der Bibliothèque [orientale], *Vogelius* [Matthaeus, 1563–1624, gestorben als Präpositus zu Herbrechtingen in Württemberg] am Thesaurus theologicus germ.-latinus 40 Jahre. *Angelus de Constantio* [1507–1580] an der Storia del Regno di Napoli 53 Jahre." Über *Chapelain* macht Bernhard Seite 639f. nähere Angaben. „Dieser Mann", heißt es dort, „beschrieb auf seines Königs Befehl die Historie mit dem Bauernmädchen zu Orleans in Versen. Er sparte keinen Fleiß und Arbeit, nur war sein Fehler, daß er allzuviel daran arbeitete. Was er einen Tag geschrieben hatte, verbesserte er den andern wiederum. Und dieses Künsteln und Ausmerzen währte ganzer 30 Jahr,

Digitized by Google

bis endlich aus einer Jungfer ein altes Weib zum Vorschein kam. Darauf einer mit diesen Versen anspielt:

Illa Capellani dudum expectata puella
Post longa in lucem tempora venit anus.

Sein Heldengedicht „La Pucelle d'Orléans" erschien im Jahre 1656. (Vgl. Mencke, Charlatanerie 1716 S. 70f. und Jöcher.) *Angelus de Constantio* wird von Jean Paul in den „Flegeljahren" 2. Auflage, Nummer 56 erwähnt. — Den Bernhardschen Mitteilungen könnte hinzugefügt werden, daß *Virgil* circa 12 Jahre an der Äneide gearbeitet haben soll; vgl. Joachim Rachel's VIII. Satire (1677) Vers 147f.:

„Zwölfmal hat Cynthius [das ist der Sonnengott] durchrennt sein rundes Pfad,
Eh' daß Äneas' Lob das Licht gesehen hat."

Ferner: der Kirchenhistoriker Kardinal *Cäsar Baronius* (1538—1607) „fing seine Annalen ohne Bart an und machte sie mit einem grauen aus" (Jean Paul, Hesperus III, 7. Schalttag).

Digitized by Google

Laura vom Dunst umzingelt?[1]

Ein neuer Beitrag zur Erklärung des Schillerschen Jugendgedichts „Meine Blumen".

Von

Konrad Burdach in Berlin.

Im 17. Band der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde veröffentlicht soeben Theodor Siebs einen Aufsatz, der erweisen soll, daß nur ein schwäbisches Dialektwort in dem umstrittenen Ausdruck „Vom Dom umzingelt" stecken könne. Denn: 1. „Das 'vom Dom umzingelt' kann nur ein zu den Veilchen oder allenfalls zu dem Mädchen in engster Beziehung stehender Begriff sein; das nächstliegende aber ist, daß die Veilchen umgeben sind von ihrem Duft, der als 'Süßer Balsamathem fächelt Aus des Kelches Himmelsblau'"; 2. „Sprachlich ist die Sache höchst einfach. *Dôm* ist die lautgesetzliche schwäbische Form des mittelhochdeutschen *toum* und bedeutet 'Dampf, Duft'."

Ich selbst habe oben (S. 101 dieses Bandes) gefragt: „Liegt etwa auch hier, wie so oft in Schillers Jugendgedichten, besonders in der Anthologie, ein mundartlicher Idiotismus vor?" Und ich habe, wie gewiß auch mancher der Fachgenossen, die sich hier zu dem Vers äußerten, darüber zu allererst aus den Idiotiken der Zeit Schillers wie aus den bekannten modernen Wörterbüchern Aufklärung gesucht. Natürlich bot sich da das von Siebs nun auf den Schild gehobene Wort. Aber bei näherer Erwägung der entgegenstehenden Hindernisse fehlte mir der Mut, diese Fährte der Öffentlichkeit zu empfehlen. Jetzt hat Siebs diesen Mut. Aber offenbar übersieht er die Schwierigkeiten.

Die Sache ist gerade sprachlich keineswegs einfach. Siebs belehrt uns unter Hinweis auf die bekannten neueren Darstellungen der schwäbischen Mundart: „Mittelhochdeutsch *ou* vor *m* ist im Norden Schwabens durch *ô* vertreten (so auch in Ludwigsburg, Marbach usw., zum Beispiel *bôm* Baum, *trôm* Traum)." Und er bemerkt weiter: „Zu dem Worte vergleiche man *Taum* ... in Fischers Schwäbischem Wörterbuch II, 113." Bei Fischer lautet das Stichwort aber gar nicht *Taum*, sondern *Täum*, mit Umlaut des alten Diphthongs, und dem entsprechen sämtliche Belege, die Fischer gibt: sie lauten *deim* oder *teum* und beruhen auf den beiden schwäbischen Idiotiken, die in Schillers Zeit, ja fast bis an das Jahr der „Anthologie" zurückreichen: Fuldas „Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung", Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1788, und Johann Christoph Schmids Schwäbisches Wörterbuch, Stuttgart 1831, dessen erste Bearbeitung als „Versuch eines schwäbischen Idiotikon oder Sammlung der in verschiedenen schwäbischen Ländern und Städten gebräuchlichen Idiotismen" (gleichfalls Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai) 1795 selbständig und als 9. Band von Nicolais „Reise" erschien. Fulda hat fünf in Betracht kommende Stichworte: 1. (S. 67) „*dom, dohm*, Schilter, Afterheu, *dim*"; 2. (S. 62) „*deim*, masculin., Schwäbisch, Dunst"; 3. (S. 60) „*dämmen, däumen* dämpfen, Schwäbisch dünsten; 4. (S. 539) „*taum*, masculin., Sächsisch, Dunst, *taumen* dämpfen schwizen"; 5. (S. 544) „*teum*, Schwäbisch, Dampf, *taum*".

Abgesehen von dem ersten Stichwort *dom, dohm*, das aus Schilters Glossarium (Thesaurus antiquitatum teutonicarum Bd. 3, Ulm 1728, S. 219 Spalte a) entlehnt ist und dort „*Dihm, Dohm*, foenum secundarium, Omat, Grumet" lautet, betreffen alle diese Wortformen unzweifelhaft Abwandlungen des mittelhochdeutschen *toum*. Aus der zweiten Ausgabe von Schmids Buch bringt Fischer für das Wort die Bedeutung „Dampf, wässeriger Schweiß". In der mir vorliegenden ersten Ausgabe von 1795 steht nur (S. 41) *Däumen*, dämpfen, schwitzen" (außerdem S. 40 das etymologisch vielleicht verwandte „*Dämmele, dämmelicht*, modericht riechen, verschimmelt"). Fischer bietet aus ungedruckter Quelle ferner die Bedeutung „Gelinder Schweiß. Ulm" und ebenso für das Verbum *täumen*: „*Deimen* leicht schwitzen. Ulm." Die Substantivformen *deim* oder *teum* setzen den Umlaut *äu* des alten Diphthongs voraus. Aus diesem *äu* (*eu, ei*) kann natürlich nie *ô* werden und für dieses *äu* (*eu, ei*) ist selbstverständlich jenes *ô* niemals „die lautgesetzliche schwäbische Form". So böte sich nur der Ausweg, daß dieses Wort in gewissen Teilen Schwabens (zum Beispiel Ludwigsburg, Marbach) vom Umlaut frei geblieben und daher dort zu *dôm* geworden sei.

Aber Hermann Fischer, der gründlichste Kenner und Durchforscher der gesamten schwäbischen Mundart sollte davon nichts wissen? Und Fulda, der in dem jetzt Hessendarmstädtischen

[1] Vergl. S. 28f., 78ff. und 95ff. dieses Bandes.

Digitized by Google

Wimpfen am Neckar geboren, in Stuttgart auf dem Gymnasium gebildet, eine Reihe von Jahren auf dem Hohenasperg als Garnisonpfarrer, dann lange an der Enz gewirkt hat, sollte nur *deim* gebucht haben, obgleich daneben in dem Gebiet Stuttgart oder Ludwigsburg-Marbach ein *Dom* gebräuchlich war? Man kann, glaube ich, nahezu beweisen, daß Schiller selbst, wenn er das Wort gekannt hat, es nur in der Form *Deim* gekannt haben kann. Sein Schwager Reinwald veröffentlichte nur elf Jahre nach der Anthologie ein „Hennebergisches Idiotikon oder Sammlung der in der gefürst. Grafschaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen mit ... Vergleichung anderer alten und neuen Germanischen Dialekte" (Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1793), und darin heißt es (S. 18): „es *dähmt*, es dämpft oder dünstet sehr fühlbar. Schwäbisch *dämmen*, *däumen*, dünsten, und *Deim*, der Dunst". Mag auch Schillers Schwester Christophine an der eigentlichen Sprachgelehrsamkeit ihres Mannes wenig Teilnahme bewiesen haben, für seine Angaben über schwäbische Idiotismen, die er aus dem Werk und den Mitteilungen des ihm persönlich befreundeten Fulda entnahm, wird ihm doch auch sie Gewährsmann gewesen sein, und hätte Christophine in dem Anthologie-Gedicht ihres Bruders, das sie als treue begeisterte Verehrerin seiner Poesie natürlich gut kannte, das „vom Dom umzingelt" als „vom Deim umzingelt" verstanden, eben weil sie und ihr Bruder *Dom* an Stelle von *Deim* in in ihrer Mundart und vor allem auch in ihrer Umgangssprache sagten, dann würde wohl auch ihr Mann neben *Deim* die Wortform *Dom* als schwäbischen Idiotismus verzeichnet haben.

Der lautliche Tatbestand entspricht also nicht Siebs' Angaben. Auch nach der Seite der Bedeutung ist die sprachliche Grundlage seiner Erklärung brüchig. Denn die durchgehende Bedeutung des Wortes *toum* ist in der altdeutschen Sprache wie in seinen mundartlichen Umbildungen schlechterdings nicht „Duft", „Wohlgeruch" (von Blumen), sondern „dampfender Dunst".

Von den zwei Beispielen, die Siebs nach den Wörterbüchern für die Bedeutung „Duft" anführt, ist das aus dem in mitteldeutscher Sprache geschriebenen Passional des XIII. Jahrhunderts zu streichen: wenn dort dem Zedernbaum nachgerühmt wird, daß er „an seinem *doume*, der sich mit *rûche* von ihm ausbreitet, alles Giftige verscheucht", so bedeutet *doum* da keineswegs „Duft" (wofür ja schon das Wort *rûch* gebraucht ist), sondern das Zedernharz, dessen desinfizierende Kraft im Mittelalter benutzt und fabulierend gepriesen wurde, also die zähflüssige Ausschwitzung. In der gegen 1070 im deutschen Südosten, vielleicht in Kärnten entstandenen poetischen Bearbeitung des 1. Buches Mose heißt es allerdings bei der Beschreibung des von Gott im Paradies gepflanzten Gartens: „*astriza* [astrantia maior, Radix imperatoria, Kaiser- oder Meisterwurz] und *wichpoum* [Weichbaum: cassia] *habent* [haben] *ouch suozen toum*", und hier bedeutet das Wort wohl den starken Duft des betreffenden Krautes, den sich der geistliche Verfasser auf Grund seiner primitiven pflanzenphysiologischen Einbildung als einen aus der Pflanze hervorsteigenden Dampf vorstellte. Immerhin setzt dafür der wenig spätere Bearbeiter des Gedichts in der Milstätter Handschrift *roum* (Rahm, crema), versteht es also auch wieder als breiige Absonderung (Harz, Mark oder Saft) der Pflanzen.

Und wenn man nun die althochdeutschen Glossen „*toum vapor, fumus*" oder „*doumôn vaporare*" betrachtet, wenn man die mittelhochdeutschen Belege mustert, etwa in einem Antichristgedicht des XII. Jahrhunderts liest, „daß die Erde beim Nahen des jüngsten Gerichts erbebt, alle Steine sich spalten, Kräuter und Bäume blutigen *toum* gewinnen", oder in Epen des XIII Jahrhunderts: „Ich sah an dem *toume*, das von dem Rosse ausströmt, daß der Held heftig geritten hat", oder „er [der Ritter] ward von dem *toume* seines Schweißes kraftlos", oder „der Feuchtigkeit, der Erde, des Saftes *toum*", oder daß man „Schweißtropfen vergießt von der Hitze *toum*", oder das Bild, „die Augen des Herzens seien blind [umnebelt] von dem *toume* der Sünde", so ergibt sich unumstößlich: „Dampf, Ausschwitzung, Ausdünstung" ist der Bedeutungskern.

Dazu stimmen die Belege aus der schwäbischen Mundart wie aus andern deutschen Mundarten: zum Beispiel bayerisch „*dâm, dâm* Dampf, Qualm" und *dâmen* vom Anlaufen des Glases, der Spiegel (Schmeller), niederösterreichisch „*Daim* Dunst" (Castelli), steirisch „*Taum* und *Daum*, von heißen Speisen aufsteigender Dunst, warmer regenbringender Wind" (Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Gratz 1903, S. 145), Hildesheimisch[1] „*et dohmt* es fällt ein Sprühregen" gegenüber „*et meuschet* es nebelt, *et musselt* es fällt feiner Regen, mit etwas Kälte": Frommanns Deutsche Mundarten, 2. Jahrg. 1855, S. 42 f.). Danach ist schwerlich das Wort je vom zarten Veilchenduft in irgendeiner Mundart gebraucht worden, geschweige in der mundartlich gefärbten Umgangssprache gebräuchlich gewesen.

Aber abgesehen von diesen lautlichen und semasiologischen Gegengründen muß man fragen: entspräche denn überhaupt die Beziehung des Verses auf die Veilchen dem Sinn? Siebs versteht: „wenn Laura die von ihrem eigenen Duft umgebenen Veilchen pflückt". Grammatisch-stilistisch ist diese schon oben erwogene antizipierende Verwendung des unflektierten Partizips in akkusativischer Geltung für Schillers Anthologie ohne Bedenken. Allein wenn Siebs dekretiert: „das Wort 'umzingelt',

[1] Hier also, auf niederdeutschem Sprachgebiet, erscheint der *ô*-Laut; in Schiller-Lübbens Mittelniederdeutschem Wörterbuch steht (I, S. 536): „*dômen* Dunst aushauchen, dampfen"; „im Oldenburgischen ... von Roggenfeldern, über welche sich zur Blütezeit ein Dunst lagert". Ob auch Schilters „*Dohm* (Dihm) Grumet" dazu gehört?

Digitized by Google

das in damaliger Zeit oft für 'umgeben' erscheint, macht den Erklärern keine Schwierigkeit", so ist gerade das Gegenteil richtig: fast allen Erklärern machte gerade dieses Wort beträchtliche Schwierigkeit. „Veilchen von ihrem Duft umzingelt" — an sich kein übler poetischer Ausdruck für die richtige Beobachtung, daß Veilchenduft von unsern Geruchsnerven nur innerhalb eines sehr engen Raumbereichs empfunden wird. Allein diese Erklärung würde an den nachdrucksvollen Anfang der Schlußstrophe einen für den Sinn des Ganzen belanglosen äußerlichen Umstand setzen.

Siebs läßt nun aber auch die Beziehung des „umzingelt" auf das Mädchen zu, freilich mit einer überraschenden Interpretation: „die sprachliche Bedeutung würde . . . nicht ausschließen, daß der Dunstkreis der Geliebten gemeint wäre", und dazu in der Fußnote Mephistos spottende Worte vom Zimmer und Bette Gretchens: „in ihrem Dunstkreis satt Euch weiden". Danach soll also Laura hier „von ihrem Dunst (Duft) umzingelt" oder „von ihrem Dunstkreis umgeben" genannt sein! Ich fürchte, nachdem Siebs alle früheren Erklärungen des Ausdrucks mit dem Donnerwort vernichtet hat, daß „kein Dichter von einiger Phantasie und Geschmack" „durch ein so plumpes Epitheton ablenken würde", werden nun alle diese 21 Interpreten und alle ihre Leser im Verein kaum genügend „Phantasie und Geschmack" aufbringen, um die Vorzüge dieser Auslegung zu fassen. —

Enthielte der umstrittene Vers wirklich ein dem mittelhochdeutschen *toum* entsprechendes Dialektwort, so könnte dieses nur Dunst bedeuten, und es käme nur eine Interpretation in Frage, an die ich selbst eine Zeitlang dachte: daß Laura selbst „vom Dunst oder dampfenden Hauch des Frühlingshains umzingelt" ist, das heißt daß sie selbst umkreist sich fühlt von dem Liebesatem der blühenden, zeugenden Natur, den die ersten beiden Strophen vergegenwärtigen. Den Gedanken des Gedichts, den meine obige Darlegung klarer und sicherer feststellen wollte als es bisher gelungen war, würde auch diese Interpretation bestätigen. Aus den erörterten Gründen ist sie aber unmöglich.

* * *

Nachdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, ging mir von Hermann Fischer, dem ich das Wesentliche meiner Widerlegung des neuen Erklärungsversuches brieflich mitgeteilt hatte, folgende Äußerung zu, die ich mit seiner Ermächtigung hier wiedergebe:

„Unbedingt recht haben Sie, wenn Sie Siebs verwerfen. Ich . . . füge Ihren ganz richtigen Bemerkungen nur noch zweierlei hinzu.

1. '*Dom*' = Dunst ist nicht nachgewiesen; auch die umgelauteten '*Däum*' usw. sind mir unsicher. Heute ist von alledem nichts bekannt, wenigstens in Schillers engerer Heimat nicht. Und fehlt so etwas heute, so hats auch Schiller nicht gekannt.

2. So wenig geschmackvoll die Anthologie-Gedichte öfters sind: ein reines Dialektwort (wenn es bestanden hätte) würde Schiller in einem Gedichte dieses Stils nie angebracht haben. Wenn er 'Dom' schrieb, so meinte er neuhochdeutsch 'Dom'; alles andere ist undenkbar. Ich kann mich in bezug auf mein ästhetisches Urteil über die Jugendgedichte Schillers täuschen: in diesem sprachlichen leitet mich ein Instinkt, der mir Beweis ist. Freut mich, wenns Nicht-Schwaben auch so geht."

Zum Schluß noch zwei Erklärungsmöglichkeiten, die ich bisher zurückhielt. „Vom Dom umzingelt" könnte Laura im Hain veilchenpflückend allenfalls auch sein, weil sie dort das Glockengeläut einer nahen Kirchenkuppel hört oder gehört hat, sei es einer Klosterkirche oder einer Kathedrale, und von dem zauberhaften Klang umschwebt ist: ein in der gleichzeitigen sentimentalisch idyllischen Lyrik kein ganz seltenes Motiv, aber in unserem Gedicht schwerlich am Platze. Nach Hermann Fischer hätte Schiller, ohne volle Klarheit und am Wortklang sich berauschend, bei *Dom* „nur an ein feierliches Kircheninnere gedacht". Dieser Motivierung nicht beipflichtend, erwog ich doch stets folgende metaphorische Deutung: Laura fühlt sich im Frühlingshain von dem sie umringenden Lebens- und Liebesdrang der Natur gebannt wie von der kirchlichen Feier in einem Dom, gleichsam vom Gottesdienst des Universums. Vgl. Geibels „Frühlingsoffenbarung".

Ich fasse das Ergebnis zusammen. Ernsthaft in Betracht kommen folgende Auffassungen: 1. „Laubgewölbe"[1]; 2. Sternengewölbe, Himmelsgewölbe; 3. „der Liebesdrang des Frühlings in Au, Flur, Hain als feierliches Dom-Amt der Natur"; 4. kirchlicher (klösterlicher, stiftlerischer), das heißt streng auf Liebesglück resignierender Geist. Alle vier Erklärungen lassen, *Dom* in verschiedener Weise bildlich wendend, Laura im Hain weilen. Die ersten drei Erklärungen nehmen *Dom* nicht als feindlichen Gegensatz zum Liebesweben des Lenzes, sondern als dessen ideelle Vollendung, während die vierte Erklärung (Witkowski) einen Dualismus, einen Kampf der Sittlichkeit wider Natur und Sinnlichkeit voraussetzt im Sinne der Kantischen, von Schiller später übernommenen Moral.

[1] „Laubgewölbe" selbst gleichzeitiger Poesie geläufig (Oberon 8, 51 [1. Ausg. 10, 19]: hier der Schlüssel zu Schillers dunkelem Bilde!). — Brieflich weist Walther Brecht auf den aus Refugiés-Kreisen stammenden Berliner Sprachgebrauch (die Gendarmenmarkt-Kirchen und die Schloßkirche heißen *Dom*, weil sie eine Kuppel haben) und auf den Namen *Dom* für einen Wald bei Eutin, den auch Geibels „Eutin" besingt. Bestand der Name schon zu Schillers Zeit? Hießen (was Brecht vermutet) auch in Schillers Heimat Waldstücke so?

Digitized by Google

Ein bibliophiles Kabinettstück.

Von

Dr. Julius Zeitler in Leipzig.

Mit zwei farbigen Tafeln.

Unsere Künstler haben zu klagen, gewiß, aber auch sie hat der Krieg nicht stumm und blind machen können. Nach Tagen der Lähmung kamen sie wieder zum Schaffen, und für die Unverwüstlichkeit unserer deutschen Künstlertemperamente spricht die Tatsache, daß gleich eine ganze Reihe von Kunstausstellungen veranstaltet werden können, zu denen sich, erfreulicherweise, sogar Käufer einstellen. Und dabei handelt es sich, wohlgemerkt, nicht um eine Kunst, die mit rasch zusammengerafften Motiven des Krieges arbeitet, sondern um eine solche, die von vornherein die dauernderen Gegenstände bevorzugt.

Auch in der Buchkunst und in der Graphik herrscht ungemein viel Fleiß. In der letzteren tritt der Krieg besonders stark hervor; was aber die Buchkünstler anlangt, so wurden sie zwar mächtig von den mit den Kriegsereignissen um die Wette jagenden Verlegern eingespannt, aber es war doch auch nicht wenigen vergönnt, auf eine Insel friedlicher Arbeit zu flüchten, Friedenswerke zu betreuen, aus denen man sich von Sphärenharmonien unzerstörbarer Schönheit angeweht fühlen kann.

Und solcher Werke, bei denen es gleichfalls für die Buchkunst die Parole des Durchhaltens galt, die trotz der Kriegsfurie geboren wurden, gibt es gar nicht wenige. Einem darunter, einem Opus magnum der schönen Kunst des Buches, sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Es ist weit davon entfernt, durch Masse zu bestechen, es prunkt nicht im Folioformat, sondern es wandert gewissermaßen auf Taubenfüßen einher. Auch unsere künstlerisch ausgestatteten Bücher sind „Kathedralen", noch besser möchten wir aber das Buchkleinod, das dem Leser vorgestellt werden soll, eine von zärtlicher Kunst errichtete Liebfrauenkapelle nennen. Es ist in der Tat ein kleines Kabinettstück intimsten bibliophilen Reizes, von dessen Eleganz und Schönheit hier ein leiser bescheidener Nachhall gegeben werden soll.

Bücher haben nicht nur ihre Schicksale, ihre Odysseen, sondern auch ihre Ursache. Man will wissen, woher und warum sie geboren wurden. Die Geburtsurkunde pflegt gewöhnlich erst aufgesetzt zu werden, wenn das Kind schon da ist. Hier sei es einmal umgekehrt gemacht.

Der Leiter der Leipziger Akademie für graphische Künste und Kunstgewerbe ist bekanntlich Geheimrat Prof. *Max Seliger*. Den 50. Geburtstag dieses hochverdienten Mannes galt es zu feiern. Es sei vorweggenommen, daß der Lehrkörper der Akademie es sich nicht nehmen ließ, sein Oberhaupt durch eine Mappe mit auserlesenen Künstlergaben zu erfreuen. Jeder Lehrer steuerte dazu ein Werk seines eigenen Faches bei, und aus den Schätzen der Mappe strahlte so die Symphonie der Lehrbetätigungen, von den Graphiken bis zu der Prägung der Verzierung auf dem Einband.

Daß man von dem Zusammenwirken der Lehrbetätigungen einen symphonischen Eindruck erhalten kann, muß das Verdienst Seligers genannt werden. Nach dem Zwischenreich Niepers, des seine Traditionen zäh behauptenden Direktors aus der Gründerzeit, war ihm die Leitung der Akademie anvertraut worden, und zugleich damit die Reorganisation, die Um- und Neubildung des bald einhundertfünfzigjährigen Kunstkörpers. Seliger hat die Aufgabe, für die er 1901 berufen wurde, die Umbildung der Akademie herbeizuführen, trefflich gelöst. Wo vordem Künstlerateliers alten Stils nebeneinander Kunstwerke produzierten, wirken heute aufs vollkommenste eingerichtete Werkstätten innig zusammen, Lehrwerkstätten mit den ausgezeichnetsten Maschinen jedes Faches zum Druck und zur Reproduktion. Eine graphisch-buchkünstlerische

Digitized by Google

Digitized by Google

DON JUAN

Eine fabelhafte Begebenheit

die ſich mit einem reiſenden

Enthuſiaſten zugetragen

von

E·T·A·HOFFMANN

Leipzig

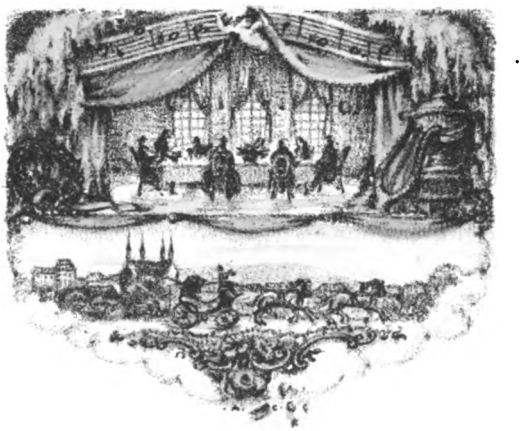
1915

Doppeltitel in Lithographie und Handkolorit von Adelheid Schimz.

Digitized by Google

ie lebhaft im Innerſten meiner Seele fühlte ich alles dieſes in den die Bruſt zerreißenden Akkorden des erſten Rezitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Überfall! — Selbſt die Szene der Donna Anna im zweiten Akt: Crudele, die, oberflächlich betrachtet, ſich nur auf den Don Ottavio bezieht, ſpricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarſten Beziehungen, jene innere, alles irdiſche Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was ſoll ſelbſt in den Worten der ſonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zuſatz: forſe un giorno il cielo ancora ſentirà pietà di me! —

Es ſchlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektriſcher Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leiſen Geruch feinen italieniſchen Parfüms, der geſtern zuerſt mich die Nachbarin vermuten ließ; mich umfängt ein ſeliges Gefühl, das ich nur in Tönen ausſprechen zu können glaube. Die Luft ſtreicht heftiger durch das



*

Geſpräch
des Mittags an der Wirtstafel
* als Nachtrag *

Digitized by Google

Vignetten in Lithographie und Handkolorit von Alice Clarus.

Digitized by Google

Hochschule von vorbildlicher Art („Typ einer Kunstschule der Zukunft" nannte sie *Friedrich von Thiersch*) ist so unter dem Walten von Seligers Organisationskraft entstanden. Die fortschreitende Spezialisierung trägt nun auch den feinsten Verästelungen und Verzweigungen buchgewerblicher und graphischer Lehr-Aufgaben Rechnung.

Wenn nicht unser Kabinettstück drängte, würde man gerne von Seligers künstlerischem Entwicklungsgang eingehender plaudern. Jedenfalls müssen seine künstlerischen Arbeiten hier erwähnt werden, wie die weitbekannten Glasgemälde für die Weltausstellung in St. Louis, für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und die Golgathakirche in Berlin, wie die Fresken für das Wurzener Gymnasium und die Zwickauer Freimaurerloge. Aus Seligers buchgraphischer Tätigkeit konnte man auf der Bugra unter anderem einen ausgezeichneten Einband zu Gobineaus „Renaissance" bewundern. Während des Krieges ist Seliger mit einer ganzen Reihe von künstlerischen Gedenkblättern, Flugblättern und Kriegspostkarten hervorgetreten, die von seinem Geschmack Zeugnis ablegen. Als Kunstpädagoge wirkt er ferner in einer sehr regen schriftstellerischen Tätigkeit für sein Institut. Man sieht, wie viel die Akademie ihrem Leiter Dank schuldig war — sie gab diesem Dank am 26. Mai 1915, zum fünfzigsten Geburtstag des Direktors, freudigsten Ausdruck.

Wenn diese Huldigung vom Kreise des Lehrkörpers ausging, so wollte doch der von Seliger neugeformte Organismus der Schule selbst gleichfalls mit zu Worte kommen. Es sollte sich ein Beweis an den Tag ringen, was eine Klasse unter der Neugestaltung der Lehre zu leisten vermöchte. Das geschah aus dem Schoße der *Steiner-Klasse*. In jede Klasse strahlen die künstlerischen Einflüsse aus den Nebenklassen hinein, das bewirkt schon der befruchtende Zusammenhang, aber es kommt auf die Hauptschwingung an, auf die Möglichkeit, ein Gesamtkunstwerk zu produzieren, von den einzelnen Fächern elementarer Bildung zur Gestaltung eines Ganzen, des Buches, fortzuschreiten.

Das war der Fall in der Klasse von Professor *Hugo Steiner-Prag*, die sich unter ihrem Leiter vornahm, den Geburtstag Seligers mit einer eigenen Gabe zu feiern. Man kennt Steiners phantasievolle Art, seinen Reichtum an floraldekorativen Motiven, mit denen er Blätter und Titel zu schmücken vermag. Diese Gartenblüte schönster Erfindungen wurzelt zu einem guten Teile in den zärtlichen Bezirken des XVIII. Jahrhunderts und der Romantik. Man weiß, daß Steiner-Prag E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels" entzückend illustriert hat, daß er mit dem Zauberstab seiner Phantasie aus dem bleumouranten Rokokobuch von Bartsch süßmelancholische Visionen des Welkens und Vergehens hervorgeholt hat. Seine Exlibrisköstlichkeiten und seine Glückwunschadressen sind ebenso bekannt, wie seine interessante Druckschrift, die er für Genzsch und Heyse in Hamburg gezeichnet hat. Sowohl im Bereich der illustrativen Graphik, wie in dem der angewandten Graphik bewährte sich Steiner als ein starker Könner.

Der Geist, mit dem er seine Klasse durchwaltet, mit dem er sie in seine künstlerische Bahn lenkt, ist ein durchaus fortschrittlicher. Und aus dieser so geformten Klasse nun kam das bibliophile Huldigungsstück. Wie es für einen Naturforscher immer ein interessanter Anblick bleibt, wenn er beobachtet, wie sich aus dem Chrysalidenzustand ein leuchtender Schmetterling hervorentwickelt, so hat es immer seinen Reiz, zu sehen, wie Künstlerindividualitäten sich von dem Einflusse eines Meisters losringen, sich verselbständigen, aus dem gebundenen Zustande ins Freie eines eigenen beseligenden Schaffens hinausschweben.

Den Vorgang, wie hervorragende Talente sich zu ihrer Individualität entfalten, wie sie aus dem Mutterboden der Werkstatt in die volle künstlerische Freiheit hinausjubeln, können wir hier beobachten. *Adelheid Schimz* und *Alice Clarus* sind schon vorher bekannt gewesen; mit dem künstlerischen Buch nun, das sie in gemeinsamer Arbeit erzeugten, haben sie ihr Meisterstück abgelegt, mit dem sie sich nach den Satzungen der Zunftherren den Freibrief für die höheren Sphären der künstlerischen Tätigkeit geholt haben. Der Geist, der über dem Kunstwerk schwebt, ist natürlich der des Lehrers, die besondere Erfindung und individuelle Arbeitsausführung aber gehört den beiden Buchkünstlerinnen, die hiermit dem Kreis der Bücherfreunde vorgestellt seien.

Digitized by Google

Man kann sich denken, daß sie sorgsam mit sich zurate gingen, welcher Text schön genug sei, um ihre Kunst an ihm zu erweisen. Gewiß wurden sie von ihrem *E. T. A. Hoffmann*-begeisterten Lehrer in den Traum- und Zauberbezirk gewinkt, den sie verklärt haben. Man sieht, wie sie in des Romantikers „Phantasiestücken in Callots Manier" blätterten, da zucken die Bilder auf und die brennenden Augen bleiben an der Szene haften, da Hoffmann in der Fremdenloge des kleinen Bamberger Theaters sitzt, vor sich das Glas Punsch, und, durch die Vergitterung der Loge in den dämonischen Raum des Hauses blickend, den Besuch der Donna Anna empfängt. Das ist der Vorwurf; diese musikalische Novelle *„Don Juan"*, die Hoffmann im September 1812 in Bamberg geschrieben, ist der würdigste Gegenstand für bibliophile Ausschmückung.

Und sie machen sich an die Arbeit, wie gewiegte Feldherren verteilen sie die Operationsgebiete. Da muß das Format gewählt werden, ein hübsches kleines Format, auf dem der graziöse kleine Grad der Steinerschrift besonders gut steht. Da handelt es sich um die richtige Wahl des Satzspiegels, in solchem Verhältnisse, daß die eingeflochtenen bildlichen Darstellungen aufs angenehmste dazu harmonieren müssen. Und während die Phantasie der Illustratoren schon zu arbeiten beginnt, setzen Gertrud Rupert, Alice Clarus und Clara Günzel, unter Leitung der letzteren, das Büchlein von dem Schriftmaterial, mit dem Genzsch und Heyse die Klasse ausgestattet haben; eine Handpresse ist in den Werkstätten der Klasse auch aufgestellt und auf dieser vollzieht Max Budäus den Druck. Vorweggenommen sei, daß die Vignette des schwarzgehaltenen Seiden-Einbandes von Erich Rößler geprägt wurde.

In die illustrative und buchdekorative Ausstattung aber teilten sich *Adelheid Schimz* und *Alice Clarus*; die handkolorierten Lithographien, mit denen sie die wundersamen Geschehnisse der Novelle begleiteten, verbinden sich aufs innigste mit dem zarten Gesamtton der Buchseiten, der aus Schrift und Druck hervorging.

Beginnt man in dem Büchlein zu blättern, so begegnet man auf der Schwelle dem schlichten, gedruckten Titel: „E. T. A. Hoffmann, Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen". Dann kommt die Widmung *„Max Seliger,* zu seinem fünfzigsten Geburtstage in herzlicher Verehrung". Gegenüber thront Amor auf einem bläulichen rosendurchschwebten Gewölk, er hält ein Schild mit der Zahl 50 und er scheint zu blasen, daß die Rosen nur so stieben. Alles in einer floralen schmalen Umrahmung von diskreter Buntheit. Dann kommt der Haupttitel und der ist völlig in Lithographie in seinen beiden Seiten aufs reichste ausgeziert mit reizenden Motiven, in denen die Rosen wieder überwiegen, in denen Leier und Flöte und Pfeile und Bogen des kleinen Gottes ihre Rolle spielen. In einem Medaillon dem Titel gegenüber tritt Donna Anna auf die Szene, im rosenfarbenen Reifrock unter grünen Soffiten; ringsum über den rosenumschlungenen Säulen, Pilastern, von wappenhaltenden Löwen getragen, entfalten die Geisterchen Mozarts, ein graziöses Puttenkonzert, ihre geflügelten Reize. Dieses Innenbild, wie auch das Widmungsblatt, hat Adelheid Schimz lithographiert. In den Kapitelköpfen und Initialen der Novelle selbst, die wir nun zu lesen beginnen, herrscht Alice Clarus. Man findet sich selbst in der kleinen Loge des Theaterchens neben dem Gasthaus zur Rose, wo der Kapellmeister pokulierte, und hier ist es köstlich, wie die Novelle durchwirkt ist von den Bildern aus dem unsterblichen Werke Mozarts, wie die Zauberwelt seiner Musik herüberschwingt in die nicht weniger unsterbliche Erzählung Hoffmanns. Mit Hoffmann sieht man, was sich in festlich schönen Bilderchen auf der Bühne ereignet und was in seinem eigenen Innern vorgeht, da er die seelische Erschütterung beschreibt, die ihn von Akt zu Akt wirft. Die Künstlerin läßt uns erleben, wie Donna Anna in die Loge tritt und den Dichter mit dem Hauche ihres Wesens überrieselt. Wir erhalten eine bildliche Paraphrase der Don Juan-Interpretation Hoffmanns; hier wird sie dämonisch glaubhaft, und sei sie hundertmal von den Musikgelehrten verworfen worden. Diese Donna Anna hat sich wirklich verloren, da sie Don Juan liebt, sie muß sterben, da sie in seiner Verführung die höchste Beseligung kennen gelernt hat, die die Erde bietet, mit der sie sich aber am Himmel versündigt hat. So läßt die Künstlerin über das „Gespräch des Mittags an der Wirtstafel" melancholisch grüne Flore hängen, hier ist das Rokoko

Digitized by Google

in Biedermeierstimmung abgetönt und auf der abschließenden Vignette läßt der reisende Enthusiast in seiner Kutsche die Stadt, in der er so aufwühlend Fürchterliches erlebt, eilends hinter sich. Und alle diese Initialen, Kapitelköpfe und Vignetten sind umsponnen von reizendsten ornamentalen Motiven, wie Gehängen, Gewinden, Falten, Blumen und Bäumen. Aus den Bildern steigen einem die elektrisierenden Arien dieser fabelhaften Menschen auf und plötzlich führt einen die Erinnerung selbst zurück in das Rokoko-Theaterchen neben der „Rose" in der alten Bischofsstadt am Main und man steht mit klopfendem Herzen im Zinkenwörth bei dem Schönfärber Schneider und man klingelt vor dem schmalbrüstigen Häuschen Hoffmanns und steht mit seliger Andacht in dem engen Zimmerchen, das der Unsterbliche bewohnte, als er noch auf Erden wandelte. In der Schlußvignette wünschte man sich vielleicht die Silhouette der Bischofsstadt, des Doms und der Altenburg mit dem Turmzimmer, in dem er nicht lange zuvor die „Undine" komponiert hatte. Aber was liegt an der Silhouette, wenn nur die Stimmung richtig übertragen ist.

Es ist in der Tat ein bibliophiles Kabinettstück, das uns die beiden Künstlerinnen schenkten, und wer eins von den zehn Exemplaren besitzt, die abgezogen wurden, der hat alle Veranlassung, recht glücklich darüber zu sein. Mit der Leistung selbst sind die Künstlerinnen aus dem Querschiff der Adoranten in den hohen Chor der Buchkunst eingetreten, wo die Hochämter der Bibliophilie zelebriert werden. Übrigens waren sie in den letzten Jahren gar nicht unbekannt, denn aus ihren bildenden Händen quollen schon manche wertvolle Gaben hervor. So zeichnete sich *Alice Clarus* durch eine Reihe trefflich stilisierter Exlibris aus; durch Reklamemarken, Festpostkarten, Titel, durch Plakate, wie das des abstinenten Königin-Luise-Hauses oder das des Margaretenfestes 1911 — sehr hübsche Zeugnisse einer besonderen flächendekorativen Begabung. A. Clarus hat auch zum „Ritter Gluck" ein paar phantasieerfüllte Illustrationen gezeichnet, das strahlende Auge, die Ungeheuer, den wilden Garten Alcinens — man hört den Euphon klingen (siehe Hoffmann), wenn man sich in diesen Überschwang der Erfindung vertieft. *Adelheid Schimz* hat sich mit ornamental ganz außerordentlich gelungenen Exlibris einen Namen gemacht, ihre Welt ist hauptsächlich das Rokoko, hier geistern Amoretten, kapriziöse Embleme, Allongeperücken, Votivsäulchen, Schäfchen, und wie Fragonard schüttet sie ganze Körbe voll Rosen über ihre Erfindungen aus. Daneben begegnen einem noch Plakate, dekorativ sehr reich und bunt mit Pfauen und Fasanen, lustige Packungen, eine Rokokokutsche mit Pferden, Schmetterlingen, Blumen, Rosen, anmutige Neujahrsglückwünsche und vieles mehr.

Und während man noch einmal im „Don Juan" blättert und die sprühende Lebendigkeit mozartscher Musik hier ins Bildliche, ja ins Typographische übersetzt fühlt, überkommt einen ein tiefes Dankesgefühl, daß in diesem an allen Grenzen von Kanonenschlünden umstarrten Deutschland eine Schöpfung wie diese möglich ist, ein Werk unendlicher Menschlichkeit, eine Leistung des Friedens. Unsere Kunst läßt sich nicht beirren von des Hasses Brandung ringsum, es wird weiter gearbeitet, das ist das Wort auch dieser schweren Stunden und die *Steiner-Klasse* in Leipzig darf eine besondere Genugtuung darüber empfinden, daß trotz der schweren Zeit aus ihrem Schoß ein solches Zeugnis der Kunst wie der Arbeit erstehen durfte, wie es in dem schönen und kostbaren Don Juandruck aus ihr hervorgegangen ist.

Digitized by Google

Aus der Geschichte des Zeitungswesens in Belgien.

Von

Toni Kellen in Essen.

Infolge des Krieges hatten fast sämtliche Zeitungen in Belgien ihr Erscheinen eingestellt. Seitdem aber eine deutsche Regierung in Brüssel besteht, ist eine Reihe neuer Blätter gegründet worden, die sich den Vorschriften der neuen Herrschaft unterwarfen, und daraufhin haben auch einige ältere Zeitungen ihr Erscheinen wieder aufgenommen. So bietet der Krieg einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Zeitungswesens in Belgien.

In der jetzigen Zeit dürfte es wohl angebracht sein, einen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Zeitungswesens in jenem Lande zu werfen, zumal wir dabei mancherlei bemerkenswerte Auskünfte über die Verhältnisse im früheren Preßgewerbe erhalten, über die wir sonst nur wenig unterrichtet sind.

Belgien hat einst Blätter von wirklich internationaler Bedeutung gehabt, so wie es ja auch einst im Verlagsbuchhandel eine größere Rolle gespielt hat, als in der neuesten Zeit. In manchen Bibliotheken stehen lange Reihen jener Zeitschriften, die einst aus belgischen Druckpressen hervorgegangen sind. Sie bilden noch heute eine wertvolle Quelle für die Geschichte des geistigen Lebens ihrer Zeit. Aber auch die früheste Periode, aus der ein glücklicher Sammler sich höchstens noch vereinzelte Nummern einer Zeitung verschaffen kann, dürfte für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein.

Der nachfolgende Überblick behandelt demnach die ersten belgischen Zeitungen und zwar nach Städten geordnet, sodann das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in der französischen und in der niederländischen Zeit, also bis zu jenem Abschnitt, wo das moderne Preßgewerbe einsetzt, dessen Papierfluten in der Sammlung des Bücherfreundes nicht mehr aufgestaut werden können.[1]

I.

Die ersten belgischen Zeitungen.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst waren Antwerpen und Brüssel neben Paris und London die bedeutendsten Mittelpunkte im westlichen Europa für die Vermittelung geschriebener Nachrichten, sogenannter Avisen oder Zeitungen. Später wurden auch einzelne besonders wichtige Meldungen als Flugblätter gedruckt. Erst nach 1600 entstanden die ersten regelmäßigen Zeitungen.

1. *Antwerpen.*

Während im August 1914 der Krieg die Zeitungen mit einem Schlage fast vernichtet hat, ist zu Beginn des XVII. Jahrhunderts die erste Zeitung in Belgien durch einen Krieg hervorgerufen worden. Diese Kriegszeitung waren die „*Nieuwe Tijdinghen*", später „*Post-Tijdinghen*" genannt.

Diese erste Zeitung in Belgien und überhaupt in den Niederlanden gab *Abraham Verhoeven* in Antwerpen heraus. Er war 1580 dort geboren und war, wie sein Vater, Kupferstecher. Seine Lehrzeit vollendete er bei Anton Spierinck, der Kupferstecher, Drucker und Bilderhändler war. 1604 heiratete er die Tochter seines Lehrherrn und fuhr fort, bei diesem Bilder und Spielkarten zu drucken.

---

[1] Außer den in den weiteren Anmerkungen erwähnten Quellen seien aus der Literatur über das Zeitungswesen in Belgien hier genannt: der Artikel Histoire de la presse von Ph. Bourson in der Patria belgica von van Bemmel (Bruxelles, 1873 bis 1875. 3. Band). — A. Warzée: Essai historique et critique sur les journaux belges (Sonderdruck aus dem Messager des sciences et des arts). Gand 1844, 1845. — J. Malou: Notice statistique sur les journaux belges (1830 à 1842). Bruxelles 1843. — F. de Reiffenberg: Note pour servir à l'histoire du journalisme en Belgique (Bulletin de l'Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. XIII, 1. 1846). — Ulisse Capitaine: Recherches historiques et bibliographiques sur les journaux et les écrits périodiques liégeois. Liège 1850. — Eugène Hatin: Le journal. Paris, G. Baillière et Cie., 1882. — R. van der Meulen: De Courant. Leiden, A. W. Sijthoff, o. J. — Jules de Bock: Le journal à travers les âges. Bruxelles, P. Verbeke, 1907. — Fritz Masoin: Histoire de la littérature française en Belgique de 1815 à 1830. Bruxelles, Lebègue et Cie., 1902. — Prof. Dr. Herbert Effer: Beiträge zur Geschichte der französischen Literatur in Belgien. Düsseldorf, W. Deiters, 1909.

Digitized by Google

Im folgenden Jahr, als Erzherzog Albert und Isabella Krieg gegen die holländischen Generalstaaten führten, bat Verhoeven den Fürsten um ein Privilegium für den Druck von Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Dieses Privilegium ist ihm 1620 erneuert worden. Letztere Urkunde ist bis auf uns gekommen. Es wird darin Verhoeven gestattet, „alle neuen Nachrichten (alle de nieuwe Tijdingen), die Siege, die Belagerungen und die Einnahme von Städten durch das Fürstenpaar in Holz oder Metall zu schneiden oder zu drucken." Von etwaigen Niederlagen geht keine Rede; auf diese bezog sich das Druckerprivilegium offenbar nicht (das war also gleichsam eine indirekte Kriegszensur). Nach der Urkunde könnte man annehmen, daß der Druck nicht mit beweglichen Lettern erfolgte, daß also wohl nur kurze Nachrichten in Holz oder Metall geschnitten wurden, aber es handelt sich in der Urkunde wohl nur um die Wiederholung eines in älteren Druckprivilegien üblichen Ausdrucks.

Ob die erste Nummer, die einen Sieg über die Rebellen vom 17. Mai 1605 berichtet, unmittelbar nach dem Ereignis erschien, ist fraglich. Man glaubt, sie stamme erst aus dem folgenden Jahre.

Die Brüsseler Bibliothek, in der die erwähnte Urkunde erhalten ist, besitzt als älteste Nummern dieser Zeitung solche von 1616. Seit 1617 wurde das Blatt alle acht oder neun Tage ausgegeben, und 1621 waren die Nummern oft schon acht Seiten stark.

Die Verhoevenschen Zeitungen waren teils in flämischer, teils in französischer Sprache verfaßt; einzelne Nummern enthalten Text in beiden Sprachen. Manche Blätter brachten auch Bilder, so die Nummer vom 28. August 1620 drei Holzschnitte, die Nummer vom 30. April 1627 sogar sieben Holzschnitte. Bei wichtigen Vorfällen, namentlich bei Kriegsereignissen, erweiterte sich der Umfang des Textes bis auf 16 Seiten. 1621 brachten mehrere Nummern sogar Karten vom Kriegsschauplatz, und der Jahrgang 1622 enthält auch Musiknoten.

Verhoeven verstand es, die Nachrichten zu verwerten, die durch die Handelsbeziehungen nach Antwerpen gelangten. Er brachte Korrespondenzen aus den meisten fremden Ländern, so in der Nummer vom 26. Juli 1619 einen Bericht aus Lissabon, und am 29. April 1622 einen Brief eines protestantischen Predigers in Ostindien. Er hatte auch hochgestellte Mitarbeiter. So verschmähte der gelehrte Auberthus Miraeus, Kanonikus an der Notre-Dame-Kathedrale in Antwerpen und Kaplan am Hofe in Brüssel, der Verfasser vieler wissenschaftlicher Werke, es nicht, an der Zeitung Verhoevens mitzuarbeiten.

Über den Bezugspreis dieser ersten Zeitung erfahren wir aus einer Nummer von 1609, daß sie zwei Sous kostete. Vermutlich wurde jede Nummer einzeln bezahlt, solange das Blatt nicht regelmäßig erschien. — Von 1621 an wurden die Blätter fortlaufend numeriert, und sie erschienen von da an auch öfter. Der Jahrgang 1622 hat 179, der Jahrgang 1623 hat 141 Nummern. Die Zeitung erschien also durchschnittlich dreimal wöchentlich. Auch in den Wochen, in denen gar nichts vorlag, wurde wenigstens eine Nummer herausgegeben, auch wenn der Herausgeber nichts weiter als ein Gedicht oder ein Pamphlet zu seiner Verfügung hatte.[1] Von 1629 an erschien das Blatt wöchentlich unter dem Namen: „*Wekelycke Tydinghe*". Jede Nummer bestand in der Regel aus acht Seiten Klein-Quart. Die erste enthielt meist außer einem langen Titel ein aktuelles Bild und die letzte eine Vignette.

In den nördlichen Provinzen der Niederlande nahm das Volk früher Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten, als in den südlichen Provinzen. Hier wurden alle Kundgebungen streng überwacht. Die Grundlage zu den einschlägigen Verordnungen bildeten die Erlasse Philipps II. von 1570 und 1571. Auf die Zeitungen wurden dieselben Zensurvorschriften angewandt wie auf die Bücher. So ist jede einzelne Nummer der „Tijdinghen" von Verhoeven mit einem Imprimatur eines geistlichen Zensors versehen. Wenn trotz der strengen Aufsicht die Zeitungen sich unter der spanischen Herrschaft einigermaßen entwickelten, so geschah das eben, weil sie einem dringenden Bedürfnis der Zeit entsprachen.

Verhoeven hatte übrigens mit seinem Unternehmen keinen materiellen Erfolg; er starb im Elend. Sein Blatt, von dem in den Bibliotheken nicht weniger als 1360 Nummern erhalten sind, ging 1637 an den Drucker *Willem Verdussen* über, der den Titel „Nieuwe Tijdinghe" durch „*Gazette. Extraordinarisse Post-Tijdinghen*" ersetzte.[2] Es ist die spätere „*Gazette van Antwerpen*". Sie wurde zweimal in der Woche herausgegeben. 1695 wurde das Privilegium an *Hendrik Aertsens* verliehen, der es bis in sein hohes Alter behielt. 1740 ging es an *Jan Frans van Soest*, einen „vereidigten Drucker", und 1752 an dessen Sohn *Hendrik Jan van Soest* über. Als diesem 1775 das Privilegium verlängert wurde, mußte er eine Abgabe von 600 Gulden entrichten und sich zur unentgeltlichen Lieferung von

[1] Eugène Hatin: Le journal. Paris, G. Baillière et Cie., 1882, S. 20—21.

[2] Über Verhoeven vergleiche *Alphonse Govaerts*: Abraham Verhoeven d'Anvers, le premier gazetier de l'Europe. Anvers 1880; *derselbe:* Verhoeven van Antwerpen, de eerste Gazettier van Europa. Bio-bibliogr. Studie. Vert. d. E. v. Bergen. Antwerpen 1887. — *J. van den Branden*: Ontstaan van het Nieuwsblad te Antwerpen. Abraham Verhoeven: Zijn leven. Antwerpen, Buschmann, 1902. — Die Bibliographie der „Nieuwe Tijdinghen" hat *Ferdinand van der Haeghen*, Bibliothekar der Stadt und Universität Gent, veröffentlicht.

Digitized by Google

57 Exemplaren seiner Zeitung an die „vornehmsten Beamten" verpflichten. Nach einem Bericht des „Besonderen Rates" hatte die Zeitung einen großen Absatz und war sehr gesucht. Der Herausgeber soll einen jährlichen Reingewinn von 2000 Gulden gehabt haben. Jede Anzeige wurde mit einem Taler oder vier Schillingen bezahlt.[1] Das Abonnement kostete zwei und einen halben Gulden, jede Nummer zwei „Ortjes". Die Redaktion führte *van den Sanden*, Sekretär der Königlichen Akademie der Bau- und Bildhauerkunst, der dafür 200 Taler oder 300 Gulden erhielt. 1785 wurde Hendrik Jan van Soest zum letztenmal das Privilegium verlängert und zwar diesmal gegen Zahlung einer Gebühr von 1800 Gulden. Um das Jahr 1800 erhielt es dann *P. J. Janssens*, der den Titel umänderte in „Antwerpsche Gazette". Das Blatt bestand noch bis 1827.

Im Laufe des XVII. Jahrhunderts erschienen in Antwerpen bei mehreren Buchdruckern ähnliche Zeitungen wie die von Verhoeven, aber wir wissen nicht, ob es regelmäßige oder nur gelegentliche Veröffentlichungen waren.

Eine dieser Zeitungen war die von Dr. Ludwig Salomon in seiner „Allgemeinen Geschichte des Zeitungswesens" (Leipzig, Göschen, 1907, Seite 133) ohne Angabe eines Titels erwähnte Zeitung, die er irrtümlich als das älteste niederländische Zeitungsblatt bezeichnet: wie es scheint, vom September 1619, *„ghedruct bij Broer Jansz out Courantier int Legher van syn Princelijke Excell"*. Es enthält Nachrichten in der Form der deutschen Zeitungen aus Rom vom 10. August, Venedig vom 9. August, Wien vom 11. August, Prag vom 11. August, Frankfurt a. M. vom 23. August und „Nederlantsche Tijdinghe" vom 30. August.

Von 1637 bis 1644 gab es in Antwerpen außer der „Gazette" noch zwei andere Zeitungen, aber es sind nur wenige Nummern davon erhalten, so daß wir uns kein genaues Bild davon machen können.

Seit 1789 erschien in Antwerpen noch ein anderes Blatt, der *„Mercure journalier de l'Europe"*, dessen Herausgeber der Buchhändler N. Spanoghe war. Das Blatt war von der Regierung beeinflußt und erschien täglich in französischer und flämischer Sprache. Derselbe Verleger gab 1791 auch noch ein anderes Wochenblatt in flämischer Sprache *„Ontzeijden Brieven"* heraus, das aber schon bald unterdrückt wurde, weil es die Ehre verschiedener angesehener Familien angetastet hatte.

2. *Brügge.*

Auch in den Hauptstädten der übrigen südniederländischen Provinzen erblickten noch um die Mitte des XVII. Jahrhunderts einzelne ein- oder mehrmal wöchentlich erscheinende Blätter das Licht. So gab *Nicolaas Breyghel* in Brügge von 1637 bis 1645 *„De Nieuwe Tijdinghen uyt verscheyde Gewesten"* („Neue Zeitungen aus verschiedenen Gegenden") heraus. Es sind Einzelblätter von zwei Seiten, die in je zwei Spalten eingeteilt und mit gotischen (deutschen) Buchstaben gedruckt sind. Da nur einzelne Nummern davon erhalten sind, vermag man nicht mit Sicherheit zu sagen, ob das Blatt regelmäßig ausgegeben wurde. Das *„Vaterlandsch Nieuwsblad"* erschien 1792 und 1793. Die noch jetzt bestehende *„Gazette van de provincie West-Vlaandern en de stad Brugge"* wurde 1795 begründet.

3. *Brüssel.*

Aus einer nur teilweise erhaltenen Nummer der vorhin erwähnten „Nieuwe Tijdinghen uyt verscheyde Gewesten" ersehen wir, daß *Brüssel* im Jahre 1644 auch schon eine Zeitung hatte, denn das Brügger Blatt erwähnt sie in einem Bericht. Sie hieß *„Gazette van Brussel"*.

Eine französische Zeitung erschien in Brüssel seit dem 27. August 1649 bei *Jean Mommaerts*, Drucker der Stände von Brabant, unter dem Titel: *„Courrier véritable des Pays-Bas ou Relations fidelles extraites de diverses lettres"*. Der Herausgeber versprach, sich streng an die Wahrheit zu halten: „Die Dinge werden kurz und naiv berichtet, ohne Einbildung und ohne Verschleierung, keine unnützen Beschreibungen, keine Übertreibung unbedeutender Vorfälle, keine Verkleinerung großer Dinge; nichts von den Gazetten, deren Name und deren Verfahren allgemein in Verruf sind." Das ist ein Programm, das seither unzählige Zeitungen (nicht bloß in Belgien!) wiederholt haben und aus dem deutlich genug zu ersehen ist, wodurch gewisse Zeitungen sündigten.

Jean Mommaerts hatte es gewiß gut gemeint, aber schon auf der achten Nummer seiner Zeitung ist sein Name verschwunden. Sein Nachfolger war *Godefroid Schoevaerts*, der den „Courrier véritable" im Verlag von Guillaume Hacquebrandt („bei der Schule der Jesuitenväter") herausgab. Aber schon in der fünfzehnten Nummer erscheint wieder ein neuer Herausgeber: *Guillaume Schreibels*. Dieser schnelle Wechsel deutet nicht gerade auf einen besonderen Erfolg des Blattes hin.

[1] Eine Berechnung nach der Größe fand lange Zeit nicht statt, weil damals noch alle Anzeigen klein waren und in gewöhnlicher Schrift gesetzt wurden.

Digitized by Google

1652 wurde der Titel abgekürzt in *„Relations véritables"*. Um 1670 ging das Blatt in den Besitz eines berühmten Druckers, des Hauptes einer Gelehrtenfamilie, *Pierre Foppens*, über. Dessen Bruder, Adrien Foppens, Doktor der Medizin (wie es ja auch Renaudot, der Gründer der ersten französischen Zeitung war), erhielt am 25. Juni 1667 ein Privilegium als Zeitungsherausgeber an Stelle von Pierre Hugonet, Rat am Parlament in Dôle. Ihm wurde das alleinige Recht zugestanden, in den belgischen Provinzen die Relationen, Avise, Briefe und Berichte über alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ereignisse, Kriegs- und andere Taten in flämischer, französischer, spanischer und lateinischer Sprache zu verbreiten, allerdings unter der Voraussetzung, daß er seinen Drucker dazu anhielt, die Reglemente seines Berufes zu beachten.

1741 war *François Claudinot* Herausgeber des Blattes. Er änderte den Titel in *„Gazette de Bruxelles"* um. In der ersten Nummer, die er herausgab, kündigt er an, daß das Privilegium auf ihn übergegangen sei, und zugleich ist aus seiner Mitteilung zu ersehen, daß er verpflichtet war, von jeder Nummer 33 Gratis-Exemplare an verschiedene Behörden abzuliefern. (Es scheint also damals auch schon bei Behörden beliebt gewesen zu sein, unentgeltliche Leistungen von Zeitungen zu verlangen!)

Vom 28. Januar 1746 bis zum 15. April 1749 erschien die Zeitung nicht, und zwar weil die Franzosen die Stadt besetzt hatten. Claudinot hatte, als die Franzosen in Belgien eingedrungen waren, sehr scharfe Artikel gegen sie gebracht, namentlich auch gegen den Marschall von Sachsen, der die französischen Truppen befehligte. Er hatte nicht gedacht, daß Brüssel eingenommen werden könnte. Am 4. Februar 1746 wurde die Stadt aber eingeschlossen, und schon am 21. mußte sie kapitulieren. Der Marschall von Sachsen ließ nun Claudinot festnehmen und einige Tage in das Gefängnis der Steen-Porte einsperren. Solange die französische Besetzung dauerte, erschien keine Zeitung mehr in Brüssel. Erst im Februar 1749 verließen die Franzosen die Stadt.

1752 trat Frans T'Serstevens als Herausgeber der „Gazette" auf. Er führte eine neue Schrift und besseres Papier ein und war auch um tüchtige Korrespondenten besorgt. Dennoch ließ er das Blatt im April 1759 eingehen, weil es ihm nicht gelungen war, die Gunst des Publikums und des Hofes zu erringen. Es wurde am 1. Mai durch die von Maubert de Gouvest herausgegebene *„Gazette des Pays-Bas"* ersetzt (die zwölf ersten Nummern trugen den Titel „Gazette française des Pays-Bas"), die bei dem Buchdrucker Boucherie gedruckt wurde. T'Serstevens hatte anfänglich einige Schwierigkeit gemacht, aber sich dann beruhigt, als ihm die 1800 Gulden, die er für sein Privilegium bezahlt hatte, zurückerstattet wurden.

1768 erhielt Josse van den Berghe für 20 Jahre die Genehmigung, die „Gazette des Pays-Bas" zu drucken und zwar gegen Zahlung einer Gebühr von 4000 Gulden.

Der letzte Herausgeber des Blattes war *J. B. de Villebon* (mit seinem richtigen Namen Grimbert), der 1789 sein Privilegium von Kaiser Josef II. empfing. 1791 ging die Zeitung endgültig ein.

Die Zeitung war bis 1741 wöchentlich in Stärke von acht Seiten Klein-Quart erschienen, von da an alle vier Tage sechs Seiten stark.

Der vorhin genannte Maubert de Gouvest begründete 1760 noch ein Wochenblatt, das unter dem Namen *„Gazetin"* bekannt wurde. Während bis dahin die meisten Zeitungen in kleinem Quart-Format erschienen, führte dieses als eines der ersten Blätter in Belgien das Folioformat ein. Es hatte vier Seiten mit je zwei Spalten und erschien vom 2. Mai 1760 bis zum 3. April 1762. Der Begründer gab den Verlag schon bald an *de Chevrier* ab. Der vollständige Titel lautete: *„Mémoires du temps, ou Recueil des Gazetins de Bruxelles, qui paraissent et qui paraitront tous les samedis, par Maubert de Gouvest, continués par M. de Chevrier"*. Unter dem Titel stand als Motto das Epigramm:

Fléau du Nouvelliste, ils en sont le modèle,
La sévère raison leur prêta son flambeau,
Et leur plume toujours fidelle,
Met des Essarts et Monclair[1] *au tombeau.*

Das will auf deutsch ungefähr sagen: „Ich bin das Muster einer Zeitung und deshalb der Schrecken aller Konkurrenzblätter, und ich bringe die andern Zeitungsschreiber noch ins Grab!" — So ähnlich lauten ja auch heute noch manche Anpreisungen von Zeitungen; nur drücken sie sich nicht immer so unverblümt aus.

Das Blatt war übrigens für die damalige Zeit gar nicht schlecht redigiert, und der Redakteur legte vor allem viel Wert auf Berichte über Schauspielvorstellungen.

Die *Anzeigen* waren in den älteren Zeitungen völlig Nebensache. Das erste Brüsseler Blatt, das hauptsächlich den Anzeigen diente, war die *„Feuille d'annonces et avis des Pays-Bas autrichiens"*, das seit dem 2. Dezember 1760 zweimal wöchentlich erschien. 1780 ward J. J. de Boubers der Verleger, der den Titel umänderte in „Annonces et avis divers des Pays-Bas autrichiens". Das ihm auf acht Jahre

[1] Herausgeber von Zeitungen in Utrecht und in Frankfurt.

Digitized by Google

verliehene Privilegium kostete 4000 Gulden. Nach Ablauf desselben ging es an den bereits erwähnten de Villebon über, der dafür etwas weniger (3500 Gulden) bezahlte. Der Titel wurde verkürzt in „Annonces et avis divers". Das Blatt erschien acht Seiten stark in Klein-Quart. Einige Jahre später ging es in den Besitz von M. Weißenbruch über, der ihm den Titel gab: „Annonces, avis divers de Bruxelles et feuilletons des lois".[1] Der letztere Zusatz war offenbar gewählt, weil man besonders Wert auf gesetzliche Bekanntmachungen legte. In dieser Richtung entwickelte sich das Blatt weiter, und um 1809 nahm es sogar den Titel an: „Journal judiciaire du Département de la Dyle et Feuilleton d'annonces et avis divers". Es erschien jetzt sechsmal wöchentlich. 1814 wurde der Titel wieder umgeändert in: „Affiches, annonces et avis divers de Bruxelles". Die Zeitung war nicht bloß Anzeigenblatt, sondern enthielt auch gediegene wissenschaftliche Mitteilungen, so Statistiken der Bevölkerung von Brüssel und umfangreiche meteorologische Aufzeichnungen des Barons van Poederle. Die Abonnentenzahl betrug 1812 300, 1813 332 und 1814 325. Diese Zahl genügte offenbar nicht, und so ging das Blatt ein. Es fand aber sofort (1816) einen Nachfolger in den von Rampelbergh herausgegebenen *„Petites Affiches de Bruxelles"*, die bis auf unsere Tage am Leben geblieben sind.

Von den übrigen, vor der französischen Herrschaft in Brüssel erschienenen Blättern verdienen noch erwähnt zu werden: das *„Journal de commerce"*, das von 1759 bis 1762 von *de Sérionne* herausgegeben wurde; *„Den Waeren Brabander"*, ein satirisches Blatt, das der aus Anderlecht gebürtige Kapuziner Huyghe redigierte, und *„Den Waeren Vaderlander"*, die beide 1790 begründet wurden.

Das *„Magasin historique, politique et littéraire, ou Journal de Bruxelles"* wurde 1790 von J. L. de Boubers begründet; es erschien sechsmal wöchentlich in Stärke von vier, hie und da auch von acht Seiten Oktavformat. 1794 bekam es den Titel: „Journal de Bruxelles, Magasin historique, politique et littéraire" und 1797 nannte es sich nur mehr „Journal de Bruxelles". Später vergrößerte es sein Format auf Quart. 1804 wurde es durch den Präfekten unterdrückt.

4. *Gent.*

Unter der spanischen Herrschaft besaßen nur die bedeutenderen Stadtgemeinden eine privilegierte Zeitung, jedoch ohne politische Tendenz.

Im Jahre 1667 erhielt Maximilian Graet in *Gent* die Genehmigung, ein Wochenblatt herauszugeben. Es war die *„Ghentsche Post-Tijdinghen"*, die spätere *„Gazette van Gent"*, die sich bis in unsere Tage erhalten hat. Aus der Geschichte dieser Zeitung sei hier einiges mitgeteilt:

Die erste uns erhaltene Nummer ist vom 8. September 1667 und enthält nur zwei Spalten Text: Nachrichten aus Spanien, Italien, Deutschland, England und Frankreich. In der Regel standen, wie es damals auch in französischen und deutschen Zeitungen üblich war, die Nachrichten aus den entferntesten Ländern an der Spitze. Der Inhalt wurde von der Zensur genehmigt, wie aus der Aufschrift zu ersehen ist: „Vidit J. G. L. C." (J. Gellermans, librorum censor).

Die erste Anzeige erschien in der Nummer vom 3. Oktober 1667. In der Nummer vom 19. September desselben Jahres beklagte sich die Zeitung über das Verhalten der Franzosen in Flandern. Die Stadt Alost, die die Franzosen belagert und deren Festungswerke sie zerstört hatten, wurde mit einem neuen Troja verglichen. Das Format der Zeitung wurde 1669 auf Quart vergrößert. Das Visum des Librorum censor fehlt seither darauf. In der Nummer vom 6. Dezember 1669 wird berichtet, der türkische Gesandte sei am französischen Hofe empfangen worden und der König habe bei dieser Gelegenheit einen Anzug im Werte von zehn Millionen livres getragen.

Um 1676 erbte die Witwe des Maximilian Graet das Privilegium. Ihre Nachkommen gaben dann die Zeitung bis 1722 heraus, wo sie ihre ganze Habe verloren. Das Blatt ging nun in den Besitz der Brüder van der Ween über.

Das erste Ergänzungsblatt, das die Fortsetzung der Tagesnachrichten enthielt, erschien 1684. Solche Blätter, die etwa unsern heutigen Extrablättern oder Sonderausgaben entsprechen, wurden extra verkauft. — 1715 wurde das Merkurbild im Titelkopf durch den österreichischen Adler ersetzt. — 1723 nahm die Zeitung den Namen „Gazette van Ghendt" an.

Nach dem Tode des Dominick van der Ween bekam 1749 Michel Pieter de Goesin das Privilegium. Als er einige Jahre später die Behörde bat, man möchte nach seinem Tode seiner Witwe dasselbe lassen, erstattete der „Besondere Rat" ein Gutachten, das eine Reihe interessanter Einzelheiten enthält: „Die Korrespondenzen, aus denen der Gesuchsteller die Gazette zusammenstellt, bestehen aus zwei schlecht abgefaßten, ungenauen Handschriften aus Paris und dem Haag und aus Abschriften aus

[1] Das Wort Feuilleton hat hier noch nicht die Bedeutung, die es erst einige Zeit später bekam und bis heute behalten hat: unterhaltender und belehrender Teil unterm Strich. Es hat hier noch lediglich seine wörtliche Bedeutung: Kleines Blatt, Blättchen. In Deutschland taucht das Wort erst um 1810 auf.

Digitized by Google

den Zeitungen aus Amsterdam, Köln und Frankfurt, die er obendrein schlecht übersetzt. Dennoch hat ihm der Absatz während des Krieges und die Einnahme aus den zahlreichen Anzeigen, die er sich mit acht Schillingen für einmalige Aufnahme und mit je vier Schillingen für die zweite und die dritte Aufnahme bezahlen läßt, ein Einkommen von 500 bis 600 flämischen Pfund im Jahr verschafft. In Friedenszeit ist dagegen sein Einkommen nicht ansehnlich." Da ein tüchtiger Drucker der Stadt bereit ist, für das Privilegium 6000 Gulden zu zahlen, so schlägt der Bericht vor, das Gesuch des bisherigen Verlegers abzuweisen und dessen Tod abzuwarten, da er schon „een rotte peer" (eine faule Birne!) sei und vielleicht kein halbes Jahr mehr leben werde; seine Witwe könne sich ja dann ebenfalls um das Privilegium bewerben.

Der vorhin erwähnte tüchtige Drucker war Jan Thomas Meijer (Meyer), der 1761 das Privilegium gegen Zahlung von 8000 Gulden erhielt. Das Blatt muß also doch wohl einen anständigen Gewinn eingebracht haben. Einige Zeit später ging es Meijer ähnlich wie seinem Vorgänger; da er, 56 Jahre alt, schon 40 Jahre das Buchdruckgewerbe ausgeübt hatte und von schwacher Gesundheit war, bat er, das Privilegium an seinen Sohn zu übertragen; er wollte noch eine höhere Abgabe bezahlen, als er noch verpflichtet war, außerdem unentgeltlich die Kollekte der königlichen Lotterie besorgen und die diesbezüglichen Bekanntmachungen umsonst in sein Blatt aufnehmen. Der Rat ließ sich nicht darauf ein. Als nun aber Meijer 1771 gestorben war, wurde sein Sohn Jan Frans Meijer doch sein Nachfolger. In dem damals erstatteten Gutachten sagt der Rat, die Zeitung sei „die beste von allen, die in diesen Gegenden gedruckt werden, sie sei gut geschrieben und enthalte gewöhnlich die zuverlässigsten und neuesten Berichte". Da der Gesuchsteller schon einige Monate während der Krankheit seines Vaters das Blatt zusammengestellt hatte, besaß der Rat anscheinend soviel Zutrauen zu ihm, daß er ihm sogar lebenslänglich das Privilegium verlieh. Er brauchte auch nur 2800 Gulden zu bezahlen und außerdem 26 Gratis-Exemplare der Zeitung zu liefern und zwar zwei an den Bevollmächtigten Minister, zwölf an den Besonderen Rat und zwölf an den Finanzrat.

1772 erhielt der Kommissar des Rats von Flandern, dem die Zensur der „Gazette van Gent" oblag, die Anweisung, dem Herausgeber größere Vorsicht in seinen Mitteilungen über die Teilung Polens, über die Absichten verschiedener Mächte in bezug auf Italien und dergleichen Fragen anzuempfehlen. Der Zensor scheint nun alles, was auf diese Dinge Bezug hatte, einfach gestrichen zu haben, so daß der Herausgeber sich beim Rat darüber beklagte. Am 24. November 1789 befahl der Minister Trauttmansdorf, die Verbreitung der „Gazette van Gent" zu untersagen und die mit der Post versandten Pakete an die Regierung einzusenden.

Lange Zeit wurden die wenigen Anzeigen auf den Rand der Zeitung gedruckt, erst 1750 erschienen sie zum erstenmal in einer Beilage. Die erste Reklame im eigentlichen Text erschien 1753; es war die eines angeblichen Augenheilkundigen namens Laazer aus Dendermonde (Termonde), der den Blinden Heilung versprach. Am 20. Juni 1754 kündigt ein gewisser Deferre die Eröffnung einer Schule für junge Leute an.

1794 kostete ein Abonnement auf die „Gazette" 4 Gulden und 18 Stüber. Unter der französischen Republik vergrößerte sich das Blatt; es trug damals an der Spitze die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Als die Franzosen nach Belgien kamen, stellte Meijer die Herausgabe der Zeitung einige Zeit ein, weil er sich vor Verfolgungen fürchtete. Sie wurde dann wieder aufgenommen von Verschueren, der die Zeitung von 1810 bis 1814 als „*Gazette de Gand*" mit flämischem und französischem Text herausgab. Die französische Übersetzung wurde auf Befehl der französischen Regierung hinzugefügt.

1811 wechselte das Blatt mehrmals seinen Titel: „Journal du Département de l'Escaut et annonces", „Feuille d'affiches, annonces et avis divers du Département de l'Escaut", „Journal du Département de l'Escaut".

In einer Eingabe an den Polizeipräfekten beklagt sich der Verleger darüber, daß er gezwungen sei, sein Blatt in zwei Sprachen erscheinen zu lassen, obschon nur ein Achtel der Leser das Französische verstehe. Der Präfekt nahm seine Verfügung aber nicht zurück, und sogar die Anzeigen mußten auch in französischer Sprache erscheinen.

Verschuerens Nachfolger war Bogaert de Clercq, und zuletzt gelangte die Zeitung in den Besitz der Familie Vanderhaeghen.

Unter der Regierung Wilhelms I. wurde das Format auf Folio (mit drei Spalten) erweitert und die Zeitung statt zweimal jetzt dreimal wöchentlich ausgegeben. Der Titel wurde noch mehrmals geändert. Erst 1831 wurde der Name „*Gazette van Gent*" eingeführt, der seither geblieben ist. Seit 1855 erscheint die Zeitung sechsmal wöchentlich.

Von einigen Ausnahmen abgesehen, waren die früheren Drucker der Zeitung stets auch die Redakteure. Obschon das Blatt sich hauptsächlich mit Politik befaßte, behandelte es bei vorkommenden Gelegenheiten auch Gegenstände der Literatur, der schönen Künste und der Wissenschaften. Die Mitglieder der Flämischen Gesellschaft für Literatur haben zahlreiche Feuilletons geschichtlichen und

Digitized by Google

literarischen Inhalts darin veröffentlicht (die des Jahrgangs 1816 sind auch in Buchform erschienen). Die Zeitung war stets in einer reinen Sprache geschrieben. Lange Zeit haben die meisten flämischen Blätter die Leitartikel („*de redeneerende artikeln*", eigentlich die räsonierenden Artikel!), sowie auch die aus ausländischen Zeitungen übersetzten Berichte nachgedruckt.

Am 1. Januar 1867 brachte die Zeitung aus Anlaß ihres zweihundertjährigen Bestehens einen Neudruck ihrer ältesten erhaltenen Nummer vom 8. September 1667.

Eine fast vollständige Sammlung der Zeitung befindet sich in der Universitätsbibliothek in Gent.

5. *Lüttich.*

Die erste Zeitung in *Lüttich*, von der wir sichere Kunde haben, war die „*Elite des nouvelles*", die um 1749 zu erscheinen anfing. 1756 fing *Pierre Rousseau* an, sein „*Journal encyclopédique*" in Lüttich herauszugeben. Dieses Blatt ging weit über die Bedeutung eines belgischen Journals hinaus, und seine Geschichte verdient daher etwas ausführlicher dargestellt zu werden.

In Frankreich erfreuten sich die ausländischen Zeitungen einer lebhaften Nachfrage, weil sie vieles brachten, was im Inland die Zensur nicht gestattete. Deshalb entstanden in den meisten größeren Städten der Niederlande französische Blätter, die eigentlich ein Mittelding zwischen Zeitung und Zeitschriften waren.[1] Das bedeutendste dieser Blätter war von 1756 bis 1793 das erwähnte „Journal encyclopédique".

Der Begründer *Pierre Rousseau* war gebürtig aus Toulouse. Er fügte selbst seinem Namen seinen Geburtsort hinzu, um nicht mit einem der vielen Rousseaus, namentlich dem Dichter J. B. Rousseau und dem berühmten J. J. Rousseau verwechselt zu werden. Man spottete deshalb über ihn in einem Epigramm:

Trois auteurs que Rousseau l'on nomme,
Connus de Paris jusqu'à Rome,
Sont différents, voici par où;
Rousseau de Paris fut grand homme,
Rousseau de Genève est un fou,
Rousseau de Toulouse est un atome.

Der Verleger war aber durchaus kein unbedeutender Mann. Er war vielmehr der erste tüchtige Zeitungsunternehmer, den wir in der Geschichte der Presse finden. In jungen Jahren war er nach Paris gekommen, um dort sein Glück zu versuchen. Er fing mit einigen Theaterstücken an, die etwas Erfolg hatten. Während er in der Redaktion der „Affiche de Paris" tätig war, wurde er gleichzeitig literarischer Agent oder Korrespondent des Pfalzgrafen. Dabei faßte er den Plan, selbst eine Zeitung zu gründen. Anfänglich hatte er dafür Mannheim in Aussicht genommen, weil sein fürstlicher Beschützer ihm dort eine größere Freiheit versprach, als er sie in Paris besaß. Schließlich entschloß er sich aber für *Lüttich*, weil dies ihm günstiger gelegen schien.

Er gründete also das „Journal encyclopédique", das alle 14 Tage über alles Wichtige berichtete, was auf den Gebieten der Wissenschaften und der Künste in Europa vorfiel. Es wurde bald eines der eifrigsten Organe der sogenannten philosophischen Partei, das heißt der französischen Freigeister. Deshalb nannte Voltaire es „das erste der 173 Journale, die alle Monate in Europa erscheinen".

Rousseau verstand sich sehr gut auf die Reklame und den geschäftlichen Vertrieb. Er hatte durch einen geschickten Prospekt nicht bloß zahlreiche Bewohner von Lüttich, sondern auch viele Gelehrte und Schriftsteller in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland usw. gewonnen. Er traf mit der Postverwaltung in Frankreich und in Deutschland ein Übereinkommen für den Vertrieb seiner Zeitschrift, so daß man diese durch die Post schneller und billiger beziehen konnte als andere Zeitschriften, die auf umständlichem Wege durch Buchhändler oder Agenten vertrieben wurden. Ferner versandte Rousseau seinen Prospekt an die Minister der verschiedenen Länder, und so fand er angesehene Bezieher, sogar im heiligen Kollegium in Rom. D'Alembert, J. J. Rousseau und Voltaire unterstützten das Blatt durch Beiträge und wirkten eifrig für dessen Verbreitung, indem sie ihm Abonnenten in Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, ja ganz Europa verschafften. Namentlich war Voltaire erfreut, ein ihm zur Verfügung stehendes Organ zu besitzen. Er stand deshalb in ziemlich eifrigem Briefwechsel mit P. Rousseau.

Die Zeitschrift wurde wegen ihrer kirchenfeindlichen Tendenz von der Universität Löwen verurteilt, und am 27. August 1759 verbot der Fürst-Bischof von Lüttich sie in seinem Lande. Nun war Rousseau gezwungen, seine Druckerei nach *Brüssel* zu verlegen, indem er sich unter den Schutz des Fürsten Karl von Lothringen stellte. Aber hier konnte er nur drei Nummern drucken lassen, weil auf Veranlassung des Nuntius die Kaiserin Maria Theresia ihm die Erlaubnis zur Niederlassung in

[1] Vgl. *Eugène Hatin*: Les gazettes de Hollande et la presse clandestine aux 17. et 18. siècles. Paris 1865.

Digitized by Google

Brüssel verweigerte. So mußte Rousseau mit seinen Pressen wieder weiter wandern. Er fand ein Asyl in *Bouillon*, dem Hauptort eines damals noch selbständigen Fürstentums zwischen Belgien und Frankreich. Der Herzog von Bouillon gab ihm am 1. Februar 1760 ein Privilegium auf 30 Jahre. Die Stadt machte übrigens ein gutes Geschäft dabei, denn Rousseau gründete dort ein bedeutendes Verlagsunternehmen, die „Société typographique de Bouillon". Außer dem „Journal encyclopédique", das sich vorzüglich entwickelte, erschienen noch mehrere andere Zeitschriften und Sammelwerke in diesem Verlage, die alle von Rousseau gegründet, verlegt und zum Teil auch redigiert wurden, so das „Journal de jurisprudence", der „Recueil philosophique et littéraire", ein gemeinnütziges Blatt unter dem Titel „Gazette salutaire", das Auszüge aus den besten französischen, deutschen und englischen Büchern über die Heilkunde brachte und über die Entdeckungen und Fortschritte der Wissenschaft berichtete, und zuletzt auch eine politische Zeitung „Gazette des gazettes", die unter dem Namen „Journal de Bouillon" bekannter wurde und dreißig Jahre lang großes Ansehen genoß.

Über den geschäftlichen Betrieb Rousseaus erfahren wir nähere Einzelheiten aus einem Briefe aus Bouillon von 1765. Es heißt darin, während Rousseau früher ein mittelmäßiger und verachteter Schriftsteller in Paris gewesen sei, habe er sich zu einem sehr angesehenen und sehr reichen literarischen „Fabrikbesitzer" entwickelt. In seinem Unternehmen arbeiteten nicht bloß seine Frau und seine Kinder, sondern noch mehr als 60 Personen, die er alle beherberge, beköstige und bezahle. In seinem Verlag wurden nicht bloß die Manuskripte verfaßt, sondern auch die Zeitschriften gesetzt, gedruckt, broschiert und gebunden. Obschon Rousseau hohe Steuern und für die Einfuhr seiner Zeitschriften in Frankreich hohe Zölle zu bezahlen habe, lege er jährlich noch 20000 Franken netto auf die Seite und er stehe im Begriff eine Besitzung für 180000 Franken zu kaufen, die er bar bezahlen wolle.

Später zog Rousseau sich als wohlhabender Mann nach Paris zurück. Der Präsident Boyer berichtet nämlich in seinen „Souvenirs et causeries": „Im Jahre 1781 war P. Rousseau in Paris und nahm dort dank seiner Gewandtheit und seinem hervorragenden Geschäftssinn eine sehr komfortable Stellung ein. Er war noch Eigentümer des „Journal de Bouillon", eines sehr angesehenen, weitverbreiteten und rentablen Blattes. Er führte ein sehr gutes Haus und sah an seiner Tafel oft die hervorragendsten Männer der Literatur und Wissenschaft jener Zeit, besonders den Abbé Barthélemy, den Physiker Charles, den Abbé Raynal, d'Alembert, Marmontel, Lemière, Thomas, Dorat, Favart usw."

Als Rousseau 1785 starb, hinterließ er sein Unternehmen seinem Schwager Weißenbruch, der es noch bis 1793 fortsetzte. In diesem Jahre ging das „Journal encyclopédique" infolge der Revolutionswirren ein. Es hatte es bis auf 288 Oktavbände gebracht.

Die Geschichte dieses Blattes und der Kämpfe, die es mit dem Fürstbischof von Lüttich, den Doktoren der Universität Löwen und den Regierungen zu führen hatte, bildet einen bemerkenswerten Teil der Geschichte der Presse wie auch des Geisteslebens in den südlichen Niederlanden. —

1759 begründete *J. T. Desoer* die „*Gazette de Liège*", die bis 1810 in Klein-Folio, dann in größerem Format erschien. Die Zeitung war lange eines der bestredigierten Blätter in Belgien. Ihr Name wurde 1764 in „*Journal de Liège*" umgeändert, und als solches erschien es bis auf unsere Tage, das heißt bis zum Fall von Lüttich im August 1914.

Der *Abbé de Coster* gab seit 1772 in Lüttich den „*Esprit des journaux*" heraus, der noch bis 1818 fortgeführt wurde.

Eine der bekanntesten Erscheinungen des XVIII. Jahrhunderts war die Zeitschrift des Jesuitenpaters *de Feller*, die zwar nur monatlich und später halbmonatlich erschien, aber ihrem Charakter nach eigentlich zu den Zeitungen zu rechnen ist. Es ist das „*Journal historique et littéraire*", das auf katholischer Seite dieselbe Bedeutung hatte, wie das „Journal encyclopédique" auf freigeistiger Seite.

Der zu seinen Lebzeiten viel genannte Jesuitenpater Franciscus Xaverius de Feller (geboren 1735 in Brüssel) hatte von 1760 an die literarischen und theologischen Artikel der ursprünglich in Verdun, seit 1716 in Luxemburg erschienenen Zeitschrift „*La Clef du Cabinet des Princes ou Recueil historique et politique sur les matières du temps*" geschrieben und 1773 die vollständige Redaktion übernommen. Da durch das Breve des Papstes Clemens XIV. vom 21. Juli 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, ging im selben Monat die Zeitschrift ein, um aber im nächsten Monat unter einem neuen Namen wieder zu erscheinen. Es war das „Journal historique et littéraire", das von 1774 an halbmonatlich erschien.

Die Hefte enthielten vorerst literarische Nachrichten, dann politische Neuigkeiten (nach Ländern und Städten geordnet), kritische und polemische Artikel über politische und kirchenpolitische Fragen, Notizen über Geburten und Sterbefälle, Gemeinnütziges usw. Das Blatt kostete anfänglich 8 livres, später 12 livres jährlich. Um 1784 hatte es 2500 Abonnenten, darunter alle Fürsten in Europa. Von August 1773 bis Februar 1788 wurde die Zeitschrift in Luxemburg gedruckt, obschon der Herausgeber in Lüttich wohnte. Als Kaiser Josef II. mit seinen kirchenreformatorischen Plänen hervorgetreten war, bekämpfte P. de Feller diese eifrig in seiner Zeitschrift. Die Zensur unterdrückte manche Stellen in seinen Artikeln, so daß diese Lücken aufwies, wie manche Zeitungsnummern in der gegenwärtigen

Digitized by Google

Kriegszeit. Zuletzt wurde durch einen Erlaß vom 26. Januar 1788 die Zeitschrift untersagt. De Feller ließ sie nun in Maastricht drucken, doch besorgte gleichzeitig auch ein Buchhändler in Lüttich den Vertrieb. An der 1787 ausgebrochenen brabantischen Revolution hatte de Feller tätigen Anteil genommen. Beim Herannahen der französischen Truppen mußte er 1794 Lüttich verlassen. Die letzte Nummer seiner Zeitschrift, deren Abonnentenzahl übrigens infolge des behördlichen Verbots stark gesunken war, erschien am 1. Juli 1794. Er selbst flüchtete nach Deutschland, wo er sich in Paderborn, Bartenstein und zuletzt in Regensburg aufhielt; hier starb er 1802.[1]

De Feller hatte 61 Bände seiner Zeitschrift fast ganz allein geschrieben. Außerdem hatte er noch eine Menge Schriften der verschiedensten Art verfaßt und 26 fremde Werke mit bedeutenden Umänderungen und Zusätzen neu herausgegeben, im ganzen nicht weniger als 58 Bände veröffentlicht.

Der Inhalt seiner Zeitschrift war vielseitig und gehaltvoll. Behandelt wurden Gegenstände der Theologie, Literatur, Länder- und Völkerkunde, der auswärtigen Politik usw. Für die Geschichte der brabantischen Revolution ist sie eine der wichtigsten Quellen, denn sie war das Hauptorgan der Staatenpartei und der Geistlichkeit. Man kann sogar sagen, daß de Feller die Seele und der Ratgeber der Häupter dieser Partei war. Körperlich und geistig ungemein begabt, war er der Typus eines alle Gebiete beherrschenden Journalisten. Er hat 20 Jahre lang sein Blatt ganz allein geschrieben; er hatte keine andern Mitarbeiter als seine Abschreiber. Auch in den mühevollsten Tagen, wo er von der österreichischen Politik aus einer Gegend in die andere vertrieben wurde, hat er nie nachgelassen, seinem Drucker Artikel selbst über weit auseinanderliegende Fragen zu senden, und dabei ersetzte ihm sein ungewöhnliches Gedächtnis seine Bibliothek.

Daß seine Artikel auch später noch als wertvoll betrachtet wurden, geht schon daraus hervor, daß von 1822 bis 1823 in Löwen eine vierbändige Auswahl derselben erschien unter dem Titel: „Mélanges de politique, de morale et de littérature, extraits de journaux, rédigés par l'abbé de Feller".

Von den Lütticher Blättern, die unmittelbar vor oder während der französischen Herrschaft erschienen, verdienen noch erwähnt zu werden: „*Le Nouvelliste impartial*" (1789), das „*Journal patriotique*" (1789—1790), „*L'ami des hommes*" (1791), die „*Gazette nationale Liègeoise*" (1792—1795) und „*Le Troubadour Liègeois*" (1795—1798).

6. *Bouillon.*

Die bereits erwähnte „*Gazette des Gazettes, ou journal politique*" (Journal de Bouillon) erschien von 1764 bis 1793, anfänglich monatlich, seit 1768 vierzehntägig in Oktavheften. Ein ehemaliger Infanterie-Hauptmann, *Jacques Reneaume de Latache*, redigierte das Blatt, das sich einer weiten Verbreitung und eines großen Ansehens erfreute, 27 Jahre lang. Im April 1792 verbot die Regierung die Verbreitung des Blattes in den österreichischen Niederlanden wegen eines gegen das österreichische Haus gerichteten Artikels, und infolgedessen ging es im folgenden Jahre überhaupt ein.

7. *Mecheln.*

In *Mecheln* ließ der Drucker *J. F. van der Elst* seit Anfang 1773 ein Blatt erscheinen: „*Wekelyks Bericht voor de Stad en de provincie van Mechelen*". Das Blatt erschien bis 1797 in dem damals üblichen Oktavformat, dann bis 1827 in Quart, bis 1835 in Kleinfolio und seither in Großfolio. Auch der Titel wurde mehrfach geändert; er lautete zuletzt: „Algemeen Aankondigingsblad van Mechelen, Antwerpen, Lier, Turnhout, Brussel en Vilvoorden".

Von Dezember 1784 bis März 1819 besaß Mecheln auch ein französisches Blatt, den „*Courrier de l'Escaut*". Der erste Herausgeber war *P. J. Hanicq*, der um 1780 von Brügge nach Mecheln kam. Er hatte vier ständige Korrespondenten, einen im Haag, einen in Wien, einen in Paris und den vierten in Brüssel. Dieser letztere war Fiocardo, der Redakteur und Mitherausgeber des „Oracle". Der erste und bedeutendste Redakteur war aber *Baret*, der aus Boulogne-sur-Mer stammte und als ein verdienstvoller Gelehrter bezeichnet wird. Das Blatt wurde ohne Privilegium herausgegeben, aber es war ebenso wie der „Wekelyks Bericht" der Zensur des Fiskalischen Rates unterworfen. Gegen Ende des Jahres 1789 trat Baret als Redakteur zurück, wahrscheinlich um nicht zugunsten der Brabantischen Revolution schreiben zu müssen. Das hatte eine kurze Unterbrechung im Erscheinen der Zeitung zur Folge. Unter dem neuen Namen „*Courrier de Belgique*" kam sie 1790 wieder zweimal wöchentlich heraus. Die französischen Republikaner unterdrückten das Blatt wegen eines harmlosen Satzes am 7. Juli 1794. Erst als der Herausgeber persönlich in Paris die feierlichsten Versprechungen abgegeben hatte, durfte er am 27. April 1795 sein Blatt wieder erscheinen lassen. In den folgenden Jahren wechselte es mehrmals seinen Namen. So hieß es 1799: „Courrier des départements réunis", 1800 „Gazette de Malines",

[1] Näheres über ihn und seine Tatigkeit bei *M. Blum*: Geschichtlicher Rückblick auf die im Großherzogtum Luxemburg bisher erschienenen Zeitungen und Zeitschriften. 1. Heft. Luxemburg, 1899. S. 5—17.

Digitized by Google

im Januar 1801: „Courrier impartial", im Februar 1801: „Annonces, avis et nouvelles politiques". Im Dezember 1809 nahm es wieder den alten Namen „*Gazette de Malines*" an, bis es infolge des Kaiserlichen Dekrets vom 3. August 1810, wonach in jedem Departement nur eine Zeitung bestehen bleiben durfte, sein Erscheinen einstellen mußte. Bei der Ankunft der verbündeten Truppen lebte es am 7. Februar 1814 wieder auf und erschien unter seinem früheren Titel „*Courrier de Belgique*" wieder sechsmal wöchentlich. Es hatte aber anscheinend wenig Glück mehr, denn vom Januar 1817 an erschien es nur mehr zweimal wöchentlich, und am 30. März 1819 stellte es wegen Mangels an Abonnenten sein Erscheinen ganz ein.

8. *Löwen.*

In *Löwen* erschien als die erste Zeitung „*Wekelijks Nieuws uyt Loven,* met de Beschrijvinge der Stad" von 1773—1788, ein für die Lokalgeschichte wertvolles Blatt. Von den später in Löwen erschienenen Blättern verdient erwähnt zu werden „*Le Spectateur universel,* ou Relation fidelle des principaux événements historiques et politiques du temps présent; extraits de la plupart des journaux et gazettes de l'Europe" (erschien 1789 und 1790 zweimal wöchentlich).

9. *St. Trond.*

Ein beachtenswertes Blatt erschien seit 1790 in *St. Trond* (Sint-Truiden) in Belgisch-Limburg, dem Zufluchtsort der politischen Flüchtlinge. Im „*Postillon extraordinaire* de tous les Pays-Bas et autres" (erschienen „à l'imprimerie patriotique") wurden die Artikel gedruckt, die die Revolution vorbereiteten und befestigten. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich, ging aber ein, als im Mai 1790 die Regierung es in den österreichischen Niederlanden verbot. Seit Februar 1791 erschien es wieder als „*Postillon européen*", bis es sich ein Jahr später mit dem „*Journal européen*" vereinigte. Letzteres war 1791 begründet worden; seine weiteren Schicksale sind nicht bekannt.

* * *

Auch unter der österreichischen Herrschaft (seit 1714) durfte keine Zeitung ohne ein ausdrückliches Privilegium gegründet werden, und dieses schloß noch durchaus nicht die Erlaubnis ein, alles zu drucken, was man für gut fand. Außerdem verbot die Behörde häufig, die Einfuhr ausländischer Zeitungen nach Belgien. So verbot der Marquis de Prie 1723 bei einer Strafe von 300 Fl. den Verkauf und die Verbreitung des im Haag gedruckten „*Mercure historique et politique*". Ein Edikt Kaiser Karls VI. vom 7. Juni 1734 verbot für die Südprovinzen den „*Utrechtsche Courant*". 1742 untersagte der Hof von Brabant das Halten des „*Journal de Francfort*", und 1752 erließ die Kaiserin Maria Theresia ein ähnliches Verbot gegen den „*Haarlemsche Courant*".

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts war die Lage der Presse in Belgien nicht gerade glänzend. Die Behörde ließ übrigens auch unbedeutende Blätter zu. Aus dem Königlichen Archiv ist zu ersehen, daß Paul de Montreuil in Gent um die Erlaubnis einkam, ein neues Blatt herauszugeben, indem er einen Prospekt und die erste Nummer beifügte. Das Gutachten des „Conseil privé" lautete sehr ungünstig: „Der Verfasser hat einen schlechten Stil und verrät wenig Talent; sein Geschmack scheint hauptsächlich auf faule Witze (bouffonneries plates) gerichtet zu sein." Trotzdem erhielt Paul de Montreuil die gewünschte Genehmigung!

Von bekannten Blättern jener Zeit seien erwähnt: „*Le vrai Brabançon*" mit katholisch-österreichischer Färbung (1790—1792), das „*Journal de la Société des amis de la liberté et de l'égalité*" (1792—1793), das von dem Bürger Hayez in streng französich-republikanischem Sinne redigiert wurde, das „*Journal de Liège*", der „*Postillon*" von St. Trond, der „*Spectateur universel*" in Löwen, der „*Ami des hommes*" (1791), „*l'Esprit des gazettes*" usw. „*L'Ami des Belges*" erschien 1790 in Nummern von 16 Seiten. Außerdem gab es eine „*Feuille comme il n'y en a pas*" („Zeitung, wie es keine andere gibt"). In flämischer Sprache erschienen das „*Algemeyn Nieuwsblad*" (1789), „*Den Waeren Brabander*" usw.

II.

Die belgischen Zeitungen in der französischen Zeit (1794—1815).

In der Revolutionszeit wurde bekanntlich auch Belgien von den Franzosen unterjocht. Zahlreiche Réfugiés waren infolge der Revolution nach Belgien gekommen und hatten in verschiedenen Städten, besonders in Brüssel, eine Zufluchtsstätte gefunden. Viele ließen sich dauernd dort nieder und

Digitized by Google

widmeten sich ganz ihrer neuen Heimat. Manche von ihnen wurden eifrige Mitarbeiter der in Belgien erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Dazu kam, daß auch die Behörde sich bemühte, allenthalben das Französische zur Geltung zu bringen. Die flämischen Zeitungen wurden gezwungen, mit französischer Übersetzung zu erscheinen. So wurde der romanische Volksteil zum Nachteil des germanischen bevorzugt und der politische Gegensatz verschärft.

Die rechtliche Stellung der Zeitungen war unter der Republik und dem Kaiserreich nicht viel günstiger als früher. Was man ehemals Privilegium nannte, war zwar abgeschafft, aber es war doch nicht gestattet, eine Zeitung ohne Erlaubnis der Behörde herauszugeben, und zudem standen die Blätter unter strenger polizeilicher Zensur. Eine Zeitung, die den Machthabern nicht gefiel, wurde einfach unterdrückt, und manche ausländische Blätter wurden untersagt.

Belgien war wie Frankreich in Departements eingeteilt, und in jedem erschien eine politische Zeitung, die sich ganz nach den behördlichen Anordnungen zu richten hatte. Daneben bestanden aber auch einige von geschichtlichem Wert, so: „Le Compilateur des nouvelles nationales politiques et littéraires" (1798—1810). Eine Tageszeitung, betitelt „Le Républicain du Nord", herausgegeben von Turot, erschien in Brüssel vom 14. Brumaire Jahr IV bis zum 30. Prairial Jahr VII (November 1795 bis Juni 1798). Das Blatt ist für die damalige Geschichte Belgiens von besonderem Interesse.

„L'Impartial Bruxellois" erschien 1796 vier Quartseiten stark. Er trug als Motto die etwas verdächtigen Worte Voltaires: „Bete einen Gott an, sei gerecht und liebe dein Vaterland!" Der Redakteur De Bracquenier, der es wagte, die Tätigkeit der Behörden scharf zu kritisieren, wurde in das Gefängnis des Tores von Hal in Brüssel eingesperrt.

Weitere Zeitungen waren das „Journal de Bruxelles", ein ausgesprochenes Sansculottenblatt, die „Lorgnette de Bruxelles" und der „Esprit des Gazettes", der 1780 von Urban in Löwen begründet worden war, 1796 aber nach Brüssel verlegt wurde und bis 1797 einmal wöchentlich 16 Oktavseiten stark erschien.

Die politische Zeitung *„L'Oracle"* (1800—1827), die von den Bürgern Fiocardo und Picard herausgegeben wurde, rief eine Umwälzung in den Brüsseler Sitten hervor. Sie erschien jeden Morgen mit den „neuesten Nachrichten". Sie suchte die andern Zeitungen in der Schnelligkeit der Berichterstattung zu übertreffen. Eine Verbesserung tat ja auch dringend not, denn bis dahin waren manche Nachrichten zwei Monate unterwegs gewesen. Briefe aus Paris brauchten vier Tage, aus London zehn, aus Wien 14, aus Rom sogar einen ganzen Monat.

Henoul rief 1797 das „Journal des dix-sept provinces" ins Leben, über das der „Républicain du Nord" sich sehr verächtlich aussprach. Der „Rapporteur" erschien von 1797 bis 1799 dreimal wöchentlich, erst in St. Josse ten Noode, dann in Brüssel.

In Brüssel gab es außerdem den „Courrier de Bruxelles" (Jahr VI), die „Gazette de Bruxelles" (Jahr VII), die „Etoile de Bruxelles" (Jahr V), sowie „'t Groot Brusselsch Nieuwsblad".

Anderseits verbot der Präfekt der Dyle in Brüssel den Verkauf der Pariser Blätter: „Courrier universel", „Gazette française," „L'Observateur", „L'Ami du peuple", „L'Eclipse" usw., weil sie „die öffentliche Meinung irreleiten, das Königtum wiederherzustellen suchen und den Haß gegen die republikanische Regierung erregen und man nicht dulden darf, daß das Gift dieser Blätter in diesen Gegenden verbreitet werde".

Lange Zeit hatte in den Zeitungen jede Polemik gefehlt. Die Blätter enthielten lediglich eine Chronik der Ereignisse, durchweg nur, was wir heute „Vermischtes" nennen. Unter dem Direktorium, dem Konsulat und dem Kaiserreich veränderte sich der Inhalt: er bestand fast nur noch aus militärischen Nachrichten.

Allmählich hatten die Journalisten allerdings angefangen, zuweilen eine schüchterne Randglosse zu einer Verwaltungsmaßregel, einer Verordnung des Präfekten usw. zu machen. Das erwies sich aber als gefährlich, und mehr als einer mußte für seine Kühnheit büßen. Fiocardo, der Redakteur des „Oracle", mußte sechs Monate im Gefängnis sitzen, weil er es gewagt hatte, die Tätigkeit des Präfekten der Dyle zu kritisieren. Später, im Thermidor des Jahres XI, wurde seine Zeitung unterdrückt und seine Presse mit Beschlag belegt, weil er über gewisse Ausschreitungen französischer Soldaten im Hannoverschen berichtet hatte.

Der Redakteur der „Lorgnette de Bruxelles" kam dagegen 1801 mit einem schweren Rüffel davon; sein Verbrechen bestand allerdings nur darin, daß er behauptet hatte, die Straßenreinigung in Brüssel lasse zu wünschen übrig.

Namur erhielt erst 1797 eine Zeitung in dem „Courrier de Sambre et Meuse". Von 1809 bis 1829 erschien dort das „Mémorial administratif et Journal d'Annonces".

Seit 1798 gab es in *Gent* außer der früher besprochenen „Gazette van Gent" auch eine französische Zeitung, das *„Journal de Gand"*. Sie wurde von Houdin bis 1830, von Van Loock bis 1839 und seither von Bakeljau herausgegeben. Unter den ersten Herausgebern wurde sie besonders durch die über sie verhängten Geld- und Gefängnisstrafen, die sie sich durch die Bekämpfung der Regierung zugezogen, bekannt. 1831 veränderte das Blatt seinen Namen in „Messager de Gand", dem 1840

Digitized by Google

noch die Worte „et des Pays-Bas" hinzugefügt wurden. In der Zeit der belgischen Revolution von 1830 und noch einige Jahre später war es eines der vornehmsten Organe der ministeriellen Presse.

Während Ludwig XVIII. in der Verbannung in Gent weilte, kamen viele hervorragende Franzosen dorthin, darunter Chateaubriand, Guizot, Lally-Tollendal, die mit Pradel und Bertin den „*Moniteur de Gand*" redigierten. Von den vor 1830 gegründeten Blättern blieb außer der „Gazette van Gent" nur der 1820 begründete „*Gentsche Mercurius*", der früher dreimal, dann sechsmal wöchentlich erschien, bis in die neuere Zeit bestehen.

In der Provinz *Hennegau* scheint vor 1800 überhaupt kein Blatt bestanden zu haben. In diesem Jahre erschien in *Mons* (Bergen) die „Feuille décadaire du Département de Jemmapes", dem 1806 die „Feuille de Mons et du Département de Jemmapes" folgte. In *Tournai* (Doornik) erschien seit 1804 die „Feuille de Tournai" anfänglich zweimal, dann dreimal wöchentlich.

Von den vor 1815 zu *Antwerpen* begründeten Zeitungen ist das „*Journal d'Anvers*" die einzige, die bis auf unsere Tage fortgeführt wurde. Das Blatt, das auch den Titel „Journal de la Province d'Anvers" geführt hat, wird seit 1811 täglich herausgegeben. „Het Antwerpsch Nieuwsblad", das seit 1814 dreimal wöchentlich erschien, ist 1845 wieder eingegangen.

III.

Die belgischen Zeitungen in der niederländischen Zeit (1815—1830).

Nach dem Sturze Napoleons wurde bekanntlich durch den Wiener Kongreß das Königreich der Vereinigten Niederlande gebildet, das Holland und Belgien umfaßte. Die neue Regierung bevorzugte das Holländische, das gemäß einer Verordnung von 1819 die Amtssprache des Königreichs sein sollte. Während die Franzosen die Belgier zu französieren gesucht hatten, bemühte sich die niederländische Regierung, wenigstens ihren Leichtsinn, ihre Eitelkeit und Flatterhaftigkeit zu bekämpfen. Den Belgiern sagte die ernste Richtung der protestantischen Niederländer nicht zu, und schon seit 1825 bildete sich allmählich eine Opposition.

Die Restauration hatte zahlreiche französische Politiker, unter denen auch einige tüchtige Schriftsteller waren, aus Frankreich vertrieben, und diese Männer hatten sich zumeist nach Belgien gewandt. Sie bemächtigten sich hier der Presse und leiteten sie bis zur Revolution von 1830 durchweg in liberalem Sinne, etwa in der Richtung des Pariser „Constitutionnel".

Unter der niederländischen Herrschaft war die Presse in Belgien nicht mehr so gefesselt wie früher, aber die Bestimmungen des Preßgesetzes vom 20. April 1815 waren immerhin so scharf, daß die Preßprozesse stark zunahmen. Wer eine neue Zeitung herausgeben wollte, mußte die königliche Bewilligung nachsuchen, und diese wurde bei Beginn der Regierung Wilhelms I. nur gewährt, wenn mindestens 300 Bezieher nachgewiesen werden konnten. Erst durch das Dekret der provisorischen Regierung vom 16. Oktober 1830 und durch Artikel 18 der Verfassung wurde der Presse im Königreich Belgien völlige Freiheit zugestanden.

Die Zeitungen waren durch die Zensur gezwungen, auf politischem Gebiete für die Sache der mehrfach wechselnden Machthaber in den Niederlanden einzutreten.

Auffallend ist die Tatsache, daß in jenem Zeitraume die meisten belgischen Zeitungen von französischen Eingewanderten oder von Holländern redigiert wurden. Dies änderte sich erst kurz vor dem Ausbruche der Revolution, als die belgisch-nationale Presse einen erbitterten Kampf gegen die holländische Regierung zu führen begann.

Außer der amtlichen „Gazette des Pays-Bas" und dem farblosen „Journal de la Belgique" (beide in Brüssel) sind aus jener Zeit hervorzuheben: der „Nain jaune réfugié" (seit 1816), ein von aus Frankreich ausgewiesenen Franzosen gegründetes Spottblatt gegen die bourbonische Familie, dessen Redakteure 1818 des Landes verwiesen wurden; der „Vrai Libéral", der 1816 aus der Vereinigung des „Mercure surveillant" und des „Nain jaune" entstand, aus dem sich 1821 der durch seine erbitterte Opposition berühmt gewordene „Courrier des Pays-Bas" herausbildete, eines der einflußreichsten liberalen Blätter.

Von 1817 bis 1820 erschien in Brüssel der „Mercure belge", der von Th. Lesbroussart, Quetelet, de Reiffenberg usw. redigiert wurde.

„L'Oracle" blieb lange Zeit das Muster der Brüsseler Zeitungen. Als Fiocardo 1827 durch einen Unfall in der Senne ertrank, hörte es auf zu erscheinen.

Damals tauchten die Anzeigen etwas häufiger auf. Die „Gazette de Liège" hatte zuerst kaufmännische Reklamen auf der vierten Seite aufgenommen, und ihr Beispiel fand bald auch bei den Brüsseler Zeitungen Nachahmung.

Digitized by Google

Die französischen Journalisten in Belgien benutzten die Zeitungen hauptsächlich, um gegen die Bourbonen zu polemisieren. Erst allmählich sahen die Belgier ein, daß ihr Land aus dieser Polemik keinen Nutzen ziehen konnte.

Der „Courrier belge" (Courrier des Pays-Bas) war das Organ, das zuerst die belgische Opposition zu organisieren suchte. Nun tauchten eine Reihe Belgier auf, die ihre Feder in den Dienst ihres engeren Vaterlandes stellten. Der gewandteste von ihnen war der Fläme Peter Claes, der aber jung gestorben ist. Ihm schlossen sich an: Tielemans, Nothomb, Devaux, Lebeau, de Potter, Ducpétiaux, Jottrand usw., die anfänglich nur das niederländische Ministerium bekämpften, dann aber auf die Loslösung Belgiens von den Niederlanden hinarbeiteten. Infolge der Revolution von 1830 gingen jene Männer teils in die Verwaltung, teils in den Gerichtsdienst über, während einzelne sich ganz der nationalen Presse widmeten.

Neben dem „Courrier des Pays-Bas" galten als die wichtigsten Oppositionsblätter vom klerikalen Standpunkt der 1820 in Lüttich begründete „Courrier de la Meuse", der 1841 nach Brüssel übersiedelte und dann zu dem neuen „Journal de Bruxelles" umgestaltet wurde; in Brüssel der geistvoll von Devaux, Lebeau und Rogier geleitete „Mathieu Laensberg", der 1824 begründet worden war, seit 1828 „Politique", seit 1841 „Tribune" hieß, aber 1849 unter der letzteren Benennung sich zum Organ des Republikanismus an der Stelle des ultraliberalen „Libéral liégeois" (1845–1849) umwandelte; der „Catholique des Pays-Bas", das nachmalige „Journal des Flandres" zu Gent; das katholische „Journal d'Anvers", seit 1811, und das „Journal de l'opposition", das von 1827–1830 zu Maastricht erschien. Auch das „Journal politique et d'annonces de Louvain", das seit 1814 in Löwen erschien, führte 1829 und 1830 eine heftige Opposition gegen die Regierung.

Im Jahre 1829 gab ein Leitartikel in der Zeitung „*Politique*" die Anregung, alle Parteizwistigkeiten ruhen zu lassen und in der gesamten Presse für die Befreiung der belgischen Provinzen zu kämpfen. Die Einigung kam bald zustande, und angesehene Politiker der beiden Parteien widmeten sich nun der Journalistik, um geharnischte Artikel gegen die Mißstände der niederländischen Herrschaft zu liefern. Anderseits verteidigten einige von der Regierung unterstützte Zeitungen wie der 1829 gegründete „Courrier Universel" in Lüttich, das „Journal de Gand" und die von dem eingewanderten Franzosen Froment herausgegebene „Sentinelle des Pays-Bas" die Sache Hollands.

Die Regierung gründete zu Anfang des Jahres 1830 zu Brüssel den „*National*", mit dessen Herausgabe sie den Italiener Libry-Bagnano betraute. Diese Wahl stellte sich bald als eine unglückliche heraus. Libry-Bagnano griff zwar die Liberalen mit vieler Energie und boshafter Satire an, aber er war ein Mann von recht dunkler Vergangenheit, und seine Gegner wußten dies mit Erfolg auszunutzen. Die Zeitung hatte zwar ihrem Titel gemäß anfänglich erklärt, sie wolle ganz national sein und sie schlösse jeden Fremden von der Mitarbeit aus, aber schon die Tatsache, daß sie von der Regierung unterstützt wurde, genügte, um sie beim Brüsseler Volke verhaßt zu machen. Während eines revolutionären Aufstandes wurden in der Nacht zum 26. August 1830 die Pressen der Zeitung vom Pöbel zerstört.

Der „Courrier universel" ging schon vor Ausbruch der Revolution wieder ein.

Schließlich griff die Regierung in ihrer Ratlosigkeit zu einem strengen Preßgesetz, allein der Entwurf stieß auf so lebhaften Widerspruch, daß sie ihn zurücknehmen und durch einen gemäßigteren ersetzen mußte. Dies war aber bedeutungslos, denn im August 1830 machte der *Aufstand* der holländischen Herrschaft in Belgien ein Ende.

Ein Regierungsbeschluß vom 2. März 1830 hatte ein *Amtsblatt* unter dem Titel „*Union belge*" ins Leben gerufen. Ein neuer Beschluß vom 17. Oktober 1830 hob jene Verordnung aber auf und übertrug das Eigentumsrecht an dem Blatte an den Verleger Feuillet-Dumus, der sich verpflichtete, es fortzuführen. Er erhielt 12000 Fr. für die Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen, eines genauen Parlamentsberichts und der vom Ministerium ihm zugestellten Schriftstücke. Dem Verleger war für sein Blatt keine politische Richtung vorgeschrieben, doch sollten „persönliche Angriffe und eine systematische Opposition gegen die Handlungen der Regierung" ein genügender Grund zur Auflösung der Vereinbarung sein. Das Verhältnis dauerte denn auch nicht sehr lange, denn am 16. Juni 1831 erschien als Amtsblatt der „*Moniteur belge*", der seither als solches bestehen blieb, bis er in unsern Tagen durch ein in deutscher, flämischer und französischer Sprache erscheinendes Verordnungsblatt des deutschen Generalgouvernements ersetzt wurde.

Daß unter dem Königtum der französische Einfluß die belgische Presse vollständig beherrschte, ist zur Genüge bekannt. Er hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, eine deutschfeindliche Gesinnung bei den Belgiern hervorzurufen und die Regierung auf Wege zu drängen, die dem Lande so verhängnisvoll werden sollten.[1]

[1] Die Geschichte der belgischen Zeitungen von 1830 bis auf unsere Tage habe ich im „Zeitungsverlag" (Magdeburg 1914, Nr. 44 und 45) behandelt.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20. Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI

LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | April 1915 | Heft 1

Pariser Brief.

Die deutsche Volksstimmung in diesem Kriege erwächst nicht immer aus klugen Erwägungen; wir treiben auch noch während dieses furchtbaren Weltenbrandes eine Gefühlspolitik, die unseren eigenen Interessen schädlich ist.

Die Treulosigkeit unserer „englischen Vettern" hat die Deutschen so sehr empört, daß sie ihren ungezügelten Haß gegen ganz England kehren. Lissauers Haßgesang gilt vielen als ein neues Nationallied. Zweierlei vergessen die Hasser in diesem zornigen Wahn. Einmal denken sie nicht an die Zukunft, denken sie nicht daran, daß vielleicht schon übers Jahr unsere Kaufleute, unsere Finanzleute, unsere Techniker von neuem mit Engländern Beziehungen anknüpfen müssen und anknüpfen werden und daß in diesem Augenblick jeder Deutsche, der in den Haßgesang einstimmte, sich schämen wird. Grey, Churchill und Asquith sind Verbrecher und verdienen von uns bekämpft zu werden, bis sie gestürzt sind; aber die englische Nation ist kein Krämervolk. Wer wagt die Stunden innerer Gemeinsamkeit mit englischen Freunden und Verwandten zu verleugnen? Sollen auch wir lügen, indem wir behaupten, alle Engländer sind Verbrecher, Heuchler oder Krämer? Die englische Kultur hat wie die unsere auf Erden eine Existenzberechtigung; und wir dürfen nicht vergessen, daß englische Klugheit, englische Energie aus dem englischen Menschenmaterial, das dem unseren qualitativ unterlegen ist, mehr gemacht hat als wir aus unserem qualitativ höherstehenden Menschenmaterial. Wer die englische Kriegsliteratur verfolgt, erkennt auch leicht, daß die englische Publizistik auf einer außerordentlichen Höhe steht, daß neben den Angriffen und Verleumdungen Deutschlands Stimmen der Ritterlichkeit und der Anerkennung des Deutschtums laut werden.

Zum zweiten vergessen die Englandhasser, daß jede deutsche Haßäußerung der englischen Regierung als Werbemittel für die Rekrutierung dient — wie zum Beispiel Lissauers Haßgesang, der auch in England auf Postkarten verbreitet wird. Und sie vergessen weiter, daß die politische, militärische und wirtschaftliche Verbindung Englands mit Frankreich dadurch nur um so enger wird. Die Vereinigung des neuesten Erbfeindes Deutschlands mit dem früheren Erbfeind Deutschlands wird zu einer selbstverständlichen Notwendigkeit. Der Dreiverband wird durch diesen Deutschenhaß naturgemäß gestärkt. Von einer Loslösung Englands von Frankreich kann vorläufig ernsthaft nicht gesprochen werden. Wie selbstisch England Frankreich auch auszunutzen trachtet, die beiden Länder fühlen sich einig im Kampfe gegen Deutschland. Hört man in Frankreich zuweilen einzelne Seufzer unter dem Druck des englischen Joches, so stört doch kein lautes Wort dieses für Frankreich so unselige Einvernehmen. „Nous Anglo-Français" schreibt nicht nur Romain Rolland, sondern viele Gelehrte, Schriftsteller und Journalisten entzücken sich ebenfalls an dieser neuen Wortverbindung.

Dem Haß gegen England entspricht in Deutschland Milde und Nachsicht Frankreich gegenüber, während das englische Volk uns nicht haßt, dagegen das französische Volk uns mit wütendem Haß verfolgt. Ich glaube, nicht viele Deutsche sind so eng mit Frankreich verwachsen, danken dem guten, dem schönen, dem edlen Frankreich soviel Lebensglück wie ich, der neun Jahre dort in enger Verbindung mit vielen Franzosen verbrachte. Darum würde ich vielleicht wie wenige Deutsche berechtigt sein, diese milde und nachsichtige Stimmung zu fördern und zu unterstützen. Jedoch auch meine jetzige Tätigkeit gibt mir Gelegenheit, die literarische und journalistische Welt Frankreichs gründlicher zu verfolgen als viele andere Deutsche, und ich bin ein nahestehender Zeuge der schändlichen Verleumdungen, die französische Gelehrte, Dichter und Journalisten gegen das Deutschtum erheben, so daß mein Gerechtigkeitssinn und mein Nationalgefühl besonders hart getroffen werden. Kein Mittel ist den Franzosen zu niedrig, um die Deutschen vor ihrem Volke herabzusetzen, ihnen gemeine Motive unterzuschieben. Wenn ein von der schweizer Regierung Bevollmächtigter die deutschen Gefangenenlager besucht und die Behandlung der französischen Gefangenen zufriedenstellend und würdig nennt, setzen sie sich hin, um den ihnen unangenehmen Eindruck dieses Berichtes zu vertuschen, und fabrizieren in ihren Zeitungsredaktionen Briefe von französischen Gefangenen, die sich über die schlechte Behandlung beklagen. Im „Figaro", im „Matin", im „Journal" sind Dutzende solcher Briefe veröffentlicht worden, die in den ersten Zeilen erkennen lassen, daß sie in Paris fabriziert worden sind. Aber nicht nur Journalisten betreiben dieses schändliche Handwerk. Vor etwa zwei Monaten ist in

Digitized by Google

Paris eine Broschüre erschienen: „Crimes allemands d'après des témoignages allemands", die von dem bekannten Romanisten Joseph Bédier nach offiziellen Dokumenten des französischen Kriegsministeriums bearbeitet worden ist. Die offiziellen Dokumente bestehen in Tagebuchblättern, die deutschen Soldaten nach ihrer Gefangennahme abgenommen worden sind. Diese Tagebuchblätter sind der Broschüre zum Teil in Faksimilereproduktion beigegeben worden und von Joseph Bédier übersetzt und kommentiert worden. An der Richtigkeit der Bédierschen Übersetzung hat zuerst der dänische Professor Carl Larsen Zweifel erhoben. In Deutschland hat der Berliner Professor A. Hollmann die Bédiersche Arbeit einer eingehenden Untersuchung unterzogen und in den 30 Tagebuchnotizen dem Verfasser mehr als fünfzehn Übersetzungsfehler nachgewiesen, von denen der größte Teil wissentliche Fälschungen sind. In Faksimile 5 erzählt beispielsweise ein Soldat eine Episode aus einem Franktireurüberfall in einem Dorf, wobei er Männer und Frauen, unter andern auch ein achtzehnjähriges Mädchen erstochen hat, worüber der Schreiber sein Mitleid äußert, „denn sie machte solch unschuldigen Blick". „Aber," fährt er fort, „man konnte gegen die aufgeregte Menge nichts ausrichten, denn dann sind es keine Menschen, sondern Tiere. Wir sind jetzt auf dem Wege nach Sedan." Bédier übersetzt „erstochen" hier wie an anderen Stellen mit „furent passés à la bajonette", zu deutsch: wurden durch das Bajonett hingerichtet. Erstechen heißt: poignarder. Und den Schluß übersetzt er: „Mais on ne pouvait plus maîtriser *la bande* excitée, car en de tels moments *on* n'est plus des hommes, *on* est des bêtes." Das ist eine bewußte Fälschung. Die aufgeregte Menge von Bürgern, gegen die man nichts ausrichten konnte, ist in eine aufgeregte Bande von Soldaten verwandelt worden, die man nicht mehr zügeln konnte. Das „man" ist eingefügt worden. Ein anderes Mal heißt es in einem Tagebuchblatt, Faksimile 11: „In der vorigen Nacht hat ein mehr als fünfunddreißigjähriger Landwehrmann, verheiratet, die noch junge Tochter seines Quartierwirtes vergewaltigen wollen; dem Vater, der dazu kam, setzte er das Bajonett auf die Brust. *Doch der sieht der gerechten Strafe entgegen.*" Dieser letzte Satz ist in Bédiers Übersetzung fortgeblieben, wodurch der Eindruck des Tagebuchblattes verwischt worden ist. Zu alledem aber kommt, daß der Verdacht besteht, daß wenigstens einige dieser Tagebuchblätter gefälscht worden sind. Die graphologischen Untersuchungen über diese Frage sind noch nicht abgeschlossen; aber schon jetzt scheint dieser Verdacht begründet zu sein.

Das sind nicht Äußerungen eines augenblicklichen Hasses, eines blinden Wutanfalls. Das sind vielmehr die Mittel niedriger, heimtückischer Charaktere. Ist die Atmosphäre der französischen Freiheit und Brüderlichkeit so verpestet, daß gegen so abgefeimte Gemeinheiten kein einziger Mann sich erhebt? Gibt es in Frankreich keinen einzigen, lauteren Charakter von männlichem Mut mehr? Vor zwanzig Jahren lebte noch ein Emile Zola, der der Regierung seines Landes ein glühendes „J'accuse!" entgegenzuschleudern den Mut fand. Sind seine Söhne, seine Enkel von den Parasiten, die an Frankreich nagen, zerfressen? Ist es würdig, einem Geschlecht, das mit solchen Mitteln einen äußeren Feind bekämpft, mit Milde und Nachsicht zu begegnen? Wir, die wir Frankreich kennen, die wir es liebten, wir harren von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde des Mannes, der drüben in Frankreich den Mut findet, das Gekläffe der Menge mit einem kernigen: „Assez" zum Schweigen zu bringen und in der klaren Sprache der reinen Vernunft seinem Volke die Besinnung zurückbringt. Noch geht der wahnsinnige Taumel weiter. Der portugiesische Jude Maurice Barrés, der sich als lothringischer Patriot gebärdet, annektiert im „Echo de Paris" das ganze linke Rheinufer, verschenkt Köln, Düsseldorf, Aachen und Bonn an Belgien und versteigt sich zu dem Wahnwitz, alle deutschen Katholiken wären froh, wenn sie aus dem preußischen Joch befreit würden. Der Gedankentanz der französischen Presse mutet an wie der tolle Schlußtanz eines Pariser Revue. — Finale! Wird dieses Wort auch hinter die Geschichte Frankreichs gesetzt werden sollen? Wird dieser Hexensabbath das Land in den Abgrund der Vernichtung zerren?

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Von der Kriegssammlung unserer Stadtbibliothek habe ich schon berichtet. Sie berücksichtigt naturgemäß die Grenze ihres Gebietes, um späteren Jahren die Zeugnisse des Wiener Kriegsbildes zu bieten. Im großen Maßstabe ist nunmehr die *k. k. Hofbibliothek* mit ihrer *Sammlung von Kriegsliteratur* ans Werk gegangen. Die bei österreichischen Verlegern erschienenen Druckschriften über den Krieg sind ihr ohnedies als Pflichtexemplare gesichert, doch ist sie außerdem bestrebt, auch alle ausländischen Publikationen zu erwerben, die für Österreich in Betracht kommen oder überhaupt für die gegenwärtige Lage nach Form und Inhalt wichtig erscheinen. Hiezu rechnet sie die unmittelbar vor Ausbruch des Kriegs erschienenen Schriften und zieht ohne zeitliche Begrenzung auch alle utopistische Literatur über den Weltkrieg in ihren Kreis. Dazu kommen die amtlichen Dokumente der vom Kriege ergriffenen Staaten, militärische Fachliteratur und Schematismen, Karten- und Tabellenwerke, schließlich noch wirtschaftliche Literatur. Der neutrale Buchhandel soll dabei das Seine tun und die Erwerbung der ausländischen Schriften und Zeitungen ermöglichen. Man läßt für die Sammlung die schöne Literatur ebenso wenig außer acht wie die musikalische und legt Wert auf die Erwerbung gedruckter Feldberichte und Briefe, Maueranschläge, Flugschriften einzelner Körperschaften, Programme und dergleichen. Natürlich bleiben die Kunstblätter, Bilderbogen und Wandkalender nicht aus. Was aber die Sammlung besonders kennzeichnet und sie zu einer archivalischen ausgestaltet, ist das Streben nach dem

Digitized by Google

Besitze von handschriftlichem Material, von privaten (Brief-)Nachrichten aus dem Kriege, sowie Skizzen, Ansichtspostkarten, Karikaturen u. a. m. Gleichzeitig erläßt die Hofbibliothek einen Aufruf um Schenkung oder leihweise Überlassung von Feldpostbriefen, die über den Rahmen persönlicher Mitteilungen greifen und sachliche Darstellungen einzelner Kampfereignisse oder Episoden aus dem Kriege bieten. Hier wird die Sammlung in mehrfacher Hinsicht dem literarischen Bureau des Kriegsministeriums dienen können, doch bleiben die eingesandten Manuskripte in geheimer Verwahrung für den späteren Historiker.

Während solche Bestrebungen in den Bibliotheken vorherrschen, ist der Bibliophile in Wien noch immer sehr gut befriedigt worden. Was unsre *Staatsdruckerei* mit der Prachtausgabe von Stifters „Aus dem alten Wien" hervorbrachte, wurde kürzlich an anderer Stelle dieser Zeitschrift gewürdigt. Auch die Leistungen der *k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien* erfahren das schönste Lob. Der von ihr gearbeitete Privatdruck von Schaukals *„Kindergedichten"* (mit Bildern von Maximilian Liebenwein) war ein Merkstück des österreichischen Pavillons auf der „Bugra", weniger der Sonderdruck der Ebner-Eschenbachschen Novelle *„Die Poesie des Unbewußten"* (aus den „Dorf- und Schloßgeschichten"), womit die *Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* ihre Mitglieder letzthin bedachte. *Ludwig Michaleks* meisterhafte Radierung, das Bild der achtzigjährigen Dichterin, steht dem Titel gegenüber. Es ist das sogenannte kleinere Bild, mit dem der Künstler selbst — nach einer gelegentlichen mündlichen Äußerung — sehr zufrieden ist. Besonders zu erwähnen ist die für das Buch glücklich gewählte Type, die in ihrer kräftigen Regelmäßigkeit dem Auge wohltut. Die zweite Publikation der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft für 1914 bildet Alexander von Weilens Ausgabe des *ersten deutschen Bühnen-Hamlet*, über den ein fachmännischer Beurteiler an anderer Stelle des Beiblatts (Sp. 39 f.) spricht.

Zu diesen Bibliophiliana gesellt sich der gleichzeitig ausgegebene 3. Jahrgang des *„Deutschen Bibliophilen-Kalenders"*. („Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler", herausgegeben von *Hans Feigl. Wien* 1915. *Moritz Perles.*) Wie sein Vorgänger ist auch dieser Band in der Unger-Type bei Poeschel & Trepte sehr schön gedruckt worden und überrascht damit bei dem verhältnismäßig niedern Preise von 3 M. Neben Gedichten, feuilletonistischen Besprechungen und einer vom Herausgeber zusammengestellten räsonierenden Liste empfehlenswerter neuerer Bücher treffen wir einige anziehende Abhandlungen, zum Beispiel Ottokar Maschas spannende Geschichte des *ersten künstlerischen Plakats in Österreich*, das Makart für die erste internationale Kunstausstellung in Wien 1872 entworfen hatte. Feigl und Albert Poetzsch schreiben die „Geschichte eines Rarissimums", nämlich von Adam Müllers 1817 gedruckter, aber nicht veröffentlichter Flugschrift *„Etwas, das Goethe gesagt hat"*, und klären deren Verhältnis zu Krugs Polemik. Der Verleger Eugen Diederichs rollt die Frage von Antiqua oder Fraktur mit friedlichem Verständnis auf, endlich blättert man in allerlei bibliophilen Anekdoten und Allotria. Im Bild erscheinen E. Pernerstorfer als Vorstandsmitglied der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, und der alte Franz Haydinger.

Außer den genannten Büchern können wir diesmal nichts Bemerkenswertes aufweisen. Zur Ergänzung einer früheren Notiz füge ich an, daß der zweite Briefband der großen *Grillparzer-Ausgabe* in letzter Stunde zurückgezogen wurde, da sein Herausgeber, Richard Smekal, während des Druckes noch eine Anzahl bisher unbekannter Briefe des Dichters aus dem betreffenden Zeitabschnitt auffand und sie richtig einordnete.

Zu den literarischen Briefen zählt diesmal auch eine kleine Veröffentlichung in Nr. 18141 der „Neuen Freien Presse" vom 23. Februar 1915, ein *Brief Hamerlings* vom 19. Januar 1868 mit aktuellem Inhalt. Hamerling-Briefe sind ja nicht selten und es gibt noch deren ungedruckte in Menge, aber diesmal hat es damit eine andere Bewandtnis. Der Brief ist an Ludwig Mayer, den unglücklichen poetischen Sonderling aus dem Waldviertel, gerichtet und stammt aus der bisher sorgsam gehüteten und verschlossenen Autographenmappe des Wiener Juristen und Schriftstellers Dr. Heinrich Hackl, der damit zum erstenmal aus seinen Papieren eine Probe mitteilt. Vielleicht weist sie gar auf die Absicht, mehr von den interessanten Blättern zu verkünden, die bisher nur wenigen, und auch diesen nur flüchtig, bekannt gewesen sind.

Der heimische Dialektdichter *Koloman Kaiser*, bekannt als Verfasser des Epos „Da Franzel in da Fremd", ist in Wien am 4. Februar gestorben. Neben seiner Tätigkeit als Lehrer, verfaßte er auch viele Jugendschriften. Am 16. Februar verschied im Alter von 59 Jahren *Dr. Moritz Necker*, zuletzt Redakteur am „Neuen Wiener Tagblatt". Er war einer unsrer besten Literarhistoriker unter den Journalisten, noch aus der Wiener Schule Erich Schmidts, in die Necker auf dem damals noch ziemlich unebenen Wege über die Realschule gelangt war. Abgesehen von frühen belletristischen Arbeiten war er durchaus Literarhistoriker, und zwar mit besonderer Pflege des österreichischen Schrifttums. Hermann Gilm und die Ebner-Eschenbach waren anscheinend seine Lieblinge. Seine der Chiavacci- und Ganghoferschen Ausgabe beigegebene umfassende Biographie Nestroys ist heute noch in manchem unentbehrlich. Sehr viel Arbeit widmete er auch Grillparzer. Es ist heute nach der unermüdlichen Ausforschung des Klassikers leicht, über vorausgegangene Grillparzerbücher abzuurteilen, aber man bedenke, daß Neckers Volksausgabe des Dichters (bei Hesse in Leipzig) vor zwölf Jahren erschien, und wenn sie auch die ihr zugrundeliegende Sauersche fünfte Auflage um Druckfehler vermehrte, so brachte sie doch erhöhte Vollständigkeit und tat in der Biographie und den sehr ernst gearbeiteten Einleitungen weit mehr als ihre Schuldigkeit. Es hat Necker zweifellose Verdienste, die ihm gedankt werden müssen. Als Übersetzer der Ehrhardtschen Grillparzer-Biographie wird er noch oft genannt werden. Es sei auch angeführt, daß Neckers Erstlingsarbeit (1888) über den Schauspieler Karl Ludwig Costenoble handelte, was den Bibliographen fast überall entging.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob auch anderswo die Berichterstatter unserer Zeitschrift Verlegern oder Autoren gegenüber in Voranzeigen verschwiegen sein müssen. Man gehorcht, ohne zu wissen warum. So warten wir denn ab. Ohne Gefahr kann ich aber mitteilen, daß soeben der dritte Bericht der akademischen Kommission des „*Bayrisch-österreichischen Wörterbuches*" erschien, der von den besten Fortschritten meldet. Davon werde ich noch zu schreiben haben, und zwar von Wien aus.

Alland, den 4. März 1915. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Wie ich im Februarheft berichtete, hat vor kurzem die altberühmte Accademia della Crusca in Florenz einen neuen würdigen Sitz bezogen. Dieser Anlaß war es zweifellos, der *F. P. Giordani* zu einem für uns Deutsche besonders interessanten Aufsatz bestimmt hat, welcher am 20. Februar im „Giornale d'Italia" unter dem Titel „Eine deutsche Nachahmung der Akademie der Crusca" erschien. Eine allgemeine Einleitung gibt dem Verfasser zunächst Raum zu folgender Betrachtung: Italien war in anderen Zeiten Verteilerin seiner Kultur an alle Völker und hielt seinen Namen hoch, indem es das Ziel aller eifrigen Forscher war, die in den Beziehungen mit ihm stets neue Wissensquellen und Anregungen fanden. Bekannt sind die bedeutenderen Beziehungen, die die ausländischen Gelehrten mit der italienischen Kultur verbanden, aber von einigen Beziehungen, die einen eigenen Geschmack von Kuriosität haben, weiß nur der und jener Gelehrte; und auch diese erwähnen ihrer nur gelegentlich und haben sich bisher nicht mit der tieferen Bedeutung und dem wahren Wert der moralischen und intellektuellen Überlegenheit der italienischen Rasse über andere Völker beschäftigt. Während man heute so viel über die teutonische Kultur und Wissenschaft hin- und herdiskutiert, und während man so viel Aufhebens macht von der Zivilisation, die aus Deutschland nach anderen Ländern gekommen ist, wird es angebracht sein, einmal daran zu erinnern, wie der Geist, welcher die Hochburg unserer Sprachforschung, die Accademia della Crusca beseelt, eine Vereinigung deutscher Gelehrter geschaffen und belebt hat, die von ihren Reisen nach Italien die Anregung mitbrachten, das nachzuahmen, was sie Neues und Schönes bei uns gesehen hatten. Auch Deutschland hatte seine „Crusca", und auch in Deutschland gab es eine Zeit edler Bestrebungen, die der Reinigung der Muttersprache geweiht waren. Im Jahre 1598 kam Ludwig, Fürst von Anhalt, nach Italien, beseelt von dem brennenden Wunsche, Neues zu lernen, und besonders all die Schönheiten unseres Landes zu sehen, von denen er hatte erzählen hören. Er begab sich zuerst nach Bologna und dann nach Florenz, wo er sich mehrere Monate aufhielt und von dem glänzenden Hof der Mediceer, dessen Feste einen großen Eindruck auf den Jüngling machten, aufs freundlichste aufgenommen wurde. Er war von einem seiner Getreuen, dem Grafen Albert von Hanau, begleitet, und hatte mit diesem Gelegenheit, im Palazzo Vecchio den frühesten Opernaufführungen beizuwohnen. Die Eindrücke, die der jugendliche deutsche Fürst von solchen Festlichkeiten und von der künstlerischen Schönheit von Florenz empfing, waren so tief, daß er noch fünfzig Jahre später in einem Gedicht in Alexandrinern sich der Pracht des Palazzo Pitti und der Schönheit seiner Gärten erinnerte. Der junge Deutsche, zwar etwas träumerischen, aber zu kühler und scharfer Beobachtung geneigten Geistes, erfuhr auch von den Florentiner Gelehrten einen Beweis hoher Ehrung und ein Zeichen der Achtung, die man für seinen Namen und seine Familie hegte. Am 17. Juli des Jahres 1600 wurde er nämlich zum Mitglied der Accademia della Crusca vorgeschlagen. Zunächst wollte die Akademie nichts davon wissen, einen Fremden unter sich zu haben, als aber Tags darauf der Antrag wiederholt wurde, wurde die Ernennung einstimmig angenommen. Am 23. August hielt Fürst Ludwig von Anhalt, wie es Brauch war, seinen Einzug mit der üblichen Ansprache, in der er den Akademikern dafür dankte, ihn in die Akademie aufgenommen zu haben. Er nahm den Namen „Acceso" (der „Entflammte") an, und sein Wappen ist noch unter denen zu sehen, die den alten Saal schmücken, in dem die gewöhnlichen Sitzungen der Akademie abgehalten wurden. Das ehrenvolle Amt machte auf den jungen Fürsten tiefen Eindruck, und als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wollte er seine Gewohnheiten und, so weit möglich, auch die seines Volkes nach den italienischen Sitten einrichten. So kam es, daß Daniel von Antwerpen, der Sekretär Cosimo II., und der Marquis Fabrizio Colloredo, der erste Minister in Toskana, die 1609 zum deutschen Kaiser und zu mehreren deutschen Fürsten gesandt wurden, am anhaltischen Hof im Gegensatz zu anderen deutschen Fürstenhöfen einen Zuschnitt in der Lebenshaltung beobachteten, der an die Gentilezza und Großherrlichkeit italienischer Höfe jener Zeit erinnerte; und Daniel von Antwerpen fügt hinzu: „Beim Fürsten Ludwig glaubte ich wirklich schon nach Italien zurückgekehrt zu sein; so sehr war dort alles nach italienischem Muster zugeschnitten; selbst die Familienmitglieder sind dort geradezu Italiener in der Sprache, in der Kleidung und in den Sitten. Der Palast ist nicht ohne Anmut, und ähnlich den unseren. In der Person des Fürsten würde man keinen Unterschied von einem Italiener entdecken; jedoch hat er nur ihre Tugenden, nicht ihre Fehler. Er vereinigt in bewundernswerter Weise die italienische Eleganz mit dem Ernst des deutschen Charakters. Jedoch der charakteristischste Ausdruck, den dieser Fürst von Anhalt seiner Vorliebe für alles Italienische verliehen hat, bleibt die Gründung einer Akademie, der er den Namen „Fruchtbringende Gesellschaft" gab. Da der Fürst beobachtet hatte, mit wie viel Liebe man sich in Italien mit der Muttersprache beschäftigte, war in ihm der Plan gereift, auch in Deutschland eine Akademie zu gründen, die in ihren Zielen und in ihrem Eifer der italienischen Accademia della Crusca gleich sein sollte. So entstand die „Fruchtbringende Gesellschaft", mit dem Hauptzweck, sich um die Vervoll-

Digitized by Google

kommnung der deutschen Sprache in Wort und Schrift zu bemühen. Und außer dem Ziel, das sie mit der Crusca gleich hatte, nahm sie auch deren äußere Formen an. Der Verfasser führt dann des näheren aus, worin diese Gleichheit mit der Crusca bestand, in der Beilegung symbolischer Namen, der Wahl von Wappenemblemen und so weiter, spricht von den äußeren Abzeichen der Mitglieder, dem Motto der Akademie und anderem der Art, und schließt dann diesen Absatz mit der Bemerkung: „Solcher Art war der Ursprung der Akademie, die in eine, man kann sagen, bis dahin fast verlassene Gegend Deutschlands die alte italienische Verbindlichkeit und die vornehme Liebe zu den gelehrten Studien verpflanzte." Giordani fährt dann fort: „Die Akademie hatte jedoch kein langes Leben. Als im Jahre 1620 (1618!) der Dreißigjährige Krieg anfing und mit ihm die ungeheuren Kämpfe jener Zeit, begann die Akademie zu verfallen, doch blühte sie wieder auf und noch für lange Zeit nahm sie die bedeutendsten Gelehrten, Staatsmänner und auch Fürsten in ihren Kreis auf. Der vollständige Verfall der Gesellschaft aber trat ein, als man in Deutschland begann, sich mit der Nachahmung der französischen Sitte und Kultur zu befassen, und als im Jahre 1650 Fürst Ludwig von Anhalt starb, der ihre stärkste Stütze gewesen war. Immerhin lebte sie noch dreißig Jahre weiter und zählte Männer wie Wallenstein und Oktavio Piccolomini zu ihren Mitgliedern. Jedenfalls blieb sie bis zu ihrem Ende im Jahre 1714 (?) in dauernden Wechselbeziehungen mit Italien. Die Hauptwerke unserer Literatur und selbst kleinere Dichtungen, die heute kaum noch bekannt sind, wurden übersetzt, und sogar Feldherren hielten es nicht für unter ihrer Würde, zur Feder zu greifen, um, wie sie sagten, den guten Geschmack in der Literatur zu verbreiten. Es ist nur schade, daß die deutschen Übersetzer bisweilen dieses guten Geschmacks ermangelten; sonst könnte man sich die matte Übersetzung des noch matteren ‚David' des Bolognesen Malvezzi, die für die ‚Fruchtbringende Gesellschaft' von dem Obersten Wilhelm von Kolchhern ausgeführt wurde, nicht erklären. Aber unter den Schrecknissen des Krieges übersetzte ein anderer deutscher Oberst, Diederich von dem Werder, geheimer Hofrat des Kurfürsten von Brandenburg, Tassos ‚Befreites Jerusalem'; diese Übersetzung ist eine vornehme Arbeit von großer Reinheit der Sprache, damals in Deutschland eine seltene Sache, und angenehm im Tone des Verses." — Nach weiteren Ausführungen, die ich hier weglasse, da sie sich nicht mit den Beziehungen zu Italien beschäftigen, sondern rein deutsche Angelegenheiten betreffen, schließt der Autor wie folgt: „Die ‚Fruchtbringende Gesellschaft' war auch nicht die einzige, die man nach italienischem Muster in Deutschland gründete. Seit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurden die Accademia di Pomponio Leto, die Neuplatonische und die Pomonianische Akademie in Deutschland von dem berühmten Conrad Celtes nachgeahmt, und es ist bekannt, einen wie großen Anteil diesen Akademien bei der schnellen Verbreitung der Reformation zuzuschreiben ist (?). Und heute nun, wo die Deutschen sich rühmen, Bannerträger einer jeden Kulturbewegung zu sein, dürften sie sich wohl auch daran erinnern, wie viel sie uns, gerade uns Italienern verdanken. Aber freilich ist es wahr, daß man nicht auf dem Lorbeer vergangener Zeiten sich zur Ruhe legen darf." —

Es gab in Italien und gibt noch heute eine große Anzahl solcher Akademien, von denen besonders die in den kleinen Städten nicht immer ganz ohne komischen Einschlag sind. So bezieht sich das Nachstehende auf die Akademie in Forli in der Romagna und wurde kürzlich in der Zeitschrift „La Fanfulla della Domenica" veröffentlicht. Es handelt sich um zwei kuriose Dokumente über die Aufnahme Leopardis in die sogenannte „Accademia dei Filergiti" in Forli. Die Anfänge dieser Akademie sollen bis auf das Jahr 1370 zurückgehen, so daß, wie behauptet wird, auch Petrarca zu ihren Mitgliedern gezählt habe; sie verfiel jedoch später und ging ganz ein, entstand aber dann neu und existierte jedenfalls im Jahre 1827. Es war der Wunsch der „Accademici", Manzoni, Romagnosi und andere, unter denen Leopardi, in ihre Reihen aufzunehmen. Wie aus den Verhandlungsberichten, die eine Dame, die Signora Amina Benagli, jetzt ausgegraben hat, hervorgeht, erhielt Romagnosi bei seiner Wahl auf zwanzig, wie es dort Sitte war, eine schwarze Kugel, das heißt, einer war gegen seine Aufnahme, während Leopardi einstimmig gewählt wurde. Eines der unveröffentlichten Dokumente ist eben jener Brief, in dem der Dichter seine Wahl annimmt: „Ich empfange hier" — schreibt er aus Recanati am 13. März 1829 an den Sekretär der Akademie — „das Schreiben, mit dem die hochgeehrten Herren Akademiker mich haben beehren wollen. In der Beschämung, die mir das Gefühl bereitet, dieser Ehre unwürdig zu sein, finde ich einen wahren Trost darin, aufrichtig einzugestehn, daß keinerlei eigenes Verdienst, sondern lediglich Ihre Güte mir diese Ehre bereitet hat. Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, den Herrn Akademikern meinen untertänigsten Dank zu übermitteln." — Die Accademici müssen dann wohl Leopardi gebeten haben, irgendeins seiner Gedichte ihnen zu übersenden, da in einem anderen Brief, der sich unter den Akten der Akademie befindet, Leopardi einen Monat später unter anderem folgendes schreibt: „Ich befinde mich in einem so traurigen Gesundheitszustand, daß ich weder lesen noch schreiben, noch auch eingehend über eine Sache nachdenken oder gar dichten kann . . ."

Das italienische Finanzministerium wird in kurzem ein wichtiges Werk über die Münzen und das Papiergeld von der französischen Revolution bis auf unsere Tage veröffentlichen, das zum Verfasser den Sekretär der königlichen kunsttechnischen Münzkommission, *Giovanni Carboneri*, hat. Das Werk wird etwa tausend Seiten in großem Oktavformat umfassen und viele saubere Abbildungen enthalten; es ist reich an interessanten historischen Notizen über die Münzprägung in Italien und seinen Kolonien und besonders die Münzen des Dezimalsystems, die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts aufkamen und des Papiergeldes, dessen Ursprung auf die gleiche Zeit zurückgeht. Das umfassende gesetzliche, statistische und bibliographische

Digitized by Google

Material gibt zusammen mit dem rein numismatischen Teil diesem Werke einen besonderen Wert, so daß es in Fachkreisen sicherlich regem Interesse begegnen wird.

Die italienische Regierung hat die Erlaubnis erlangt, die wertvollen Handschriften Leonardo da Vincis, die sich im Besitz der französischen Akademie befinden, photographieren zu lassen. Die Einwilligung seitens Frankreichs ist gern und mit dem größten Entgegenkommen gegeben worden, um in etwas die Bereitwilligkeit zu erwidern, mit der Italien der französischen Nation die Gioconda, die aus dem Louvre verschwunden war, zurückgegeben hat. In diesen Handschriften finden sich, wie im allgemeinen in allen Manuskripten des Meisters, zahlreiche Zeichnungen eingefügt, sowie Skizzen, Augenblickseindrücke, zum Teil Phantasien, zum Teil Studien nach der Natur, die als Dokumente der Kunst und der Entwicklung der Technik von größtem Wert sind. Diese Handschriften bilden eine Sammlung von zwölf Bänden, die seit dem Jahre 1796 im Besitz der Bibliothek des Instituts sind. Wahrscheinlich wird das italienische Unterrichtsministerium in Kürze eine vollständige Reproduktion der Handschriften herausgeben. —

Vor kurzem ist der vierzehnte Jahrgang des *„Annuario Italiano delle Arte Grafiche"*, von *L. Bonistalli* herausgegeben, erschienen. Der hübsche Band enthält außer dem Verzeichnis der italienischen Buchdruckereien, lithographischen Anstalten, Buchbindereien und Papierfabriken auch zahlreiche interessante Artikel und Notizen. Obenan steht ein ausführlicher und sehr reich illustrierter Aufsatz von *Piero Barberà* über das buchgewerbliche Ereignis des vergangenen Jahres, die Leipziger Ausstellung. Sicherlich war kein anderer mehr berufen, hierüber zu schreiben als Barberà, der sich so große Verdienste um die Beteiligung Italiens an der Ausstellung erworben hat. Ferner enthält der Band eine ausführliche Besprechung des großen Werkes über den Buchdruck *Pianolio d'Allmazzos* aus der Feder von *G. Bobbio*. Weitere Arbeiten sind *M. Aquilani*, „L'Arte e l'Industria moderna del Libro"; *G. J. Arnenda*, „Sul Museo Nazionale del Libro"; *O. Cesari*, „Sulla Composizione mecanica e composizione a mano" (Über Hand- und Maschinensatz); *L. Capelletti*, „Die Einführung des Buchdrucks in Rom unter dem Pontifikat Pauls II.; *P. Gianini*, „Über Mustereinbände" und anderes mehr. —

„La Stampa della Divina Commedia nei secoli 16 e 17" (Der Druck der Göttlichen Komödie im XVII. und XVIII. Jahrhundert) betitelt sich ein Buch, das soeben bei S. Lapi in Città di Castello erschienen ist. Der Verfasser ist der technische Direktor der Buchdruckerei des genannten Verlagshauses, *Angelo Marinelli*. Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1911 „La Stampa della Divina Commedia nel secolo 15", so daß die neueste Publikation als Fortsetzung hierzu angesehen werden kann. Wie zu erwarten, beleuchtet der Verfasser mehr die drucktechnische Seite der verschiedenen Ausgaben, als deren bibliographische Eigentümlichkeiten, so daß diese Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Buches und des Buchdrucks in Italien bilden. —

Im „Giornale della Libreria" fand sich kürzlich eine interessante kurze Betrachtung über die frühesten Kalender. Der erste Kalender — heißt es da — wurde gegen das Jahr 1150 von dem französischen Rabbiner Salomon Jarchi, der aus Troyes in der Champagne stammte, herausgegeben. Ein Kalender von 1300 wird in Oxford aufbewahrt; es ist eine Handschrift des Astronomen Petrus de Dacia (oder Dania). Als frühester gedruckter Kalender wird dann ein „Calendarium novum Hungaricum" genannt — ohne daß indessen ein Druckjahr angegeben wird —, dessen Preis für ganz Europa auf zehn Kronen festgesetzt gewesen sei. In der Lebensbeschreibung des Paulus Geometra von Filippo Villani wird erzählt, daß dieser als erster einen Taschenkalender zusammengestellt habe, doch scheint dies unrichtig zu sein und erst mit der Verbreitung der Buchdruckerkunst kamen diese auf. Verschiedene Bibliotheken bewahren solche Kleindrucke auf. Es kamen dann die hübschen Kupferstiche hinzu, die die bis dahin üblichen allegorischen vier Jahreszeiten und Monatsbilder verdrängten und so einer Art Liebhaberkalender zum Leben verhalfen. Vom Jahre 1600 ab entstand dann nach und nach der Kalender in seiner heutigen Form, mehr und mehr darauf abzielend, Reklame zu machen oder an notwendige Arbeiten in Haus, Garten, Feld und Beruf zu erinnern. Der meist verbreitete Kalender der Welt ist noch heute der offizielle Kalender des Kaiserreichs China, jetzt der chinesischen Republik. Seit Jahrhunderten und Jahrhunderten wird dieser Kalender alljährlich gedruckt und zwar in einer Auflage von acht Millionen Exemplaren. Mit dem Verbot in Frankreich und England, den Kalendern Prophezeiungen beizufügen, bildete sich dann die neue Form heraus, die eine Art praktisches Nachschlagebuch geworden ist und heute allgemeine Verbreitung hat. —

Ebenfalls dem „Giornale della Libreria" entnehme ich die beiden nachstehenden Notizen; möchte aber für die Richtigkeit der ersteren von beiden nicht unbedingt einstehen. Die Notiz, überschrieben „Außerordentlich hohe Preise für Zeitungen", besagt: „Das Verbot der Einfuhr ausländischer Zeitungen in Österreich hat zur Folge gehabt, daß diese außerordentlich gesucht sind. Mancher beschäftigt sich damit, unter Vorschützung triftiger und unverdächtiger Gründe häufig über die Grenze zu fahren und Zeitungen einzuführen, die dann, wie die italienischen Blätter in Triest, heimlich verkauft und die Nummer mit drei bis vier Lire gezahlt werden. (In Italien ein Soldo = vier Pfennige.) Dasselbe geschieht in Brüssel, wo, da sich die Verleger geweigert haben, die Zeitungen in der von dem deutschen „Eindringling" gewünschten Form herauszugeben, die Blätter aus anderen Gegenden Belgiens und aus Frankreich eingeführt und zu Preisen verkauft werden, die zwischen einem und fünf Franken schwanken. —

Die andere Notiz des „Giornale della Libreria" gehört schon mehr der Vergangenheit an und berichtet über den ältesten bisher bekannt gewordenen Scheck: „Es kam kürzlich in London ein Scheck zum Vorschein, der der älteste sein dürfte, der in England und

Digitized by Google

somit auf der ganzen Welt ausgestellt worden ist, da der Scheck eine englische Einrichtung ist. Er trägt das Datum des 14. August 1675 und ist ein Stück weißes Papier, von bester Erhaltung, wenn er auch an den Rändern etwas abgenutzt und die Tinte verblaßt ist. Er ist von einem gewissen Howard ausgestellt und der Zahler, Thomas Fowles, war einer der bekanntesten Goldschmiede Londons zur Zeit Karls II. —

Eines der bekanntesten Bücher aus der Zeit des italienischen Risorgimento, der Befreiung Italiens von der österreichischen Herrschaft, ist „Le mie prigioni" (Meine Gefangenschaft) des Dichters Silvio Pellico. Pellico wurde am 24. Juni 1788 in Saluzzo in Piemont geboren. Er wurde in Lyon und Mailand erzogen und war dann in letzterer Stadt Lehrer der französischen Sprache am Militär-Waisenhaus. Bald geriet er jedoch in Konflikt mit der österreichischen Regierung und zwar durch die Herausgabe einer Zeitschrift, „Il Conciliatore" (Der Vermittler), die er zusammen mit Manzoni, Sismondi und anderen besorgte. Diese Zeitschrift wurde bald wegen der antiösterreichischen Tendenzen von der Regierung verboten und Pellico, als des sogenannten Carbonarismus verdächtig, am 13. Oktober 1820 verhaftet und zunächst nach Venedig und dann nach dem Staatsgefängnis Spielberg in Mähren gebracht, wo er zehn Jahre gefangen saß, bis er am 1. August 1830 in Freiheit gesetzt wurde. Diese seine Gefangenschaft hat er dann in seinem berühmt gewordenen Buche „Le mie prigioni", das großes Aufsehn erregte, weiteste Verbreitung fand und in mehrere Sprachen, so auch wiederholt in das Deutsche, übersetzt wurde, anschaulich beschrieben. Über dieses Buch ging kürzlich eine interessante Notiz durch italienische Zeitungen: „Bekannt ist der ungeheure Eindruck, den ‚Le mie prigioni' des Silvio Pellico bei ihrem ersten Erscheinen im November 1832 in Turin, besonders in Österreich machten. Der österreichische Gesandte in Piemont, Graf Bombelles, benachrichtigte noch im gleichen Monat den Fürsten Metternich, der über der Lektüre des Buches derartig in Zorn geriet, daß er ausrief: ‚Dieser Mann hat ein Buch von Beschimpfungen zu einem Gebetbuch gestempelt.' Der Gouverneur von Venezien, Spaun, befahl auf Anordnung der Wiener Polizei, seinen Beamten, darüber zu wachen, daß kein Exemplar des Buches in jene Provinzen eingeführt werde. Es wurde auch verfügt, eine Gegenschrift zu verfassen, doch wurde diese als ungenügend angesehen, so daß nichts damit unternommen wurde. Dieses merkwürdige Dokument wurde jetzt unter den Papieren des italienischen Staatsmannes Daniel Manin von Gilberto Sécretant aufgefunden. Aber noch andere Notizen hat Sécretant über die Bemühungen Metternichs, das gefürchtete Bändchen auf den Index zu bringen, gesammelt. Pellico selbst hat schon in seinen Briefen vom August 1838 auf Grund vertraulicher Mitteilungen, die er von einem Franziskanermönch aus Rom erhalten hatte, hierauf angespielt. Eingehendere Nachrichten hat nun Sécretant gefunden, der darüber berichtet: ‚Der Pater Ilario Rinieri — in Bestätigung und Ergänzung der Andeutungen Pellicos — schreibt mir (Pellico) in liebenswürdiger Weise, daß sich Metternich zu Ende des Jahres 1833 und Anfang 1834 eifrig bemüht habe, das päpstliche Verbot meines ‚Le mie prigioni' zu erlangen. Es waren keine einfachen Verhandlungen, sondern diplomatische Praktiken, die durch die Nunziatur in Wien gepflogen wurden. Das Protokoll hierüber wurde dem ‚Santo Uffizio' nach Rom eingesandt, in dessen Archiv es sich noch heute befindet. Da aber kein Satz in dem Buch gefunden wurde, der zu einer Zensur Anlaß gegeben hätte, erklärten die Zensoren, daß sie dem Verlangen nicht Folge leisten könnten." — Der große Schlag mißlang daher, da die Indexkongregation sich zwischen Metternich und Pellico für die Gerechtigkeit entschied.

Rom, den 5. März 1915. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

In dem kleinen bescheidenen Häuschen in einem Hintergäßchen in Rynsburg bei Leiden, wo *Spinoza* in friedlicher Abgeschiedenheit und ländlicher Stille von 1661 bis 1663 gewohnt hat, ist seit 1899 ein kleines Museum eingerichtet, das außer Werken von und über ihn die Bibliothek des großen Philosophen zum größten Teil beherbergt. Der Verein „*Het Spinozahuis*", dem Haus und Sammlungen gehören, hat jetzt einen sehr sorgfältig gearbeiteten Katalog dieser Bibliothek herausgegeben. Natürlich sind es nicht die Exemplare, die Spinoza selbst benutzt hat, denn seine Bibliothek wurde nach seinem Tode im Jahre 1679 öffentlich versteigert und so in alle vier Winde zerstreut. Glücklicherweise hat sich aber das vom Notar Willem van den Hove für die Auktion aufgestellte Bücherverzeichnis erhalten, das zuerst von dem Haager Archivar *A. J. Serraas van Rooyen*, dem Entdecker desselben, 1888 veröffentlicht worden ist, und das unter anderem von Professor *J. Freudenthal* in der auf Spinozas Leben bezüglichen Urkundensammlung (Leipzig, 1899) mit einem ausführlichen Kommentar abgedruckt ist. Dieses Verzeichnis besteht nur aus einer dürren Aufzählung der verkürzten Titel, und kann auf bibliographische Genauigkeit nicht den geringsten Anspruch machen. Druckort und Erscheinungsjahr sind zum Beispiel nur in Ausnahmefällen angegeben, der Name des Verlegers fehlt sogar durchgängig. Doch hat man aus diesen unvollkommenen Daten den Besitz Spinozas, wenigstens in den meisten Fällen, rekonstruieren können, und dank der Freigebigkeit von Baron Rosenthal ist es auch gelungen, die große Mehrzahl der auf diese Weise bibliographisch bestimmten Werke für das Spinozahaus zu erwerben; nur 26 Nummern fehlen noch. Die alte Einteilung des van den Hoveschen Inventars nach den verschiedenen Formaten, in Folianten usw., sowie die wahllose Reihenfolge desselben hat man in dem neuen Katalog beibehalten; leider hat man aber versäumt, eine systematische Übersicht über das Vorhandene hinzuzufügen.

Im ganzen zählte die Bibliothek Spinozas 159 Werke. Das war nicht viel; aber Spinoza war ja kein

Digitized by Google

gelehrter Philosophieprofessor, der die Gedanken anderer zu verarbeiten hatte, sondern ein origineller Denker, der in erster Linie seine eigenen Gedanken dachte. Deshalb konnte er auch mit einem geringen Vorrat philosophischer Bücher auskommen. Wohl besaß er die Werke seines unmittelbaren Vorgängers *Descartes*, sogar in verschiedenen Ausgaben, auch eine lateinische Übersetzung des Vaters der mittelalterlichen Scholastik, des *Aristoteles*, und zwar in der Baseler Ausgabe des Oporinus von 1548, ferner einige der damals gebräuchlichen Handbücher der Logik von heute vergessenen Autoren, und von Werken der praktischen Philosophie das Enchiridion *Epiktets*, die Briefe *Senecas*, und *Petrarcas* Schrift über das einsame Leben.

Daß die theologische Literatur einen großen Platz in Spinozas Bibliothek einnahm, ist bei einem Philosophen in jener Zeit, wo die Philosophie erst anfing, sich aus der Knechtschaft der Theologie freizumachen, selbstverständlich. Neben mehreren *Bibelausgaben*, sechs im ganzen, finden wir die wichtigsten Theoretiker der zwei christlichen Konfessionen, den *heiligen Augustin*, diesen allerdings nur in einem Auszug, und *Calvin* mit seinen Institutionen in einer spanischen Übersetzung von 1597 vertreten, daneben natürlich verschiedene Werke der jüdisch-talmudischen Literatur, darunter des *Maimonides* „Führer der Zweifelnden". Wenn man ein hebräisches kabbalistisches Werk (Nr. 54) und den „*Josephus*", den Spinoza in einem lateinischen Baseler Druck (Froben) von 1548 besaß, mit zu den theologischen Werken rechnet, dann steht dieses Fach mit 29 Werken numerisch sogar an erster Stelle.

Der Zahl nach folgen dann sprachwissenschaftliche Schriften, im ganzen 22, worunter 8 Wörterbücher. Die linguistischen Studien dienten Spinoza wahrscheinlich nur als Mittel zum Zweck, um die fremdsprachliche Literatur zu verstehen und sich ferner im Lateinischen und im Holländischen, wie ein holländischer Briefsteller vermuten läßt, richtig ausdrücken zu können. Spinoza besaß außer lateinischen Werken hebräische, syrische, spanische, italienische, französische, holländische und griechische, von letzteren allerdings nur die „*Ilias*", das „*Neue Testament*" und *Arrians* „Anabasis". Sein Verständnis des Griechischen wird daher wohl nicht groß gewesen sein. Deutsche und englische Werke sucht man vergebens.

Von nichtwissenschaftlichen Schriftstellern begegnen wir bei Spinoza außer Homer den lateinischen Dichtern der klassischen Periode *Virgil*, *Ovid*, *Martialis*, *Plautus* und *Seneca*; daß letzterer mit seinen sämtlichen Dramen vertreten ist, während die griechischen Tragödien auch in Übersetzungen fehlen, ist bezeichnend für den Zeitgeschmack. Den philosophischen Horaz hat er dem Katalog zufolge nicht besessen.

Kein Zufall ist es wohl, daß die zeitgenössische holländische Literatur, die zu Spinozas Lebzeiten ihre schönsten Blüten trieb, völlig fehlt. Dafür finden wir einige spanische Schriftsteller, unter anderen die Novellen des *Cervantes*. Während sich in der Auswahl der poetischen Literatur ein konservativer Zug verrät, zeigt sich Spinoza auf dem Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften gerade dem Neuen zugetan. Hier tritt der enge Zusamenhang, in dem Spinozas Denken und Methode gerade mit diesen „modernen" Wissenschaften standen, deutlich zutage, und hier wird auch offenbar, was Spinoza, der aus seiner Religionsgemeinschaft ausgestoßene, also konfessionslose Jude, außer der Freiheit des Denkens seinem holländischen Vaterlande zu verdanken hatte. War doch ungefähr die Hälfte dieser mathematischen und naturwissenschaftlichen Werke von Holländern verfaßt. Nur die bekanntesten will ich nennen, die Astronomen *van Landsberge* und *Metius*, die Mathematiker *van Schooten* und *Snellius*, den Physiker *Huygens* und den Anatomen *Tulp*. Von Nichtholländern begegnen wir hier *Descartes* und *Kepler*, letzterem allerdings nicht mit seinem Hauptwerke; Galilei fehlt. Verschiedene der Werke über Optik, sowie *de Neris* „De arte vitraria" hatte Spinoza wohl für das Schleifen optischer Gläser nötig, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente.

Nimmt man *alle* auf Mathematik und Naturwissenschaften bezüglichen Werke zusammen, so kommt man zu der Zahl 43; demgegenüber stehen von Philosophie, Theologie, Philologie, Rechts- und Staatswissenschaft, worunter die Schriften *Machiavellis*, von *Hobbes* „De Cive" und die „Utopia" des *Thomas Morus*, sowie Geschichte, wozu ich in diesem Fall die alten Schriftsteller *Cäsar*, *Sallust*, *Tacitus* (in einem Plantinschen Druck von 1607 mit den Noten des Lipsius), *Curtius*, *Arrian* usw. rechne, alles in allem 89 Werke. Das Verhältnis der Hauptfächer, die in Spinozas Bibliothek vertreten waren, stellt sich demnach so, daß etwas mehr als die Hälfte der Bücher auf die Geisteswissenschaften, ein Viertel auf die Naturwissenschaften und der Rest auf schöne Literatur und Diverses entfallen.

Wie schon erwähnt, fanden sich keine deutsch geschriebenen Werke in seiner Sammlung, wohl natürlich viele von Deutschen lateinisch verfaßte. Ein kleines Werkchen hatte auch auf Deutschland Bezug, nämlich des gelehrten Heidelberger Professors *Fabricius* „Geschichte und Beschreibung von Mannheim und Kaiserslautern", erschienen 1646 bei Samuel Braun in Heidelberg. Was dieses Büchelchen von rein lokalem Interesse bei Spinoza zu schaffen hatte, ist nicht recht deutlich. Vielleicht hatte er es gekauft oder geschickt bekommen, als ihm eine Professur in Heidelberg angeboten war. —

Das Spinozahaus enthält außerdem noch eine kleine Bibliothek von Spinozas Schriften in den verschiedensten Ausgaben (Nr. 160—185), von Büchern über den Philosophen (186—283) und von den Werken derjenigen Schriftsteller, die in Spinozas eigener Bibliothek vorkamen, deren Werke aber Spinoza selbst nicht besessen hat, und solcher, die mit Spinoza irgendwelche Beziehung haben (284—381). All diese Bücher werden in dem Katalog mit der gleichen Genauigkeit wie Spinozas eigener Besitz beschrieben, zusammen mit einer kleinen Porträtsammlung.

Im Verlage der „Wereldbibliotheek" ist kürzlich eine neue metrische *Übersetzung von Lessings* „*Nathan der Weise*" erschienen, die *Edward B. Koster* zum

Digitized by Google

Verfasser hat (Preis broschiert 0,30 fl.). Koster ist schon mehrfach als Übersetzer hervorgetreten; verschiedene Shakespearesche Dramen liegen von ihm in dichterischer Übersetzung vor; er ist auch selbst dichterisch tätig, gehört aber mehr zu den Versemachern als zu den Dichtern. Die Nathan-Übersetzung Kosters liest sich sehr gut; sie hält sich streng an die deutsche Vorlage, ja, ist fast wörtlich und behält, soweit es möglich, sogar die ursprüngliche Wortstellung bei. Der eigentümliche Charakter des Originals wird auf diese Weise schön gewahrt; vor allem die Knappheit der Lessingschen Diktion kommt so völlig zu ihrem Recht. Auch in der Übersetzung ist kein Wort zuviel, die Bemerkungen behalten ihre treffende Prägnanz, und der rationalistische klare und milde Geist des Ganzen spricht aus der Übersetzung ebenso deutlich wie aus dem deutschen Vorbild. Vielleicht ist die Übersetzung, ganz abgesehen von den Fähigkeiten Kosters, deshalb so gelungen, weil Stoff und Stil der holländischen Sprache so besonders zu liegen scheinen; der Schwung, der kühne Gedankenflug und die spekulative Tiefe der Schillerschen Muse lassen sich jedenfalls im Holländischen viel schwieriger wiedergeben, als das „raisonnement" der für unser Empfinden oft übervernünftigen Menschen des „Nathan". — Das Lessingsche Drama hat in Buchform sehr früh in Holland Eingang gefunden, wenn auch Lessings Geist auf die in stiller Selbstgenügsamkeit erstarrte holländische Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts von keinem nennenswerten Einfluß gewesen ist. Gewirkt hat Lessing in Holland erst seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts, wie Prinsen in einer trefflichen Studie im „Gids" (1911) nachgewiesen hat. (Siehe Beiblatt 1911, I, 104 ff.)

Die erste holländische Übersetzung des „Nathan" in Prosa erschien 1780, also ein Jahr nach seinem Entstehen, im Haag im Verlag von Isaac van Cleef, ohne Namen des Übersetzers. In den „Vaderlandsche Letteroefeningen", dem ersten kritischen Blatt jener Zeit, wurde dieser Arbeit eine recht nüchterne und verständnislose Besprechung zuteil; sie ist in der Hauptsache in dem genannten Artikel von Prinsen abgedruckt. Was Lessing mit dem Stück wollte, entging dem Rezensenten offenbar ganz; sah er doch in der Fabel von den „Drei Ringen" etwas, was nicht in den Rahmen des Stückes gehöre und „was dasselbe ohne Grund langweilig mache". Daß der „Nathan" in Holland damals auch zur Aufführung gekommen sei, ist unwahrscheinlich; in den dem Theater jener Tage gewidmeten Blättchen, in denen die neuesten Stücke besprochen wurden: „De Tooneelspel-beschouwer", „De Tooneelspel-Beoordeelaar" usw., verlautet jedenfalls darüber nichts.

Der Ehre einer Aufführung wurde der holländische „Nathan" wohl erst in dem XIX. Jahrhundert teilhaftig, in dem auch verschiedene *metrische* Übersetzungen das Licht erblickten. Die mir bekannten will ich bei dieser Gelegenheit aufzählen. Von einem Unbekannten erschien 1861 in Amsterdam bei J. C. Loman Jr. eine Übersetzung in Versen „zur Unterstützung einer verarmten, kinderreichen Familie der besseren Bürgerklasse" („uit den fatsvenlyken stand").

Wie der Übersetzer in seinem Vorwort selbst gesteht, hat er bei seiner Übersetzung die möglichste Treue erstrebt, dabei aber auf Wohllaut, Richtigkeit des Versfußes und auf den Rhythmus weniger geachtet. Eine zweite Auflage erschien nach Worp, „Geschiedenis van het drama en van het tooneel in Nederland" (Groningen 1908) im Jahre 1872; doch habe ich diese Ausgabe nicht in der Hand gehabt. Die nächstfolgende Übersetzung, ebenfalls in Versen, ist von *F. Pleyte Cz.* und kam 1868 in Zeist bei J. W. Eversz heraus, zusammen mit der Übersetzung einiger Lessingscher, Goethescher und Schillerscher Gedichte, eine ziemlich wahllose Zusammenstellung, der auch eine Übersetzung von Goethes Gelegenheitslustspiel „Die Wette" beigefügt ist und die mit einer Übersetzung von Schillers Rede „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" schließt.

Ob die bisher erwähnten Nathan-Übertragungen jemals einer Aufführung zugrunde gelegt worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Fest steht dies aber von der Übersetzung von Fräulein *J. G. Bolmer*, von der die erste Auflage 1875 bei „De Erven H. van Munster & Zoon" in Amsterdam, und die zweite 1884 bei L. F. O. Hassels, ebenfalls in Amsterdam, erschien. Noch eine andere Übersetzung in Versen muß hier genannt werden. Es ist die von *Taco H. de Beer*, die 1892 in Culemborg bei Blom & Olivierse herauskam. Dem sehr lehrreichen Vorworte des Übersetzers entnehme ich, daß seine, beziehungsweise des Amsterdamer Bibliothekars Dr. F. Z. Mehlers Nachforschungen über eine Aufführung im XVIII. Jahrhundert auch nur ein negatives Resultat geliefert haben; ja, man hat sogar bis 1860 nichts über eine holländische Aufführung in Erfahrung bringen können. Der Arbeit von de Beer ist als Anhang eine ausführliche Studie über den „Nathan" beigegeben. Erwähnen will ich noch, daß die erste Aufführung der Bolmerschen Übersetzung in Amsterdam am 20. Oktober 1884 stattfand, wie de Beer in seinem Vorwort berichtet. Die Übersetzung von de Beer ist aber, wie mir der Verfasser mitteilte, noch keinmal zur Aufführung gelangt. Auf das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Übersetzungen einzugehen, verbietet mir hier leider der Raum.

Amsterdam, Anfang März. *M. D. Henkel.*

Von den Auktionen.

Die Bücher aus dem *Nachlasse von Karl Frenzel*, die in Verbindung mit einer Reihe von Stücken aus anderem Besitz bei *Lepke* in Berlin im Februar versteigert wurden, brachten keine übermäßig hohen Preise, obgleich die Beteiligung trotz des Krieges eine ziemlich rege war. Eine Biblia sacra, Venedig 1727, erzielte 32 M., das Manuskript einer pommerschen Chronik aus dem XVI. Jahrhundert 31 M., eine Ariost-Ausgabe, Venedig 1569, 18 M. Die Sophien-Ausgabe vom Goethe (nicht vollständig) kam auf 320 M. und 28 Bände der Schriften der Goethe-Gesellschaft erzielten 53 M.,

Digitized by Google

E. T. A. Hoffmanns gesammelte Werke mit den Federzeichnungen von Hosemann 81 M., die große Molière-Ausgabe von Garnier in Paris, wohl das beste Stück der Sammlung, wurde mit 275 M. bezahlt; Frenzel hatte sie zu seinem siebzigsten Geburtstag von der Redaktion der „Nationalzeitung" zum Geschenk erhalten. Voltaire (Gesamtausgabe, 52 vols., Paris, Testard & Cie, 1888) brachte 89 M., der 20bändige Diderot desselben Verlages 44 M. Die moderne deutsche und französische Literatur ging zu sehr billigen Preisen fort. Das meiste wurde von Berliner Antiquaren angekauft.

Im Februar hat auch bei *Karl Ernst Henrici* in Berlin eine Versteigerung stattgefunden, und zwar besonders von *Goethe-Raritäten*, die ja immer, und auch jetzt in Kriegszeiten, ihre Käufer finden werden, wenigstens war der Besuch der Auktion sehr rege, und einzelne Stücke sind sogar heftig umstritten worden, so daß recht gute Preise erzielt wurden. Ein Weimarer Miniaturenmaler Remde (geboren 1801) hat im Jahre 1826 ein Goethebild geschaffen, 21 zu 17 cm groß; es brachte jetzt bei Henrici den ganz stattlichen Preis von 2600 M. Eine Büste des Dichters nach einem Modell von Leonhard Posch, 10 cm hoch aus Eisen, erzielte 310 M.; ein Porzellanlampenschirm aus Berlin mit dem Büstenbild Goethes nach Stieler 180 M. Ein Abzug der Radierung Goethes, die er während seiner Leipziger Zeit geschaffen und seinem Vater gewidmet hat (Abzüge von der Originalplatte sind in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Jahrgang 1914, enthalten) brachte den ansehnlichen Preis von 305 M., (eine Landschaft mit Felsen und Wasserfall und zwei Personen als Staffage). Ein Brief der Lotte Buff an ihre Schwester Amalie vom Jahre 1812 mit Erwähnung von Goethe erreichte 235 M., ein anderer Brief der Lotte von 1810 110 M. Eine alte Gothaer Porzellantasse mit der Darstellung von Goethes Gartenhaus wurde mit 135 M. bezahlt.

Aus Paris, wo das Auktionswesen völlig darniederliegt, ist nichts Neues zu melden. Recht rege aber geht es in New York zu.

Die Auktion der *Bibliothek Joline* (vergleiche das Januar- und Februarheft) wurde durch die Anderson Company in New York fortgesetzt. Die erste Ausgabe von Brownings „Sordello", 12°, London, 1840, mit handschriftlicher Widmung, ging für den billigen Preis von 120 M. fort; Trevelyans „Cawnpore" mit Autograph wurde von James F. Drake mit 200 M. bezahlt. Ein Brief von Anna von Österreich, datiert Paris 1645, ging an George D. Smith für 130 M. E. H. Wendel zahlte 260 M. für eine Serie erster Ausgaben von John Ashtons „England und die Engländer"; 300 M. wurden für die erste Gesamtausgabe von Beaumont und Fletcher, Folio, London 1647, bezahlt. 370 M. brachte die in London 1852 erschienene Ausgabe der poetischen Werke von Poe mit der Widmung an Elizabeth B. Barrett, die spätere Mrs. Browning. Carssons „History of the Supreme Court" mit 156 hinzugefügten Porträts und 58 handschriftlichen Briefen und Dokumenten wurde von Mr. L. M. Thompson für 6000 M. erworben. Eine besondere illustrierte Ausgabe in drei Bänden von Everitts „English Caricaturists and Graphic Humorists of the Nineteenth Century" erzielte 850 M.; und 700 M. brachte ein Exemplar von Cunninghams „The Story of Nell Gwyn and the Sayings of Charles II". Mr. Gabriel Weis zahlte 320 M. für ein besonders illustriertes Exemplar von John Forsters „Leben von Charles Dickens". Dickens' „The Village Coquettes", erste Ausgabe, mit Originalumschlag, brachte 240 M., die Dr. J. Martini dafür gab.

Von den Manuskripten der Joline-Sammlung wurde ein ganz eigenhändig geschriebener Brief der Margarete von Navarra von J. H. Möller mit 840 M. bezahlt. Autographen der Schwester Franz I. sind sehr selten. James F. Drake zahlte 170 M. für ein arabisches Koran-Manuskript. Für einen handschriftlich unterzeichneten Brief der Königin Marie Antoinette von Versailles vom 31. Dezember 1783 zahlte George D. Smith 240 M. Ein Brief Ludwig XI. brachte 135 M. und einer von Ludwig XII. 105 M. Ein Schreiben der Maria von Medici, verfaßt fünf Tage nach der Ermordung Heinrichs IV., brachte 90 M. Ein Brief Moltkes und einer Oskars I. von Schweden je 60 M. Kennedys Buch über das radierte Werk Whistlers sicherte sich das Peabody-Institut in Baltimore für 1050 M. Die erste Ausgabe von Thackerays „The Virginians" wurde von G. D. Smith mit 840 M. bezahlt.

Daß die Amerikaner für erste Ausgaben englischer Autoren gute Preise zahlen, bewies wieder einmal der Verkauf von Büchern und Manuskripten, die ursprünglich dem Autor, dem Jung-Romantiker *Robert Louis Stevenson* gehörten, und nun vom letzten Besitzer, der Mrs. Salisbury Field, Ende Januar in New York zur Versteigerung gegeben wurden. Stevensons Bücher werden in Amerika viel gelesen, er hat ja auch die Vereinigten Staaten mehrfach bereist, bevor er im Jahre 1894 auf Samoa starb. Die erste Ausgabe von „Father Damien" kaufte L. C. Harper für 430 M.; „Beau Austin" erzielte 530 M., und „Macaire" 420 M., beide kaufte Mr. Robert Morton. Ein Privatdruck von „South Seas, a Record of Three Cruises" ging an Mr. C. Walters für den hohen Preis von 2300 M. Von den zahlreichen Manuskripten Stevensons wurden kleinere mit 400 M. bis 1000 M. das Stück bezahlt. Von den umfangreicheren Stücken erzielten „The Hair Trunk" 5800 M. (146 Quartseiten, eigenhändig von Stevenson geschrieben); „The Waif Woman" (ebenfalls durchweg von Stevenson geschrieben, 14 Folioseiten) 4200 M., Käufer H. D. Jones; die ersten 14 Kapitel von „St. Ives", 95 Quartseiten, 4000 M., Käufer J. B. Bartly; „When the Devil Was Well", 53 Quartseiten, 2500 M., Käufer Gabriel Weis, dieses Stück ist unveröffentlicht; „Weir of Hermiston", 68 Seiten, davon 60 von Stevenson eigenhändig geschrieben, 1575 M., Käufer C. Walters; vier unveröffentlichte Essays über Moral und Verbrechen, 25 Folioseiten, 1260 M., Käufer C. Walters; ein „Note book", ungefähr 80 Seiten aus den Jahren 1884 bis 1885, 3500 M., Käufer D. D. Britton; zwei unveröffentlichte Erzählungen: „The Story of a Recluse" und „The Enchantress" und der erste Entwurf von „Master of Ballantrae", zusammen 41 Quartseiten mit vier Bleistift-Skizzen, 1050 M., Käufer Gabr. Weis; und zwei ebenfalls unveröffentlichte Fabeln: „The Clock-

Digitized by Google

maker" und „The Scientific Age", 9 Folioseiten, 1365 M., Käufer J. F. Drake.

Auch für Manuskripte und erste Ausgaben von *Thackeray* wurden in einer New Yorker Auktion, die am 4. Februar abgehalten wurde, hohe Preise erreicht; diese Stücke entstammten zwei Sammlungen, nämlich denen von B. A. Behrend-Brookline und der Mrs. Rebecca Wharton Gaw. Die Original-Manuskripte der berühmtesten Werke Thackerays sind längst in festem Besitz, aber immerhin fanden sich hier noch einige recht bemerkenswerte Autographen. Die Originalhandschrift von „Dr. Birch" erzielte 5250 M., das Original-Manuskript von Charlotte Brontes Vorrede zu „Vanity Fair" 2940 M., das Original-Manuskript von „Pinner Speech" 1680 M., und die Korrespondenz Thackeray-Holmes 2650 M. Sechs aquarellierte Zeichnungen Thackerays für das „Paris Sketch Book" brachten 3800 M., die erste sehr seltene Ausgabe des „Second Funeral of Napoleon" 2600 M. Ein Exemplar der ersten Ausgabe von Thackerays Hauptwerk, dem „Vanity Fair", in 19 Lieferungen, kam auf 3800 M., die erste Ausgabe von „Pendennis" mit eigenhändigem Brief 1575 M. Weitere bemerkenswerte Preise waren: Acht Zeichnungen für das „Book of Snobs" 2625 M., erste Ausgabe von „Our Street" mit Originalzeichnungen 1400 M., „Henry Esmond" mit eigenhändigem Brief 1800 M., „The Newcomes" mit zwei Briefen 1260 M. Eine erste Ausgabe von Dickens „Tale of Two Cities" erzielte 450 M. S.-B.

Neue Bücher.

H. F. Christians, Zwischen Frost und Frühling. Gedichte. *Egon Fleischel & Co., Berlin.* 2 M.

„Meine Mutter ist die Sonne, Und ich weiß, sie hat mich lieb." Diese Worte Cäsar Flaischlens, die den Wesensgrund ihres Dichters, die Quelle seiner schöpferischen Kraft aufdecken, hat Christians zu seinem Wahlspruch erhoben. Er muß ein „goldener Junge" sein, um in der Sprache der Geniezeit zu reden, der gleich mit so großem Bekenntnis sich zum ersten Male an die Öffentlichkeit wagt und vor ihr besteht. Denn wenn auch der Schüler zu erkennen ist, der seinen Meister gar nicht erst zu nennen brauchte, und wenn er gleich noch nicht reif genug ist, um wie jener mit übervollen Händen spenden zu können, so gehört schon zu so sonnenschönem Erfassen des Lebens eine Gabe, die ihren Träger adelt. Vorläufig pendelt er noch etwas zwischen Frost und Frühling hin und her (die Klischeehaftigkeit des Titels wird er später wohl selbst belächeln!), das, was für ihn menschliches Erlebnis ist, dringt noch nicht tief genug, daß es starke künstlerische Wirkung tun könnte, aber was er bietet, ist eben doch Erlebnis. Und daß er zwischen Schablone und Banalität den Weg hindurchfand, von jeder Künstelei sich fernhielt und, wie es offenbar ist, strenge Selbstprüfung übte, bevor er seine Erstlinge hinausschickte, das ist schon Lobes genug. Die Zeit verlangt jetzt, duldet keine Artisten, die aber, die sich selbst zu geben haben, können eine Probe ablegen, ob sie auch in der Zukunft bestehen werden. C. N.

Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Urkunden und Beiträge zu ihrer Begründung und Entwicklung. Neunte Ausgabe, abgeschlossen am 31. Dezember 1914. 4°. 105 Seiten mit zahlreichen Beilagen. — Erster Bericht über die Verwaltung der Deutschen Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig im Jahre 1913. Erstattet von Dr. *Gustav Wahl,* Direktor der Deutschen Bücherei. *Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler.* 1914. 8°. 40 Seiten mit 8 Tafeln.

In der Geschichte des Bibliothekwesens wird die Gründung der Deutschen Bücherei als ein Ereignis von Bedeutung verzeichnet bleiben, mag das Unternehmen sich als so nutzbringend erweisen, wie es den Hoffnungen der Freunde und dem großen Aufwand von Mitteln entspräche, oder mögen die Gegner recht behalten, die schon beim Auftauchen des Planes seine Verwirklichung zu hintertreiben suchten, weil sie sich von ihm keine Förderung irgendwelcher wichtiger Zwecke versprachen. Daß der Gedanke, die ganze literarische Produktion des deutschen Sprachgebiets an einer Stelle zu sammeln, auch außerhalb der Buchhändlerkreise tatkräftige Freunde fand, bezeugen die sehr erheblichen einmaligen und dauernden Beiträge, zu denen die Stadtgemeinde Leipzig und der sächsische Staat sich bereit erklärten. Und diejenigen, die sich von Beruf oder als Liebhaber ernsterer Art mit dem deutschen Schrifttum befassen, müssen die neue Sammelstelle als eine ihren Interessen auf jeden Fall förderliche Einrichtung mit Freude begrüßen. Sie verspricht, abgesehen von der allen übrigen Bibliotheken gegenüber reicheren Gelegenheit zum Studium der zeitgenössischen Bücherproduktion, vor allem auf zwei Gebieten zum ersten Male eine vollständige Übersicht zu gewähren: der gewaltigen Zeitschriftenzahl des deutschen Sprachgebiets, von der bis Ende 1913 schon über 5000 der Deutschen Bücherei regelmäßig zugingen, und den Privatdrucken. Jeder Leser dieser Zeitschrift weiß, daß es bis jetzt nur durch glückliche Zufälle möglich war, Kenntnis der vielfach für den Forscher unentbehrlichen Privatdrucke zu erlangen. Wenn nun, wie nach den erfolgreich eingeleiteten, praktischen Maßregeln zu hoffen ist, alle diese kostbaren Pflanzen in dem großen Herbarium der Deutschen Bücherei gesammelt und verzeichnet werden, so wird die oft vergebliche Arbeit des Suchens nach ihnen hinfort überflüssig. Von unserem Standpunkt haben wir also die Vorbereitungen, von denen die beiden im Titel genannten Schriften berichten, dankbar zu begrüßen und die Hoffnung auszusprechen, es mögen der Deutschen Bücherei die glücklichsten Sterne leuchten. Die Vorzeichen des ersten Jahres können freilich nicht als eindeutig gelten. Mag die Wahl eines neuen, weit besseren Bauplatzes nach der Grundsteinlegung dahin gedeutet werden, daß die leitenden Männer die für jedes große Unternehmen erwünschte

Digitized by Google

Kraft und Beweglichkeit des Entschlusses besitzen, so haben sich andrerseits schwere Konflikte aus dem Zusammenwirken von Geschäftsleuten und Vertretern der Wissenschaft ergeben, deren Wiederkehr bei der Eigenart der Organisation nicht ausgeschlossen ist. Es wird auf beiden Seiten einer wachsenden Anpassung an das andersartige Denken bedürfen, um der Deutschen Bücherei ein ruhiges, stetiges Fortschreiten zu sichern, wie alle Freunde unseres Schrifttums es ihr von Herzen wünschen. P—e.

Heinrich Wölfflin. Albrecht Dürer, Handzeichnungen. Mit 78 Abbildungen. II. Auflage. *R. Piper & Co., München* 1914. Preis 12 M.

Trotz des offenbaren Reichtums an kunstwissenschaftlicher Literatur haben wir eigentlich recht wenig Bücher, die uns das bieten, was immer das feinste Ergebnis aller Forschung bleiben wird: die persönliche Auseinandersetzung eines Kunstgelehrten mit seinem Objekt. Aus diesem Grunde sind wir Wölfflin für seine geistreichen Dürer-Exegesen zu Dank verpflichtet. Wölfflin faßt die Aufgabe der Kritik ganz vom Standpunkte der Auseinandersetzung mit dem Künstler, nicht von jenem der Belehrung des Publikums auf. Man hat bei ihm nicht selten das Gefühl, als wären manche seiner Urteile unmittelbar an den Künstler gerichtet. Es sind Ateliergespräche, die sich auf eine Herausforderung zuspitzen. Man möchte wissen, was Dürer darauf geantwortet hätte. . . . .

In den „Handzeichnungen" verfolgt Wölfflin dasselbe System wie in seinem großen Dürerwerk: der Mikrokosmos einzelner Blätter dient zur Erklärung des Makrokosmos des Gesamtwerkes. Diese Methode, an wenigen Beispielen vieles zu erläutern, birgt wieder den besonderen Reiz in sich, den Leser zu neuen Schlüssen anzustacheln. So wird das erst flüchtig in den Vordergrund gezogene *Erlanger Selbstbildnis*, wenn nicht alles täuscht, noch einmal der Ausgangspunkt für die Beurteilung der Jugendwerke Dürers werden, insbesondere ist es der Schlüssel für den seelischen Zustand des Verfassers der Apokalypse-Holzschnitte. Aus diesem Grunde wird es auch zeitlich näher an dieses Werk herangerückt werden dürfen. Dürer ist überdies auf dem Erlanger Blatt älter als auf dem Bildnis von 1493, wo er noch fast das Kindergesicht von 1484 hat. Er blieb lange Kind, bis in die Mitte der zwanziger Jahre. Dann kommt ein leidenschaftliches Lohen in seine Züge, das auch noch auf dem Bildnis von 1498 vorhanden, nun aber durch einen Überschwall modischer Zierlichkeit verdeckt ist. Zwischen diesem letztern und dem Erlanger steht noch ein Selbstbildnis, das noch immer keine Beachtung fand, es ist der Engel rechts oben auf dem zwölften Blatt der Apokalypse. Nur von den Jugendwerken aus findet sich auch der verschwiegene, weitab von der italienischen Heerstraße führende Weg zur grünen Passion. Daß mit dem Nachweis eines Kopisten für den Fall Dürer nichts für und nichts wider bewiesen ist, liegt auf der Hand. Es wird auch hier noch eine Auseinandersetzung nötig sein müssen. Möchte Wölfflins treffliches Werk den schönen Doppelzweck erfüllen, die Lust der Kritik an unsern deutschen Meistern, nicht bloß Dürer allein, zu neuen Klingengängen zu schärfen. M. E.

Standarten wehn und Fahnen. Lieder aus großen Tagen. Ausgewählt von *R. Geheeb.* Mit Zeichnungen von Professor *Walter Klemm. Albert Langen*, Verlag, *München* (1915). Gebunden 3,50 M.

Wenn ich dieses Buch das künstlerischste nenne, das der Krieg bisher in Deutschland hervorgebracht hat, so weiß ich sehr wohl, wie viel der Superlativ besagt. Aber mag man den Maßstab der Gesamterscheinung oder des Wertes der Bilderbeigaben anlegen, in beiden Fällen erhebt sich dieses Erzeugnis über die gleichartigen der letzten Monate. Nicht etwa dank einem Luxus, der die Mitbewerber durch das Aufgebot kostspieliger Mittel zu schlagen suchte (was hätte das mit Kunst zu tun?), sondern durch innere Güte, durch das in den Dienst der Aufgabe getretene Können. Geheeb, der Sammler, hat aus der Kriegsdichtung eine bescheidene, aber wirklich selbständige und nie unter die Fläche echter Lyrik hinabsinkende Auswahl dargeboten, in der — endlich, möchte man sagen — Fontane und Liliencron an die gebührende vorderste Stelle gerückt sind. Aber was das Buch zu einem Denkmal der Zeit stempelt, sind die Bilder Klemms. Hier ist, um es mit einem Worte zu sagen, der Geist Menzels von neuem erwacht. Dieselbe symbolische Sachlichkeit, gedrängt in den engsten Raum, wie in den Illustrationen zur Lebensgeschichte und den Werken Friedrichs des Großen, dieselbe Fähigkeit rein graphischer Schilderung, die den Text nicht wiederholt, sondern mit ihren Mitteln ergänzt und zu höchster Eindringlichkeit steigert. Bezeichnend ist, daß Klemm über seine Zeichnungen mit Vorliebe Ströme von Licht ausgießt, dem Leuchten der Seelen in weißglühender Vaterlandsliebe so den entsprechenden materiellen Ausdruck leihend. Wie dies Zeichen sind auch alle anderen, deren er sich bedient, aus einem ganz natürlichen Empfinden geboren, nicht erkünstelte Ästhetensprache. Und so ist dieses Werk hoher Kunst zugleich ein jedem verständliches, echtes Volksbuch. G. W.

Die von Oskar Walzel geleitete *Heine-Ausgabe* des *Insel-Verlags* in *Leipzig* ist mit dem zehnten Bande vollständig geworden. Dieser Band, besorgt von Albert Leitzmann, bringt die Prosastücke der letzten Lebensjahre des Dichters, die „Gedanken und Einfälle" in der von Strodtmann dargebotenen Auslese, da die Handschriften nicht wieder zum Vorschein gekommen sind, und die Memoiren ebenso auf Grund der Engelschen Publikation. Nachträge ergänzen den Inhalt der früheren Bände durch die inzwischen neu aufgefundenen Stücke aus Heines Schaffen: die von Deetjen in unserer Zeitschrift veröffentlichten Verse „An Rosa" und der von Elster aus Hans Meyers Besitz publizierte Pariser Musikbrief, während das größere

Digitized by Google

gleichartige ungedruckte Manuskript, das Hirth im „Literarischen Echo" (17, 530ff.) aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth jüngst darbot, nicht mehr aufgenommen werden konnte. Text und Erläuterungen genügen, wie in den früheren Bänden der schönen, billigen Ausgabe, allen Ansprüchen und gehen in vielen Punkten über Elsters klassische Leistung hinaus, ohne diese freilich für den wissenschaftlichen Benutzer entbehrlich zu machen. Der Insel-Verlag stellt einen Supplementband in Aussicht, der ein von Paul Neuburger sorgfältig bearbeitetes Namen- und Sachregister sowie eine Bibliographie der zu Heines Lebzeiten selbständig erschienenen Werke und der wichtigsten Heineliteratur enthalten soll, eine sehr dankenswerte Zugabe. G. W.

Der unbekannte Gott. Roman von *H. v. Hippel, Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.* (1914.)

„Wem die tätige Bruderliebe und die Überwindung des Bösen in der Welt die höchste Aufgabe des sittlichen Lebens ist, — der hat Gott, der hat Christus."

Der „unbekannte Gott" also, — der in diesem Buche durch Dr. Julius Rupp, den Propheten und Märtyrer seiner Sache, gepredigt wird — ist recht eigentlich der alt bekannte, wenn auch durch konfessionelle Engigkeit oft verdunkelte Christengott aller Bekenntnisse . . .

Aber das Buch ist ja ein *Roman*, und hätte allen Anspruch darauf, nach rein künstlerischen Gesichtspunkten gewürdigt, und nicht auf seine religiös philosophischen Elemente hin untersucht zu werden, — wenn nicht sein verheißungsvoller Titel das Gemüt des Lesers aufstachelte, dem unbekannten Gotte nachzuspüren.

„Wohl wollen wir das Gefäß der evangelischen Kirche; aber wir wollen keine Kirche, welche behauptet, der Mensch müsse entweder die Vernunft ableugnen, oder Gott . . ."

„Wir wissen, daß die Vernunft des einzelnen oft irrt, aber der Glaube irrt auch! — Wir wollen Duldsamkeit . . ." — „Gott spricht zum Menschen im Gewissen, zur ganzen Gemeinde, wie zum Theologen . . ." — „Was wir zu tun und zu glauben haben, um selig zu werden, das hat kein Bekenntnis uns vorzuschreiben, das muß jeder von uns selbst mit seinem Gott ausmachen . . ."

Und doch das Gefäß einer Kirche? — Wie denkt sich wohl Julius Rupp die geforderte Duldsamkeit des Glaubens innerhalb einer Gemeinschaft, solange die Ethik des Menschen sich an seinem Glauben orientiert? Wenn wir wissen, daß die Vernunft des einzelnen irrt, daß der Glaube des einzelnen irrt — sollten wir nicht damit zugleich wissen, daß auch die Ethik irren wird, wenn der goldene, außerhalb der irrenden Einzelvernunft verankerte Maßstab preisgegeben ist?

Julius Rupps junger Schüler belehrt uns über die Pädagogik des unbekannten Gottes. „Jesus wußte, daß seine Lehre die Menschen im Laufe der Jahrhunderte allmählich so erziehen würde, daß sie sich selbst den inneren Gesetzen des Gewissens überließen, und die äußeren somit nicht mehr brauchten . . ."

Wann wird diese Zeit erfüllt sein? fragt begierig der Gott suchende Leser, und findet bald die Antwort angedeutet. Ein feiner, alter Jude beugt vor Julius Rupp das Knie und bekennt: „Du bist der Vorläufer einer größeren Zeit, — in unseren Kindeskindern wird der Same, den du ausgestreut hast, tausendfältige Frucht tragen."

H. von Hippels Roman spielt im Jahre 1846, — wir dürfen also wohl in unserer Generation diese begnadeten Kindeskinder erblicken.

Und da drängt sich denn doch die Gleichheit der religiösen Probleme von heute und von 1846 in unser Bewußtsein, — eine Gleichheit, die zudem H. v. Hippel bisweilen zur Trübung des historischen Kolorits verführt. Ist wirklich unter uns der „unbekannte Gott" bekannter geworden? — oder kämpft nicht auch heute, und gerade heute, die außerkirchliche Religiosität gegen starre Orthodoxie, während heute und damals und zu allen Zeiten auch innerhalb der Kirche der Genius der Heiligkeit Blüten und Früchte treibt.

Ein Typus dieser letzteren Art ist vielleicht die rührendste Gestalt des Hippelschen Romans, — Friederike Granius, in der Christus zum zweiten Male für den alten Zecher Rochus Granius stirbt. Diese rein künstlerischen Partien des Romans, die „nur" Menschen gestalten wollen, sind von ganz außergewöhnlicher Schönheit und Plastik. Szenen, wie das Saufgelage des alten Rochus, oder der Tod der Friederike und die Buße des Zechers, kann nur eine starke dichterische Kraft hervorbringen, und nur ein reifer, überlegner Geist kann sie mit all den köstlichen Einzelzügen schmücken, die uns das Elternpaar Rochus und Friederike Granius zu Menschen von Fleisch und Blut machen, die wir nicht wieder vergessen können. Neben ihnen verblaßt die junge Generation, die uns belehren soll, so wie die letzten Kapitel des Romans, in denen noch allerlei soziale Ideen verarbeitet wurden, hinter den Kapiteln des strotzenden oder des zart blühenden Lebens verblassen. *Ilse v. Stach.*

E. v. Kerckerinck zur Borg und R. Klapheck, Alt-Westfalen. Die Bauentwicklung Westfalens seit der Renaissance. Mit 410 Abbildungen. Verlag von *Julius Hoffmann, Stuttgart* 1914. Preis 30 M.

Mit dieser ersten, ungemein vornehm ausgestatteten Veröffentlichung hat die „Westfälische Kommission für Heimatschutz" einen glücklichen Griff getan. Die westfälische Baukunst ist ein hochinteressantes und noch sehr wenig erschöpftes Kapitel, und wenn der Leser auch den zu bescheidenen Wunsch der Verfasser, daß das Werk bald veralten möge — um nämlich von Besserem überholt zu werden — nicht billigen kann, so bereitet doch die Inaussichtstellung noch weiterer und eingehenderer Veröffentlichungen auf diesem Gebiete die Freude angenehmen Vorgeschmacks. Sie zu erwecken, ist die Aufgabe des vorliegenden Tafelwerkes, das in üppig gedrängter Fülle vorläufig einen Gesamtüberblick über die westfälische Baukunst seit der Renaissance zu geben sucht. Spätere Arbeiten werden sich dann mit der Einzelerforschung, mit den

Digitized by Google

Persönlichkeiten der Baumeister beschäftigen. Hier wird vieles auszuschälen sein, denn eigentlich wissen wir noch recht wenig von den Schöpfern des herrlichen norddeutschen Barocks.

Des Köstlichen ist viel, was in den schönen westfälischen Städten, den einsamen Schlössern, den einen eigenen Typus bildenden Wasserburgen, aber auch den schlichten Bauernhäusern, was von den kulturgesättigten Ufern der Weser und Lippe bis hinauf in die weltfernen Bergstädte und Dörfer des waldigen Sauerlandes geschaffen wurde. Dieses Land, das sich des konservativsten Fachwerkbaus rühmen darf, dessen Dorfgiebel noch die heidnischen Pferdeköpfe schmücken, zeigt infolge seiner seßhaften Kultur ein seltnes Maß von Vornehmheit und abgeklärtem Geschmack. Es hat sich fremden Einflüssen nicht verschlossen. Die französisch-niederländische Renaissance, der italienische Barock, der süddeutsche Stil der durch Schlaun vermittelten Neumannschule fanden Eingang; aber zugleich Umwertung in den gehaltenen, männlich herben Charakter des Landes und der Landschaft. Westfalen hat seine eigene Renaissance, seinen eigenen Barock und Klassizismus. Das Mäzenat der Bischöfe aus dem Fürstenberger Geschlecht und die Regierung des kunstsinnigen Fürsten Clemens August sind die beiden Hauptphasen. Unter Clemens August wirkte der große Schlaun, der Meister der Rokokoschlösser und der französischen Gärten. Schlaun ist nicht geringer als der berühmtere Balthasar Neumann. Aber eine Generation früher geht Westfalen mit seinem Gottfried Laurenz Pictorius Süddeutschland voran, wenn man bedenkt, daß Süddeutschland damals fast keinen eigenen Architekten besaß, sondern ganz auf die Italiener angewiesen war. Nur ein rasches Durchblättern des trefflichen Werkes, aus dem uns in ihrer reichen Schönheit die Schlösser mit der Flucht ihrer herrlichen Säle, den malerischen Treppenhäusern, den umgrünten Mauern, den auf wundervolle Licht- und Schattenwirkungen gestimmten Prunkhöfen und abgezirkelten Gärten, aus dem uns ernste feierliche Kirchen, in traute Straßenbilder geschmiegt, vorgekragte Bürgerhäuser und schöne Rathäuser, aus dem uns die abwechslungsreichen Beispiele des westfälischen Ziegel-, Putz- und Fachwerkbaus entgegenleuchten, lehrt uns, daß hier ein Thema angeschnitten ist, das kunstgeschichtlich hoffentlich bald stärker in den Vordergrund gerückt wird. Hier liegt wieder einmal ein kostbares Zeugnis deutscher Kultur vor uns. Wir tun in unsrer Zeit gut, uns darauf zu besinnen. M. E.

„Der Kleiderkasten". Eine Monatsschrift, 1915. Erster Jahrgang, Nr. 1 Januar. *Berlin, Inter Arma-Verlag.* Der Jahrgang von 12 Heften 80 M., Einzelpreis des Heftes 10 M.

Wer uns vorausgesagt hätte, daß unser gewaltiger Daseinskampf uns die künstlerische Modenzeitschrift bescheren würde, dem hätten wir wohl nur ein fragendes Lächeln voll Mitleids gegönnt. Und doch ist das Unglaubhafte Wahrheit geworden. Unter der Führung eines Schriftstellers, der sich seit langem seine Gemeinde als *„arbiter elegantiarum"* in literarischen Dingen geworben hat, vereinigten sich die nicht gerade zahlreichen Berufenen, um die Zeichen der Zeit für deutsche Bekleidung und alles, was damit in Bezug steht, zu deuten, wohl auch neue Signale zu geben, damit dem ohne Pariser Führung ratlos in der Wüste irrenden Volke die wegweisende feurige Säule auf der Suche nach dem gelobten Lande der kommenden Mode nicht mangle. Der Ton müht sich, meist mit Erfolg, munter zu sein, die trockne Sachlichkeit der üblichen Blätter von Schneiderinnen für Schneiderinnen zu meiden und an ihrer Stelle allenthalben zur Psychologie der Mode (gegen deren Gleichsetzung mit der Tracht man sich wehrt) durchzudringen. Das Beste muß aber das Bild, nicht das Wort leisten. Dafür sind Zeichner von Rang bemüht worden: *Ernst Stern*, dem die Kostümschneider Reinhardts die besten Anregungen danken, *Ludwig Kainer*, aus dem „Simplizissimus" und den Bildern des „Russischen Balletts" als Meister der eleganten Linie bekannt, *Emil Orlik, Karl Walser, Franz Christophe* und ein paar weniger bekannte Namen. Aufs reichste mit Handkolorit ausgeschmückt, wirken die im Text und auf acht großen Tafeln hingestreuten Bilder durchweg lustig, hie und da aufsteigend zu selbständiger Kunst, oft freilich noch ohne genügenden Erfolg dem Vorbild, der *„Gazette du bon ton"*, nacheifernd (vergl. Seite 73 ff. des Hauptblatts im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift). Indessen handelt es sich hier um etwas für Deutschland Neues, wofür die selbständige Art und das Geschick der Vereinigung heterogener Absichten erst aufzufinden ist. Daß dies bald gelingen werde, darf nach dem ersten Versuch erhofft werden, falls die wundersame Zeit auch das Wunder einer ausreichenden Abnehmerzahl für eine solche Luxuszeitschrift gebären sollte. P-e.

Kriegsstücke. Kriegsstücke — nicht Kriegsdramen sind diese vier schöngedruckten Bücher zu benennen, von denen das eine allein sieben solcher Stücke umfaßt. Der Krieg erwies wiederum, daß es nicht möglich ist, große Gegenwartsaugenblicke zum großen Kunstwerk zu formen. — Erst vom Berge läßt sich rück- und umschauend die weite Landschaft fassen; in der Landschaft selbst stehend, gewahrt der Betrachter nur die schöne oder schlimme Einzelheit, fühlt nur Lust oder Unlust. Und das große Ereignis weckt im Erlebenden nur entweder eine Grundstimmung oder läßt die Einzelbeobachtung der Realität zu. Weiteste Distanz aber ist nötig, um das Ereignis zum Drama zu formen; denn Lyrik kann Ausdruck des Gefühls schlechthin sein, Epik die Einzelheiten verknüpfende Handlung des Geschehenen, Drama aber ist das Ereignis auf eine Formel gebracht von der richtenden Hand des Dichters. Drama ist Zusammenprall, Abschluß, Weltgericht. Wer diesen Krieg bereits dramatisch fassen wollte, würde als Froschperspektivist lachhaft-kindliche Gebilde fördern, etwa wie eines Kindes unvollkommene Hand Gebirge und Gebäude, auf der Erde kauernd, aus Erde

Digitized by Google

nachbildend fügt, die alsbald stets wieder zu Erde zerfallen. — Es ist also jetzt — wenn überhaupt Krieg schon szenisch geformt werden soll — nur das Stimmungsbild oder die realistische Notierung von Einzelheiten möglich. Die aufnotierte Realität aber würde schreckhaft wirken und erübrigt sich, seitdem die Photographie vorhanden ist. Drum wird das primitive szenische Gebilde, als welches überhaupt das Kriegsstück jetzt schon möglich ist, sich sofort bemühen, zur Stimmungseinheit, zur Stilisierung emporzusteigen, und es wird meistens durch die Größe und Schrecklichkeit des Stoffes zu metaphysischen Zielen geführt.

Carl Hauptmann in den dramatischen Szenen „Aus dem großen Kriege" (*Kurt Wolff Verlag, Leipzig* 1915) sehnt sich, die Geschehnisse möglichst objektiv zu erfassen, zu malen etwa nach Liebermannschem Prinzip: Kunst ist weglassen, also die Herausschälung des Wesentlichen anzustreben. So malt er szenisch den Einbruch der Kosaken in ein ostpreußisches Landgut, die Ereignisse in einem umkämpften galizischen Dorf, das nächtliche Schlachtfeld, auf dem die Sterbenden sich in das Dunkel auflösen, das Schicksal der Betenden und Erobernden in einer französischen Kathedrale, die am belgischen Strande hockenden Franktireurweiber. Greuelszenen, heilige Augenblicke, kindliche Taten, niederträchtiges Verbrechen, Heldentum und Sterben wirren sich durcheinander. Kaum eine zusammenhängende Handlung rollt ab, kein Einzelschicksal, kein tragischer Auftritt. Sondern Skizzen werden hingezeichnet, Studien zu möglichen spätern Dramen, die man gelten läßt wie die Studien des Malers zum großen Gemälde. Leise aber flammen überall Beziehungen zum übergeordneten Schicksal auf, das unabhängig ist vom Einzelgeschick, und zwei mehr symbolische Szenen umschließen die fünf realistischen Stücke: Krieges Beginn, ausposaunt vom „Wächter auf den Bergen", und als Schluß die Erkenntnis, zu der das Erfindergenie durch die Gespenster seiner Einsamkeit gelangt: daß wir nur „Steine sind, die geschleudert werden, . . . Gottes Soldaten . . . über Tod und Wunden marschieren wir weiter . . ." Carl Hauptmann erstrebt, daß sich in der Realität der Erscheinung die Realität der Seele offenbare.

Jüngere Dichter verzichten gern auf die Darstellung der Realität des Geschehens und wollen das Seelische oder Gedankliche an sich enthüllen. Wie Hauptmann in der Szene „Allerseelennacht" läßt *Hanns Johst* in dem Stück „Die Stunde des Sterbenden" (*Verlag der „Weißen Bücher", Leipzig* 1914) die Verwundeten auf verlassenem Schlachtfeld reden. Sofort nach realistischer Einleitung beginnen die Sterbenden die tiefsten Gründe ihrer Seele zu entschleiern. Jeder erzählt, wie er Sinn und Ziel seines Lebens betrachtete, dem einen bedeutet diese Sterbestunde die zarte Verbrüderung der liebenden Menschen, dem andern war das Leben sinnloses Schicksal, der eine segnet, der andere verflucht diese Nacht. Der Morgen aber erlöst die Sterbenden und reicht die Krone dem, der erkannte, daß das Wahre sei: „nicht Opfer sein . . . sondern Wille sein . . ." Jeder dieser Krieger stirbt mit den Worten, die seinem Wesen gemäß waren, Metaphysisches schwillt aus der Stunde der Sterbenden empor; Leben und Tod sind, damit Seele sich offenbare.

Und ganz von der Wirklichkeit gelöst, mild im Romantischen verschwebend, erscheint *Otto Erich Schmidts* Bühnenspiel vom Kriege, das sich „Abschied" betitelt (*Verlag der „Weißen Bücher", Leipzig* 1915). Hier spricht der ganz junge Mensch sich selbst, kindlich spricht er, kindlich reimt er, Dichter und Dichtung verschmelzen, Unbeholfenheit wirkt selbstverständlich, und man wird diese Szenen so lieben, wie alles Menschliche, das sich edel und natürlich offenbart, liebenswert ist. Nicht über den Krieg, nicht über tiefste Zusammenhänge soll in diesem Gedicht etwas gesagt werden, sondern schlechthin, was der junge Mensch beim Abschied von den Eltern, von der Geliebten, vom Bruder fühlt, und was diese Geliebten wiederum empfinden. Die szenische Form faßt diese Lyrik zusammen, sie ist nicht Notwendigkeit, wie auch nicht in den Stücken Hauptmanns und Johsts.

All diese Kriegsstücke sollen nicht kritisch abgewogen werden; der absolute Kunstwert ist in allen nicht groß, und kann nicht groß sein. Sie sind Gelegenheitsstücke, und deshalb war nur Analytisches über sie zu sagen, Analytisches, das zu allgemeinen Ergebnissen über die dramatischen Stücke dieses Krieges führt. Aber noch eine andere Art von dramatischer Kriegsdichtung ist möglich; die nämlich, welche Empfindungen der Gegenwart in die Vergangenheit zurückwirft, also künstlich die Distanz herstellt, die wir zu diesem Krieg noch nicht gewinnen können. *Herbert Eulenberg* will das „vaterländische Stückchen" „Der Morgen nach Kunersdorf" (*Kurt Wolff Verlag, Leipzig* 1915) als Kriegsopfer statt Taten seinem Vaterlande bringen. Im Prolog spricht er:

„Nimm, Vaterland, wie mich auch dies entgegen!
Als Blatt aus dieser rühmlichen Geschichte
bring ich es dir. Die Feder sei mein Degen,
so gut wie Taten wiegen auch Gedichte."

Weil Eulenberg also ein historisches Stück darbietet, wenn auch nur einen Einakter, so ist dies Werk kritisch zu bewerten. Und auch der Freund Eulenbergscher Dichtung muß sagen, daß dies Stück recht kümmerlich ist; es bleibt eine dramatische Anekdote, gespickt mit einigen aktuellen Bemerkungen. Sicherlich ist Friedrichs des Großen seelischer Zusammenbruch nach der Schlacht von Kunersdorf und sein Erstarken aus dem obsiegenden Gefühl der Pflicht ein dramatischer Stoff. Aber Eulenberg zeigt in munter-bescheidenem Geplauder nur, wie Friedrich gewillt ist, abzudanken, und sogleich wieder sich aufrichtet, als seine Offiziere und Soldaten erklären, keinem andern als ihm dienen zu wollen. Das Stückchen mag jetzt auf der Bühne wirksam sein; aber man hört nicht ein Kunstwerk, sondern einen (Luise) Mühlbach vorüberrauschen. Und man ist traurig, daß einer, den man als Dichter verehrte, nach stolzem Vorwort seinem Lande in dieser Zeit nichts weiter weihen kann — als eine dialogisierte Anekdote.

Für die Leser dieser Zeitschrift sei noch nachbemerkt, daß alle diese vier Bücher sehr schön

Digitized by Google

gedruckt sind. Eine besondere Augenfreude ist das von Drugulin hergestellte Büchlein Otto Erich Schmidts „Abschied". Diese zart und freundlich bedruckten Seiten sind in ein so prächtig marmoriertes Papier geheftet, daß man beim Anstarren in mystische Träume versinken kann. *Kurt Pinthus.*

Gustav Hänfling, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Aufgefunden und herausgegeben von *Heinrich E. Kromer. Im Insel-Verlag zu Leipzig* 1915. 216 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Pappband 3 Mark.

Gustav Hänfling ist ein schlesischer Webersohn, Es treibt ihn zur Kunst, und so wird er Porzellanmaler, arbeitet in Tagelohn und sucht dann aus Unabhängigkeitstrieb in einem süddeutschen Städtchen auf eigene Faust allerlei Gelegenheitsverdienst. Durch ungewöhnlichen Fleiß, höchste Sparsamkeit und klugen, freilich von übergroßer Ängstlichkeit gedämpften Erwerbssinn bringt er es fertig, auf der Sparkasse ein kleines Kapital als Notgroschen aufzuhäufen. Die Frauen — eine Miedernäherin, eine leicht angejahrte Doktorstochter, eine angeschwärmte Friseurin — kommen dem ordentlichen und trotz Kränklichkeit stattlichen Manne zart entgegen; auch er denkt häufig daran, sein kaltes Dachkammerleben bei lieblosen Wirtsleuten mit dem Behagen des Ehestandes zu vertauschen, selbstverständlich nur, wenn auch so die Sicherheit des Auskommens, um die all sein Denken kreist, gewährleistet ist. Da rächt sich die lebenslange Unterernährung und der übertriebene Kraftaufwand schlecht bezahlter und immer länger ausgedehnter Arbeit, die Schwindsucht zwingt ihn ins Krankenhaus, das Ende naht. Indessen erscheint das früh beschlossene Dasein Gustav Hänflings nicht freudenarm. Unerwartete Nebeneinnahmen, kleine Ausflüge und Geselligkeiten, Freundschaft vieler Menschen, die dem bescheidenen und ehrlichen Gesellen wohlwollen, streuen Rosen auf seinen Pfad, er schmeckt mit dem gedrückten Optimismus seines angeborenen Webertums jedes Tröpfchen Honig, das ihm zuteil wird. Er reagiert stark auf die Reize von Natur- und Kunsteindrücken: der mondbeglänzte See funkelt ihm von lauter Talerstücken, die Gemälde von Konrad Kiesel und die Bildchen zum „Trompeter von Säckingen", die ein anderer unter seiner Anleitung auf Porzellan malt, entzücken ihn und die Reize der angebeteten Friseuse schildert er fast begeistert in demselben Stil. Ja, Hänfling ist ein Romantiker auf seine Art, ein Eichendorff in der Hülle des kleinen Handwerkers unserer Zeit, und man liest seine Tagebuchblätter mit ähnlicher heiterer Rührung wie die Jugendgeschichte des Taugenichts, nur daß dem neuen Bilde der Goldton des alten mangelt. Beiden gemeinsam ist die fabelhafte Echtheit, die den Leser nur schwer an freie Erfindung und Gestaltung glauben läßt, die ungesuchte Naivität der Sprache und die immanente Wärme. Der junge Dichter Kromer bewährt hier von neuem die ungewöhnliche Begabung wie in dem verwandten Erstlingswerk „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt" (erschienen 1913 bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M.). Der Insel-Verlag hat das Buch mit gewohnter Liebe ausgestattet. Die wiederaufgefundene Jean Paul-Fraktur von Breitkopf & Härtel wirkt auf dem guten, altertümlichen Papier besonders schön und der hübsche Pappband paßt trefflich dazu. G. W.

Deutschlands europäische Sendung. Von *Friedrich Lienhard. Stuttgart* 1914. *Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.* 30 Seiten. 50 Pfg.

Die Besprechung der Flugschriften, die der Krieg hervorruft, ist nicht Sache unserer Zeitschrift. Aber wo ein Dichter mit dem Blick des Propheten, hoch über dem rasenden Gewoge der Zeit schwebend, seine Wahrträume kündet, da ist von dem immer anfechtbaren Beweisen und Voraussagen der politisierenden Schreiber der Schritt zu den Regionen getan, in denen wir unsere Stätte finden.

„Ich grüße die Stillen im lauten Land,
Sie alle, die in dem brausenden Brand
Kraft behielten, stille zu sein —
Sie grüß' ich: haltet aus! bleibt rein!"

Deutschland soll nach diesem Krieg, den Lienhard gut eine europäische Wachstumserscheinung nennt, fähig werden, sich selbst zu schulen für die neue große Aufgabe, die „seelische Höherführung der Völker". Dazu kann nur die Liebe helfen, die Liebe zum Ewigen in den Dingen im Sinne Fichtes. Lienhard erhofft einen neuen, frommen und doch freien Menschentypus wie Schiller oder Walter von der Vogelweide, er soll die neue deutsche Reichsseele formen, sie soll das Friedensreich auf Erden bringen. Der Realpolitiker wird den Schwärmer und die, die an ihn glauben, als gutmütige Toren einschätzen. Rücksichtsloses Draufschlagen bis zum Siege, und nachher dieselbe eiserne Faust allen, den Feinden und erst recht den halben Freunden, in den Nacken gebohrt, — das ist ja heute der politischen Weisheit letzter, einziger Satz. Aber was wird dabei aus uns? Ich rede nicht von der Möglichkeit, eine solche Übermacht auf die Dauer zu behaupten, nicht von der schweren Rüstung, die wir ihr zuliebe für alle Zeiten zu tragen hätten, umringt von Gegnern, die nach jeder kleinsten Lücke des Panzers ausspähen, um ihre Waffe mit vereinter Kraft hineinzustoßen, — ich rede nur von dem Schicksal der deutschen Seele nach einem solchen Ende des europäischen Ringens. Was wird das Gegengewicht des ungeheuren körperlichen Aufgebots sein? Wir haben allen Grund, schon jetzt darnach zu fragen, damit uns in keinem der möglichen Ausgänge des Krieges die Fähigkeit mangle, als *Menschen* weiterzuleben. Und das wird ebenso sehr wie von unseren inneren Zuständen von dem Verhältnis abhängen, in das wir uns zu der übrigen Welt setzen. Aus dem Haß und der Verachtung kann dieses Verhältnis nicht als ein für uns fruchtbares und auf die Dauer mögliches erwachsen, also bleibt uns nichts als die Überwindung zum Fühlen der Pflicht gegen die Welt, gegen uns selbst, in klarer Erkenntnis unseres Vorteils und

Digitized by Google

unserer Sendung, die uns vor allen anderen Völkern seit jeher die seelische und geistige Hebung der Menschheit auferlegte. Wir wollen ein größeres Deutschland; aber was nützt uns der Besitz von Grenzlanden und Kolonien mit Millionen von Menschen, die nur widerwillig zu uns gehören? Vielleicht eine etwas leichtere Verteidigung gegen neue Angriffe von außen; aber zugleich unaufhörlicher Anreiz zu solchen Angriffen, wenn wir nicht erreichen, daß sich der europäische Friede auf der einzigen erkennbaren Grundlage von Dauer, dem Glauben an Deutschlands Gesinnung, aufbaut. Dazu müssen wir die anderen Völker bekehren, und dieser Weg, den Lienhard in seiner kleinen Schrift zeigt, ist der gangbare aus dem Chaos der Gegenwart heraus.

Vor zwei Jahren erschien Lienhards Roman „Der Spielmann". Wer heute das edle, als Dichtung weniger denn als Bekenntnis bedeutsame Buch zur Hand nimmt, der staunt, wie klar es in die Zukunft hineinblickte, die nun Gegenwart geworden ist. Lienhard gehört zu den wenigen, die im August 1914 nicht umzulernen brauchten, und was er jetzt sagt, das steht, fast schon mit den gleichen Worten, auf S. 180ff. des „Spielmanns". Unter den führenden Schriftstellern, die seit dem Ausbruch des Krieges das Wort ergriffen haben, kenne ich keinen, der ein solches Zeugnis seiner klaren Einsicht in die Zukunft vorweisen könnte, und ich meine, daß auch dieser Beweis unser Zutrauen zu der Anschauung Lienhards von Deutschlands europäischer Zukunft bestätigt. Wer den „Spielmann" noch nicht kennt, der lese ihn jetzt; er wird die Reife des Vaterlandsgefühls, die Weite und Freiheit des Blickes liebend bewundern. *G. Witkowski.*

Das Buch der Grotesken. Eine Sammlung phantastischer und satirischer Erzählungen aus der Weltliteratur. Herausgegeben von *Felix Lorenz*. Mit zehn Bildbeigaben von *F. Heubner*. *München 1914, bei Georg Müller.*

Vor dem Ausbruch des Krieges triumphierte in der Kunst das Groteske, Spukhafte, Bizarre. Und so gibt dies erst jetzt erscheinende, aber vor dem Krieg zusammengestellte Buch eine Revue grotesker Geschichten aus allen Zeiten und Ländern von Lukian bis zu Scheerbart. Man muß sagen, die Geschichten sind nicht schlecht ausgewählt; aber gerade einige der neueren Stücke erscheinen blaß und kümmerlich gegen die kolossalischen, monströsen Kerle wie den spanischen Lümmel Lazarillo de Tormes, den rabelaisschen Rüpel Panurg und den Reuterschen Renomistenhauptmann Schelmuffsky. Während zwei Italiener und ein Franzose mit tollen Abenteuern brillieren, fehlen die deutschen Schwänke völlig. Maler Müllers lyrische Idylle von „Bacchidon und Milon" wirkt nur zart und rein, aber keineswegs grotesk; und wenn man Hoffmanns romantische „Geschichte vom verlorenen Spiegelbild", Poes grausigen „Hopp-Frosch", Twains zwischen Humor und Blödsinn torkelnde Skizze „Der Interwiever", Boutets gespenstisches Capriccio „Der Geist" gelesen hat, so wirken gegen diese knappen und geradezu aufwühlenden Stücke „Die Vogelprinzessin" von Georg von der Gabelentz und Poritzkys „Versunkene Stadt" breit und langweilig. Eulenbergs schöne Novelle „Ein Frauenzweikampf" ist überhaupt keine Groteske. Das ließe sich allerdings nicht beweisen, sondern nur fühlen, denn es ist nicht möglich, den Begriff des Grotesken zu definieren . . . ich wenigstens möchte lieber fünfzig groteske Geschichten auswählen oder zehn Stück selber schreiben, als erklären, was eigentlich grotesk ist. Daß aber Wells „Zauberladen", Scheerbarts „Nußbaumtorte", von einer Mumie und einem europäischen Baumeister nächtens geheimnisvoll auf einer ägyptischen Pyramide verzehrt, sowie E. G. Seeligers strotzende Seegeschichte von „Hein Krukenbergs Paradies" auf der schwarzen Weiberinsel ganz gewißlich Grotesken sind, könnte nur ein Finsterling bestreiten. Und so wühlt man sich mit Brjussoff in eine krankhaft überreizte Seele ein, graust sich — wenns möglich ist — an Ewers „John Hamiltons Ende" und an Günther Schwerins „Dr. Balthasar", der versucht, ein astrales Wesen vom Medium zu trennen und in die Wirklichkeit zu rufen. . . An Auburtins Parabel von der „Mostrichkugel" nährt sich unsre Weisheit, und Villiers de l'Isle Adam foltert uns mit seinen „Genossen des letzten Festes". — Der gutartige Leser lacht und erschauert, weiß schließlich nicht mehr, was Ernst und Spiel ist, verzweifelt an Kunst und Leben. Und genest erst wieder an der Menschlichkeit von Maupassants Meisterstück „Idylle", in der ein Handwerksbursche und eine Amme durchs glühende Südfrankreich fahren und sich sehr gesittet unterhalten, während die Amme unter dem Überschwall ihrer unentleerten Brüste unsäglich leidet. Und der höfliche Bursche erleichtert die Dulderin, indem er selbst aus ihrer Brust trinkt; und als sie erlöst ihm dankt, sagt er beseligt: „Im Gegenteil, ich habe Ihnen zu danken. Ich hatte schon seit zwei Tagen nichts mehr gegessen." Diese unsterbliche Geschichte ist so zurückhaltend, edel und menschlich erzählt, daß, wenn ich zu wählen hätte, grade die schlichteste dieser Grotesken den Preis erhielte. P-s.

Die bekannte *Sammlung Göschen* (*G. J. Göschensche Verlagshandlung in Berlin und Leipzig*) hat in neuen Auflagen eine Anzahl ihrer Bändchen herausgebracht, die auch dem Bücherfreunde nützlich werden, weil sie schnellen und meist zuverlässigen Überblick der darin behandelten literarischen Gegenstände gewähren.

Da ist: „Die Kultur der Renaissance — Gesittung, Forschung, Dichtung —" von Prof. Dr. *Robert F. Arnold* (zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage). Ermangelt die Darstellung so gewaltigen Stoffes auf so engem Raum naturgemäß der behaglichen Anmut, mit der etwa Brandi einen Ausschnitt daraus schilderte, oder jener Freskotechnik, mit der Burckhardt unter dem gleichen Titel das Heroenzeitalter der modernen Menschheit zu einem Bilde voll grandioser Tragik gestaltete, so bietet dagegen Arnold eine staunenswert vollständige Zusammenstellung der Tatsachen, die in ihrer Gesamtheit den geschichtlichen

Digitized by Google

Charakter jener Epoche und ihre Bedeutung für den Fortschritt unserer Gattung begründeten. Die Fähigkeit des Komprimierens kann auf literarischem Gebiete schwerlich höher gesteigert werden, und um so mehr ist es zu bewundern, daß Arnold nicht in trocknes Aufzählen verfällt und mit einem überall zur Geltung gebrachten eignen Urteil geschmackvolle Darstellungsform zu verbinden weiß.

Auch die vier Bändchen deutscher Literaturdenkmäler, die in der Sammlung Göschen jetzt von neuem und verbessert hervortreten, sind wenigstens zum Teil für eine erste Orientierung zu empfehlen. Die Auswahl, die Prof. *Georg Berlit* aus Martin Luthers und Thomas Murners Schriften bietet, geht sogar über solche Bestimmung ein gutes Stück hinaus und gewährt zum Beispiel eine recht willkommene Einführung in die Probleme der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, lehrt die Tat der Bibelübersetzung Luthers an Parallelstellen der Vulgata, der vorlutherischen und der Emserschen Bibel schätzen. Ist hier die Auswahl bedingungslos zu loben, so kann man dem auch im übrigen geringwertigen Hans Sachs-Bändchen von Prof. Dr. *Julius Sahr* diese Zustimmung nicht spenden. Wenn ein Gegner des alten Meisters ihn unbefangenen Lesern mit Absicht verekeln wollte, müßte er es auf diese Weise anfangen. Etwas besser ist das Bändchen Sahrs geraten, das von Brant, Hutten, Fischart, Tierepos und Fabel des XVI. Jahrhunderts Proben gibt, und als vortrefflich darf in jeder Hinsicht die Auswahl der Lyrik des XVII. und XVIII. Jahrhunderts bis auf Klopstock gelten, die Dr. *Paul Legband* mit ebenso guter Beherrschung dieser vielfach recht entlegenen Literatur wie mit feinem Geschmack hergestellt hat. Erinnert man sich der in neuerer Zeit erschienenen Blütenlesen der gleichen Lyrik, so steht sie als ein „Lustwäldchen" gar bedenklicher Art da; denn die Sammler Greve, Vesper, Blei haben ja in ihre Sträuße nur die saftigsten Blumen gebunden, die auf den Beeten Hofmannswaldaus und seiner Nachahmer erwuchsen. Legband gibt dagegen von dem wahren Charakter dieser mit Unrecht verachteten Zeit deutscher Dichtung ein zutreffendes und alle Spielarten vereinigendes Bild, in dem mit Rücksicht auf die pädagogischen Zwecke der Sammlung Göschen gerade die Note, die bei den Vorgängern ausschließlich angeschlagen wurde, am wenigsten vorklingt, wie es übrigens auch der historischen Wahrheit entspricht.

G. W.

Schwyzerländli, Mundarten und Trachten in Lied und Bild. *Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen* 1915. XII, 277 Seiten. Subskriptionspreis 5 Franken, Ladenpreis 8 Franken, Vorzugsausgabe 20 Franken.

Am 7. März 1914, als noch tiefer Friede über der Schweiz lag, feierte der Lesezirkel Hottingen eines seiner, weit über die Grenzen des heimatlichen Zürichs bekannten Trachtenfeste. Als Name diente der Titel der schönen, von Otto von Greyerz stammenden Volksliedersammlung „Im Röseligarte", und damit war deutlich die Absicht der Veranstalter ausgesprochen: wie schon einmal, im Jahre 1896, von dem heimischen Volkstum aller Schweizer Kantone in Tracht und Lied ein Bild zu geben, eine „Liederlandsgemeinde" abzuhalten, die nicht nur die deutsche Schweiz, sondern auch die welschsprechende und -singende umfassen sollte.

Als Erinnerungsgabe an dieses Fest war von vornherein das reizvolle Buch geplant, das nun vor uns liegt. Wie das Fest von 1896 schon die gute Sammlung „Aus allen Gauen" geboren hatte, bestehend hauptsächlich aus Mundartdichtungen zeitgenössischer Schweizer, so kamen nun zu dem von damals bereits vorhandenen Stamm dauernd wertvoller Schöpfungen eine weit reichere Zahl neuer Dialektgedichte hinzu, geordnet nach den 22 Kantonen. Vor jede dieser 22 Abteilungen trat ein Trachtenbild, nachgebildet den hübschen „Costumes suisses en mignature. Dessinés d'après nature avec texte explicatif par F. Meyer. Publiés par H. F. Leuthold, éditeur, à Zurich (1835)". Die trefflichen Bildchen in Dreifarbendruck gereichen, wie die gesamte Ausstattung, der Buchdruckerei Berichthaus in Zürich zu hoher Ehre. Die von E. R. Weiß unterstützte Anordnung des Satzes in der Weiß-Fraktur und der Tiemann-Antiqua und der Druck ist musterhaft zu nennen. Was nun den Inhalt betrifft, so verdient er dieselbe Bezeichnung. Es sollte ein „Gemälde des schweizerischen Volkslebens im Spiegel des mundartlichen Liedes" gegeben werden. Die Absicht ist von den vier Herausgebern — Albert Bachmann, Hans Bodmer, Louis Gauchat, Paul Suter — dank seltener Vereinigung von wissenschaftlicher Kenntnis, Geschmack und verstehender Liebe zum schweizerischen Volkstum erreicht worden. Sonderart und Gemeinsames der einzelnen Kantone tritt in der Auswahl klar zutage, klug ist daneben auch der künstlerische Wert und der erwünschte Wechsel der Stimmungen berücksichtigt worden. Sorgsame Quellennachweise kommen dem ernsthaften Benutzer der Sammlung zu Hilfe. So stellt das gefällige Buch eine Gabe erfreulichster Art dar, die in ihrer Liebenswürdigkeit den Freunden der Schweiz ebenso willkommen sein wird, wie den Volksgenossen, für die sie in erster Linie bestimmt ist.

G. W.

Die Kurtisanen der Renaissance. Eine Monographie von *Alfred Semerau.* Verlegt bei *Wilhelm Borngräber, Berlin und Leipzig* (1915). Groß-8°. 419 Seiten. Geheftet M. 10.; in Halbfranzband M. 12.

Innerhalb des Themas „Die Frauen der Renaissance", dessen Behandlung in einem großen Werk (Verlag Georg Müller in München) Semerau am Schlusse dieses Bandes ankündigt, verdient gewiß der hier umschriebene engere Kreis die monographische Darstellung. Es gehörte zu der Erneuerung antiker Lebensanschauungen, daß die Renaissance auch der freien Genossin der vornehmen, reichen und geistig hochstehenden Männer die gesellschaftliche Anerkennung gewährte, deren eine Aspasia sich im Zeitalter des Perikles zu erfreuen hatte. Selbstverständlich konnte nur Schönheit und Geist solche Auszeichnung

Digitized by Google

rechttertigen; aber es fehlte in der Tat dem Zeitalter Leos X. nicht an Frauen, die durch ihre Eigenschaften aus der Unzahl der Käuflichen emporragten. Von diesen großen Kurtisanen zu berichten, war Semeraus Absicht, und er hat aus den Vorarbeiten fleißig den Stoff dafür zusammengetragen, so daß man aus seinem Buche von dem Leben und Treiben einer Imperia, einer Tullia d'Arragonia, Camilla Pisana, Alessandra Fiorentina und Beatrice Ferrarese eine Vorstellung gewinnen kann. Aber zwei Mängel haften der Schilderung an und lassen die Absicht des Verfassers nicht ausreifen. Es fehlt, trotz der äußeren Einteilung in sechs Kapitel, an jedem organischen Aufbau: Zusammengehöriges ist vielfach an ganz verschiedenen Stellen untergebracht, Wiederholungen sind nicht selten, und es bleiben in dem Bilde andrerseits empfindliche Lücken. Ferner aber hat Semerau die Grenzen nicht scharf genug gezogen, schweift zu ausführlichen Schilderungen des Dirnenwesens der Renaissance in Italien ab, zieht auch Angaben über öffentliche Häuser Spaniens und Deutschlands aus den verschiedensten Zeiten mit einer Breite heran, die durch den Wunsch, Vergleichungsmaterial zu bieten, nicht gerechtfertigt wird. Bei allem Wert für den Kulturhistoriker stören solche fremdartige Zugaben die Einheit des Bildes, das hier entworfen werden sollte, und widersprechen dem Wesen einer Monographie, das heißt einer scharf abgegrenzten, innerhalb ihres kleinen oder großen Gebiets erschöpfenden und formal abgerundeten Darstellung. Die äußere Erscheinung des Buches mutet würdig an: guter, nur durch zum Teil recht störende Druckfehler entstellter Druck, kräftiges Papier und vornehmer, vom Verleger entworfener Einband. Allerdings vermißt man schmerzlich Inhaltsverzeichnis und Schlußregister. G. W.

Die Kunst des Altertums. Von *Anton Springer*. Zehnte, erweiterte Auflage. Nach Adolf Michaelis bearbeitet von Paul Wolters. Mit 1047 Abbildungen im Text, 16 Farbendrucktafeln und 1 Gravüre. (Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. I.) *Alfred Kröner Verlag* in *Leipzig* 1915. Groß-8°. XI, 578 Seiten. In Leinwand M. 12.

Im Jahre 1911 erschien die neunte Auflage des ersten, das Altertum behandelnden Bandes der altbewährten Springerschen Kunstgeschichte (vgl. „Zeitschrift für Bücherfreunde" N. F. III, Beiblatt S. 323). Adolf Michaelis, der sich dieses Bandes nach dem Tode Springers in treuer Freundschaft angenommen hatte, weilte schon damals nicht mehr unter den Lebenden, und so mußte der Verlag die Fortführung der Arbeit in andere Hände legen. Entsprechend der Erweiterung und Spezialisierung der archäologischen Wissenschaft wurde für die neue, elfte Auflage der Stoff geteilt: *Carl Schuchhardt* übernahm die Erneuerung des einleitenden Abschnitts über die Anfänge der Kunst, *Friedrich Wilhelm von Bissing* gestaltete die folgenden Kapitel, die dem Orient gewidmet sind, um, und *Paul Wolters* führte die Behandlung der alten Kunst auf ihren beiden Hauptgebieten, Griechenland und Italien, fort. Mit diesen Namen ist die Gewähr gegeben, daß der Ruhm, den Michaelis dieser Darstellung der antiken Kunstgeschichte erworben hat, auch für die Zukunft gesichert bleiben wird, soweit die Verwertung aller Fortschritte der Forschung, ihre zuverlässige Einschätzung und Darstellung in Betracht kommt. Daß aber auch die zweite Eigenschaft, die dem Handbuch Springers von jeher seinen besonderen Wert gab, die reiche und durch alle Hilfsmittel der Wiedergabe unterstützte Illustration, in dem neuen Verlag gewahrt bleiben wird, beweist dieser erste Band durch die stattlich vermehrten und vielfach verbesserten Abbildungen, darunter zwei schöne neue Farbendrucke: „Der Löwe von Babylon" und „Wandmalereien des älteren und des jüngeren Palastes in Tiryns". Hoffentlich wird auch das Literaturverzeichnis, das Köster der vorigen Auflage nachfolgen ließ, ebenfalls erneuert werden; es ist für den ernsthaften Benutzer des Werkes unentbehrlich. G. W.

Der Völkerkrieg. Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. In Heften zu 30 Pf. Verlag *J. Hoffmann, Stuttgart*.

Die handlichen Hefte haben sich rasch eingebürgert. Das Aufheben der Tageszeitungen scheitert für die meisten Menschen an der Platzfrage. Auch ergibt sich, daß man nach einiger Zeit nie mehr Zeit findet, Berge von Zeitungen nach bestimmten Artikeln durchzusuchen. Deshalb ist eine gedrängte Rundschau, in der man jederzeit rasch etwas nachblättern und finden kann, heute unentbehrlich. „Der Völkerkrieg" erfüllt hierin alle Wünsche. Er bringt die wichtigsten Generalstabsmeldungen, Personalien, Gesamtüberblicke über den Stand der Kämpfe, treffliche politische Aufsätze aus bewährten Federn —, wir nennen nur die Namen Lohmeyer, Jäckh, Bruns, Lindenberg, Rohrbach — gelegentlich auch charakteristische Kriegsepisoden und Soldatenbriefe, und ein reiches Bildermaterial, so daß hier wirklich eine wertvolle Chronik unserer großen Tage geboten ist, die einst, gebunden, noch für Kinder und Enkel ein fleißig gelesenes Hausbuch werden wird. M. E.

Von Krieg und Kunst. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Heft 3. Schwann, Düsseldorf. Preis 2 Mk.

Mit feinem Takt das augenblicklich alle Gemüter erfüllende Zeitgemäße mit den dauernden Werten und Pflichten der Wissenschaft zu verbinden, ist eine weise und schöne Aufgabe. Sie ist ein vaterländischer Dienst. In diesen Dienst hat sich mit hocherfreulichem Weitblick der „Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz" gestellt, wovon sein jüngstes Heft der Mitteilungen einen trefflichen Beweis gibt. In dem Hefte interessiert jeder einzelne Aufsatz. Das Vorwort des Herausgebers (Professor Bredt) entwickelt die großzügigen Pläne des Vereins hinsichtlich eines bodenständigen Aufbaues der zerstörten Ortschaften in den Reichslanden, der Beschaffung geeigneter Arbeits-

Digitized by Google

stätten für Kriegsinvalide und der würdigen Gestaltung von Kriegsdenkmälern und Grabstätten von Gefallenen. Ein Aufsatz von Professor *Clemen* behandelt den „Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege" und das oft besprochene Thema von den deutschen „Barbaren". In wohltuend kühler Sprache wird darin die plötzlich aufgeschossene ausländische Ästhetensentimentalität gegeißelt. Nicht wir sind grausam, sondern der Krieg ist es. Wenn die Franzosen und Belgier ihre Kunstdenkmäler in Festungen verwandeln, müssen sie sich nicht wundern, wenn diese von uns als solche behandelt werden. Beigegeben ist Clemens amtlicher Bericht über die angeblich zerstörten belgischen Bauwerke. Als Gegenstücke zu Clemens Ergebnissen dienen die Aufsätze von Dehio, Knauth, Renard und Bredt, die die historischen Greueltaten der Franzosen auf dem Gebiete blinder und zweckloser Zerstörungswut in gesunde Erinnerung bringen. *Dehio* verbreitet sich im allgemeinen über „Vandalismus", der richtiger Gallizismus heißen sollte, Dombaumeister *Knauth* berichtet auf Grund der Urkunden im Straßburger Münsterarchiv über die Zerstörungen des Münsters durch die Jakobiner; *Renard* über jene der Trierer Kirchen St. Maximin und St. Paulin, zweier kunstgeschichtlich unschätzbarer Denkmäler aus Deutschlands frühster baukünstlerischer Entwicklung; Bredt über die von den Franzosen gesprengte Engelsburg zu Thann. Eine Wanderung durch die Rathäuser und Hallen in Belgien vom Geheimen Baurat *Heimann* läßt die Schönheit des von unsern Truppen besetzten Landes angenehm aufleuchten. Von dem gleichen Verfasser führt uns auch eine historische Studie nach der Marienburg und dem nahen Tannenberg, das 500 Jahre, bevor es durch Hindenburg berühmt werden sollte, schon einmal eine furchtbare Schlacht, zwischen Polen und dem Deutschordensheer, erlebt hatte. Sämtlichen Beiträgen wohnt ein über das Zeitgemäße hinausgehender Wert inne, so daß das schöne, mit guten Abbildungen geschmückte Heft eine dauernde literarische Erinnerung an das Kriegsjahr 1914 bilden wird. M. E.

Der erste deutsche Bühnen-Hamlet. Die Bearbeitungen Heufelds und Schröders. Herausgegeben und eingeleitet von *Alexander von Weilen. Wien, Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.* 1914. XLVII, 196 Seiten.

In seiner Einleitung zu dem Neudruck würdigt Weilen die frühesten Hamlet-Ausgaben, soweit sie für die deutsche Bühne in Betracht kommen. Die Bearbeitung von *Franz Heufeld* (1772) gestaltet, französischer Regelmäßigkeit sich nähernd, *Wielands* Übersetzung einfacher und nüchterner. Am 16. Januar 1773 wurde sein Hamlet in Wien zum ersten Male aufgeführt; in demselben Jahre erschien eine neue Bearbeitung, deren Abweichungen gegenüber dem Druck von 1772 Weilen näher kennzeichnet. Von Heufeld empfängt *Fr. L. Schröder* seine Anregungen, der zwar in seiner Gestaltung des Stückes den Helden schauspielerischer empfindet, aber, gleich dem Vorgänger, in der Stilisierung noch bei der Familientragödie bleibt. Der berühmten Erstaufführung am 20. September 1776 in Hamburg, (vor allem gestützt durch Brockmann), folgt die (schon abgeänderte) Buchausgabe von 1777, dieser dann 1778 die abweichende Ausgabe im „Hamburgischen Theater", die ihrerseits die inzwischen erschienene Übersetzung Eschenburgs für die künstlerische Wirkung zu nützen weiß. Als „Dritte Auflage" dieser Schröder-Bearbeitungen erscheint 1795 in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin eine Ausgabe, die Weilen dem Dramaturgen *J. Fr. Schink* zusprechen möchte.

Ein solcher Überblick vor den neugedruckten Ausgaben von 1772, 1777 und 1778 ist ganz nützlich und ein Neudruck selbst nicht unangebracht, da die Stücke selten geworden sind. Indes: Wenn Weilen den Abdruck „genau der Vorlage" entsprechend nennt, mit der Einschränkung „bis auf manche, besonders im Heufeldtexte zahlreiche Druckversehen, die stillschweigend korrigiert wurden", so habe ich zu dieser Genauigkeit kein Zutrauen. Für die Ausgabe von 1777, die mir gerade zur Hand ist, habe ich eine Kontrolle vorgenommen und zähle zum Beispiel im vierten Akte (Seite 92—106) gut dreißig Abweichungen, für die ganz und gar keine Erklärung erfindlich ist; korrigierte Druckfehler sind es jedenfalls nicht. Handelt es sich hier auch nicht um allererste Literaturprodukte, so sollte man doch in jedem Falle auch einem solchen Neudruck mehr Sorgfalt widmen, als Weilen es allem Anschein nach getan hat.

Und nun frage ich mich, was an dieser Ausgabe „bibliophil" ist? Schlechterdings nichts. Die Original-Ausgaben kann ich auch fernerhin nicht entbehren, da ich auf wirklich genauen Text Wert lege; und meine Buchfreudigkeit kann dieser auf gelblichem Papier gedruckte, nicht einmal gebundene, sondern nur schlecht geheftete Band in keiner Weise steigern. Im Gegensatz zu der hübsch, aber typographisch wenig korrekt ausgestatteten zweiten Gabe der Gesellschaft (*M. Ebner-Eschenbach*, „Poesie des Unbewußten") ist dieser Band, selbst für den Geschmack des bescheidenen Bibliophilen, jedes äußeren Reizes bar. *H. Knudsen.*

„Zeit-Echo" nennt sich eine Folge von Heften, die im *Graphik Verlag, München*, erscheint und den Untertitel „Ein Kriegstagebuch der Künstler" führt. Jedes dieser Hefte enthält etwa ein halbes Dutzend kleiner Prosastücke, Gedichte, tagebuchartige Aufzeichnungen, die irgendwie in Beziehung zum Kriege stehen, und ist mit ungefähr eben soviel Lithographien geziert. — Aber ich möchte nicht hier eine beliebige Publikation, die der Krieg hervorbrachte, unkritisch anzeigen, sondern es ist laut zu bekennen, daß diese Hefte durch Gesinnung und künstlerische Qualität das Beste darstellen, was der Krieg unter den ärmlichen und schwachen Kunstgaben der harten und furchtbaren Monate bisher erzeugte. Meist sprechen hier Menschen des Geistes und der Kunst, die bislang schwiegen, und die Knappheit der Ausdrucksform erhöht die Wucht ihrer Worte. — Unter den Lithographien findet sich manch schönes, kein gleichgültiges Blatt; neben Geiger und Kubin treten meist jüngste Künstler auf wie Werner Schmidt,

Digitized by Google

R. Beeh, Scharff, Unold, Seewald. — Man wird — und darin unterscheiden sich diese Hefte von fast allen anderen Druckwerken dieser Zeit — niemals nur die Beteuerung patriotischer Meinungen oder die Darstellung des Tatsächlichen finden, sondern tiefste Gesinnungen und Erkenntnisse offenbaren sich. Simmels oder Bubers Worte sollten mit Fanfaren verkündet werden und Werfels Skizze „Ein Ulan" müßte in den Lesebüchern einer künftigen Menschheit zu finden sein. Nicht von den politischen und kriegerischen Ereignissen und Erlebnissen wird hier gesprochen, sondern von kulturellen, geistigen, sittlichen Wirkungen und Wünschen. — Ein Gedicht von Wolffenstein an das Kriegsvolk aber steht in Heft 4, dessen Schlußverse mir so schön und edel und für jede Partei zustimmenswert erscheinen, daß ich sie statt weiterer Bemerkungen über das Unternehmen hierher setzen möchte:

Warum bewegtet ihr euch nicht im Frieden
So seltsam, so vom Geist her und so gerne —
Gekommen wäre niemals mehr ein Krieg.
Doch lernt dies Feuer für den neuen Frieden!
Stürmt dann wie jetzt und ruft statt Hurrah: Sterne!
Und fuhrt den ganzen Geist hinauf zum Sieg.

P—s.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXX. Thomas Carlyle hat den deutschen Professor Diogenes Teufelschröckh zum Mittelpunkt des „Sartor Resartus" gemacht, jenen seltsamen, in seiner Bücherkammer verkommenen, weltentfremdeten Mann, dieses als Gegenstück zum Begriff des englischen gentleman um 1830 von einer geistreichen Feder aufgescheuchte Gespenst. Des Absonderlichen Lebensart und Lebensgewohnheiten hätte Carlyle auch in England finden können. Auch hier erlustigten sich mit ihren Dingen allerlei Figuren, die zu den menschlichen Merkwürdigkeiten gehörten. Nur daß bei ihnen der erstaunliche Wesenszug sich viel weiter ausdehnte, ihre bewußte Einseitigkeit und unbewußte Grillenhaftigkeit beinahe zu einer gigantischen Groteske wurde.

Damals, als Diogenes Teufelschröckh im Buche Carlyles zu seinem langen Leben erwachte, lebte in England der Handschriftensammler Sir Thomas Phillipps, Bart. (1792—1872), die ihn wenigstens vollkommen beglückenden ersten Jahrzehnte seines langen Lebens, das er ausschließlich dazu benutzt hat, alte Handschriften aufzukaufen. Unter den Büchersammlern nicht nur seines Landes hat er einen hohen Rang gewonnen und an Nachrichten über seinen Besitz und ihn selbst fehlt es nicht. Aber ein Bild, das ein Unbefangener, weil von keiner Sammelleidenschaft angekränkelter Mann von ihm in seinem Reisetagebuche entwarf, ist trotz der lebenswahren Züge, die es trug, fast unerkannt vergessen worden, obschon es in der Abschilderung des einzelnen auch die Gattungsmerkmale geschickt hervorzuheben verstand.

Auch über die „Sammlungen und Sammler in England" hat der zu Unrecht fast vergessene deutsche Reiseschriftsteller *Johann Georg Kohl* (1808—1878) bemerkenswerte Beobachtungen gemacht und veröffentlicht, in seinem Buche: „Vom Markt und aus der Zelle". Populäre Vorträge und vermischte kleine Schriften. Hannover, Carl Rümpler, 1868. Zweiter Band. Seite 45 bis 69. Der vielgewanderte Mann bekannte sich nicht nur als einen Bewunderer des Reichtums von literarischen, Natur- und Kunstschätzen, die die Engländer an allen Ecken und Winkeln ihrer schönen Insel aufgehäuft haben, sondern erklärte auch die Ursache dieser Erscheinung kurz und richtig: „Wer von irgendeiner Gattung oder Klasse, von in irgendeiner Beziehung interessanten Gegenständen das Vollkommenste und Vollständigste sehen will, der muß nach England reisen. Denn die Engländer sind jetzt, wie es einst die Römer waren, in der vorteilhaftesten Lage, um die gesamte Natur und Menschheit auszubeuten. Ihre Konnexionen gehen über den ganzen Globus und Geld haben sie in Fülle. Auch besitzen sie sonst alle Sammlern nötigen Eigenschaften und Anlagen. Durch Ausdauer sind sie in so eminentem Grade ausgezeichnet, daß meistens, wenn sie einmal ihren Sinn auf etwas gesetzt haben, sich ihrer eine ganz fixe Idee dafür zu bemächtigen pflegt. Dabei üben sie auch die gehörige Beschränkung, um erfolgreich zu sein. Häufiger als bei irgendeinem anderen Volke werfen sich ihre Liebhabereien auf etwas ganz Spezielles, auf diese oder jene kleine Gattung oder Klasse der zahlreichen sammelbaren Dinge des Globus.

Ein englischer Büchersammler widmet sich daher selten dem ganzen weiten Felde der Literatur, vielmehr hat er gewöhnlich nur eine gewisse Sorte von Büchern aufs Korn genommen, zum Beispiel die Bibeln. Für alles, was Bibel ist, schwärmt er, für jede Bibel in irgendeinem Formate, in irgendeiner Sprache, von irgendeinem Datum zahlt er die größten Preise. Für alle andern Bücher, die nicht Bibel sind, ist dann ein solcher kalt und unempfindlich." Und der englische Sammler von Naturprodukten macht nicht den Versuch, das ganze weite Naturreich auf einmal zu erstürmen, er faßt die Schöpfung vorerst bei einem kleinen Zipfel an, dessen er sich bemächtigt und den er mit alles andere (und alle anderen, ist hinzuzufügen) ausschließender Leidenschaft für den Ruhm des Sportsmanns ausbeutet. So kennt man in England den Mann, der die unvergleichlichsten Colibris besitzt ebenso wie den Eigentümer des größten Palmenhauses, wie den in römischen oder sächsischen Münzen von niemand übertroffenen. Ob Lord Elgin die Akropolis von Athen nach Hause mitnimmt oder Lord Harrington aus der Familie der Stanhope sich eine ganz unvergleichliche Sammlung von zweihundert in ebenso viel kostbaren Porzellangefäßen untergebrachten Schnupftabaksorten anlegt, bleibt im Grunde gleich; das englische Raritätenkabinett, mag es nun ein Museum sein oder in eine kleine Schublade hineingehen, ist eine allgemein anerkannte Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens, selbst dann, wenn es seinen Besitzer den anderen Äußerungen dieses Lebens entfremdet und entzieht.

So hat Kohl eine damals in England berühmte

Digitized by Google

Manuskriptensammlung mit einem gelehrten Freunde besichtigt, um an dieser (und an einer anderen Sammlung noch) sich das Beispiel englischen Sammelsports zu verdeutlichen. Die Schilderung der Expedition zum Heiligtum jenes Herrn, den er Sir Charles nannte und der kein anderer als Sir Thomas Phillipps gewesen sein kann, verdient es, auch mit ihrer Absicht der Charakteristik, wieder aufgefrischt zu werden.

„Sir Charles, der Manuskriptensammler, lebte in einem alten Landhause in einer Grafschaft der westlichen Gegenden von England (Thirlestaine House in Cheltenham) . . . Zu (ihm) waren die Zugänge sehr schwer, wie denn in England alle Wege und Stege, die zu interessanten Dingen führen, überall mit Schlagbäumen besetzt sind. Wie ihre schönen Parks und Schlösser und Gärten mit allerlei Hecken und eisernen Gittern und Toren, so umgeben die eifersüchtigen Sammler des Landes auch ihre Museen mit Hindernissen mancherlei Art. Wie die Engländer überhaupt recht häufig, so sind denn auch namentlich die englischen Kuriositätensammler von Haus aus in gewissem Grade Sonderlinge und Originale, und gewöhnlich aus irgendeinem Grunde mit der Welt zerfallen und der Gesellschaft und den zudringlichen Besuchern gram.

Sir Charles hatte sich, so sagt man, sogar mit seiner Familie überworfen. Eine oder ich glaube gar zwei seiner Töchter hatten sich gegen seinen Willen und ohne seine Zustimmung verheiratet. Sie mußten sein Haus deshalb meiden, und da er keine andern Kinder mehr besaß, so überließ er sich daher seiner Leidenschaft für alte seltene Bücher in ganz unbegrenzter Weise, dachte nicht daran, was er seinen Erben hinterlassen möchte, und steckte sein ganzes Vermögen, man sagte über 150000 Pfund Sterling, in alte, seltene Papiere.

Mit diesem seinem papiernen Schatze lebte er einsam und zurückgezogen wie ein Ritter mit seiner entführten Geliebten, auf einem entlegenen Schlosse, eifersüchtig auf seinen Besitz und ohne den Wunsch, seinen Genuß mit anderen zu teilen. Nur Bücherhändler, Antiquare und Raritätenkrämer, mit denen er handeln und tauschen konnte, fanden leichten Zutritt bei ihm. Müßigen Beschauern und bloß wißbegierigen und neugierigen Gelehrten oder Literaturfreunden öffnete er nicht gern sein Haus.

Ich glaube, er hatte dafür noch einen andern Grund. Obwohl er wirklich viele der allerseltensten Sachen besaß, rare Drucke, Unika, Inkunabeln, Urhandschriften, um die ihn selbst das Britische Museum beneiden konnte, so war er doch im Grunde mehr Laie und Liebhaber als Kenner und Gelehrter. Er hatte daher eine gewisse, allen Autodidakten eigene Scheu vor Männern vom Fache und ließ sich nicht gern in die Karten gucken. Man mußte auf allerlei Quer- und Kreuzwegen zu ihm gelangen. Mein besagter Freund, der die Sammlung zu benutzen wünschte, mußte sich erst bei dem Lord H. vorstellen lassen. Dieser Lord H., ein Intimus von Sir Charles, mußte ihn und meinen Freund und auch mich erst zu einer Soirée einladen. Da mußten wir uns alle treffen und da mußte unter der Ägide hoher Protektion der Pakt geschlossen werden, der uns die Erlaubnis zur Besichtigung der Sammlung gab. —

Wir durchflogen halb England per Eisenbahn, bis in die Grafschaft, in der unser einsiedlerischer Manuskriptenmann hauste. Dann gab es eine leidliche Chaussee bis zu einem gewissen Städtchen dieser Grafschaft. Von da an wurden die Wege immer schlechter und zuletzt konnten wir nur noch mit einem einspännigen sogenannten ‚Dog-Car' (Jagdwagen) aus der Stelle kommen und zum Ziele gelangen.

Es war offenbar, daß Sir Charles den Zugang zu seinem Wohnsitze und zu seiner Sammlung nicht erleichtern wollte. Es gehörte Beharrlichkeit dazu, zu ihm durchzudringen. Endlich verlor sich der Weg ohne besonders markierten Übergang aus dem Felde und aus der Wildnis in ein bißchen gartenhaftes Gebüsch, und da präsentierte sich ohne alle weitere Vorrede — für die Ordnung und Ausschmückung seines Parks und Blumengartens hatte Sir Charles nie einige Zeit und Neigung gefunden — das Haus, von oben bis unten vollgepfropft mit Manuskripten und Büchern. Rouleaux und Gardinen gab es nicht. Dagegen glotzten uns die im Innern aufgetempelten Bücherkasten schon von weitem mit ihren Enden aus jedem Fenster entgegen. Und diese sonderbare Erscheinung war gleich eines der ersten Dinge, welche Sir Charles, nachdem wir eingetreten waren und er uns bewillkommnet hatte, erklärte. Er sagte uns, er lebe in beständiger Furcht vor einer Feuersbrunst und er habe daher diejenige Erfindung gemacht und die Vorrichtung getroffen, die wir da vor den Fenstern sähen. Es waren lauter kleine längliche Kasten, etwa so groß, als sie ein Mann leicht handhaben und bewegen konnte. In jedem derselben waren einige derjenigen Werke enthalten, welche Sir Charles für Hauptpretiosen hielt. Sie waren alle verschlossen und zu jedem hatte der Besitzer einen Schlüssel. Viele solcher Kasten standen in anderen Räumen des Hauses herum, so daß sie im Falle eines ausbrechenden Feuers von Sir Charles selbst oder von einem seiner Leute schnell aufgenommen und zum Hause hinausgeschleppt werden konnten. Denjenigen, welche vor den Fenstern selbst standen, brauchte man nur von hinten einen Stoß zu geben, um sie sogleich aus dem brennenden Hause ins Freie zu stürzen. Man kann sich denken, daß bei einem solchen, bloß auf die Möglichkeit einer Feuersbrunst berechneten Aufstellungssysteme die organische und rationelle Ordnung in der Sammlung nicht groß sein konnte. Nur Sir Charles selbst, der ein ausgezeichnetes Gedächtnis für seine Schätze und einen großen Lokalsinn für sein Haus besaß, konnte sich darin zurechtfinden.

Übrigens war seine Furcht vor Feuer allerdings nur zu sehr begründet; denn die ganze Wohnung, nicht nur alle Zimmer, sondern auch der Hausraum, bis zur Küche hin, die Treppen, auch alle Schlafstuben waren mit Büchern und Dokumenten und Papieren bepackt, besteckt und vollgepfropft, so daß man in keinen Winkel mit einem Licht hineinleuchten konnte, ohne auf solche leicht entzündliche und dabei kostbare Stoffe zu stoßen.

Sir Charles hatte anfänglich, wie man es bei andern gewöhnlichen Literaturfreunden in England immer findet, bloß ein einziges Bibliothekzimmer zur Aufbewahrung seiner Schätze benutzt. Als seine Sammlung

Digitized by Google

größer wurde und das Bibliothekzimmer endlich ganz angefüllt war, mußte sich auch der Speisesaal für die Bücher eröffnen.

Und da Sir Charles nicht nachließ, Manuskripte und Bücher aufzutreiben und zusammenzukaufen, da seine Leidenschaft dafür wie eine Krankheit wuchs, so griff auch in seinem Haushalte die wuchernde Sammlung wie ein Krebsschaden mehr und mehr um sich. Sie drang in alle Räume der Wohnung, in alle Gaststuben, Vorratskammern und Schlafgemächer ein; sie quartierte sich neben dem Bettzeuge in den Leinenschränken, neben den Bechern und Flaschen in den Glasschränken ein.

Auch in den Kellerräumen, in denen Sir Charles einmal (1822) eine Druckerpresse (die Middle Hill Press) errichtete, weil er den Gedanken gefaßt hatte, mit Hilfe seiner Leute einen Katalog seiner Sammlung zu entwerfen und drucken zu lassen, lagen Berge von Literatur aufgehäuft. Ein paar Bogen jenes Kataloges wurden allerdings auch im Laufe eines Jahres fertig gebracht. Aber dies Unternehmen war zu herkulisch. Sir Charles und seine Leute konnten nicht damit durchkommen und die Druckerpresse stand nun ruhig, arbeitslos, verstäubt im Keller neben den Kartoffeln und dem Waschtroge.

Zur Zeit unseres Besuches bei Sir Charles hatte dieser wie Goethes Zauberlehrling von einer durch ihn selbst heraufbeschworenen Flut bedrängte Mann — nur noch in einer einzigen Stube einen Winkel ganz frei von Büchern und Papieren. Es war in einem der vorderen Gemächer, das nun sowohl als Empfangs- und Gesellschafts Salon, wie auch als Speise- und Theezimmer für die Hausgenossenschaft dienen mußte.

In diesem Zimmer, dessen Wände übrigens ebenfalls noch etwas mit Büchern austapeziert waren, standen noch ein paar freie Stühle, ein leeres Sofa und ein bücherloser Tisch, und an diesem Tische — einer sehr kleinen bücherlosen Oase, einer bescheidenen trockenen Stelle in der allgemeinen Papierüberschwemmung — saßen und verkehrten wir den ganzen Tag. Es war unsere Frühstücks-, Tee- und Mittagstafel, zugleich auch unser Schreib- und Arbeitstisch, und in den Zwischenzeiten breitete Sir Charles auf ihm auch die Raritäten aus, die er uns zeigen wollte und die er aus seinen Kisten und Kasten und aus verschiedenen uns ganz unzugänglich, geheimnisvoll und verborgen gebliebenen Winkeln seines Hauses zusammenholte.

Auch die Schlafstuben der Gäste, sagte ich, waren mit raren Büchern angefüllt. Auf den Stufen der Treppen, die in die oberen Räume des Hauses führten, lagen sie überall zu den Seiten hoch aufgetempelt und man hatte kaum soviel Spatium, um auf den Fußspitzen und mit aufgehobenen Rockschößen hindurch zu stelzen und zu klettern.

Bis weit über Mitternacht hinaus hatte ich dabei die schönste Beschäftigung und interessanteste Unterhaltung. Als ich mich endlich ins Bett gelegt hatte und zufällig unter dasselbe hinuntergriff, traf meine Hand auch hier auf ganze Haufen großer Kupferwerke und Atlanten, die daselbst, weil sie Sir Charles nirgendwo anders mehr hatte unterbringen können, deponiert waren.

Mit einem Worte also, das ganze Haus war für solche Literaten, wie wir beiden, mein Freund und ich, es waren, ein Paradies, ein wahrer Pfannkuchenberg. Auf Schritt und Tritt mußten wir uns durch Bücher und Büchertitel durchfressen. Ich brauchte eine Stunde zum Ankleiden; denn jeder Gang zum Spiegel oder zu einem Strumpfe oder einem Stiefel lenkte meine hungrigen Blicke auf ein seltenes, zuvor nie gesehenes, vor 200 oder 300 Jahren in ‚Firenza' oder in ‚Roma' oder in ‚Argentoratum' gedrucktes Werk. Fast ebenso lange hatte ich nötig, um aus meinem hochgelegenen Dachstübchen zu jenem oben beschriebenen Tische und Sofa, dem allgemeinen Stelldichein der Hausgesellschaft, herabzukommen. Denn auf jeder Treppenstufe fesselte irgendein altes verblichenes und ehrwürdiges Papier oder Pergament für einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit.

Gelangte ich endlich ganz gedanken- oder doch büchertitelvoll hinab — und hatte ich mich schmal genug gemacht, um meine Person zwischen den interessanten Werken, mit denen Sir Charles und seine übrigen Gäste den Frühstückstisch und Sofa bereits belegt hatten, hindurchzwängen zu können, so war dann für den Rest des Tages kein Loskommen und kein Aufstehen mehr.

Unter den ‚übrigen Gästen' — es waren ihrer zwei — befand sich auch ein Grieche, dessen Name mir damals zwar noch nicht vorgekommen war, der sich aber in der literarischen Welt schon bekannt genug gemacht hatte. Es war ein großer Manuskripten- und Raritätenhändler aus dem Oriente, der unterschiedliche Pergamentrollen und schweinslederne Bände mitgebracht und dieselben wie ein Tabulettkrämer seine Waren auf Teppich, Tisch und Stühlen ausgekramt hatte, um sie unserem Sir Charles zum Verkaufe anzutragen.

Darunter befand sich namentlich eine schmale, dünne, eng beschriebene, dicht aufgewickelte, lange Pergamentrolle, von welcher der Grieche erklärte, daß sie das Kostbarste sei, was er jetzt eben zu bieten habe. Es sei nämlich, sagte er, eine homerische Rhapsodie, ein Gesang aus der Odyssee in einer Urschrift, welche der Zeit nach über alle bisher bekannten Aufzeichnungen homerischer Gesänge hinausginge. Er wollte uns beweisen, daß seine Piece noch aus der Zeit der alten heidnischen Hellenen selber, vielleicht aus Pisistratus' Zeiten stamme, obwohl, wie die Gelehrten glauben, bisher gar keine griechischen Handschriften an den Tag gekommen sind, die über das VI. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinausgehen.

Kurz, er war überzeugt, daß er die allerälteste Handschrift eines Stückes von Homer besäße, die es überhaupt in der Welt gäbe. Ich glaube, er hatte es auf dem Berge Athos entdeckt, und er verlangte einen großen Preis, wenn ich mich recht erinnere, 50 Pfund Sterling für die kleine Rolle, die nicht mehr als allenfalls eine Westentaschenecke füllte.

Unsere Unterhaltung drehte sich fast den ganzen Tag um diesen merkwürdigen Gegenstand, und auch am Abend, als der Grieche, der sich ganz heiser

Digitized by Google

gesprochen hatte, endlich zu Bette gegangen war und ich mit Sir Charles noch etwas länger an dem bewußten Tische sitzen blieb, griff dieser wieder zu der homerischen Pergamentrarität, entrollte sie, betrachtete sich die schadhaften Stellen und die gebräunten Flecken, die darauf waren, und untersuchte die Schriftzüge, verglich sie mit andern alten griechischen Schriftzügen, die er selber besaß, und hielt sie sowohl *vor* als *hinter* das Licht, nahm auch Brille und Lupe zu Hülfe, um sie aufs genaueste zu inspizieren.

Die Sache regte ihn offenbar auf das äußerste auf, das Pergament reizte und bezauberte ihn, wie ein Juwel eine Dame, und er fragte dabei auch mich um meinen Rat und meine Meinung. Diese konnte ich ihm anfänglich nicht geben, weil ich wenig oder nichts von solchen alten griechischen Manuskripten verstand. Endlich fragte mich Sir Charles, ob ich denn seinen griechischen Gastfreund gar nicht kenne, und da ich gestehen mußte, daß ich nichts von ihm wisse, als was ich heute gesehen, so erzählte mir Sir Charles nun manches von ihm. Derselbe, sagte er, sei ein berühmter Mann, namens . . . . . , nicht bloß ein großer Kenner griechischer Manuskripte, sondern auch der geschickteste Verfertiger von solchen, den es auf der Welt gäbe. Er verstehe das Pergament, das Seiden-, das Baumwollen- und das Leinenpapier, wie es jedem Zeitalter angehöre, unvergleichlich treu darzustellen und auch mit solchen naturgetreuen Flecken und Beschädigungen zu versehen, wie der Lauf der Zeiten sie hervorzubringen pflege; dabei kenne er den Stil der Schriftzüge jedes Jahrhunderts, den anmutigen, gefälligen, gewandten der frühesten Zeiten und den steiferen und unschöneren der späteren so gut und wisse ihn so treffend nachzuahmen, daß kein Montfaucon imstande wäre, seine unechte Ware von echter zu unterscheiden. Es sei daher sehr riskant, sich mit diesem Menschen auf einen Handel einzulassen. Er habe in der Tat oft sehr viel Wertvolles zu bieten, aber mitunter komme ein Manuskript vor, bei dem er nachgeholfen oder das er vielleicht gar von Anfang bis zu Ende selbst fabriziert habe.

Um dies alles, was er mir von seinem Gaste sagte, noch näher zu dokumentieren, ging Sir Charles zu einem Bureau, welches er aufschloß und aus dem er die Nummer einer deutschen Zeitung herausholte. In derselben, sagte er, sei von einer zuverlässigen Autorität die ganze Lebensgeschichte und Verfahrungsweise dieses talentvollen Griechen offen dargelegt. Er selbst, Sir Charles, verstehe kein Deutsch. Aber ich möchte es lesen und könnte mich dann selbst davon überzeugen, mit welchem gefährlichen Individuum wir zu tun hätten.

Nachdem ich den betreffenden Artikel gelesen hatte, konnte ich nun allerdings meinem Wirte den von ihm gewünschten Rat und meine bestimmte Meinung abgeben. Sie gingen natürlich dahin, ‚daß er lieber das homerische Manuskript durchaus ungekauft lassen sollte'. Und hiermit zog ich mich in meine Manuskripten-Schlafkammer zurück, während mein leidenschaftlicher Bücherfreund und Wirt noch lange gedankenvoll das ominöse Pergament betrachtend und

dasselbe auf- und zurollend auf seinem Platze, bei seiner Studierlampe und mit seinen Brillen und Lupen sitzen blieb.

Weil wir damit weit über Mitternacht hinausgetrieben waren, so kam ich am andern Morgen eine Stunde später als gewöhnlich zum Frühstückstische herunter. Ich vermißte den Griechen und da er nicht erschien, so sagte mir Sir Charles endlich, derselbe sei schon seit einer Stunde wieder abgereist. — ‚Gut! Sir Charles', sagte ich, ‚daß Sie ihn gehen ließen und daß Sie meinen Rat, sich auf keinen Handel mit ihm einzulassen, befolgt haben.'

Wie groß war meine Verwunderung, als Sir Charles diese meine Gratulation mit etwas spöttischem Lächeln aufnahm, stillschweigend an ein verschlossenes Kästchen ging, es öffnete, daraus die besagte homerische Rhapsodie hervorholte, indem er dann mit fester Stimme und fast triumphierend ausrief: ‚Ich *habe* sie. Ich habe dem Griechen die 50 Pfund bezahlt und habe ihm auch noch dazu seine übrigen Seltenheiten abgekauft.' — Ich konnte nicht umhin, Sir Charles bei dieser Gelegenheit meinen Beifall vorzuenthalten. Ich fragte ihn, wie es möglich sei, daß er nach dem, was er mir selbst über den Griechen mitgeteilt und schwarz auf weiß gedruckt gezeigt habe, sein schönes Geld auf eine so unsichere Nummer habe setzen können.

‚Mir ging die Sache gestern noch die ganze Nacht durch den Kopf,' erwiderte Sir Charles, ‚das älteste Manuskript von einer homerischen Rhapsodie — sollte ich mir das entschlüpfen lassen? *Vielleicht* zwar ist der Grieche auch diesmal ein Schelm und hat mir bloß ein bewundernswürdiges Fabrikat gebracht. Aber es ist doch auch möglich, daß das Dokument echt ist. Er drohte mir heute morgen, wenn ich nicht zuschlüge, damit wegzugehen und es beim Britischen Museum abzusetzen. Sollte ich das riskieren? Lieber riskierte ich meine 50 Pfund. Denn, wie gesagt, ich habe *mitunter* schon sehr gute und sehr echte Sachen von diesem Menschen gekauft und — ich wiederhole es — *möglich* ist es doch immer noch, daß die Schrift echt ist. Während der nächsten Monate werde ich mich damit beschäftigen, die Sache zu untersuchen und mir Licht *darüber* zu verschaffen trachten, ob ich in der Tat der Besitzer der ältesten homerischen Handschrift bin.'

Ob Sir Charles diesen Punkt ausgemacht hat oder nicht, das habe ich nie erfahren. Die Scheidestunde hatte endlich auch für mich und meinen Freund geschlagen, und wir entfernten uns aus unserem Manuskripten-Pfannkuchenberge ebenso, wie wir gekommen waren, erst auf unergründlichen Schmutzwegen mit einem einspännigen Dog-Car, dann auf etwas besseren mit einer vierspännigen Diligence, mit der wir endlich das Tageslicht einer Eisenbahn erreichten."

Über die Kauflust des Sir Thomas Phillipps gab es allerlei Geschichten, die Kohl, hätte er sie gekannt, das Geschäft mit dem Griechen nicht ungewöhnlich hätte erscheinen lassen. Der „Vellumsüchtige", der in den Pergament verarbeitenden Werkstätten regelmäßige Rundgänge machte und dabei mancherlei rettete, liebte es nicht nur, ganze Sammlungen zu erwerben, wie den berühmten griechischen Handschriften-

Digitized by Google

schatz Meermanns, er gab auch als Antwort auf ein ihm von Händlern übersandtes Handschriftenverzeichnis hin und wieder eine Bestellung auf alles, was im Katalog stände. Aber der absonderliche Herr, der ärger noch als Katholiken und Tabak den Mann seiner ältesten Tochter J. Ochard Halliwell-Phillipps, den Shakespeareforscher, gehaßt hat, blieb in seiner Leidenschaft für beschriebene Papiere und Pergamente Liebhaber. Zu einem gelehrten Kenner konnte er sich nicht ausbilden. Als Handschriftenkundiger, dem kein Blatt, gleichviel welchem Volke und welcher Zeit die Schriftzüge, die es trug, angehörten, unleserlich geblieben wäre, hätte er eine Akademie in seiner Person vereinigen müssen. Das Erbe, das er hinterließ, mußte vor dem Verkauf der Bändestapel erst entwirrt, bestimmt und geordnet werden. Die Auflösung der Bibliotheca Phillippica durch freihändigen Verkauf und seit 1886 auch durch Versteigerungen ist noch immer nicht beendet. An 60000 Handschriften hat sie bisher dem Altbüchermarkt zugeführt (wahrscheinlich bleibt diese Schätzung hinter einer höheren Zahl weit zurück) und damit erst das nutzbar werden lassen, was Sir Thomas Phillipps, dessen ganzes Leben Sammeln gewesen war, dieses Leben hindurch vor den anderen versteckt hatte. Seines Bienenfleißes im Zusammentragen wegen hätte er wohl die Biene in seinem Bücherwappen führen dürfen, von deren Kunstfertigkeit im Auslesen und Verarbeiten er nichts verstanden hat. G. A. E. B.

Novalis in Frankreich. Ernst Heilborn beginnt seine „Novalis"-Biographie (Berlin, Georg Reimer. 1901) mit einem Kapitel „Novalis in der Literatur des XIX. Jahrhunderts", in dem er auch der Bedeutung des Dichters für die französische Literatur gedenkt. Dabei entging ihm ein Zeugnis inniger Novalis-Verehrung, das der Franzose *Henri Blaze*, der „Faust"-Übersetzer, 1842 in der „Revue de Paris" in Gestalt einer Ode an Novalis veröffentlicht hat. Ich finde einen Hinweis auf diese Dichtung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nr. 124 vom 4. Mai 1842). Da mir das Original jetzt nicht zugänglich ist, muß ich mich begnügen, den Anfang nach dieser Quelle in deutscher Übersetzung mitzuteilen:

„Jüngling mit blonden Haaren, süßer Freund Sophiens, der du am klaren Bach der Muse schönen Gesangs und der Philosophie begegnet und den beiden Schwestern gefolgt bist in ihre heilige Waldeinsamkeit! Träne Spinozas, beim Mondlicht einer Frühlingsnacht in den Kelch einer Lilie gefallen, liebenswürdige Leidenschaft und süßes Unglück, melodischer Gedanke, Novalis, Novalis! Du Kind voll Wehmut und voll Treue, das die Natur berauscht, in welchem wie Wein der Geist Gottes gährt, Novalis, öffne mir die Brunnen deines Buchs, laß mich darein versinken und dir zuhören ohn' Ende!"

Die in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts sowohl in Deutschland wie in Frankreich unternommenen Versuche, die beiden sich seit den napoleonischen Kriegen feindlich gegenüberstehenden Nationen einander zu nähern, die 1840 durch Beckers Rheinlied und seine Folgeerscheinungen einen fühlbaren Stoß erlitten hatten, waren allmählich von beiden Seiten wieder aufgenommen worden, und es entstand in Frankreich eine Zeitlang ein warmherziger, wenn auch unklarer Kult der deutschen Dichtung, von dem unter anderem auch die Ode an Friedrich von Hardenberg Zeugnis ablegt. *Werner Deetjen.*

Alte Bibliophiliana. Die von Heinrich Zschokke herausgegebene Zeitschrift „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Aarau bei Heinrich Remigius Sauerländer) bringt in ihrem Jahrgang 1820 eine Reihe von Mitteilungen, deren Bekanntschaft wir Herrn *Albert Carlebach* in *Heidelberg* verdanken und die von einem lebhaften bibliophilen Interesse zeugen. Wir lassen die sieben kleinen Artikel hier folgen.

1. Als eines der seltenern Werke, die in Brunks Bibliothek aufbewahrt werden, erwähnt Hr. Renouard einer Aldiner Ausgabe des Sophokles vom Jahr 1502, mit einer Menge Noten von Racinens Hand. Ich wüßte mir, sagt er, kaum etwas Interessanteres zu denken, und nicht leicht etwas, das zu besitzen mich mehr interessieren würde, als einen Sophokles oder Euripides, des Racinens Eigentum gewesen und dessen er sich lange Zeit bedient hat, und ein Exemplar der Werke solcher Meister, in welchem ein solcher Schüler Jahre lang gelesen und meditiert hat, muß eine gewisse Achtung einflößen. Würden nicht Racinens Werke selbst es beweisen, wie getreulich er das „Vos exemplaria graeca" befolgt habe, so müßte der erwähnte Sophokles solches sattsam beurkunden. Zwar enthält ein andres Exemplar eben dieser Ausgabe, sowie auch ein Euripides von Aldus, welche beiderseits in der Königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, ebenfalls handschriftliche Noten von der Hand des französischen Dichters; es sind ihrer aber weit weniger und die meisten französisch; unser Sophokles hingegen enthält griechische, lateinische und französische Noten. Einige derselben sind bloße Varianten, viele hingegen enthalten sinnreiche Verbesserungen und geschickte Auslegungen. Dieses Buch, dessen antiker Band sich ohne Zweifel auch aus Racinens Zeiten herschreibt, hat lange Dienste geleistet und ist häufig gelesen worden, aber von einem friedlichen und sorgfältigen Manne. Man sieht, daß es sein Leibexemplar war, sein veni mecum, das ihn zu seinen eigenen Meisterwerken begeistert hat.

Racinens Handschrift hat sich während des Laufes seines Lebens bedeutend verändert, Boileau's weniger schöne ist sich gleicher geblieben. In seinen jüngern Jahren hatte Racine eine glatte, etwas lange und ungemein ordentliche Schrift. Mit dieser sind seine Noten in den Aristophanes, und in verschiedene, in den Händen von Liebhabern befindliche Bücher sein Name eingeschrieben. In der Folge wurden seine Buchstaben kürzer und die Zwischenräume zwischen den Wörtern ungleicher, was unter andern der erwähnte Sophokles bezeugt.

2. Auch eine Aldiner Ausgabe von Virgil in Oktav, vom Jahr 1527, mit vergoldeten und farbigen Anfangsbuchstaben und überaus prächtig gebunden, aus Groliers schöner Bibliothek, macht unter unzähligen andern eine Zierde der Renouardschen Sammlung aus.

Digitized by Google

Von dieser nämlichen Ausgabe besaß Grolier drei Exemplare, alle drei gleich schön gebunden; was vermuten läßt, es sei an jener Devise, die er auf alle seine Bücher zu setzen pflegte „Et amicorum", etwas Wahres gewesen. Eins jener drei Exemplare befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Paris, ein zweites im Britischen Museum, und das dritte, am besten erhaltene, ist das erwähnte.

„Mein Herr Renouard", — so schrieb an diesen, vor etwa zwanzig Jahren, James Edwards, ein sehr pfiffiger Buchhändler in London — „wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen sollte, so ersuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band einen Louisdor."

„Mein Herr Edwards" — antwortete mit rückgehendem Kurier der Pariser Buchhändler — „wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen sollte, so ersuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band sechs Guineen."

3. Es ist häufig von dem Buchhändler Lackington und davon die Rede gewesen, was für eine unermeßliche Menge von Büchern aller Art derselbe beisammen gehabt; gleichwohl sind im Laufe der drei letztverflossenen Dezennien mehrere Bücherverzeichnisse von Londoner Buchhändlern erschienen, die dem weitläufigen Lackingtonschen Katalog wohl nicht mit Unrecht dürften an die Seite gestellt werden. Unter ihnen allen ragt der Katalog hervor, den die Buchhändler Longman, Hurst, Rees, Orme, Brown u. Komp. in den Jahren 1814 bis 1817 in vier Oktavbänden herausgegeben haben. Er enthält 9198 größtenteils sehr kostbare Artikel, deren Totalbetrag sich auf eine ganz ungeheure Summe belaufen müßte. Unter dieser unermeßlichen Nomenklatur sind die Verlagsartikel jener Handlung nicht begriffen und bilden eine Waarenmasse von noch größerm Werthe, als jenes ganze Sortiment. Freilich ist dies alles Eigentum eines Handelshauses, das aus fünf genannten und zwei oder drei anonymen Associés besteht. Die Fonds und die Arbeit von sieben bis acht Männern, in Verbindung mit der Hilfe, die ihnen von mehr als sechzig Kommis geleistet wird, bilden eine Anstalt von außerordentlicher Bedeutung und Umfange, die in ihrer Gattung wohl die beträchtlichste und namentlich die tätigste in ganz Europa sein dürfte.

H.

4. Brunk besaß viele Kenntnisse, hatte aber einen widerwärtigen Humor, den er unter andern in seinen zahlreichen, einer Oxforder Ausgabe des Apollonius Rhodius von J. Shaw beigesetzten handschriftlichen Noten, die zwar allerdings von Einsicht zeugen und zierlich geschrieben sind, übrigens aber, zur Ehre des Verfassers, wenigstens zum Teil hätten ungeschrieben bleiben sollen, zu Tage gelegt. Unter andern macht er dem freilich armseligen Herausgeber, der durch seine Unwissenheit seinen Zorn gereizt hatte, auf dem Titelblatte folgendes Kompliment: „*Joanne Shawi*, in arte bibendi, c...ndi, stertendi, aut si quae sunt harum similes, eximium te magistrum credo: sed in arte poetas graecos edendi sane non dignus es, cui inter tirones infimos concedatur locus. Saw germanis porcum significat; gregarium te porcum dixerim, non collegii ullius socium. Pecuniis emunxisti quotquot c.... as tuas cartas emerunt." Andere noch auffallendere Äußerungen finden sich in dem Buche selbst angeschrieben.

5. Die Georgarchontomachia, ein zu Middelburg mit andern Gedichten des nämlichen Verfassers 1766 im Druck erschienenes, burleskes, bei Anlaß der Händel, welche im Jahre 1672 zwischen den Stadtbehörden zu Middelburg und den Bauern der Umgegend statt gehabt, verfertigtes Gedicht ist das Werk eines Stegreifdichters von der seltsamsten Gattung, des J. G. Beronicius. Es war dies ein kleiner Mann von der gemeinsten Gesichtsbildung, der scheußlichsten Unreinlichkeit, immerfort betrunken, der sich nirgends gefiel, als unter dem allerniedrigsten Pöbel. Dabei sprach er fast alle modernen Sprachen Europas, das Lateinische in einer Vollkommenheit, welche dem großen Gronovius bange machte, und das Griechische so gut wie seine Muttersprache: auch wußte er über jedes ihm aufgegebene Thema augenblicklich und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in griechischen und lateinischen Versen zu improvisieren. In solchen Augenblicken, wo es darum zu tun war, seine Talente zu Tage zu legen, verdrehte er die Augen, kratzte sich in den Haaren, fletschte die Zähne und krümmte sich wie ein Besessener; dann aber entsprudelten die Verse ihrer Quelle mit eben der Leichtigkeit, mit welcher einem Giani und je den berühmtesten italienischen Improvisatoren ihre Kanzonen und Sonette von den Lippen flossen. Ob dieser wunderliche Mensch Professor, ob er Jesuit oder Mitglied eines andern geistlichen Ordens gewesen, ist nicht bekannt; einzig weiß man von ihm, daß er sich viele Jahre lang in Frankreich, England und Belgien herumgetrieben und endlich in seinen alten Tagen Holland zu seinem bleibenden Aufenthalte gewählt hat. Es scheint, als habe er den Ort seiner Herkunft geheim halten wollen; denn wenn man ihn etwa über diesen Punkt ausforschen wollte, so antwortete er: patriam cujusque esse, ubi cuique bene est. Einst sprach man davon, ihm einen öffentlichen Lehrstuhl zu übertragen; allein er schlug dies Anerbieten aus, mit Bedeuten, daß ein so einförmiges Leben keineswegs nach seinem Geschmack sei. Lieber wollte er sich sein Brod mit Messerschleifen, Rauchfangkehren, Torfverkauf und andern ähnlichen Begangenschaften verdienen. Wie er gelebt hatte, so starb er auch. Immer mehr warf er sich in die Völlerei hinein, und zuletzt fand man ihn erstickt in einer Pfütze.

6. Der im Jahre 1809 zu Paris verstorbene englische Buchhändler James Payne war gerade an dem Tage seinem Ende nahe, als bei Versteigerung der berühmten La Serna'schen Bibliothek die höchst seltene und kostbare Römer Ausgabe von Jul. Cäsar von 1469 verkauft wurde. So krank er war, so interessierte es ihn gleichwohl, zu wissen, wie viel die vornehmsten Artikel gegolten hätten, und um ihn ein wenig zu zerstreuen, gab man ihm diesfalls die gewünschte Auskunft. Da er wußte, daß ein ausgezeichneter Bücherliebhaber zu Paris jenen Cäsar nicht hatte und sehr darnach verlangte, so erkundigte er sich, ob diesem das Glück zu teil geworden, denselben auf der Auktion zu erstehen. Man antwortete ihm: Nein; denn Hr. M* sei um zehn

Digitized by Google

Minuten zu spät gekommen. Der Sterbende richtete sich noch einmal auf und sagte: „Wer einen Cäsar von 1469 haben will, speist nicht zu Mittag." Zwei Stunden nachher verschied er.

7. Bei der Versteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh, von welcher 1812 zu London ein gedruckter Katalog erschienen ist, wurde unter andern ein Decamerone di Boccaccio, Valdarfer 1471, von dem Marquis von Blanford, dermaligem Herzog von Marlborough, zu dem unglaublichen Preise von 2260 £ Sterl., und zwar, wie es hieß, in der Absicht erstanden, um aus demselben fünf oder sechs Blätter, zur Ergänzung eben so vieler fehlender oder verdorbener in einem schönern Exemplare, das die Blanfordische Familie beinahe seit hundert Jahren besessen hatte, herauszunehmen. Zum Gedächtnisse dieses in den Jahrbüchern der Bibliomanie so denkwürdigen Ereignisses haben britische Liebhaber unter dem Namen des Roxburghs-Clubs eine Gesellschaft gestiftet, in welcher sie sich ausschließlich von solchen Gegenständen unterhalten, die auf Bücher, auf schöne Typographie, bibliographische Seltenheiten, innere und äußere Verzierungen der Bücher Bezug haben, oder überhaupt dem Gebiete der Bibliomanie angehören. Alljährlich am 17. Juni feiern sie mit einer Mahlzeit den Jahrestag des Verkaufs jenes Boccaccio. Einer der wichtigsten Punkte ihres gesellschaftlichen Vertrags ist die Verpflichtung, welche jedes Mitglied über sich nimmt, so wie die jährliche Reihenfolge es mit sich bringt, eine alte, seltene Schrift neu gedruckt und ausschließlich für die Mitglieder des Klubs, deren nicht über einunddreißig sein dürfen, in einer Auflage von genau einunddreißig Exemplaren zu liefern. Bereits sind mehrere dieser neu aufgelegten seltenen Drucke, jedoch nicht gerade nach der preiswürdigsten Auswahl, unter die sämmtlichen Gesellschafter ausgeteilt worden. H.

Bücher mit Farbennamen gehörten in den letztverflossenen Monaten zu den überall angeführten. Die *„Blue-books"* in *England* haben ihren Namen von der Umschlagfarbe der dem Parlament vorgelegten Drucksachen erhalten, unter denen diejenigen, die Angelegenheiten der auswärtigen Politik betrafen, den Briefwechsel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit den Vertretern Englands im Auslande enthielten, die allgemeinste Beachtung fanden. So hat sich auch in anderen Staaten die Bezeichnung der amtlichen Drucksachen, die die auswärtige Politik betreffen, mit einer „offiziellen" Farbe eingeführt. Die Auswahl dieser Farbe war, nachdem einmal die Hauptfarben von den Großmächten verwendet worden waren, nicht immer ganz einfach und die Benennung nicht immer ganz eindeutig. Zum Beispiel ist der Titel eines *„Livre jaune"*, in *Frankreich* seit 1852 im Gebrauch, gleichzeitig auch in Anwendung auf jene Werke, die zu der in diesem Lande recht beliebten sogenannten skatalogischen Literatur gehören.

Im übrigen sind ja Benennugen von Büchern mit einer Farbenbezeichnung keineswegs ungewöhnlich, ja manche dieser Bezeichnungen sind noch heutzutage in einer übertragenen Bedeutung, deren eigentlicher Ursprung fast vergessen wurde, üblich. Die „goldenen" Bücher der Städte, Anstalten und Gesellschaften zum Beispiel, die dazu bestimmt sind, Eintragungen von Ehrengästen, Ehrengaben usw. aufzunehmen, haben ihr Vorbild im *goldenen Buche* der Republik *Venedig*, in das die zur Teilnahme an der Regierung berechtigten Adelsgeschlechter eingeschrieben wurden. *Rot* ist die Farbe des Blutes, auch die im Gegensatz zum *Schwarz* der *„Dunkelmänner"* (sowie der geheimnisvoll undurchdringlichen Zauberer) als helleuchtend von den „Freiheitlichgesinnten" bevorzugte Farbe. Aus diesen Beziehungen (denen wohl noch die zum Purpur der phrygischen Mütze anzureihen ist) ist in neuerer Zeit die Aufschrift *„Das rote Buch"* für eine Reihe von Werken gewählt worden. Doch waren bereits vor der großen französischen Revolution in deutschen Landen die roten Bücher nicht unbekannt. Man hat einer Anzahl von Gerichtsbüchern diesen Titel gegeben. (Genaueres darüber: *L. F. Hesse*, Rote Bücher in städtischen und anderen Archiven, nach Inhalt und Bedeutung im „Serapeum" XXIII, 321, wo auch über nach anderen Farben genannte Bücher gehandelt wird.)

Künstlerische Laune gab mitunter ebenfalls nach der Buchumschlagfarbe den Namen eines Werkes, für das gerade kein passender Titel einfiel. Am bekanntesten sind hier die *„Contes bruns"* von *Charles Rabou*, *Philarète Chasles* und *Honoré de Balzac* geworden (Paris 1832), denen *A. von Sternberg* den Titel seiner *„Braunen Märchen"* (Bremen 1850) entlehnte, beides Bücher, zu denen, nebenbei gesagt, ihr Pappband oder Umschlag also zum, wenn auch sehr äußerlichen, Bestandteil ihres Inhaltes gemacht wurde, so daß auch die Gegner des Originalbandes oder Originalumschlages für diesen Fall eine Ausnahme werden machen müssen.

Wahrscheinlich haben sich die Pariser Schriftsteller an die in Farben gedruckten geistreichen Nichtigkeiten erinnert, die eine Zeitlang im XVIII. Jahrhundert eine amüsante Spielerei gewesen waren. Nachdem *„Le Livre vert"* von *Caraccioli* 1759 die Reihe eröffnet hatte, folgten sich die livres à la mode, in den Modefarben wechselnd, rasch. Einen anderen Anknüpfungspunkt boten die *„Contes bleus"*, die Ammenmärchen und Räubergeschichten, deren Namen auch so gerechtfertigt ist, daß die Jahrmarktsausgaben des XVIII. Jahrhunderts wie viele andere Schriften dieser Zeit einen Schutzumschlag aus billigem, bläulichen Papier hatten.

Noch allerlei andere Bücherarten mit Farbennamen ließen sich anführen und in einer Geschichte der Buchtitelmode werden sie keinen geringen Raum beanspruchen. Jedenfalls aber, und das führt zum Ausgang dieser kurzen Zeilen zurück, sind die jetzt am häufigsten mit einem Farbennamen gekennzeichneten Bücher deshalb keine außergewöhnlichen Erscheinungen, in der Buchgeschichte wenigstens nicht. Inwieweit mit den älteren Farbentiteln von Büchern verglichen, ihr Inhalt ihrem Namen entspricht, ob etwa das *livre jaune* über den Kriegsausbruch nicht besser ein *livre bleu* hieße, das ist, auch wenn die Zeit dazu schon gekommen wäre, in diesen Blättern nicht zu untersuchen.

G. A. E. B.

Digitized by Google

Unbekannte Heine-Reliquien aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth. Kaiserin Elisabeth, die unglückliche Frau auf dem Thron der Habsburger, hat bekanntlich für Heine die höchste Verehrung gehabt und eine größere Anzahl von Handschriften ihres Dichter-Lieblings besessen, dem sie ja das nun in Hamburg stehende Denkmal auf Korfu gesetzt hat. Die Handschriften sind jetzt Friedrich Hirth, dem Wiener Heineforscher und Herausgeber seiner Briefe, der auch eine Ausgabe der Werke plant, zur Benutzung übergeben worden. Es war seit dem Jahre 1885 der Wunsch der Kaiserin, in den Besitz Heinischer Handschriften zu gelangen. Durch Vermittlung des Erziehers ihres Sohnes, des Hofrates Josef Weilen, gab ihr Karl Emil Franzos den Rat, sich unter andern an Heines Verwandte in Hamburg zu wenden. Von der Schwester Heines, Charlotte Embden, scheint die Hauptmasse der Handschriften, die der Nachlaß der Kaiserin enthält, zu stammen. Weniger das Interesse, Heines Schwester kennen zu lernen, als das, Handschriften des Dichters zu erwerben, die sie nach Franzos' Rat in Hamburg aufzufinden hoffte, dürfte die Kaiserin zu ihrem Morgenbesuch auf der Esplanade 39 veranlaßt haben, wobei sich das drollige Mißverständnis ereignete, daß Frau Embden glaubte, die Milchfrau poche an ihrer Tür, während es Österreichs Kaiserin war. Die Kaiserin hing sehr an den Autographen. Sie hatte sie in einer mit dem bekannten Oppenheimschen Bilde Heines geschmückten Ledermappe aufbewahrt und nahm sie auf alle ihre Reisen mit. Eines der interessantesten Manuskripte der Sammlung ist die Urform des ersten musikalischen Berichtes, den Heine für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in Paris schrieb und der bisher nur in einer sehr verstümmelten Form aus den Werken bekannt geworden ist. Der Entwurf, den Hirth soeben im „Literarischen Echo" veröffentlicht, hat eine originelle Geschichte. Mit seinen Angriffen auf Mendelssohn war er für den Druck unmöglich. Sie fielen fort, und Heine mußte später Mäßigung versprechen. Der Witz aber, den der Aufsatz mit seinen häufigen Angriffen auf Mendelssohn und Liszt bietet, mag ihn besonders der Kaiserin wertvoll gemacht haben.

Der Aufsatz beginnt mit einem Hymnus auf Berlioz, dessen Konzert zuerst besprochen wird. „Die mehr oder minder neuen Stücke" — so schreibt Heine — „die hier dem Publiko vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und selbst die trägsten Gemüter wurden fortgerissen von der Gewalt des Genius, der sich in allen Schöpfungen des großen Meisters bekundet. Hier ist ein Flügelschlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verrät, das ist eine kolossale Nachtigall, ein Sprosser von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben soll. Ja die berliozische Musik hat für mich überhaupt etwas urweltliches, wo nicht gar antideluvianisches und mahnt mich an untergegangene Tiergattungen, an fabelhafte Königstümer und Sünden, an aufgetürmte Unmöglichkeiten: an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Niniveh, an das Festmahl eines Belsazar (Heine schreibt „Balthasar"), an die Wunderwerke Mizraims, wie wir dergleichen sehen auf den Gemälden des Engländer Martin.

Welch ein ordentlicher, moderner, königlich preußischer Mensch ist dagegen unser Felix Mendelssohn-Bartholdy. ... Wir haben der Aufführung seiner Symphonie im Conservatoire de Music leider nicht beiwohnen können. Sie erfreute sich des ausgezeichnetsten Fiaskos, wie alle Werke dieses Meisters ihn zu Paris eingeerntet haben. Der Durchfall seines Paulus blüht uns noch frisch im Gedächtnis und wir haben zuweilen ernsthaft darüber nachgedacht, warum dieses Prachtwerk geistlicher Musik, das in Deutschland so viel Begeisterung erregt, dennoch in Frankreich nur Gähnen und Achselzucken hervorbringt. Haben die Franzosen vielleicht weniger Sinn für das Religiöse und fanden die frommen Melodien keinen Eingang in die stählernen Herzen des Unglaubens? Ich weiß nicht. Vielleicht liegt auch vieles in dem zufälligen Umstand, daß mit dem hiesigen Konzertsaal nicht, so wie in Deutschland, ein Büffet in Verbindung steht, wo man während der Pausen sich erfrischen kann durch Punsch, Bischof, Kardinal und sonstige geistliche Getränke, welche die Stimmung für Kirchenmusik unterhalten wo nicht gar steigern.

Die Musikliebhaber in der deutschen Heimat werden sich gewiß nicht genug darüber verwundern können, daß es in den französischen Konzertsälen kein Büffet gibt, und mein heutiger Bericht trägt vielleicht dazu bei, ihre Vaterlandsliebe zu steigern und ihnen zu zeigen, wie uns in vielen nützlichen Institutionen die Franzosen nachstehen müssen. Sie sind noch weit zurück."

Mit Mendelssohns Kunst geht Heine böse ins Gericht: „Wo hört bei ihm die Lüge auf und fängt die Kunst an? Wo schwindet bei ihm wieder die Kunst und beginnt die Lüge? Es ist unendlich schwer, hier die Grenze zu bestimmen. Jedenfalls aber bewundern wir das große Formentalent Mendelssohns, seine Begabnis sich das Außerordentlichste anzueignen, sein feines Ohr für Stil und seine ernsthafte beinahe passionierte Indifferenz. Suchen wir in einer Schwesterkunst nach einer analogen Erscheinung, so finden wir sie ganz besonders in der Dichtkunst, und zwar in der Person unseres ehrwürdigen und vortrefflichen Ludwig Tieck, der, ein Meister jeden Stils, das Höchste zu reproduzieren wußte, sei es schreibend oder vorlesend, der selbst das Naive zu machen verstand und der doch nie etwas hervorbrachte, was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihren Herzen. Beiden eigen ist der hitzigste Wunsch nach dramatischer Leistung, und auch Mendelssohn wird alt und mürrisch werden, ohne etwas Großes auf die Bretter gebracht zu haben, da hier sein intimer Lebensmangel, seine raffinierte Leerheit und seine geschminkte Lüge sich aufs kläglichste offenbaren würden."

Nur drei Pianisten, — so schreibt Heine — verdienten ernste Beachtung: Chopin, Thalberg und Liszt. „Der geadelte und dennoch edle Franz Liszt, der große Hechingsche Hofrat und außerordentliches Mitglied des Kölner Karnevalvereins, der Ritter aller möglichen Orden mit Ausnahme der Legion d'honneur, die er gern haben möchte, der ungarische Ehrensäbelfranz, der Attila, die Geißel Gottes aller Erhardschen Pianos, welche schon bei der Nachricht seiner Ankunft erzittern und

Digitized by Google

wimmern — Er ist hier, der moderne Amphion. — Ja. Er ist hier, unser Franz Liszt, der durch die Töne seines Saitenspiels beim Kölner Dombau die Steine in Bewegung setzt, daß sie sich zusammenfügen wie einst die Mauern von Theben! Er ist hier, der Homer des Klaviers, den Deutschland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reklamieren, statt daß der Homer der Ilias nur von einigen Städten in Anspruch genommen ward! Der prächtige freigebige Franz Liszt, der Mäcen talentvoller Fürsten, der Mann, der allein für die Inserationskosten seiner Wohltätigkeit die größten Summen ausgibt und doch imstande ist, es dir fühlen zu lassen, daß er dir mal ein Frühstück gegeben."

Auch ein Zeugnis für das Kunstleben unserer großen Zeit (Programm eines Leipziger Lichtspieltheaters).

Die Merlin-Presse. Auch das ist ein Zeichen der stolzen Kraft des Deutschtums, wenn in dieser Zeit ein neues Unternehmen hoher Buchkunst Teilnahme zu erhoffen wagt. Als erster Druck der Merlin-Presse wird *Kleists* „Prinz Friedrich von Homburg" mit Holzschnitten von *Max Liebermann* angekündigt. Die „Merlin-Presse" ist eine Gründung des als Mitherausgeber des „Saturn" und auch als Graphiker bekannten Herrn *H. Großberger.* Ihr technischer Leiter ist ein Schüler des Professors Bornemann-Barmen, Herr *Ludwig Hahn,* der Besitzer einer intimen kleinen Druckerei in Heidelberg. Das Erscheinen des ersten Druckes ist von dem Ergebnis der Subskription abhängig; sollte diese befriedigend vorlaufen, so dürfte der Druck Ende Mai dieses Jahres verliegen. Das Format wäre ein handliches Oktav, die Schrift eine ältere Fraktur im Originalschnitt. Zehn Drucke auf Pergament, in Kapziegenleder gebunden, je Mark 300, 190 Drucke auf Van Gelder Bütten, in Halbpergament gebunden je Mark 40. Nach dem 1. April 1915 erhöhen sich die Preise. Bestellungen sind an Herrn *Herbert Großberger* in *Heidelberg* zu richten.

Zu dem Aufsatz „Julius Campes Briefe an Dingelstedt" (Jahrgang 6, Hauptblatt, S. 324) empfangen wir folgende Erklärung:

Bei der Mitteilung der Briefe Campes an Dingelstedt hegte Herr *Büttner* den Verdacht, daß mir die Zusammenhänge zwischen dem von *mir* ermittelten Faustplan Dingelstedts aus dem Jahre 1845 und dem von *J. Rodenberg* mitgeteilten und von mir, weil längst bekannt, nur kurz erwähnten „politischen Faust" aus dem Jahre 1848 nicht zum Bewußtsein gekommen wären. Ich darf ihn beruhigen; die Zusammenhänge waren mir völlig klar und, wenn ich dem bloß kurz Ausdruck gab, geschah es in der Voraussetzung, daß die Andeutung jedem *Kundigen* genügen werde. Jetzt hat sich einer gefunden, bei dem das nicht der Fall war. Die Schuld dieser mangelnden Erkenntnis liegt natürlich nicht an mir.

Wien *Prof. Dr. F. Hirth.*

Der Angegriffene erwidert folgendes:

Gerade die Kundigen werden mir beipflichten, wenn ich sage: Ein neugefundener Faustplan eines Dichters, von dem ein anderer Faustplan bereits bekannt ist, verpflichtet den Herausgeber in erster Linie dazu, ihn in das Lebenswerk des Dichters einzuordnen, insbesondere aber, ihn mit dem bereits bekannten Faustplan zu vergleichen. Herrn Hirths Entgegnung lehrt, daß er diese Pflicht des Literarhistorikers nicht versehentlich, was jeder Kundige verstehen könnte, sondern bewußt, was kein Kundiger billigen wird, vernachlässigt hat. Sein Appell an die Kundigen wird daher nicht auf diese, sondern nur auf die Unkundigen die gewünschte Wirkung tun.

Leipzig. *Dr. Georg Büttner.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden-A.* Nr. 131. Kupferstiche alter und neuer Meister. — Moderne Graphik. 441 Nrn.

Ernst Dannappel in *Dresden-Blasewitz.* Nr. 3. Vermischtes. 1109 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W 35.* Nr. 73. Moderne Literatur — Neuausgaben — Luxusdrucke. 299 Nrn.

Digitized by Google

Otto Harrassowitz in *Leipzig*. Nr. 367. Volkskunde. Folklore I. 2266 Nrn.

Wilh. Jacobsohn & Co. in *Breslau V*. Nr. 255. Vermischtes.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW 11*. Nr. 187. Aus Deutschlands großen Tagen: Autographen. 379 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 126. Krieg und Frieden. 736 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 51. Vermischtes. 893 Nrn.

Oscar Röder in *Leipzig*. Nr. 2. Geschichte und Geographie. 733 Nrn.

Fr. Rohracher in *Liens (Tirol)*. Nr. 75. Vermischtes. 825 Nrn.

R. W. P. de Vries in *Amsterdam*. Nr. 21. Vermischtes. Nr. 8085—9384.

Adolf Weigel in *Leipzig*. Mitteilungen für Bücherfreunde. Nr. 62. Nr. 250—453.

C. Winter in *Dresden-A.* Nr. 159. Vermischtes. 274 Nrn.

Max Ziegert in *Frankfurt a. M.* Nr. 22. Kunstvolle alte Einbände und Kunstbücher. 1319 Nrn.

Soeben erschien: **KATALOG 22**

Kunstvolle alte Einbände, Ornamente u. Umrahmungen, Kunstschriften früherer Jahrhunderte, Stammbücher und Stammbuchblätter von 1574 bis 1850, Stickmusterbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts, Wappen und Wappenbücher von 1544 bis 1800, Buchdruckerzeichen, Buchschmuck, Initialen, Miniaturen, Exlibris.

1319 Nummern. Zusendung gratis.

Max Ziegert, Kunst- und Buchantiquariat, **Frankfurt a. M.,** Hochstr. 3, Tel. Römer 4794.

VOLKSKUNDE
KULTURGESCHICHTE
CURIOSA
Antiquariatskatalog N. F. 6
(ca. 5000 Nrn.)
versendet auf Verlangen kostenfrei (Ende April)
K. F. Koehlers Antiquarium in Leipzig
Täubchenweg 21.

In Vorbereitung sind Kataloge über Memoiren, mit Anhang Bismarck (ca. 2000 Nrn.), Französ. Literatur u. Sprache (ca. 6000 Nrn.), Philosophie u. Pädagogik (ca. 3000 Nrn.), Militaria (ca. 1000 Nrn.) usw.
Interessenten werden jetzt schon vorgemerkt.

Digitized by Google

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat
Dresden, Waisenhausstraße 10

Zur Versendung gelangte:

Antiquariats-Katalog 269

Geschichte — Bismarck — Geographie
National-Ökonomie — Kriegsgeschichte
Genealogie u. Heraldik — Kulturgeschichte
Naturwissenschaften — Kunstgeschichte
Deutsche Literatur in Erstausgaben.

ca. 1000 Nummern,

darunter viele Seltenheiten.

Wir suchen zu kaufen:

Handzeichnungen deutscher Künstler — Moderne Graphik — Illustrierte Werke — Deutsche Literatur in Erstausgaben — Kostümwerke — Saxonica — Freimaurerei usw.

Jeder Sammler
von moderner Graphik

kaufe sich das vorzügliche, schöne u. nutzbringende Buch

DIE MODERNE GRAPHIK

von

Prof. Dr. H. W. SINGER

Mit 346 Abbildungen 28 Mark gebunden

Numerierte Luxusausgabe mit Radierungen von Klinger, Strang, Slevogt und Manet beim Verleger vergriffen

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandl.

Einige wenige Exemplare der **numerierten Luxus-Ausgabe** von

SINGER, DIE MODERNE GRAPHIK

zum Subskriptionspreise von M. 90.—

haben noch vorrätig

Sachse & Heinzelmann, Buch- u. Kunsthdlg.,
Hannover, Georgstraße 22.

E.A.ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

FRIEDRICH MEYERS
BUCHHANDLUNG/LEIPZIG
Teubnerstraße 16

Soeben erscheint:

Krieg und Frieden

(Von Belgien bis Zeppelin)

ANTIQUARIATSKATALOG No. 126

Bitte zu verlangen.

In Vorbereitung:

Deutschland und Österreich

Geschichte, Literatur und Sage.

Assiette au beurre

vollständig in Heften

suche ich zu kaufen.

Angebote an

E. Schulz-Besser, Leipzig

Schlegelstraße 9.

Zu kaufen gesucht:

MENZEL

Versuche mit Pinsel und Schabeisen

Pan, V. Jahrgang, Heft 4

Offerten unt. **M. 6** an „Zeitschrift für Bücherfreunde", Leipzig, Hospitalstraße 11 a.

Soeben erscheint mit neuem, wesentlich vermehrten Inhalt mein

KATALOG

Moderne Graphik

Neue Ausgabe 1915

Original-Radierungen und Lithographien von

Friedrich Barth, Hans Barthelmess, Paul Baum, Marius Bauer, Max Beckmann, Marcus Behmer, Eugène Béjot, Jacques Beurdeley, Ernst Bischoff, Jan Boon, Paul Bürck, Lovis Corinth, Louise Danse, Götz Döhler, Heinrich Eickmann Georg Erler, Otto Fischer, Philipp Franck, Erna Frank, Wilhelm Gallhof, Otto Gampert, Herm. Gattiker, August Gaul, Willi Geiger, Marie Gey-Heinze, Otto Goetze, Oskar Graf, Otto Greiner, Rud. Großmann, Peter Halm, Sella Hasse, Bruno Héroux, Hermann Hirzel, Eben J. Hoeck, Werner Hoffmann, K. Holleck-Weithmann, Charles Holroyd, Ulrich Hübner, Arthur Illies, Georg Jahn, H. Kätelhön, Max Klinger, E. Klotz, Alois Kolb, Käthe Kollwitz, Karl Köpping, Albert Krüger, E. Laboureur, Alphonse Legros, Walter Leistikow, Max Liebermann, Hans Meid, C. Th. Meyer-Basel, Edvard Munch, Emil Nolde, Alexander Olbricht, Ernst Oppler, Emil Orlik, Ingwer Paulsen, Joseph Pennell, Max Pietschmann, Emil Pottner, Max Pretzfelder, Armand Rassenfosse, Heinrich Reifferscheid, E. Schäffer, Edwin Scharff, Adolf Schinnerer, Ferd. Schmutzer, Robert K. F. Scholtz, Ferd. Steiniger, Ch. Storm von Gravesande, William Strang, Hermann Struck, Hans Thoma, E. Thysebaert, Joseph Uhl, William Unger, Fritz Voellmy, John Jack Vrieslander, F. A. Weinzheimer, Hubert Wilm, Franz Xaver Wimmer, Ed. Winkler, Heinrich Wolff, Erich Wolfsfeld, Walter Zeising, H. Zille.

Ernsthaften Interessenten steht der mit 60 Abbildungen geschmückte Katalog unberechnet und postfrei zur Verfügung.

E. A. SEEMANN, VERLAG, LEIPZIG.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Mai 1915 | Heft 2

Pariser Brief.

In Frankreich stockt der Buchhandel in ganz anderer Weise als bei uns. Wissenschaftliche und schöne Literatur erscheint so gut wie gar nicht; auch die Broschürenflut ist mit der unsrigen nicht zu vergleichen. Die Militärzensur überwacht nicht nur die Bücherproduktion, sondern die allmächtigen Militärbehörden leiten sogar die Abfassung und den Vertrieb der Propagandaschriften, die zum größten Teil von den Dozenten der Sorbonne und des Instituts im Auftrag geschrieben werden. Als einer der wichtigsten Berater bei diesen Arbeiten amtiert ein ehemaliger Professor an der Berliner Universität, der nach Kriegsausbruch in seine Heimat zurückgekehrt ist. Wenige dieser Kriegsschriften haben ein besonderes Interesse, fast alle sind über einen Kamm geschoren.

„Le soldat de 1914" von *René Doumic* ist ein Loblied von affektiert stolzer Bescheidenheit auf den französischen Soldaten und seine Führer. Charakteristisch darin ist die immer wieder ausgesprochene Überzeugung vom deutschen Kriegsglauben an die „Allmacht der brutalen Kraft". Doumic führt aus: „Die Masse dringt Schulter an Schulter wie das liebe Vieh vorwärts. Sie zählen nur auf die Überzahl und die Masse, während wir selbst bis in den Krieg hinein der Erfindungskraft und der Initiative des Individuums Raum gewähren. Auch hier können wir nicht umhin, künstlerisch vorzugehen." Betrüblich ist die Veröffentlichung eines Wortes wie: „Während der deutsche Offizier hinter den Mannschaften stehend sie mit dem Revolver in der Faust und mit wüsten Schimpfworten wie eine Herde vorwärts treibt, hört man auf unserer Seite nur die Worte, die schönen, leuchtenden Worte: Vorwärts für das Vaterland."

„Patriotisme et Endourance" von *Cardinal Mercier* ist ein breites Geschwätz vom christlich-katholischen Standpunkt aus über den Patriotismus. Jesuitisch und geschickt sind Merciers Ermahnungen zur Unterwerfung vor der augenblicklich herrschenden Gewalt. Er betont zuerst, daß die lieben Brüder auf keine ihrer patriotischen Hoffnungen verzichten sollten, daß die machthabende Gewalt keine rechtmäßige Autorität habe und daß man ihr im Herzen weder Achtung noch Anhänglichkeit noch Gehorsam schulde. Dennoch aber müsse man sich dem augenblicklichen Willen Gottes fügen und den Bedingungen des Eroberers gehorchen. Zuletzt schwört er bei seiner Ehre, daß weder er noch irgendeiner seiner Amtsbrüder, den er getroffen hat, die Zivilbevölkerung zum Freischärlerkampf gegen den Feind aufgehetzt haben.

„Du XVIIIe siècle à l'Année sublime" von *Etienne Lamy* ist die Skizze einer Geistesgeschichte Frankreichs, die dessen dauernden Aufschwung zeichnet und in religiöser, politischer und literarischer Beziehung voller Zukunftshoffnung ist.

„Les Femmes et la Guerre de 1914" von *Fédéric Masson* ist das Werk eines Patrioten, dessen Begeisterung etwas schwankt. Obgleich er die Aufopferung der französischen Frau verherrlichen will und zu dem Resultat kommt, daß ohne sie der Mangel an Vorbereitung und Material und Voraussicht in den Hospitälern katastrophal hätte werden können, geht er doch an anderer Stelle stark gegen die schlecht ausgebildeten mondänen Krankenpflegerinnen vor und schildert anschaulich, wie von diesen geleitete Krankenhäuser für Krieger mit ansteckenden Krankheiten verschlossen bleiben und wie es auf einer Bahnhofsstation zugeht, wo Schwerverwundete in freier Luft, in Kälte und Regen gelassen werden, während die eleganten jungen Krankenpflegerinnen ihr Frühstück unter den Zelten mit ihren Verehrern nehmen, sich angeregt unterhalten und schlag elf Uhr mit ihren männlichen Begleitern in den Autos davonfahren, um rechtzeitig zum Dejeuner in Paris zu sein.

Intelligenter ist „Rectitude et Perversion du Sens National" von *Camille Jullian* geschrieben. Der Verfasser führt darin aus, daß Deutschland — im Gegensatz zu Frankreich — keine natürlichen Grenzen habe (die natürliche Grenze der „France de demain" ist natürlich der Rhein), und schon aus diesem Grunde immer darüber hinausstrebe und die Besitztümer anderer Länder erobern wolle, wie ja schon Tacitus erzählt habe. Er führt weiter aus, der Franzose liebe seine Heimat um der Heimat willen, der Deutsche liebe sie, weil er dort angenehm lebe und reich werde. Kein Volk habe wie die Franzosen ihr Land dichterisch verklärt. Der Deutsche gehe überall hin, wo er Vorteile finde, der Franzose hänge an seiner Scholle, selbst wenn es ihm dort schlecht gehe. — Wie Deutschland schlecht geschnitten sei, unbestimmt und gedrängt in den Umrissen, so habe auch die Nation keine Haltung und das Wesen von Personen, die schlecht wohnen, die verquer gebaut sind, deren Seele manchmal

Digitized by Google

durch den Körper verderbt ist. — Ferner: Der Deutsche kenne keine Liebe zu nationalen Bauwerken und weil er dies überhaupt nicht begreife, ginge er so wütend gegen die Bauwerke der Feinde vor, während die Franzosen sich niemals an Monumenten vergriffen hätten. — Die Franzosen hätten stets alles Fremde, selbst mehr als es gut gewesen wäre, bewundert (Cäsar, Kant usw.). In Deutschland wolle man sich hingegen sogar der fremden Vergangenheit bemächtigen, so habe man zum Beispiel eine Stelle in Cäsars Werken, die für die deutschen Schulen bestimmt sei, gestrichen, weil darin der Rhein als Grenze Galliens angegeben ist (sic!). Tiefe Empörung weckt bei Herrn Jullian, daß die Deutschen den Sieg des Arminius (der durch Verrat drei römische Legionen meuchelmordete) feiern. Er schreibt, man habe in Deutschland erklärt, gedruckt und gelehrt, daß die Geschichte der Menschheit zwei Daten von überwiegender Bedeutung aufweise: den Sieg des Arminius und den Tod Jesu Christi. — Was die „nationalen Hoffnungen" eines Volkes beträfen, so wollten die Deutschen bekanntlich alles an sich reißen. Alexanders und Cäsars Ruhm hätten sie verrückt gemacht. Sie hätten sich in Marokko, in Kongo, in Zanzibar, in China, in Amerika usw. usw. festgesetzt. Ostwald, „der berühmteste Gelehrte Deutschlands", hätte ja auf einem Kongreß ausgeführt, daß Frankreich sich wie eine Schlingpflanze an Deutschland anlehnen solle, selbständig könne es nicht leben. Überhaupt seien alle Nationen für die Deutschen im Niedergang begriffen. Sie sollten Deutschland nicht nur gehorchen, sondern im deutschen Sinne leben, seine Sitten annehmen, seine Sprache sprechen, deutsch und nur deutsch sein (als Beweis wird „Deutschland, Deutschland über alles" zitiert). In dieser Verachtung alles anderen, in diesem kollektiven Egoismus läge eine Hypertrophie des nationalen Sinnes. Dagegen Frankreich: Frankreich hätte nur seine Provinzen — „cyniquement volé" — wieder haben wollen und auch das nicht nur um des Vaterlandes willen, sondern um des Ideals der Menschlichkeit willen, deren Vorkämpfer die Franzosen sind. — Zum Schluß behauptet der Verfasser, daß das öffentliche Deutschland seit einem halben Jahrhundert (angefangen mit der gefälschten Depesche von Ems) von der Lüge lebe. Die Lüge habe es zur Unanständigkeit geführt und so „haben sie aus dem Krieg, diesem freimütigen Begegnen zweier Feinde, einen Sport der Verschlagenheit und der Treulosigkeit gemacht. Ich zähle keine Tatsachen auf, es sind ihrer zu viele".

Sachlich und ruhig im Ton ist die Broschüre von *Durkheim* und *Denis* gehalten „Qui a voulu la guerre?" Das Buch geht an der Hand des Materials und der Dokumente die Vorgeschichte des Krieges durch. Die Hauptbeweise, die Deutschlands Schuld am Kriege darlegen sollen, sind: 1. Daß Deutschland (nach der Aussage des bayrischen Gesandten an Alizé) das österreichische Ultimatum an Serbien gekannt habe und folglich für die Folgen verantwortlich sei. 2. Daß Deutschland die vorgeschlagene Botschafterkonferenz zwischen Italien, England, Frankreich und Deutschland zum Zweck der Annäherung Österreichs und Serbiens abgelehnt habe, 3. Daß in dem Augenblick, als die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Österreich schon eröffnet waren und Rußland sich zur Demobilisierung bereit erklärt habe, falls Österreich auf die Klauseln des Ultimatums, die Souveränität Serbiens betreffend, verzichten wollte, Deutschland jede Verhandlung darüber abgelehnt habe. — Jedenfalls scheint mir aus der ganzen Broschüre hervorzugehen, daß unser Weißbuch nicht geschickt gemacht ist und Angriffsflächen bietet.

Die Zeitschriftenaufsätze teilen sich ebenfalls hauptsächlich in eine Verherrlichung Frankreichs und in eine Verdammung Deutschlands. Zur ersten Abteilung gehört „L'âme de la France" von *A. Darlu*, der ausführt, daß das Ideal Deutschlands das Vaterland, das Ideal Frankreichs die Menschlichkeit wäre. Zur zweiten Kategorie gehört „Le droit des Gens et la Guerre de 1914" von *William Loubat*, der die Ursachen des Krieges, unsere gemeinen Mittel und unsere Greueltaten (zusammengestellt nach einem Aufsatz von Mothoemb in der „Revue des deux mondes" und dem offiziellen Bericht der Untersuchungskommission) noch einmal durchnimmt. Sehr peinlich für deutsche Ohren wirkt darin der durch Briefe dokumentierte Bericht von Cambons Behandlung bei seiner Abreise: Man zwang ihn, entgegen seinem Wunsche, über Dänemark zu reisen. In Kiel wollte man alles Gepäck untersuchen. Man zwang die Herren, bei geschlossenen Vorhängen in ihren Wagenabteilen zu bleiben, während ein schußbereiter Soldat vor jeder Tür aufgestellt war. Während 24 Stunden wurde ihnen keinerlei Essen ermöglicht. An der letzten deutschen Station teilte man Cambon mit, daß der Zug nicht weiterfahren würde, falls er ihn nicht bezahle. Einen Scheck von ihm wies man zurück; es gelang dem Botschafter mit Mühe, unter Beihilfe seiner Begleitung, die notwendigen 5000 Francs zusammenzubringen.

Erheiternder wird der Aufsatz von *Michel Delines*, der sich mit „L'iminitié séculaire des Russes et des Allemands" befaßt und der von der altererbten Feindschaft des Russen gegen den Deutschen redet. Wir lesen mit Erstaunen, „daß Rußland, als es ihm gelang, die baltischen Provinzen zurückzuerobern, diese solange den deutschen Einfluß in sich aufgenommen hatten, daß es der russischen Regierung mit großer Mühe und erst heutigen Tages gelungen sei, die Bauernbevölkerung von dem Tyrannenjoch jener deutschen Barone zu befreien" und daß ferner „der deutsche Geist es war, der Rußland seinen bürokratischen Stil und seine militärische Art gegeben hat. Er hat ihm alles das aufgeprägt, was in seinen Regierungsformen unsinnig und in seiner Heereszucht grausam ist" (der Verfasser nennt hauptsächlich Alexander Herzen als Zeugen). Auch daß sich der deutsche Einfluß in den russischen Unterrichtsmethoden geltend mache, beklagt Herr Delines. Zuletzt will er beweisen, daß die Knute und die Peitsche in der russischen Armee einzig dem deutschen Element in ihr zu danken sei. Mit der Zukunft Deutschlands befassen sich in der „Revue politique et Parlementaire" *H. Goulley* in seinem Aufsatz „Le statut nouveau de l'Allemand en France après la Guerre"

Digitized by Google

(10. Februar 1915), *Gustave Regelsberger:* „La fin de l'empire colonial allemand" (in derselben Nummer) und *Henry Hauser:* „Essay sur l'Allemagne future" (10. März 1915).

Regelsberger zeichnet die Entwicklung der deutschen Kolonien und kommt zu dem Schluß, daß ihr Verlust natürlich endgültig sei und daß Deutschland nicht nur in Europa gebrochen, sondern auch jenseits der Meere vollständig vernichtet sein würde, — Goulley fürchtet, daß selbst nach der politischen Vernichtung Deutschlands ihre von militärischen Lasten befreiten Männer sich um so ergiebiger nach Frankreich ergießen würden, um es kommerziell zu erobern, und er ermahnt seine Regierung, schon heute die Gesetze festzustellen, durch die es den Deutschen unmöglich sein werde, sich wieder des französischen Handels zu bemächtigen.

Etwas schwankender und unsicherer spricht sich *Henry Hauser* aus. Er fühlt sich zwar mit seinen Landsleuten in dem Punkte einig, daß man den preußischen Militarismus vernichten müsse, und zwar so, daß er nicht wieder auferstehen könnte. Er glaubt auch sicher, daß England die Vernichtung der deutschen Flotte zur Friedensbedingung machen werde. Aber über die Kriegsentschädigungen und ihre Garantien ist er sich noch nicht klar und er beschwört seine Landsleute, nicht an eine Territorialvergrößerung zu denken. Die Hauptsache bliebe ja, Deutschland so viel Kraft zu nehmen, daß es bescheiden und still keine Gefahr mehr für andere bedeute. Annehmbare Existenzmöglichkeiten wolle man ihm schon lassen, man könne, dürfe und wolle es nicht töten.

Deutsche und französische Weltanschauung stellt noch einmal *Ferdinand Buisson* in seinem Aufsatz „Le facteur moral de la victoire" („Revue politique et parlementaire" 10. Januar 1915) einander gegenüber. Hier der egoistische Wunsch, sich auszudehnen, um seiner Bevölkerung und seiner Industrie Raum zu schaffen, dort das Ideal der Menschlichkeit, das es verbietet, aus der eigenen Größe und dem eigenen Wohlsein die einzige Richtlinie des Handelns zu machen, — der ewige Gegensatz, auf den man durch das Wort des Franzosen *Romain Rolland* ein eigentümlich klares Licht werfen kann, der einmal von dem deutschen Kultus der Kraft redet und dabei ironisch bemerkt, Frankreich habe gute Gründe, diesen Kultus nicht anerkennen zu wollen.

Sehr dokumentiert ist der Aufsatz von *Maurice Millioud* „L'Allemagne, La conquête économique et la guerre", der in der „Bibliothèque Universelle" (März 1915) begann. Er versucht, Deutschlands Willen zum Kriege psychologisch zu erklären, zeichnet den Charakter Wilhelm II. außerordentlich richtig und scharf und ohne jede Karikierung und ist von seiner Friedensliebe überzeugt. Er zeichnet dann den industriellen Aufschwung und Einfluß Deutschlands während der letzten 40 Jahre und charakterisiert die verschiedenen Methoden des Deutschen, die Konkurrenz zu schlagen.

Der Maßstab, der alle Urteile in den besprochenen Aufsätzen bestimmt, dem auch alle Haß- und Verachtungsäußerungen der übrigen französischen Presse zugrunde liegen, ist immer wieder der große Gegensatz vaterländischer und moralischer Gesinnung, den die Franzosen bei uns als den Kultus der Kraft bezeichnen, als das Bestreben, die Größe und den Einfluß des Vaterlandes über alle anderen Bedenken zu stellen, während die Franzosen von sich das Vorherrschen weltbürgerlicher Interessen behaupten.

Berlin, 12. April. *Dr. Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Vor einigen Wochen gelang es mir, von der englischen Regierung die Erlaubnis zur Abreise zu erhalten, und es drängt mich nun, einiges von dem zu erzählen, was mir während des Krieges auf dem Gebiete des Buch- und Kunsthandels, des literarischen und Theaterlebens in London auffiel.

„Business as usual!" hieß die von der Regierung zuerst ausgeschriebene Devise. Und nichts bewies uns Deutschen in London mehr die innere Unwahrheit der englischen Politik als die vollständige Undurchführbarkeit dieses Wunsches.

Seit meiner Rückkehr nach Berlin konnte ich mich überzeugen, daß Buch- und Kunsthandel, das Antiquariat und die Auktionatoren hier in Deutschland das Geschäft wirklich weiterführen, sich den neuen Bedingungen anpassen, neue Bedürfnisse decken. Wie ganz anders drüben! Unter den vielen englischen Kollegen im großen Kunsthandel und Antiquariat ist keiner, dessen Geschäft auch nur in der bescheidensten Form ginge, *Christies*, die Bilderversteigerer, *Sotheby*, die Bücherauktionatoren, haben seit vorigem Juni ihre Häuser nicht mehr geöffnet. *Puttick & Simpsons* sowie *Hodgsons*, bei denen ja auch Bücher versteigert werden, haben nur „gebrauchte Bücher", im besten Falle ein paar wertlose theologische Inkunabeln verkauft. Größere Händler, wie *Sabin* in Bond Street, gaben mir den vollständigen Stillstand der Geschäfte zu, und soweit ich weiß, sind auch die von vielen Seiten gemachten Versuche, nach Amerika zu gehen und dort das in London Versäumte nachzuholen, durchaus mißlungen. Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziges gutes Manuskript oder sonst für Bücherfreunde wichtiges Stück auf den Markt gekommen ist. Die Besitzer schöner Sammlungen halten zurück — und bei dem großen Reichtum vieler Familien ist das ja auch erklärlich —, aber es findet sich auch ebensowenig Lust zum Einkauf bei den Händlern. Einer der größten Bilderhändler sagte mir, daß er sowie mindestens ein Dutzend seiner bedeutendsten Geschäftsfreunde einen Rembrandt selbst für 1000 £ nicht anrühren würden.

Verlag und Sortiment haben sich natürlich mit aller Macht auf die Kriegsliteratur geworfen, aber auch ohne den erwarteten Erfolg. Nach der Erregung der ersten drei Monate ist das Interesse schnell erlahmt, und es gehört in der Gesellschaft nicht zum guten Ton, über den Krieg zu sprechen. Überhaupt erhält Deutschland durch die englische Presse einen durchaus falschen Eindruck von der Stimmung und Denk-

Digitized by Google

weise Englands. Niemals war der Zusammenhang zwischen Presse und Volksmeinung so lose wie heute. Besonders in den unteren Klassen haßt man Deutschland nicht, sondern ist eigentlich recht kriegsmüde.

Sehr belustigend war es, zu beobachten, wie das geistige England vergeblich versucht, den Krieg auf das geistige Gebiet zu verlegen. Nietzsche und Treitschke (auf englisch „Neitzsche" und „Trietschke") sind die Hauptmissetäter, „the villains of the play", wie es bei den englischen Melodramen heißt. Und dann als „Helfershelfer" Bernhardi, dessen Buch natürlich übersetzt wurde und wohl der einzige Schlager des Krieges war. Besonders die Nietzschevorstellung ging den Leuten nicht aus dem Kopf und wurde nun zu Tode gehetzt, vor allem in der Form, daß man schon in Kants „Unglauben", in Schopenhauers „Pessimismus" die Anfänge von Nietzsches „Beherrschungsideen" sieht. Gerhart Hauptmanns schönes Wort, daß so mancher deutsche Soldat neben der Bibel und dem „Faust" auch den „Zarathustra" im Tornister trägt, wurde als endgültiger Beweis für die Vergiftung der deutschen Seele durch Nietzsche gebraucht. Dr. Levi, der Übersetzer Nietzsches ins Englische, versuchte wiederholt und vergeblich die Sturmflut von Unsinn aufzuhalten. Selbst sein Wort, daß der deutsche Bauer schließlich nicht mehr von Nietzsche wisse als der englische Kritiker, half nichts. Die Firma Sotheran ging so weit, an ihrem Schaufenster ein riesiges Plakat „the Euro-Nietzschean war" anzubringen.

Und neben Nietzsche, wie gesagt, Treitschke. Meine deutschen Freunde in London, Buchhändler, erzählten mir, wie sie täglich nach Treitschkes „Reden und Aufsätzen" bestürmt werden. Und gerade das englische Kriegsbuch, das Treitschke widerlegen sollte, Prof. *Crambs „England and Germany"*, ist eigentlich nichts als eine leidenschaftliche Apologie Treitschkes. Crambs Buch ist aus seinen Universitätsvorträgen zusammengestellt, die er 1912 und 1913 gehalten hat; er selbst ist vor dem Krieg gestorben und eine recht ungeschickte Hand hat nun die Reden Crambs, aus denen die größte Bewunderung für Deutschland spricht, zu einem „Kriegsbuch" gemacht, das laut der Aufschrift des Umschlags Treitschke und Bernhardi vernichten und widerlegen soll.

Von Biographien Lord Roberts' und Kitcheners wimmelt es; über Belgien wird natürlich viel veröffentlicht. Geradezu unzählig sind die Spionageromane; auch ein Theaterstück, „Der Mann, der zu Hause blieb", und deshalb als Feind betrachtet wird, dann aber die obligate drahtlose Station des deutschen Hotelkellners findet, fehlt nicht. Die Tätigkeit der englischen Bühne zeigt übrigens ebenfalls, wie wenig der Krieg drüben für das innere Leben der Nation bedeutet. Das bald abgesetzte Rührstück *„Tommy Atkins"*, ein Militärmelodrama schlimmster Sorte, und ein historisches Drama in Versen von *Thomas Hardy, „The Dynasts"*, das den Fall Napoleons behandelt, sind eigentlich alles Bemerkenswerte. Der bedeutendste dramatische Dichter Englands, *Bernard Shaw*, hat sich in wiederholten Publikationen gegen den Krieg geäußert, was übrigens nicht mit Deutschfreundlichkeit verwechselt werden darf. Besonders Shaws Broschüre *„Commonsense about the war"* hat ungeheures Aufsehen erregt, trotzdem sie von der Presse totgeschwiegen wurde. Shaw war der erste, der deutlich und klar die offizielle Heuchelei ablehnte, mit der man den Krieg in England als eine altruistische Tat für Belgien hinstellen wollte.

Die widerwärtigste Seite der englischen Verlagstätigkeit bildet die Masse von Machwerken, die sich in gehässiger Weise mit der Persönlichkeit unseres Kaisers beschäftigt. Von dem höchst apokryphen Tagebuch einer „Gouvernante eines Prinzenhauses" bis zu den pseudomedizinischen Abhandlungen über den Kaiser, von den Struwelpeter-Nachahmungen mit dem *„bad Willy"* als Hauptperson, bis zu *Dysons* grauslichem Karikaturenwerk, das zum mindesten in der Luxusausgabe mehrere Pfund kostet, ist jede Schattierung von Gift und Galle vertreten. Von bei uns bekannten Graphikern hat *Strang* mittelmäßige Kriegsradierungen und *Brangwyn* sehr schlechte Originallithographien als Plakate der Untergrundbahn geschaffen.

Manche andere Beobachtungen möchte ich mir für einen späteren Bericht vorbehalten.

Berlin, Anfang April. *Leo Blumenreich.*

Wiener Brief.

Seit Kriegsbeginn läßt das k. und k. Kriegsministerium ein eigenes Blatt *„Die Feldzeitung"* erscheinen, die den im Felde stehenden Offizieren und Soldaten die gewohnte Zeitung ersetzen soll. Sie finden darin die amtlichen Berichte der österreichischen, deutschen und türkischen Heeresleitung, politische Leitartikel über die äußere Lage jeder Berichtswoche wie auch eine zusammenfassende Besprechung der wichtigsten nicht gerade militärischen Nachrichten aus dem Inlande, alles was die einzelnen Nationen nur irgendwie interessieren kann. Knapp, in militärisch gepreßten Sätzen steht das Wichtigste der Weltereignisse gebucht neben fachmännischen Artikeln über den Verlauf der Kriegsereignisse, ausführliche Schilderungen von Kämpfen und ausgezeichneten Waffentaten unserer Truppen. Genaue Kartenskizzen veranschaulichen überall den Inhalt.

Diese „Feldzeitung" erscheint nun seit etwa Monatsfrist nicht mehr nur deutsch, sondern auch in sechs anderen Landessprachen der Monarchie: ungarisch, polnisch, kroatisch, ruthenisch, tschechisch und rumänisch. Diese nichtdeutschen Ausgaben sind im Inhalte etwas gekürzt, populärer gehalten und den nationalen Interessen angepaßt. Sie werden in sehr großer Auflage gedruckt, wöchentlich einmal ausgegeben und bis in die Schützengräben (natürlich auch in die Spitäler) versandt.

Assentierte Redakteure, Professoren und Gelehrte bilden den von Oberleutnant *Hugo Nugele* geleiteten Redaktionsstab, der aus zwölf gewiegten Übersetzern besteht. Die „Feldzeitung" ist — wie bemerkt — nur dem Felde bestimmt und gelangt nicht in den allge-

Digitized by Google

meinen Verschleiß, empfiehlt sich daher den Sammlern, die in gemessener Entfernung von der Schwarmlinie mit ihrem Kalbe pflügen.

Überall herrscht natürlich die vom Kriege beeinflußte Stimmung mit ihren Hoffnungen und ihren Zweifeln. Die Buchhändler sind nicht unzufrieden und schließen meist eine ihre Erwartung übertreffende Ostermesse ab. Nur die neue Markwährung muß sich von Händler und Käufer tadeln lassen, aber alles in allem geht an, obgleich sich die Bücher nicht vordrängen.

Als willkommener Gast erschien aus Leipzig *C. G. Boerners* Vertreter und stellte im Hotel Bristol den kauflustigen Wiener Kunstfreunden wertvolle Bücher und Graphika vor. Kostbare Einbände waren zu sehen neben interessanten alten Drucken. Zum Beispiel Geilers v. Keyserberg „Navicula" (1511), Thomas Stiebers „Handbüchlein", ein Marot aus Lyon (1548). Man bemerkte religiöse Pergamentminiaturen, doch bildeten den weitaus schönsten Teil der Ausstellung die Kunstblätter, angefangen von den alten deutschen Meistern bis hinauf zu Schwind und Ludwig Richter. Albrecht Dürer war aufs beste vertreten durch tadellose vollständige Exemplare der kleinen Passion, durch einige seltene Probedrucke (Mariae Himmelfahrt), ferner durch hervorragend erhaltene Prachtdrucke. Blätter wie die dort ausgestellten der „Fortuna", der „Melancholie", des „Hubertus" und andere wird man im Privatbesitz kaum ein zweites Mal finden. An zweiter Stelle standen Rembrandt und Dürers deutsche Genossen samt den Niederländern.

Für Wien im besondern kam eine Reihe Schwindscher Arbeiten in Betracht, meist aquarellierte Kartons zu den Opernentwürfen, Skizzenbücher für Lachner usw.

Manches davon scheint in Wien geblieben zu sein, aber die Ausstellung fiel gerade in die Tage von Przemysl, die wenig Lust an Kunstdenkmälern aufkommen ließen.

Im Kunstsalon *Hugo Hellers* ist jetzt eine Sonderausstellung von Werken Anders Zorns zu sehen.

In ruhigen Zeiten würde man gegenwärtig eine der bedeutendsten buch- und kunstgeschichtlichen Veranstaltungen der letzten Jahre bei uns kennen lernen. Ursprünglich beabsichtigte nämlich die k. und k. Hofbibliothek, auf die vorjährige Bugra aus ihren Vorräten viel mehr zu schicken als dort ausgestellt worden war. Äußere Gründe hatten dem widerraten und so ließ die Direktion unserer Hofbibliothek noch vor Kriegsausbruch eine interne *„Historische Ausstellung der Buchkunst"* anordnen, die nun in den Vitrinen des Prunksaals sich ausbreitet, aber im Hinblick auf die ungünstige Zeit noch nicht eröffnet wurde.

Die Objekte der Ausstellung reichen mit ägyptischen Kunsteinbänden bis ins VI. Jahrhundert zurück; man sieht Papyrusbücher, die kunstgeschichtlich berühmte griechische Genesis. Fränkisch-angelsächsischen Buchschmuck aus dem „Sakramentar" Gregors des Großen, den „Goldenen Psalter" Karls des Großen, angeblich nur in acht Exemplaren hergestellt, wovon eines an Papst Hadrian gesandt wurde. Es reihen sich die Vorläufer der Blockdrucke an mit den Armenbibeln des XIV. Jahrhunderts, die österreichische Paraphrase von Genesis und Exodus, zwischen Milstätter und Varauer Fassung liegend, mit Federzeichnungen des XII. Jahrhunderts. Unter den Bildergedichten das älteste bekannte dieser Art mit dem Porträt Ludwigs des Frommen: „Hrabanus Maurus Lobgedicht auf das heilige Kreuz". Merkwürdig und ganz modern anmutend ist der österreichische Psalter des XIII. Jahrhunderts aus der Kartause von Seitz.

Ausländisches Gut ist eine mit reichen Miniaturen gezierte Dante-Handschrift aus dem Jahre 1400 mit dem fein gezeichneten Porträt des Dichters. Sehr merkwürdig das für Philipp den Guten in Taschenformat gearbeitete Flügelaltärchen, das eigentlich einen Behälter für das Gebetbuch vorstellt. Der Überlieferung nach hat es noch Karl der Kühne als Feldaltar benutzt.

Bereits wiederholt ausgestellte Werke bewahren auch hier in der geschichtlichen Zusammenstellung ihre Bedeutung: Die Wenzelbibel vom Ende des XIV. Jahrhunderts, die große Taboritenbibel (1432—1435), niederländische Kalendarien mit erfrischenden Genreszenen, dann die italienischen Prachthandschriften der lateinischen Klassiker, einige Blockbücher (Historia Davidis, Ars memorandi, Die Apokalypse von 1470) endlich die erste Gutenberg-Bibel, der Fust Schöffersche Psalter und das niederländische Speculum humanae salvationis (aus dem XV. Jahrhundert), dessen Text schon mit beweglichen Lettern hergestellt wurde, während die Illustrationen den Reiber verraten.

Mit der 40blättrigen Ausgabe der niederländischen Biblia pauperum, der Lübecker und Kölner Bibel hat die heilige Schrift ihre letzten historischen Vertreter in dieser Umgebung. Den Literarhistoriker erfreut der Druck des „Narrenschiffes" (Basel 1497) mit den kolorierten Holzschnitten der deutschen Ausgabe (1494), die lange Zeit hindurch als Jugendarbeiten Dürers galten. Auf die zahlreichen Frührenaissancedrucke nur ein Blick, ebenso auf das herrliche Exemplar der „Meditationes" des Kardinals Johannes Turrecremata (1467), das erste mit Holzschnitten ausgestattete Werk Italiens. Es folgen die Drucke von Aldus und Caxton, die auf der „Bugra" reichlich vertreten waren.

Michael Wohlgemuth und Dürer führen zu den Drucken der Reformation, zum Teuerdank und anderen. Barock und XVIII. Jahrhundert berücksichtigen auch Wiener Erzeugnisse (Schrämbl). Einen besonderen Komplex bilden die orientalischen Handschriften mit ihrer unmenschlich feinen Miniaturkunst und die reiche Ausstellung der Stoffeinbände aus der Zeit vom XVII. bis zum XVIII. Jahrhundert.

Daß unsre Zeitschriften und Tagesblätter gegenwärtig eine Menge historischer und spekulativer Bismarckartikel aufspeichern, kann nicht wundern. Bezeichnender ist, daß manche daneben den Blick auf das rein Kunstgemäße nicht verlieren Hier ist der unermüdliche Gelehrte *Theodor von Frimmel* zu nennen, der auch in dieser Zeit seinem Heros treugeblieben und das fünfte Heft seiner *„Beethoven-Forschung"* (März

Digitized by Google

1915, Verlag von J. Thomas in Mödling und Perchtoldsdorf) vorlegt, noch dazu in den früheren Heften gegenüber verstärkter Gestalt. Den Hauptteil füllt ein größerer biographisch-psychologischer Aufsatz: Beethoven und die Mödlinger Brühl. Wie in allen Arbeiten Frimmels lernt man eine Menge Neues kennen und man weiß nicht, was man zuerst herausgreifen soll: die feinen Gedanken über den Einfluß der begnadeten Landschaft auf den Tondichter, wo Frimmel als erfahrener Mediziner spricht, die intime Kenntnis von Beethovens Persönlichkeit, endlich die Überraschungen, womit der Kunsthistoriker hervortritt und zwei verschollene Lokalansichten aus der Brühl reproduziert und peinlich genau erörtert. Es sind die Nachbildungen von Tob. D. Raulinos lithographierter Ansicht des Gasthauses „Zu den zwei Raben" in der Vorderbrühl und von Reims Radierung, dasselbe Gebäude darstellend (1834—1837). Mit einem erfolgreichen patriotischen Zweck begleitet Frimmel die kürzlich ausgegebene Doppellieferung seiner *„Studien und Skizzen zur Gemäldekunde"* (8. und 9. Lieferung, Wien, Kommissionsverlag von Gerold & Co.). Sechs Tafelbeilagen illustrieren den darin abgedruckten Vortrag Frimmels über Bilderschicksale, dessen bewegter Inhalt danach angetan war, am 8. November 1914 zugunsten des Roten Kreuzes erzählt zu werden. Als siebente Tafel reproduziert der Herausgeber Theo Zasches Zeichnung „Allerseelen 1914" in einer der ersten Veröffentlichung („Österreichische Volkszeitung" 2. November 1914) überlegenen Technik.

Zum Kapitel der Zeitschriften möchte ich eine bibliographische Notiz fügen, da sie für Wien in Betracht kommt. In der „Frankfurter Zeitung" war nämlich in einem von Dr. F. gezeichneten, auch in Feigls Bibliophilenkalender abgedruckten Aufsatze die Rede vom ältesten deutschen Witzblatte, als welches der Autor mit Recht den *„Spaßvogel"* 1778 nennt, aber weder Erscheinungsort noch Anzahl der erschienenen Stücke bestimmt. Auf Grund des vollständigen in Hugo Thimigs Besitze befindlichen Exemplars, dem noch dazu ein datierter Prospekt beigeheftet ist, komme ich den vermutenden Angaben von Dr. F. entgegen durch die Bemerkung, daß „Der Spaßvogel" in Wien erschienen ist und im ganzen acht höchst interessant und kostspielig illustrierte Stücke zählt. Ein näheres Eingehen auf seinen Autor, die Beiträge und Bilder muß ich für den Katalog von Thimigs Sammlungen vorbehalten.

Der Tod hat auf dem Schlachtfeld einen der besten unsrer Fachleute getroffen: *Dr. Walter Dolch*, der Bibliothekar der Langerschen Sammlungen in Braunau ist kürzlich auf dem nördlichen Kriegsschauplatze fast gleichzeitig mit seinem Bruder gefallen. Er zählte zu den hervorragendsten Kennern der alten deutschen Drucke und wirkte vorbildlich auf dem Gebiete der älteren Buchkunst und Einbandtechnik. Die Langersche Bibliothek steht nun verwaist; Besitzer und Verwalter sind ihr gestorben.

Am 12. März starb im Alter von 79 Jahren der Dichter *Stefan Milow* (ps. *für Stefan v. Millenkovich*) in Mödling bei Wien. Sie haben sein Andenken überall ehrend und pietätvoll begangen. Die Stadt, wo der lange schwer leidende Poet seine letzten Jahre gelebt hat, wird ihm ein Denkmal setzen.

Wien, den 7. April 1915. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Einem *„Mittelalterliche Festungen und Mönche als Kanoniere"* überschriebenen Artikel in der römischen „Tribuna" vom 10. März entnehme ich folgendes: In einem vom 30. Oktober 1080 datierten Brief des Papstes Johann VIII. an Karl den Großen beklagt sich der Papst über die Streifzüge der Sarazenen gegen Rom, die bereits seit mehreren Jahren dauerten und hebt hervor, wie jene Barbaren nicht einmal diejenigen schonten, die aus der Stadt hinausgingen um das Feld zu bebauen, und selbst nicht die Abhaltung der Messen in den Kirchen zuließen, die vor den Toren lagen. Aus diesem Grunde ließ derselbe Papst Johann VIII. die Kirche und das Kloster San Paolo bei Rom mit festen Mauern umgeben. Der so entstandene kleine befestigte Ort erhielt den Namen *Giovannipoli.* — An diese interessanten geschichtlichen Vorgänge erinnert ein italienischer Gelehrter *Giulio Silvestrelli* in einem kürzlich bei der Unione Arti Grafiche in Città di Castello erschienenen Buche, dem er den Titel: „Città, Castelli e Terre della Regione Romana" (Städte, Burgen und Güter des römischen Landes) gibt und in dem von der Geschichte und Topographie vieler Örtlichkeiten der Provinz Rom berichtet wird, die bisher keinen Geschichtschreiber gefunden hatten. Es ist eine Art Vademecum, das auch den Reisenden begleiten könnte und so von praktischem Nutzen ist. Unter den wichtigsten Ortschaften, die darin besprochen werden, sind: Montaldo, Civitavecchia, Anzio, Frosinone und Ciociaria, Velletri, Albano und die Castelli romani, Tivoli, Subiaco, Civitacastellana und Città della Flaminia, Viterbo, Montefiascone, Tuscania. — Um zu der Befestigung von Giovannipoli zurückzukehren, erzählt Silvestrelli, daß Papst Johann VIII. sich zur Befestigung der Kirche S. Paolo wahrscheinlich des nahen felsigen Hügels bedient habe und ferner einen Porticus, ähnlich dem, der in früheren Zeiten die Engelsburg mit dem Vatikan verband, erbaute, um eine Verbindung zwischen der Kirche und der Stadt herzustellen. Es ist ungewiß, ob das „Borgo" isoliert blieb, oder durch Mauern und Türme mit der aurelianischen Stadtmauer verbunden war, da keine Spuren von solchen übrig geblieben sind. Es findet sich aber eine klare Erwähnung hiervon in einer Bulle vom 14. März 1073, durch die der Papst mit folgenden Worten einige Besitzungen der Kirche San Paolo bestätigt: „totum castellum S. Pauli, quod vocatur Joannipolium cum *mola* juxta . . . ." usw. In der Florentiner Handschrift des sogenannten *Anonimo Magliabecchiano* wird versichert, daß Giovannipoli mit großer Pracht erbaut war und einen Umfang von zwei Meilen hatte. In der Lebensbeschreibung Papst Pasquale II. von Pandolfo Pisano wird die Festung als „Oppidum", also als Stadt bezeichnet, die außerordent-

Digitized by Google

lich starke Mauern gehabt haben muß, wie aus der hartnäckigen Verteidigung zu schließen sei, die Stefano Corsi im Jahre 1099 dort gegen den genannten Papst führte. Während der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wird ebenfalls der Befestigung Erwähnung getan und zwar in gewissen Bullen der Päpste Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. In dem Verzeichnis der Kirchen Roms, das sich in einem Kodex der Turiner Universitätsbibliothek befindet, liest man, daß das Castell San Paolo (oder Giovannipoli) eine Kirche hatte, nämlich Santa Maria di Castello San Paolo die von einigen Mönchen der Basilika Ostiense (= Basilika San Paolo) versorgt wurde. Das Erdbeben vom Jahre 1348 hat Giovannipoli sehr schweren Schaden zugefügt. Gegen das Jahr 1378 war das Castell von zweihundert Familien bewohnt. Die Bretonen, schon von Papst Gregor XI. gerufen, um gegen die Florentiner zu kämpfen, hatten rebelliert und begingen Ausschreitungen aller Art, zerstörten außer verschiedenen Burgen und Landhäusern, auch die Bauten bei der Basilika Ostiense „ubi ducentae ferme familiae habitabant". Dies dürfte die letzte geschichtliche Erwähnung jener Anlagen sein, und tatsächlich versichert der schon oben erwähnte Anonimo Magliabecchiano, der zwischen 1410 und 1415 schrieb, daß Giovannipoli seit geraumer Zeit verschwunden sei. Aus einer Bulle vom 25. August 1433 geht hervor, daß damals die Malaria in den Gegenden um das Kloster San Paolo wütete, so daß die Mönche gezwungen waren, nach einem gesünderen Platz auszuwandern. Andrerseits waren infolge der Kriege und Raubzüge der Korsaren die Einkünfte des Klosters beträchtlich gesunken. Dies sind in kurzem die hauptsächlichsten Wechselfälle von Giovannipoli, an das nur noch eine Inschrift an einer inneren Wand des Klosters San Paolo erinnert. Nachdem die Verteidigungsfähigkeit des Ortes aufgehört hatte, übernahm in gewissem Sinne die Abtei von San Paolo selbst, die im Jahre 1424 von Papst Martin V. den Benediktinern von Monte Cassino überlassen wurde, diese Tradition. Der in San Paolo eingesetzte Abt nämlich, den man im wahrsten Sinn des Wortes einen Souverän über jene Gegend nennen kann, machte aus seinem Kloster eine Zitadelle, die er sogar mit Geschützen ausrüstete, die von Mönchen oder Artilleristen unter dem Befehl des Abtes bedient wurden. Diese Einrichtung hielt sich noch das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch, aber nicht immer schossen diese bescheidenen Vorläufer des 42 cm-Geschützes zur Verteidigung gegen Angriffe von Plünderern; von Zeit zu Zeit, bei der Wiederkehr gewisser Erinnerungstage schossen sie auch fröhliche Salven.

Ebenfalls der römischen „Tribuna" entnehme ich aus einem kleinen Aufsatz „Die Musik des XVIII. Jahrhunderts in Neapel" einige interessante Bemerkungen: Während jener für das italienische Leben so traurigen Epoche, die von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis in die ersten Jahre des XIX. dauerte, verkündeten nur einzelne wenige Stimmen, gleichsam die Überlebenden einer großartigen aber begrabenen Kultur, der Welt das Wort des lateinischen Geistes, fuhren fort die Größe, sei es auch nur die geistige, unserer Nation zu bekunden. Es waren die Stimmen der schönen Künste und unter ihnen vor allem die der Musik. In der Tat war die italienische Oper und waren mit ihr die italienischen Komponisten, Dirigenten und Sänger auch zu jener Zeit bei den ersten Höfen Europas von Berlin bis Moskau, von Paris bis Wien, von Dresden bis München gern gesehen und wurden überall in Ehren aufgenommen. Aber am besten wurden sie von den teutonischen (sic!) Höfen und Städten aufgenommen, die sich zweifellos dem Zauber, den der Genius der italienischen Musik auf sie ausübte, nicht entziehen konnten, jenes Genius, der in nicht geringem Maße den nationalen Geschmack Deutschlands beeinflußt hat. Und dieser Einfluß war ein sehr wohltätiger, da das teutonische (sic!) Empfinden sich durch die vielen italienischen Komponisten und Musiker, die die Zierde und den Stolz der deutschen Höfe bildeten, zur Musik erzog, und bei seiner tief mystischen Natur seinen Kultus mit ihr trieb. Gerade in jener Zeit, als der vielgestaltige und ruhmvolle Genius der Bach, Händel und Gluck und dann Haydns und des göttlichen Mozart das Fundament legten, auf dem Deutschland seine vornehmsten Denkmäler errichten sollte, schien sich der Geist der italienischen Musik ganz in Neapel zu konzentrieren, der Stadt des Gesanges par excellence, mit seinen vier Konservatorien der Musik, die wie der Tempel der Vesta Hüter und Nährer eines der höchsten Ausdrücke des italienischen Genius schienen. Es waren kleine Zentren musikalischer Bildung, waren eigentlich mehr Institute karitativer Natur, vielleicht sich selbst nicht bewußt ihres künstlerischen Wertes und sicherlich ohne Voraussicht des reichen Lichtes, das von ihnen ausstrahlen sollte. — Als Alessandro Scarlatti, der Freund und Bewunderer Händels, die Stellung des Leiters der Kapelle von San Maria Maggiore in Rom verließ, um die Leitung des Konservatoriums von San Onoffrio in Neapel zu übernehmen, ahnte er sicherlich nicht, daß er der Gründer der musikalischen Schule Neapels werden sollte. Und doch beginnt nun mit Alessandro Scarlatti das goldene Zeitalter der neapolitanischen oder besser der italienischen Musik. Auf ihm fußt die Kunst des Francesco Durante und Pergolesi, Nicola Piccinni, Antonio Sacchini, Paisiello, Cimarosa, Domenico Scarlatti, Nicola Porpora, Leonardo de Leo und hundert anderer, die, wo nicht Schüler von ihm selbst, ihre musikalische Bildung einem seiner Schüler verdankten. In der trotz ihrer reichen Schätze fast noch undurchforschten Bibliothek des Konservatoriums von San Pietro a Maiella, die Salvatore di Giacomo vor sicherer Auflösung zu bewahren gesucht hat, könnte ein Musikforscher auf Grund der dort aufbewahrten Dokumente die außerordentliche Blüte der italienischen Musik des XVII. und XVIII. Jahrhunderts Schritt für Schritt rekonstruieren. Findet sich doch dort, meist in Originalen, die gesamte musikalische Produktion Italiens jener Zeit. Dort liegt in Wahrheit ein Schatz von unvergleichlichem und unerschöpflichem Werte begraben, aus dem mit reichstem Nutzen unsere jungen Komponisten schöpfen könnten; Schönheiten schlummern dort, die sehr wohl

Digitized by Google

die weiteste Verbreitung verdienten, selbst auf die ziemlich sichere Gefahr hin, die eigentlichen Quellen vieler Musik aufzudecken, die zu uns aus dem Auslande kommt, und die wir entzückt bewundern als eine Sache, die nicht unsere eigene ist. Daher verdient der Gedanke des Direktors des Konservatoriums von San Pietro a Maiella, beim nächsten Konzert zum Besten der durch das Erdbeben Geschädigten nur Musik der ruhmreichen, neapolitanischen Schule des XVIII. Jahrhunderts zu Gehör zu bringen, größtes Lob. „Ich kenne noch nicht genau" — heißt es dann weiter — „das Programm des Konzertes, bin aber sicher, daß es auch etwas von Francesco Provenzale enthalten wird. Ferner werden Musikstücke der beiden Scarlatti, Vater und Sohn, von Francesco Durante, Pergolesi, Piccinni, Paisiello, Cimarosa, Porpora und De Leo zur Aufführung kommen. Das Konzert wird von Schülern des genannten Konservatoriums ausgeführt werden."

„Die Marseillaise und die deutschen Dichter" überschreibt sich ein Artikel im Marzocco: Im Jahre 1792 rückten die französischen Truppen in Mainz unter dem Gesang der Marseillaise ein, die die Mainzer auch ihrerseits mit Begeisterung zu singen lernten. Der alte Klopstock hörte die französische Nationalhymne und dichtete schleunigst seine berühmte „Ode an den Krieg"; in der Widmung, die an den französischen Minister Roland gerichtet ist, ruft er aus: „Hätte ich hundert Zungen, ich hätte noch nicht genug, die Freiheit Galliens zu feiern!" — Da Deutschland eines deutschen Textes der Marseillese bedurfte, übersetzte sie Schelling, der spätere Philosoph, damals Student, zum größten Verdruß seines Fürsten, des Herzogs Karl von Württemberg. Dieser eilte sehr aufgebracht nach Tübingen und ein Stück Papier dem Übersetzer vor die Nase haltend, rief er ihm zu: „Das ist ein schmutziges französisches Lied, das nur die Banditen von Marseille singen; schämt Ihr Euch nicht?" — Goethe hat die Marseillaise zum erstenmal von weitem bei Valmy gehört; es war kurz bevor er den Ausspruch tat: „Ich glaube, daß von diesem Ort und von heute ab eine neue Epoche in der Weltgeschichte beginnt." Ein Jahr darauf sollte er sie mehr aus der Nähe hören: Am 24. Juli 1793 wurden die Franzosen, vom Hunger besiegt, gezwungen in Mainz zu kapitulieren. Aber die Verteidigung war so heldenhaft gewesen, und hatte dem Feind eine solche Achtung eingeflößt, daß in dem Übergabevertrag vereinbart wurde, daß die gesamte Garnison mit Waffen und Gepäck nach Frankreich zurückkehren dürfe. Goethe beschreibt den Ausmarsch in „Wahrheit und Dichtung" und erzählt, wie die Jäger zu Pferde erst sich schweigend näherten, bis dann plötzlich ihre Musik die Marseillaise anstimmte. Dieses Te deum der Revolution habe, meint er, immer etwas Ernstes, selbst wenn es heiter gespielt wird, aber in dem Augenblick, in dem die Spielleute das Tempo nach dem langsamen Schritt der Pferde richteten, hatte es geradezu etwas Beängstigendes und Schreckliches. Im Jahre 1794 schrieb Goethe, daß die französischen Revolutionslieder, die in Deutschland von Mund zu Mund gingen, immer mehr Anhänger für die Revolution würben. Und in der Tat, als im Jahre 1797 die französischen Soldaten wieder in Mainz einrückten, sangen sie die Marseillaise, und nicht nur sie, sondern die ganze Bevölkerung der Rheinlande sang sie in jener Zeit mit. Ein anderer deutscher Dichter, der von der Marseillaise begeistert war, ist Heinrich Heine, der in seinen „Reisebildern" erzählt, daß sein französischer Lehrer, wenn er ihm klar machen wollte, was das Wort „Freiheit" bedeutete, ihm die Marseillaise vorträllerte, und dann verstand er es am besten.

Aus Anlaß eines Werkes des Franzosen Jean Babelon beschäftigt sich das „Journal des Savants" eingehender mit dem Leben und den Arbeiten des Sohnes Christoph Kolumbus', Fernando Kolumbus. Dieser Sohn wurde am 15. August 1488 in Cordoba geboren. Seine Mutter war Beatrice Enriquez de Arana, die Kolumbus niemals geheiratet hat, die aber trotzdem stets der Gegenstand seiner Fürsorge gewesen ist. „Bei meiner Liebe, sieh nach Beatrice Enriquez" — schreibt er an seinen älteren Sohn Diego im Jahre 1502 im Augenblick des Aufbruchs zu seiner vierten Reise —, „sei ihr ergeben wie Deiner eigenen Mutter; und dass sie auch jedes Jahr von Dir 10000 Maravedis erhält, außer den 10000, die ich für sie bei dem Schlachthaus in Cordoba sichergestellt habe." Auch in seinem Testament bittet Christoph Kolumbus seinen Sohn Diego, Beatrice Enriquez nicht zu vergessen und ihr ein angenehmes Leben zu verschaffen, wie es sich für eine Person ziemt, gegen die er so viele Verpflichtungen habe. Warum heiratete Kolumbus die Beatrice nicht? Diese Frage bleibt noch sehr dunkel trotz aller Vermutungen der Historiker. Aber wenn auch Kolumbus die Beatrice nicht geheiratet hat, so hat er doch Fernando stets als legitimen Sohn angesehn. In seiner frühesten Jugend in einer Schule in Cordoba untergebracht, mit neun Jahren Page der Königin Isabella, befand er sich an Bord des Schiffes seines Vaters, der „Capitana", als Kolumbus am 9. Mai 1502 von Cadix aus für seine vierte Reise in die neue Welt in See stach. Weniger als zwei Jahre nach dieser Reise, die außerordentlich mühselig war, starb Kolumbus in Valladolid. Fernando war damals noch nicht achtzehn Jahre alt, war aber schon sehr bekannt und erwarb sich mehr und mehr die Wertschätzung der Großen. Im Jahre 1514 schenkte ihm König Ferdinand vierhundert indische Sklaven, die für ihn in den Bergwerken arbeiteten. Im Jahre 1520 befand er sich in dem zahlreichen Gefolge, das Karl V. mit sich aus Spanien nach den Niederlanden bringt und erhält eine jährliche Pension von 200000 Maravedis aus der Reichskasse für Indien, als Belohnung für die Dienste, die er in seiner Eigenschaft als Beamter des kaiserlichen Hauses leistet; diese Summe wurde später auf 400000 erhöht. Karl V. betrachtete ihn nicht als einfachen Hofmann, sondern hielt große Stücke auf seine reichen geographischen und kosmographischen Kenntnisse. So wurde er am 15. Februar 1524 zum Mitglied einer Schiedsrichterkommission ernannt, die in Badajoz zusammentrat, um über die Rechte Spaniens und Portugals über die Molukken zu entscheiden. — Zwei Jahre später, im Jahre 1526, stellt ihn Karl V. an die Spitze einer Kommission zur Verbesserung der Seekarten und

Digitized by Google

zur Konstruktion eines Globus, auf dem die jüngst entdeckten Länder eingezeichnet sein sollten; ferner sollte diese Kommission eine Art maritimes Nachschlagswerk über die beiden Indien ausarbeiten. Fernando hatte sich eine schöne Sammlung von Reisebüchern, Seekarten und Reisebeschreibungen zusammengestellt, die dann in den Besitz der Biblioteca Colombiana überging. Der Kaiser erteilte dem Sohn des Kolumbus viele andere ähnliche Aufträge. Am Ende seines Lebens ging Fernando damit um, in Sevilla eine Schule für Mathematik und Navigation zu gründen, die den Namen eines kaiserlichen Kollegs erhalten sollte. Am 20. September 1537 hatte Karl V. ihm eine weitere Pension von 250000 Maravedis bewilligt, die besonders zur Vergrößerung der von ihm gesammelten Bibliothek bestimmt war. Als Antwort auf verschiedene geographisch-technische Fragen des Kaisers über die Kolonien verfaßte Fernando verschiedene Denkschreiben über die Molukken. Er war auch sonst Schriftsteller und schon mit 23 Jahren hatte er ein Werk über politische Geographie, über die Kunst einer Weltumseglung von Osten nach Westen und über die koloniale Zukunft Spaniens veröffentlicht. Sein größtes Werk aber ist die Lebensbeschreibung seines Vaters, die uns aber nur in einer von Alfonso Ulloa verfaßten italienischen Übersetzung erhalten ist, die im Jahre 1571 in Venedig erschien.

In Rom starb am 30. März nach langem Leiden *Edoardo Boutet* im Alter von 57 Jahren. In einem Nachruf heißt es über ihn: Boutet war in Neapel geboren, lebte aber seit langem in Rom. Mehr als dreißig Jahre hindurch war er der geachtetste, aber auch der gefürchtetste Theaterkritiker der italienischen Hauptstadt. Kein Lustspiel und kein Drama wurde in einem italienischen Theater aufgeführt, das nicht, bevor noch die Zeitungen darüber berichteten, von Boutet mit seiner scharfen, etwas bizarren und oft beißenden Sprache kritisiert worden wäre. In diesem kleinen, mageren Mann mit den klaren, lebhaften Augen vibrierte das ganze Feuer eines Apostels, und die Ausübung der dramatischen Kritik hatte für diesen Neapolitaner bei seiner großen Empfänglichkeit für jede Äußerung wahrer Kunst etwas wie die ernste Würde einer heiligen Handlung. Keiner war intoleranter als er gegenüber dem Gewöhnlichen und Armseligen, das unser Theater leider vielfach entehrt; aber keiner war auch empfänglicher als er für jeden künstlerischen Versuch, mangelte es ihm auch an Gewandtheit und Theatererfahrung, sobald er nur darin das geringste Zeichen von Persönlichkeit und Bedeutung zu entdecken glaubte. Gegen die eitle Mittelmäßigkeit von Schauspielern und Schauspielerinnen, gegen traditionelle Torheit gewisser Theatergebräuche hatte Boutet die schärfsten, oft über das Maß hinausgehenden Worte, wie er sich mit allen Mitteln gegen die Indifferenz und Ignoranz des Publikums auflehnte. — Er begann seine journalistische Laufbahn beim *„Corriere del Mattino"*, arbeitete dann am *„Piccolo"*, ging von diesem an den *„Corriere di Napoli"* und kam 1885 nach Rom, um an dem von Edoardo Scarfoglio und Matilda Serao herausgegebenen *„Corriere di Roma"* das Amt des Theaterkritikers zu übernehmen. Unter dem Pseudonym „Caramba" schrieb er dann ununterbrochen Jahre und Jahre hindurch beinahe jeden Abend über Komödien und Autoren, über alte und junge Schauspieler; schrieb in der *„Nuova Rassegna"*, im *„Don Chisciotto"*, im *„Torneo"*, im *„Folchetto"*, im *„Giorno"*, im *„Capitan Fracassa"*, im *„Travaso"*, im *„Avanti"*, in der *„Rivista d'Italia"* und in letzter Zeit auch in der *„Nuova Antologia"*; nie mäßigte er seinen bizarren Stil, nie legte er sich irgendeinen Zwang an, stets mit dem gleichen Sarkasmus. — Von Theaterzeitungen, die er geleitet und gegründet hat, legen außer dem *„Carro di Tespi"* auch die *„Cronache Drammatiche"* und die *„Cronache Teatrali"* Zeugnis von seiner außerordentlichen Tätigkeit ab. An den letzten beiden Zeitungen arbeitete er ganz allein; sie bilden eine reiche und interessante Sammlung von Theateranekdoten und Erinnerungen. Boutet hat auch einige Bücher hinterlassen, unter denen eines der interessantesten die unter dem Titel „Sua Eccellenza S. Carlino" erschienenen Erinnerungen an das Neapolitanische Theater sind. Auch einige Novellen und Romane, die in Theaterkreisen spielen, hat er geschrieben: *„Bimba"*, *„Attrice"*, *„Pulcinella"*, *„Il Madro"* und *„Quidam"*. Zwei kleine bedeutende Schriften hat er den großen italienischen Tragöden Gustavo Modena und Adelaide Ristori gewidmet. Boutet war auch einer der ersten, der in Rom, und somit wohl in Italien überhaupt, Gerhart Hauptmanns „Weber" auf die Bühne brachte. Der Tod dieses etwas eigentümlichen, aber hochgebildeten, unparteiischen und von ernstem Wollen beseelten Menschen hinterläßt eine empfindliche Lücke in dem Theaterleben Roms. —

Zum Schluß möchte ich heute den nachstehenden Aufruf, den ich dem „Marzocco" entnehme, und der sich auf eine Initiative der nationalistischen italienischen Gesellschaft „Leonardo da Vinci" in Florenz bezieht, wiedergeben: „Die hochherzige Anregung der Gesellschaft ‚Leonardo da Vinci', eine große Bewegung ins Leben zu rufen, die sich die Verteidigung aller Werke von Wissenschaft und Kunst, deren Integrität der gegenwärtige Krieg leider verletzt hat, zur Aufgabe macht, hat in Italien die weiteste und angesehenste Anhängerschaft gefunden. Hoffen wir, daß es ihr ebenso in den anderen Ländern gelingen möge, auf die sie jetzt ihre Tätigkeit ausdehnen will, unter den Männern und den Instituten, die die berufensten Pfleger der verschiedenen Kunst- und Bildungszweige sind. Die Zustimmung kann nicht ausbleiben von seiten der Nationen, die, wie Belgien und Frankreich, schon unersetzlichen Schaden erlitten haben, und deren schmerzliche Protestrufe ein Echo der Mißbilligung in der ganzen Welt hervorgerufen haben. Schwieriger könnte die bedingungslose Zustimmung derjenigen Nation erscheinen, die bis jetzt die alleinige Urheberin jener Verwüstungen gewesen ist. Wie man weiß, hat Deutschland seinen Krieg nach den Lehren geführt, die ihm, nicht umsonst, seine eifrigsten geistigen Führer gaben, welche, wie Treitschke, einen so großen Anteil an der Bildung seines jetzigen Nationalbewußtseins gehabt haben. Es ist tatsächlich der

Digitized by Google

bedeutende Historiker, der uns die Weisung hinterlassen hat, daß der Krieg in der heftigsten Weise geführt werden müsse, und der gewisse Systeme härtester Gewalttätigkeit gegen die Menschen, die, wie die Kunstwerke, am Kriege nicht teilnehmen, gerechtfertigt hat. ‚Wenn ein Soldat, der durch ein feindliches Land zieht' — bekennt er offen — ‚nicht weiß, wen er als Soldaten und wen er als Dieb und Räuber ansehen soll, ist er gezwungen, sich grausam und herzlos zu zeigen.' Um aber die Gemüter zu versichern, daß auch die Anhänger solcher Doktrinen ohne irgendein Bedenken, die Vaterlandsliebe zu verletzen, die edlen Vorschläge der Gesellschaft ‚Leonardo da Vinci' unterschreiben können, wird es gut sein, eine posthume Zustimmung Heinrich von Treitschkes selbst zu dem italienischen Manifest zu geben. Es ist unmöglich, daß die nachstehenden Bemerkungen Treitschkes — wir sagen nicht auf den gemäßigten Teil der deutschen Gelehrten —, sondern selbst auf die betörtesten Kreise des Pangermanismus, ohne Wirkung bleiben: ‚Im internationalen Recht steht heute das Prinzip fest, daß die großen Schätze der Kultur eines Staates, die der Kunst und Wissenschaft dienen, als gemeinsames Gut der gesamten Menschheit anzusehen sind und sicher sein müssen gegen Raub und Beute. Wenn es aber nicht erlaubt ist, sie zu rauben, darf es auch unter keinen Umständen selbst der rücksichtslosen pangermanistischen Orthodoxie erlaubt sein, sie zu beschädigen oder zu zerstören'."

Rom, den 6. April 1915. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Dr. *W. P. C. Knuttel,* dem wir den vielbändigen Katalog der Flugschriftensammlung der Haager Königlichen Bibliothek verdanken, hat kürzlich bei M. Nyhoff im Haag ein wissenschaftliches *Verzeichnis der in der Republik der Vereinigten Niederlande verboten gewesenen Bücher* herausgegeben. (*W. P. C. Knuttel,* Verboden boeken in de Republiek der Vereenigde Nederlanden. s'Gravenhage, Martinus Nyhoff, 1914, 8°. Preis 3 fl.) Dieser Katalog, in dem natürlich eine Menge seltener und zum Teil verschollener Schriften beschrieben werden, enthält nicht nur für den Bücherfreund, sondern auch für den Kulturhistoriker eine Fülle des Interessanten. Manchem, der weiß, welch ein Hort der Freiheit die Niederlande in früheren Jahrhunderten gewesen sind und welche nach den damaligen Begriffen gefährliche Werke hier gerade erschienen sind, wird es befremdend erscheinen, daß überhaupt hier Bücher verboten worden sind und daß diese Verbote so zahlreich gewesen sind, daß es sich lohnen konnte, ein Buch darüber zu schreiben.

Aber die Freiheit, die in den Niederlanden herrschte, war keine unbeschränkte. Nur im Vergleich mit den absolutistisch regierten Nachbarstaaten konnte man von einer Druckfreiheit in den Niederlanden reden; da sie aber nicht gesetzlich gewährleistet war, und die verschiedenen politischen Körperschaften, die Staatenversammlungen und die Gemeinden, das Recht hatten, ihnen mißliebige Bücher zu verbieten, so herrschte auf diesem Gebiete große Willkür und es hing in vielen Fällen vom Zufall ab, ob ein Buch verboten wurde oder nicht, wenigstens wenn die politischen Machthaber in dem betreffenden Buch keine Gefahr für sich sahen. Daß umstürzlerische Schriften, die die Sicherheit des Staates oder die öffentliche Ordnung, das heißt die Vorrechte des Patriziates, und dann natürlich die Stellung des Staatsoberhauptes, des Statthalters, in Frage stellten, rücksichtslos unterdrückt wurden, versteht sich von selbst.

Die große Mehrzahl der aufgeführten Bücher ist denn auch politischer Art; meistens Flugschriften, die Staatsangelegenheiten in einer den Regierenden unliebsamen Weise erörterten; sehr zahlreich sind darunter aus der letzten Zeit der Republik, wo es hier infolge der neuen revolutionären Ideen überall gährte, die Pamphlete, die sich gegen den letzten Statthalter richteten. Auch auf das Ausland bezügliche politische Traktate, selbst wenn das Verhältnis Hollands dazu unberührt blieb, wurden zuweilen vom Verbote betroffen; sehr häufig war dann aber erst eine Beschwerde des Gesandten oder Geschäftsträgers der auswärtigen Macht vorhergegangen, die sich durch diese Schrift gefährdet oder beleidigt fühlte.

Es ist interessant, zu sehen, wie streng schon in früheren Jahrhunderten die Niederlande ihre Neutralität, die Gewähr ihrer Unabhängigkeit, nach allen Seiten durch die Verbote solcher für Nachbarstaaten anstößiger Werke handhabten. So finden wir unter den verbotenen Büchern Skandalgeschichten über das ja gewiß nicht ganz einwandfreie Privatleben Ludwigs XV. (Nr. 145) und über *Marie Antoinette,* dann das berühmte posthume Werk von *Fénelon,* „Education royale", das 1734 in Amsterdam bei Magerus erschienen war und das mit solcher Gewissenhaftigkeit noch im selben Jahre eingezogen wurde, daß diese Originalausgabe sehr selten geworden ist. Diese Bücher wurden natürlich Frankreich zuliebe verboten. Den deutschen Höfen gegenüber zeigte man sich aber ebenso entgegenkommend; so wurde 1745 vom Gerichtshof von Holland eine für Friedrich den Großen beleidigende Broschüre („Les Lamentations de Prusias, roi de Bitynie", Nr. 215) beschlagnahmt. Ein Schriftchen in französischer Sprache, das den ausschweifenden Lebenswandel des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, Schillers Gönners, an den Pranger stellen sollte („La pure vérité . . . sur le duc et le duché de Virtemberg. Par Mme la Baronne Douairière de W. Augsbourg" 1765, Nr. 412), traf in Amsterdam im selben Jahre das nämliche Los. Aus einer früheren Zeit datiert das Verbot einer lateinisch geschriebenen Verteidigungsschrift für den Baron Georg Popelius von Lobkowitz („Philaretis Amyntae Codomani Apologia . . . Dicaepoli", 1606, Nr. 31), das 1606 auf Ersuchen des deutschen Kaisers erwirkt wurde. Andere Verbote wurden auf Vorhaltungen der englischen (Nr. 130 und Nr. 141), spanischen (Nr. 32), russischen (Nr. 38 und Nr. 333) und preußischen Gesandten (Nr. 71 und Nr. 163 in 1704) erlassen. Gegen manche schritt aber die Obrigkeit aus eigener Initiative ein, so 1678 gegen die

Digitized by Google

„Histoire du Comte d'Ulefeld", weil in derselben Ausdrücke vorkamen, „die Seiner Königlichen Majestät von Dänemark nicht anders als sehr ‚offensant' sein konnten". Meistens sind diese politischen Schriften von obskuren Skribenten verfaßt; daß ein bedeutender Kopf wie *Mirabeau* der Verfasser war, wie bei der „Histoire secrète de la cour de Berlin", 1787 erschienen und nach dem Vorbild von Paris verboten (Nr. 183), ist eine Ausnahme.

Dagegen finden sich in einer andern Klasse der verbotenen Bücher Werke, die in der Geschichte des europäischen Denkens geradezu epochemachend geworden sind; das Verbot dieser philosophischen wie der theologischen Schriften, die nach den politischen numerisch an zweiter Stelle stehen, war durch die orthodoxe Geistlichkeit veranlaßt worden, die über die Geister dieselbe unumschränkte Macht ausübte wie die Geschlechteroligarchie über das Volk. Aus eigener Machtvollkommenheit konnte die Geistlichkeit jedoch nicht „ketzerische" Werke unterdrücken; dazu bedurfte sie des Armes der weltlichen Obrigkeit, die aber oft nur widerstrebend ihrem fortgesetzten Drängen nachgab und ein Verbot erließ.

Die philosophischen Schriften von Bedeutung, die der kalvinistischen Inquisition zum Opfer fielen, seien hier in chronologischer Reihenfolge aufgezählt. Die ältesten Werke dieser Art sind zwei Schriften von dem holländischen Philosophen *D. V. Coornhert*, der sich als erster seiner Muttersprache zum Philosophieren bedient hat und sich eine philosophische Schulsprache erst hat schaffen müssen; das eine handelt über den Heidelberger Katechismus (1583), das andere ist eine Streitschrift gegen den berühmten Leidener Philologen Lipsius (1591), der der Obrigkeit das Recht zuerkannt hatte, Ketzer zum Tode zu verurteilen. In den beiden Abhandlungen vertritt Coornhert die Rechte der Vernunft gegenüber dem Autoritätsglauben und bricht er eine Lanze für Toleranz und Gewissensfreiheit (Nr. 101 und 102). Der offene Brief, den *Descartes* 1643 an den Utrechter orthodoxen Theologen Voetius gerichtet hatte (Nr. 116), war von der Stadt Utrecht wohl mehr aus persönlichen als aus prinzipiellen Gründen verboten worden; Voetius hatte sich dadurch beleidigt gefühlt, und deshalb schritt die Stadt zum Verbot. Im übrigen erfreute sich Descartes aber der obrigkeitlichen Duldung.

Weniger liberal zeigte man sich aber gegenüber den *spinozistischen* Lehren. Spinoza selbst ließ man zwar aus Mangel an Beweisen unbehelligt, um so strenger ging man aber gegen einen seiner Schüler, den Amsterdamer Arzt *Adr. Koerbagh*, vor, gegen den ein Ketzerprozeß, der spanischen Inquisition würdig, angestrengt wurde, mit dem Erfolge, daß er selber elend im Zuchthaus umkam und seine Schriften, von denen eine noch nicht erschienen, ja noch nicht einmal fertig gedruckt war, konfisziert wurden. Von der nie erschienenen Abhandlung „Een Ligt schynende in duystere plaatsen . . . Amsterdam 1668" befindet sich das einzige bekannte Exemplar im Museum Meermanno-Westreenianum im Haag. *Spinozas* 1670 anonym erschienener „Tractatus theologo-politicus" wurde nach langem vergeblichen Drängen der Geistlichkeit endlich 1674, nach dem Tode Jan de Wits, der seinen mächtigen Arm über den armen Juden gehalten haben soll, vom Haager Gerichtshof verboten, zusammen mit einigen andern „gotteslästerlichen und seelenverderbenden Schriften", unter denen sich eine holländische Übersetzung von Hobbes' „Leviathan" (Amsterdam 1667, Nr. 185) und das bekannte ohne Namen des Autors erschienene Werk von Spinozas Freund *Lod. Meyer* („Philosophia S. Scripturae interpres. Eleutheropolis", 1666, Nr. 309) befanden. Spinozas Hauptwerk, die Ethica, die 1677 in den „Opera posthuma" erschienen war, wurde schon im folgenden Jahre von dem Verbote betroffen „als profan, atheistisch und blasphemant". Merkwürdig ist, daß die holländische Übersetzung von 1677 in dem Beschluß der Staaten von Holland nicht erwähnt wird; das Verbot bezieht sich nur auf die lateinische Originalausgabe. Wie streng das Verbot gehandhabt wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß noch 83 Jahre später, 1761, ein Amsterdamer Buchhändler, der diese lateinische Ausgabe verkauft hatte, zu einer Geldstrafe von 300 Gulden verurteilt wurde.

Beinahe ein Jahrhundert lang herrscht dann Friede zwischen Philosophie und Geistlichkeit, weil auf philosophischem Gebiete nichts erschien, das die Kirche in ihrer Ruhe gestört hätte. Erst als nach der Mitte des XVIII. Jahrhunderts die französische Popularphilosophie ihre zerstörerische Arbeit beginnt, antwortet die Obrigkeit, von der Orthodoxie aufgehetzt, mit Gegenmaßregeln; die Verbote berühmter Werke drängen sich jetzt. Zuerst kommt *Rousseau* an die Reihe; sein „Contrat social" und sein „Emile", die beide 1762 in Amsterdam erschienen waren, wurden noch im nämlichen Jahre vom Verbot betroffen. Gegen das Drucken des „Emile" hatten die Staaten von Holland zuerst keine Bedenken gehabt, und es war sogar schon ein Privileg auf fünfzehn Jahre erteilt worden, das jedoch nach ein paar Monaten wieder zurückgenommen wurde. In der Begründung des Urteils heißt es, das Buch sei im höchsten Maße gottlos, skandalös, ärgerlich und profan und geeignet, die unerfahrene Jugend von dem einzigen Wege zur Seligkeit, nämlich dem wahrhaftigen Glauben an Jesus Christus, abzubringen. Kurzen Prozeß machte man auch mit *Voltaires* Schriften, sein „Dictionnaire philosophique", London 1764, wurde noch im Jahr seines Erscheinens vom Gerichtshof von Holland verboten und vom Scharfrichter öffentlich verbrannt; sein komisches Heldengedicht „La pucelle", London 1764, wurde im selben Jahre eingezogen, „weil enthaltend verschiedene greuliche und lästerliche Opinien, direkt mit Gottes heiligem Wort im Streit". Ebenso erging es der holländischen Übersetzung von seinem „Traktat über die Toleranz" (1765) und seinen „Mémoires" aus dem Jahre 1784.

Von andern philosophischen Werken seien noch erwähnt eine holländische Übersetzung von *Hume*, die 1766 in Rotterdam erschienen war und 1789 in Haarlem verboten wurde, und die *„Oeuvres du philosophe de Sans-Souci"* von 1760, welches „anstößige" Werk im selben Jahre eingezogen wurde; erwähnt sei bei

Digitized by Google

dieser Gelegenheit, daß auch die „Poésies diverses" *Friedrich des Großen* von 1760 vor den maßgebenden Behörden in Amsterdam keine Gnade fanden; ebenfalls 1760 wurde ein Verbot gegen sie ausgefertigt, wie Knuttel vermutet, wegen des großen Platzes, der Voltaire darin eingeräumt wird. Auf die zahlreiche theologische Literatur, meistens remonstrantischer und sozinianischer Richtung, sowie auf die obszönen Bücher näher einzugehen, verbietet uns der Raum; manches merkwürdige Werk findet sich darunter und die Verbote und ihre Begründungen, die der fleißige Zusammensteller der Bibliographie in seinen oft sehr ausführlichen Noten anführt, werfen ein interessantes Licht auf die Art und Weise, wie die Zensur in einem der liberalsten Staaten des alten Europa ausgeübt wurde.

Zum Lobe Hollands muß jedoch hervorgehoben werden, daß die Handhabung der Verbote in vielen Fällen eine sehr laxe war und daß die Behörden in der Praxis oft viel weitherziger und nachsichtiger waren als in der Theorie.

Wie im vorigen Jahre ist auch diesmal wieder im Verlag von S. L. van Looy in Amsterdam ein von *I. Greshof* zusammengestellter moderner holländischer Musenalmanach erschienen, der sich „*Het jaar des dichters*" nennt. Wie man von dem ehemaligen Herausgeber der leider eingegangenen kleinen Zeitschrift „De witte mier", des holländischen Seitenstücks zum deutschen „Zwiebelfisch", nicht anders erwarten konnte, ist auf die Ausstattung dieses Musenalmanaches die größte Sorgfalt verwendet, und wir müssen das neue Werkchen in buchkünstlerischer Hinsicht als besonders gelungen bezeichnen. Der diesjährige Musenalmanach ist mit der schönen Holländischen Mediaeval Letter von S. H. de Roos gedruckt, beim vorigen hatte man sich der Holländischen Mediaeval-Kursiv-Letter bedient. Mir scheint die neue Wahl glücklicher; die kräftige und doch elegante Letter steht fester und ruhiger als die dünnere und zartere Kursivletter, und der Druck ist dadurch deutlicher; vielleicht hätte die Deutlichkeit durch etwas größere Spatien zwischen den einzelnen Wörtern noch erhöht werden können. — Die Dichter, denen Greshof seine Liebe schenkt, gehören fast durchgängig zu dem Kreise jüngerer Talente, die sich in der Verweyschen „Beweging" ein Stelldichein geben. Wir finden dieselben Namen, die uns von dieser Zeitschrift her bekannt sind, vermehrt um einige Neulinge, und den vielsprachigen Übersetzer-Dichter *Nico van Suchtelen*.

Es ist fast ausschließlich reine Gefühlslyrik, die in den Versen dieser Dichter zu Worte kommt. Das Allgemeinste und zugleich das Persönlichste sucht hier durch Klang und Rhythmus und den Zauber der Worte nach einem adäquaten Ausdruck. Die individuelle Seele wird gleichsam zur Weltseele, sie tritt aus den zufälligen Schranken der Individualität heraus und geht ganz im All oder in der Natur auf, deren Gegenstände und deren Geschehen zu Symbolen und Stadien des inneren Erlebens werden, das heißt: die echt lyrische Stimmung waltet vor, für die, wie Byron sagt „high mountains are a feeling". Bei manchen erscheint diese Stimmung als ein ganz klares Alleinheitsgefühl, wie in dem schönen Lied von *Aert van der Leeuw* „Ben ik gestorven", wo der pantheistische Gedanke etwas ungemein Tröstendes hat. Alle Erdenschwere ist bei diesem Dichter überwunden; die Seele schwebt hier frei über Freud und Leid; deshalb wird auch in sehr feiner Weise der Tanz als Symbol ihres inneren Geschehens gewählt. Die Angst des Irdischen ist hier abgeworfen; diese Angst legt sich aber wie ein Alpdrücken auf uns in den Gedichten von *van Eyck*, wohl dem tiefsten und reifsten der Gruppe. Der Schmerz über die Beschränktheit des Ichs, das wie in einen eisernen Ring gebannt sich immer im Kreise zu drehen scheint, erpreßt dem Dichter Verse von erschütternder Tragik. Ein grübelnder, philosophischer Geist „von dunkeler Schwermut trunken", wie Lenau einmal so treffend sagt, erzählt in dem „Epilog" genannten Zyklus das Abenteuer dieses Geistes, aber vom Persönlichen so abstrahiert und in einer außerordentlich einfachen und selbstverständlich klingenden Sprache, daß es als ein allgemein menschliches Erlebnis empfunden wird.

Sanfte Molltöne schlägt *I. G. Danser* in einigen schönen Sonetten an, in denen Sehnsucht und Wehmut zusammenklingen; zum Teil wird hier bestimmtes Erleben deutlich umschrieben, zum Teil wird es durch allgemeine Symbole nur unbestimmt angedeutet. Durch Bilder suchen auch *Elsa Bukowski* und *Nine van der Schaaf* ihr Inneres kundzutun; da Bilder aber immer vieldeutig bleiben, ist alles wie in einen Nebel gehüllt, und darin liegt mit ein Hauptreiz dieser Lyrik. Die schöpferische Phantasie, die dieser Art Dichtung zugrunde liegt, im Gegensatz zu dem Talent anschaulicher Schilderung, herrscht auch in einem gedankenvollen Gedicht „Nachtspooke" von *I. van den Brandeleer-den Beer Portugael* vor.

Nicht so abstrakt, und neben der Innerlichkeit auch die äußere Wirklichkeit mehr zu ihrem Rechte kommen lassend sind die Verse von *I. C. Bloem*, doch sind die hier eingeflochtenen Schilderungen wie zum Beispiel in dem Gedicht „Eenzaamheid", wo besonders der Anfang sehr suggestiv ist, skizzenhaft-impressionistisch, nicht naturalistisch-ausführlich. Denn die äußere Wirklichkeit liefert nur den Rahmen und die Anregung; die Hauptsache bleibt auch hier das Seelengemälde. — Das bloß beschreibende Element hat die Oberhand in den Gedichten von *Jan van Nylen*; für so behaglich-breite Schilderungen und Aufzählungen sind die altmodischen schleppenden Alexandriner, die der Dichter für einen Hymnus an die Nacht (Beminnelyke nacht) gewählt hat, ein sehr geeignetes Versmaß. Waltet hier und in anderen Gedichten, wie besonders in den beiden porträtmäßigen Sonetten, eine kühle objektive Stimmung vor, in den Versen von *François Pauwels* verrät sich ein leidenschaftlicheres Temperament, das an scharfer Charakterisierung und dramatischer Zuspitzung Gefallen findet. Die Art und Weise, wie er die alten Klatschweiber in „Commères" porträtiert, erinnert an Daumier, so plastisch und lebend sind diese Typen gezeichnet. Ein außerordentlich kräftiges Charakterisierungstalent, das von einem starken menschlichen Empfinden getragen wird, zeigt der Dichter ferner in dem Gedicht „De Blinde", das durch seine Knappheit

Digitized by Google

wie eine kleine Tragödie wirkt. Mehr melodramatisch und etwas lang ist „de nachtelyke sleepster".

Humoristische Auffassung, Neigung zur Selbstironie und ein gewisses Talent der Kleinmalerei begegnen in den originellen Versen von *W. van Doorn*; der nüchterne, kritische Verstand hat hier mehr Anteil als das Gefühl; deshalb fehlt hier das Unmittelbare und klingen die Verse etwas gemacht. Aus dem Verstand geboren sind auch die zionistischen Gesänge von *Jac. Israel de Haan*, versifizierte Aufrufe an die verschiedenen europäischen Völker, den Juden nicht die Bildung eines selbständigen Staatswesens in ihrer alten Heimat zu verwehren; auch an Deutschland, „das Eisenwege durch Babylon längs Bagdad seewärts bahnt", ergeht der Apell: „Laat ons Land los". Aber nicht als Bittender erhebt Haan seine Stimme, er fordert nur, was Israel als Recht zukommt. Ich bemerke nur, daß diese politischen Verse vor dem Krieg entstanden sind. Fremdländischen Einfluß vermag ich in diesem Bande Lyrik nicht zu erkennen; nur in einem meisterhaften Gedicht von *J. Jac. Thomson* wird man durch das eigentümliche Versmaß sowie die Stimmung und den religiösen Gehalt an Eichendorff erinnert; der eigenartige Wechsel zwischen vier- und dreifüßigen Jamben findet sich zum Beispiel in dem Eichendorffschen Gedichte „Letzte Heimkehr", allerdings in anderer Verbindung. Zum Schluß sei erwähnt die kleine Ballade von *Geerten Gossaert*, die durch ihre wortkarge Gedrungenheit mit den Balladen von Schaukal eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Wer sich für moderne holländische Lyrik interessiert — auf diesem Gebiete leistet Holland wirklich Bedeutendes — dem sei der kleine so geschmackvoll ausgestattete Musenalmanach von Greshof angelegentlichst empfohlen; er wird ihm Augenblicke reinsten Genusses bescheren.

Amsterdam, Anfang April. *M. D. Henkel.*

Neue Bücher.

Willi Geiger, „Unseren Helden 1914." *Graphik-Verlag, München, G. m. b. H.* M. 30, handsigniert M. 70.

Was die bildende Kunst bisher aus dieser großen Zeit geschöpft hat, entspricht fast durchweg dem Gemeinempfinden der wenn nicht mit dem eigenen Leib so doch mit dem übervollen Herzen am Krieg beteiligten Menge. Es hat darum den Vorzug der leichten Verständlichkeit, wogegen man die persönliche Künstlernote meist vermißt. Zu den wenigen Leistungen aus dem gegenwärtig alles beherrschenden Stoffgebiet, denen man Persönlichkeitswert zubilligen darf, gehören die Willi Geigers, gleichviel wie man sonst über ihn und seine Kunst denken mag. Seine zehn Steinzeichnungen „Unseren Helden 1914", denen sich noch ein weiteres ganz im selben Stil gehaltenes „Gedenkblatt an unsere Pferde" zugesellt, beweisen, daß ihm der gegenwärtige Völkerkampf zum stärksten subjektiven Erlebnis geworden ist. Die Blätter sind ganz oder doch großenteils auf dem Kriegsschauplatz selbst entstanden, unter dem unmittelbaren Eindruck des Verlusts eines gegen die Franzosen gefallenen Bruders. Die Not der Kämpfenden, die Leiden der Sterbenden, die Trauer der Hinterbliebenen — das ist es, was sein Stift zu besonders ergreifendem Ausdruck zu bringen weiß. Soldaten, die sich eine Waldrampe hinaufarbeiten, Erdarbeiter im Schützengraben mit dem Ausdruck des Entsetzens, der äußersten physischen Anspannung auf den Gesichtern — das sind Gestalten, die sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägen. Ein anderes Blatt, wohl das schönste der Mappe, stellt die Grablegung eines Gefallenen dar in vollendeter, bei Geiger keineswegs immer selbstverständlicher Übersichtlichkeit der Gruppierung und Rundung der Komposition. Die Anlehnung an die christliche Überlieferung tritt hier und in dem „Dolorosa" betitelten Blatt deutlich hervor (vgl. Geigers Zyklus „Kreuzigung"). Ein anderes Blatt zeigt übereinander zwei Gruppen trauernder Frauen, die sich wie die Vorstudie zu einer plastischen Allegorie der Klage ausnehmen. Das eigentliche kriegerische Element vertritt am stärksten die den Pferden gewidmete Zeichnung, auf der feindliche Bajonette die Leiber der sich hoch aufbäumenden Edeltiere durchdringen. Sonst spielen sich die Gefechte in nebelhafter Ferne ab, durch einen Wall starrender Bajonette eindrucksvoll versinnlicht.

Wie fast die gesamte Graphik Geigers sind auch diese Steinzeichnungen skizzenhaft gehalten und in der ihm eigentümlichen Weise mit absichtlicher Primitivität stilisiert. Gleichgültigkeit wird er kaum bei irgendeinem Beschauer erregen: starke Bewunderung pflegt mit schroffer Ablehnung oder dem ehrlichen Bekenntnis völliger Verständnislosigkeit zu wechseln. Und doch muß man auch einer solchen Ausnahmeerscheinung gegenüber versuchen, zu einem objektiven Urteil zu gelangen. Reichtum an Ideen, Eigentätigkeit der Phantasie, Kraft des inneren Lebens, Schwung der Linie und nicht zuletzt souveräne Herrschaft über die Körperbewegung stehen auf der einen Seite: auf der andern Bizarrerie eines für die eigene Person zurechtgemachten Stils, Verzerrungen, eine impressionistische Art, Gedanken hinzuwerfen, ohne daß er sich die Mühe nimmt, sie auszuführen, und als Folge davon eine nur selten restlos überwundene Dunkelheit im Ausdruck. Das alles spiegelt sich auch in Geigers Kriegsbildern wieder. Sie fordern die ästhetische Kritik heraus und packen doch jeden unwiderstehlich, der nicht mit hoffnungslosen Vorurteilen von der alten Kunst her an sie herantritt. *R. Krauß.*

Heinrich Heines Briefwechsel, herausgegeben von Friedrich Hirth. Erster Band. *München* und *Berlin*, bei *Georg Müller*. 1914. 644 Seiten. Geheftet M. 7, in Halbleder M. 10.

Über den Briefen Heinrich Heines hat ein Unstern gewaltet. Der größte Teil seines Nachlasses blieb in den Händen der Gattin Mathilde, der Öffentlichkeit vorenthalten; die Familienbriefe wurden von den Brüdern, dem Schwager Embden und dem Vetter Karl aus selbstischen Gründen teils vernichtet, teils ver-

Digitized by Google

fälscht; die Korrespondenz mit dem Verleger Campe durfte nur so das Licht der Öffentlichkeit erblicken, wie es dem Brotherrn des Dichters angemessen erschien; vieles zerflatterte in die Weite des Autographenhandels und ging für immer verloren oder erschien nur in fragwürdiger Gestalt. Die ersten Herausgeber walteten, mit Ausnahme Laurs und, bedingt, Strodtmanns, dilettantisch ihres Amtes. Und doch besteht ein starkes Bedürfnis vollständiger Kenntnis der Briefe Heines. Ganz richtig hat schon 1838 Gustav Pfitzer bemerkt, Heine trete in seinen Schriften gleichsam immer im Ballstaat auf. Nur die privaten Äußerungen lassen seinen unverstellten Charakter erscheinen. Zwar leuchtet der durch unerfreuliche Eigenschaften mannigfach entstellte Charakter auch dort, wo er sich vor dem Publikum möglichst günstig darstellen will, durch die Masken des liberalen Politikers, des Anwalts der Wahrheit und der hohen Kunst, des verfolgten Patrioten und des zartsinnigen, edlen Gefühlsmenschen; aber um die Linie festzustellen, auf der bei Heine Schein und Wahrheit sich trennen, dazu sind seine Briefe das beste, ja fast das einzige Hilfsmittel. Darüber hinaus haben sie die gleiche Bedeutung wie die intimen Zeugnisse jeder Persönlichkeit, obwohl Heine als Briefschreiber nicht zu den ihr Innerstes frei Ergießenden zählt. Im Grunde kommt allein der Witz, die Leichtigkeit der Assoziation, in den Briefen als kennzeichnende Sonderbegabung zur Geltung; heiße, aus der Tiefe der Brust quellende Gefühlsergüsse, große weite Gedanken sucht man vergebens, und nur Haß und Spottsucht durchbricht die kühle Geschäftsstimmung. Das gilt nicht von den Briefen der frühesten und der letzten Zeit; aber im Verhältnis zur Masse bedeuten sie einen so kleinen Bruchteil, daß der Gesamteindruck dadurch kaum verändert wird. Liebesbriefe fehlen ganz; es ist, als ob Heine den meisten Frauen nichts anderes zu sagen hätte, als was seine Dichtung ihnen immer wieder zuruft: das Begehren nach ihrem Besitz. Das Hauptthema bleibt von Anfang bis zu Ende die leidige Geldnot und in enger Verbindung damit die Versuche, das gottbegnadete Talent und die persönlichen Beziehungen so lukrativ wie möglich auszunützen. Alles das ließ sich schon an den früheren Publikationen Heinescher Briefe feststellen; aber diese Hirthsche Sammlung wird es einleuchtender als je zuvor erweisen. Das lehrt neben den Briefen des ersten Bandes, der bis zur Übersiedlung Heines nach Paris reicht, die große, 139 Seiten zählende Einleitung. Sie berichtet mit mannigfachen interessanten Exkursen von den Schicksalen der Heinebriefe, hier und da wohl etwas zu scharf die Splitter im Auge der Vorgänger unter die Lupe nehmend, dann von den überraschenden Vermehrungen, die dank dem Spüreifer und dem Finderglück Hirths dem bisherigen Bestande zuwachsen. Es handelt sich dabei nicht nur um vielfach berichtigte und ergänzte Fassungen früher mangelhaft publizierter Briefe; eine überraschende Zahl neuer ist zum Vorschein gekommen und wird auf lange Zeit der Ausgabe, in der sie zuerst gedruckt werden, den Vorrang sichern. Hirth will vollständig sein in bezug auf alle brieflichen Äußerungen Heines, zu denen er auch Stammbuchblätter, Widmungsworte in Büchern und ähnliches rechnet. Eine Ausnahme soll nur in bezug auf die in den „Heine-Reliquien" (Berlin 1911) zuerst erschienenen wichtigen Briefe gemacht werden. Die Begründung für das Fortbleiben dieser Stücke (Seite 80) erscheint mir ganz unzulänglich; sollte nicht der Schutz, den ihnen das Urheberrecht jetzt noch gewährt, die entscheidende Ursache ihres Fehlens sein? Aber es ist andrerseits nicht einzusehen, weshalb Hirth diesen Sachverhalt nicht offen mitgeteilt hätte, wenn dem so wäre. Eine genauere Prüfung der stattlichen, in dem ersten Bande geleisteten Arbeit wird erst möglich sein, wenn die Anmerkungen zu ihm, die der zweite bringen soll, vorliegen. Schon jetzt aber kann man den Grundsätzen der Herausgabe im allgemeinen beipflichten, selbst dem für wissenschaftlichen Gebrauch in der Tat hier und da hinderlichen Fehlen eines vollständigen textkritischen Apparats, wenigstens unter der Voraussetzung, daß Hirth über frühere Drucke, Fundorte, äußere Beschaffenheit und zweifelhafte Stellen das Erforderliche beibringt. Dagegen muß die ausschließliche Verwendung der Antiqua als wirklicher Mangel der an sich schön gedruckten Ausgabe bezeichnet werden, und zwar sowohl vom Standpunkt des Forschers wie von dem des nur genießenden Lesers. Die Wiedergabe des aus deutschen und lateinischen Lettern gemischten Schriftbildes wird unmöglich (und das heißt auch so manche Betonungsnuance unkenntlich machen), außerdem aber ist, wenigstens für mein Empfinden, die Antiqua überhaupt ein der Zeit und dem Wesen Heines nicht entsprechendes typographisches Ausdrucksmittel. Die von Hirth ins Feld geführte Rücksicht auf nichtdeutsche Leser kommt gar nicht in Betracht. Wir wissen, daß derjenige, der des Deutschen so weit mächtig ist, daß er unsere Dichter und ihre Briefe in ihrer Sprache zu lesen wünscht, sie sogar lieber in der Fraktur, die mit dem deutschen Wortbild für seine Vorstellung eng verbunden ist, erblickt. Fünfzig Bilder und fünf Faksimiles sollen die vier in Aussicht genommenen Bände schmücken. Hoffentlich „schmückt" die folgenden auch ein Verzeichnis der in ihnen enthaltenen Briefe, das man im ersten schmerzlich vermißt.

G. Witkowski.

Der 70er Krieg. Der Feldzug 1870/71 in Schilderungen der Mitkämpfer. Mit vielen Karten und mit verbindendem Text von Oberst *J. Hoppenstedt.* Mit Einleitung von Generalfeldmarschall *von der Goltz.* 1.—30. Tausend. *Der Gelbe Verlag* in *Dachau bei München.* VIII, 447 Seiten. Geheftet 1,90 M., gebunden in Halbpergament 3,— M.

Was wir jetzt lesen sollen, muß zu dieser Zeit eine Beziehung haben, sei es in unmittelbarem Entstehen aus ihr, sei es kraft der Eigenschaften der Analogie und des Gegensatzes zu dem überwältigenden Geschehen, dessen wir Zeugen werden. Aus den Berichten der Glücklicheren, die in West und Ost dem Vaterlande dienen dürfen, strömt uns die Welle der großen Erlebnisse mit ihrer ganzen stürmischen Kraft entgegen, fast überstark für das Miterleben. Gleichsam ab-

Digitized by Google

geklärt durch die verflossenen Jahre trifft uns der gleiche Strom vaterländischer Gesinnung, todverachtenden Heldentums in den Schilderungen der Kämpfer von 1870/71, die in diesem billigen und reichhaltigen Bande durch den Obersten Hoppenstedt vereinigt, mit erläuternden Überleitungen und Kartenskizzen bereichert worden sind. In den verschiedenartigsten Zeugnissen, stammend von König Wilhelm und Bismarck bis zum einfachen Krieger, zieht der Siegeslauf an uns vorüber und stärkt die Empfindung für das Ungeheure des Ringens von heute an dem Maßstab der einstigen Großtaten. G. W.

Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote. Ein großes Leben in bunten Bildern. Von Dr. *Paul Liman*. Mit 242 Abbildungen und 20 ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. Verlegt bei *Strecker & Schröder* in *Stuttgart* im Jahre des hundertjährigen Geburtsfestes Bismarcks und des deutschen Krieges 1915. 4°. XI, 300 Seiten. Geheftet 12,50 M., in Leinen 14 M., Liebhaberausgabe (100 Exemplare in Halbleder) 30 M.

Über den Politiker und Tagesschriftsteller Paul Liman wird man sehr verschiedene Urteile vernehmen können. Aber dieses Buch darf auf allgemeine Zustimmung rechnen, weil es, unbeeinträchtigt durch irgendwelche persönliche Eigenschaften des Verfassers, einen glücklichen Gedanken in glücklicher Verkörperung darstellt. Dieser Gedanke war: die kaum erfaßbare geschichtliche Größe Bismarcks der geistigen Sehkraft des Durchschnittsmenschen in dem verkleinernden, doch nicht verzerrenden Spiegel der Anekdote und des Scherzbildes anzupassen, ohne daß doch etwas wie eine der vielen Sammlungen von Bismarck-Bildchen und Bismarck-Geschichtchen dabei herauskommen sollte. Liman erfüllt diese Anforderung in der Tat, indem er hinter dem Sonderwesen seiner ungemein fleißigen Sammlung das große Epos der Lebensgeschichte Bismarcks vorüberziehen läßt. Von da aus wird auch über das an sich Unbedeutende und Momentane der Ewigkeitsschimmer ergossen, der mit seinem Glanz alle Farben zur Einheit großen Erlebens stimmt. Ich habe das Buch unmittelbar nach einem erneuten Lesen der unsterblichen „Gedanken und Erinnerungen" genossen und mich dabei auf gleicher Höhe des Eindrucks empfunden, wenn auch die Erreger in beiden Fällen verschieden waren. Dies wäre nicht möglich gewesen, hätte Liman nicht den Poliker gänzlich hinter dem Erkenner und Bewunderer des Großen verschwinden lassen, sichtlich bestrebt, den neuen deutschen Sinn unserer Tage auch hier über alle Kleinheit der Parteimeinung triumphieren zu lassen. Was im Zeitalter Bismarcks (das, wie es scheint, mit dem 1. August 1914 endete) kaum möglich gewesen wäre, ist erreicht worden: der Hundertjährige steht als ein völlig den Gegenwartskämpfen entzogener Held der Vergangenheit vor unserm Auge. Dabei fehlt aber doch die Wärme der persönlichen, aus innigster Liebe entstammenden Empfindung nicht. Liman zählte ja zu denen, die dem greisen Bismarck nahen durften, und von dieser Erinnerung wird namentlich das letzte Hauptstück „Nach der Entlassung" bestrahlt, wie auch

alle anderen von der genauen, aus innigem Versenken in den Genius und die Zeugnisse seines Lebens stammenden Sachkenntnis durchleuchtet sind. Als vereinzelter, ganz unbedeutender Fehler sei angemerkt, daß in der bekannten Äußerung Bismarcks über Fraktur und Antiqua die lateinischen Worte *„more vernaculo"* auf Seite 229 nicht mit *„nach allgemeiner Sitte"*, sondern durch *„nach einheimischer* (oder *deutscher*) *Art"* wiederzugeben waren. Weit störender als solch ein kleiner sachlicher Mangel sind aber die zahlreichen, zum Teil den Sinn der Anekdoten völlig verfälschenden Schreib- oder Druckversehen. Der reichhaltige Bilderschmuck, in diesem Falle mehr als Schmuck, ist aus einer Sammlung von mehr als 12000 Blättern mit sicherem Werturteil gewählt und musterhaft wiedergegeben, das Werk als Ganzes, bis auf die oben gerügten Nachlässigkeiten, eins der wenigen, die man in der großen Bismarckliteratur als würdige und berechtigte Erzeugnisse verständnisvoller Verehrung bezeichnen darf. G. W.

Wilhelm Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. Neunte und zehnte Auflage, herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. Zwei Bände mit 152 Bildern auf 40 Tafeln. *Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung*. XVIII, 660; X, 716 Seiten. M. 13,50, gebunden in Leinwand M. 17.

Seit 1866 hat sich Lindemanns deutsche Literaturgeschichte ihr Ansehen bei den Katholiken gewahrt, beruhend auf dem ungewöhnlich vollständigen, zuverlässigen Bilde der Gesamtentwicklung und dem, soweit es die gegebenen Voraussetzungen zuließen, selbständigen und gerechten Urteil des verstorbenen Oberpfarrers. Nach seinem Tode hat sich nach anderen Anselm Salzer des verwaisten Geisteskindes angenommen, und seit der achten Auflage liegt seine Pflege in den Händen Ettlingers, der neben der Fortführung der Arbeit seiner Vorgänger auch die neueren wissenschaftlichen Grundsätze in vorsichtigen Änderungen zur Geltung kommen läßt. Freilich ist auch in dieser Hinsicht von voraussetzungslosem Erkennen nicht die Rede, weil nur einer idealen, religiös fundierten Weltanschauung das Daseinsrecht gewährt wird und so an die Stelle historisch-ästhetischer Maßstäbe, die nach unserer Überzeugung allein an Kunstwerke gelegt werden dürfen, eine wesensfremde Jurisdiktion tritt. Ob damit der Belehrung des bei weitem größten Teils der deutschen Leser praktisch besser gedient wird, ob also Bücher von der Art des Lindemann-Ettlingerschen volkspädagogisch das richtige bieten, darüber wird schwerlich ins klare zu kommen sein. Jedenfalls sind es in diesem Falle nicht die Vertreter der „idealen" Weltanschauung, die sich für die ideale Forderung einsetzen, sondern die von ihnen bekämpften Realisten. In bezug auf die Sorgfalt der Angaben, die geschickte Anordnung und die Auswahl des Stoffes kann Ettlinger hohes Lob mit den bei jeder Arbeit dieser Art selbstverständlichen kleinen Einschränkungen ernten, nicht zum wenigsten für die reichen bibliographischen Nachweise. Hier und da muß die Fülle dieser Angaben

Digitized by Google

verwirren. Es wäre besser, den Leser statt auf die Unzahl von Goethe- und Schillerausgaben lieber mit kurzer Kritik auf einige wenige hinzuweisen. G. W.

Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten mit einem Anhang von Briefen. In Verbindung mit *A. v. Brauer* gesammelt von *Erich Marcks* und *K. A. v. Müller*. *Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.* 1915.

Die Bismarck-Veröffentlichungen H. v. Poschingers, in immer eilfertiger werdenden Büchern gesammelt, haben die Beiträge zur Bismarckbiographie, die in einer losen Aneinanderreihung persönlicher Aufzeichnungen von Briefen, Urkunden, Zeitungsausschnitten bestehen, vielen wenig begehrenswert gemacht. Aber der Grundgedanke der Poschingerschen Bismarcksammlungen war ausgezeichnet und die von ihm geleistete Arbeit wird, wenn sie erst einmal gründlich gesichtet sind, keine verlorene sein. Bismarcks Gestalt hat auch im brieflichen und persönlichen Verkehr eine Größe, die an den vielen kleinen Bausteinen zum Denkmal des deutschen Menschen Bismarck in dieser oder jener Form immer wieder erkennbar wird. Und die Fülle seines Geistesreichtums wirkt mit schöpferischer Kraft ebenso in der Betrachtung großer weltgeschichtlicher Zusammenhänge wie kleiner menschlicher Erlebnisse. Der Staatsmann hat uns als ein Vermächtnis seine „Gedanken und Erinnerungen" hinterlassen, die umfangreichste Staatsschrift, die wir ihm verdanken. Aber in den Äußerungen seines persönlichen Verkehrs, in seinen Briefen, Reden, Unterhaltungen hat er nicht allein eine Ergänzung dieser Aufzeichnungen für die Geschichtsforschung gegeben, als welche sie der Historiker zunächst betrachtet. In ihnen hat er die Bruchstücke einer anderen Art von Lebenserinnerungen sich zerstreuen lassen, aus denen er ein Gegenstück zu den Memoiren Saint-Simons hätte gestalten können, wofern er des ehrgeizigen Hofmanns unerfüllte Hoffnungen in den dicken Bänden seiner Tagebücher hätte verschließen müssen. Die Bemerkungen und Hinweise, geflügelten und gelegentlichen Worte Bismarcks haben gewiß oft nur Wert für die Zeitgeschichte, oft nicht einmal für sie, denn diejenigen, die mit dem großen Manne in Berührung kamen, haben mancherlei Gleichgültiges verzeichnet. Das ergibt sich schon daraus, daß sie eben vielfach den historischen Moment einer Begegnung mit Bismarck für den Schreiber oder seinen nächsten Kreis dem Gedächtnis erhalten wollten, wobei dann das Guten Tag, Wie geht es Ihnen? und Leben Sie wohl nicht fehlen kann. Aber, wenn man von dergleichen Belanglosigkeiten, die für eine Darstellung Bismarcks im geselligen Verkehr immerhin nützlich sind und von denjenigen Bismarckworten, die politischer Selbstzweck waren, absieht, bleibt doch überall, wo ein verständiger Mann über die ihm von Bismarck gemachten Mitteilungen berichtet, soviel des Behaltenswerten übrig, daß die Ausführung eines Werkes, das Bismarcks zerstreute Äußerungen über das Leben und seine Zeit zusammenfaßt, einen schönen Wunsch erfüllen würde. Dazu genügt freilich nicht die Form einer Blütenlese mehr oder weniger bekannter Bismarckworte, es müßte schon eine methodisch prüfende und sondernde Zusammenstellung sein. —

Das angezeigte Buch ist nach einem gut entworfenen Plan gut ausgeführt worden. Es hätte nach der Absicht seiner Herausgeber noch umfangreicher werden sollen, das zum Kriegsjahr gewordene Bismarckjahr hat ihm, wie die Vorrede beklagt, manchen erwünschten Mitarbeiter entzogen. Hoffentlich bietet sich bald die Gelegenheit zu einer Fortsetzung dieses ersten Bandes, dessen Inhalt auf sie begierig macht. Er enthält die Bismarckerinnerungen von R. Krauel, L. Raschdau, A. v. Brauer, G. Michahelles, Ferdinand Freiherrn von Stumm, Fürst Henckel v. Donnersmarck, Freiherr v. Maltzahn-Gültz, also von Männern, die dienstlich und außerdienstlich in den letzten Jahrzehnten von Bismarcks Leben die Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen. Weiterhin die Jugenderinnerungen Reinhold v. Thadden-Trieglaffs, die Erinnerungen einer treuen Freundin des Bismarckschen Hauses, der Gräfin Christa Eickstedt, des Hof- und Dompredigers Dryander und des Bismarckarztes Schweninger. Einmalige kurze Gelegenheitsbegegnungen, mit deren Wiederholungen Poschinger sehr viel nützlichen Platz verschwendete, fehlen hier ganz, so daß sich die Reihe der Einzelaufzeichnungen zu einem charakteristischen Gesamtbild zusammenschließt, dessen geschichtlichen Hintergrund K. A. v. Müllers Beiträge zur äußeren Politik Bismarcks in den achtziger Jahren liefern. Bismarck selbst steht im Mittelpunkte der Sammlung mit zwei bisher unbekannten Gesandtschaftsberichten aus der Pariser Zeit und zwei von ihm verfaßten Zeitungsaufsätzen zur bulgarischen Frage. Aussprüche aus den 1880–84 geführten Unterhaltungen des Fürsten mit seinem damaligen Hamburger Arzt Dr. Cohen und aus denen mit der Gräfin Eickstedt schließen sich mit einigen Briefen des Fürsten und der Fürstin an.

A. v. Brauer hat noch einen kleinen Aufsatz über Bismarcks Schreibweise beigesteuert, der eine selbstständigere Ausführung verdient. Bismarck in Rede und Schrift war ein langsamer Wortepräger und des Bilderreichtums seiner Sprache wegen, für den auch dieses Buch der Erinnerungen viele Beispiele gibt, darf man ihn einen Dichter nennen, der die Anschaulichkeit seiner Lebens- und Weltweisheiten durch die frischesten Vergleiche zu erhöhen verstand.

Das neue Urkundenwerk wird in allen Bismarcksammlungen den ihm gebührenden Platz finden. Leider fehlt ihm ein Namens-, Orts- und Sachverzeichnis. Auch hätten mit der Bismarckliteratur vertraute Herausgeber, wie Marcks und v. Müller, durch erläuternde Parallel-Anmerkungen, besonders zu einigen schroffen Urteilen des Fürsten, jedenfalls nicht wenigen Lesern einen sehr großen Gefallen getan. Für eine neue Auflage wäre eine derartige kurze Erläuterung jedenfalls sehr willkommen. (Zwar steht auf dem Titelblatt Dritte Auflage, doch handelt es sich dabei wohl nur um die leider in Deutschland immer beliebter werdende Ausgabenzählung der Abzüge vom gleichen Satz, also um eine nur buchhändlerische Maßnahme.) G. A. E. B.

Digitized by Google

Viertes Jahrbuch der *Schopenhauer-Gesellschaft.* Ausgegeben am 22. Februar 1915. *Kiel, Verlag der Schopenhauer-Gesellschaft.*

Die Bildung Schopenhauers war die eines Gelehrten und eines Weltmannes. Er selbst hat Zeit seines Lebens den größten Wert darauf gelegt, daran zu erinnern, daß der Mensch, der Philosoph, der Schriftsteller Schopenhauer nicht mit einem deutschen Stubengelehrten verwechselt werden solle. Und seine Werke zeugen ebenfalls dafür, sie wirken, von den Jahren ihres Bekanntwerdens an, durch ihren freien, klaren und leicht verständlichen Stil auf den „Laien", dessen Abneigung gegen die „Fachphilosophie" sie überwinden. Das zeigt sich auch sehr deutlich in den Bänden des Schopenhauer-Jahrbuchs, in der die Gemeinde des Meisters sich bald mehr, bald weniger dazu berufen, zum Wort meldet und in der verschiedensten Weise sich mit dem Problem Schopenhauer und mit seinen Problemen auseinander zu setzen bemüht. Der Inhalt dieser Bände ist recht ungleichmäßig und ein billiger Einwand gegen sie wäre leicht: die Schopenhauerschüler seien vorwiegend Dilettanten. Es wäre darauf freilich zu erwidern, daß dieser Einwand noch keine Widerlegung des Philosophen Schopenhauer und vielleicht sogar seine Empfehlung bedeuten könne. Jedenfalls findet sich auch in dem angezeigten Bande mancher wertvolle Beitrag und da es die Absicht des Herausgebers ist, das Jahrbuch zu einem getreuen Spiegel der Einwirkung Schopenhauers auf die Gegenwart zu machen, wird man seine ganz unparteiische Zurückhaltung nur loben können, selbst dann, wenn man wünschen möchte, daß solche Einwirkung sich anders als in manchen Beiträgen, zumal anders als in manchen Beiträgen der früheren Jahrgänge geäußert hätte. Auch diesmal bereichern einige Gaben aus den Gwinnerschen Schopenhauerschätzen das Jahrbuch: Nachbildungen des von Schopenhauer in sein Exemplar der „Numancia" des Cervantes eingeschriebenen, von ihm „Kopfstimme" überschriebenen Sonettes von A. W. v. Schlegel, dem er eigene Verse als „Bruststimme" gegenübersetzte und einer Seite aus Schopenhauers „Byron" mit Randschriften des Philosophen. Ein bisher wenig bekanntes Schopenhauerbildnis schmückt außerdem den Band. G. A. E. B.

Kleine Mitteilungen.

Walter Crane †. Ein fast Siebzigjähriger ist Walter Crane in London gestorben. Er gehörte als Maler noch zu den Präraffaeliten. Diese Kunstschule hat von Rossetti zu Burne-Jones, von diesem zu Crane keine aufsteigende Entwicklung gehabt und auch der junge Crane ist bedeutender als der alte gewesen. Gegenüber der Herbheit Rossettis ist sie immer mehr in eine glatte Süßlichkeit hineingekommen, in einen verenglischten Modegeschmack. Da, wo ihr Einfluß am größten und weitwirkendsten gewesen ist, auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, hat auch Crane Hervorragendes geleistet. Aber er ist kein zweiter Morris geworden, dessen gewissenhafter und tüchtiger Schüler er war So hat er sich um die Buchkunst mancherlei und vielseitige Verdienste erworben, als Theoretiker, der immer wieder für ihre neuen Ziele eintrat und als Praktiker, der gutes leistete, Einbände und Vorsatzpapiere entwarf, besonders gern den Buchschmuck pflegte und Illustrationen ebenso für Kinderbücher wie für Liebhaberausgaben zeichnete. Alles in allem eine fleißige und gewinnbringende Lebensarbeit, die die Anerkennung der Buchkunstfreunde verdient. Ein Hauptwerk, das die Krönung dieser Arbeit sein könnte, hat sie nicht hervorgebracht. Und wenn wir in der reichen Tätigkeit von William Morris etwa mit dem „Chaucer" seiner Presse, der deren Erzeugnisse und Wirkung ja keineswegs ausschließlich kennzeichnet, auf einen Höhepunkt weisen können, der allen erkennbar des Meisters Bemühungen um die Ausgestaltung des schönen Buches zeigt, so ist das bei den viel ausgedehnteren buchgewerblichen Arbeiten seines Schülers unmöglich — es sei denn, daß ein paar besonders ansehnliche Stücke hier als Hauptarbeit gelten sollen, die indessen mehr Bücher größeren Maßstabes als Bücher Cranes von größerer Bedeutung sind. G. A. E. B.

Kalendermacher und Propheten. Es ist nicht ganz leicht zu bestimmen, wo die auf verstandesmäßige Weise vermuteten Voraussagungen der Zukunft sich von den gefühlsmäßig gewonnenen und den als übersinnlich erscheinenden „Prophezeiungen" trennen. Wer daraufhin die gegenwärtige Kriegsliteratur durchmustert, die hierzu reichen Stoff liefert, wird bald einsehen, daß die systematische Trennung, die vorzunehmen wäre, um alle Prophezeiungen als solche auszusondern, gar nicht so einfach wäre. Das ist vielleicht auch der Hauptgrund, weshalb wir mit Ausnahme einiger in letzter Zeit erschienener guter Einzeluntersuchungen noch immer keine bibliographisch-kritisch unvoreingenommene Gesamtdarstellung der Prophetenliteratur mit allen ihren merkwürdigen Ausläufern besitzen, unter denen die Periodica die merkwürdigsten sind, schon der Ausdauer ihrer Herausgeber im Weiterprophezeien und der treubleibenden Leser wegen. Die Veröffentlichung von Prophezeiungen als Jahrbuchunternehmen oder in ähnlicher regelmäßiger Folge hat bereits im XV. und XVI. Jahrhundert ebenso seine merkantile wie seine methodische Ausgestaltung erfahren. Sich gegenseitig bekämpfende und ihre Voraussagungen anzweifelnde Konkurrenzunternehmungen unter fast gleichlautendem Namen oder am gleichen Ort, im gleichen Verbreitungskreise machen es noch erstaunlicher, daß sich dergleichen Büchlein, deren Richtigkeit doch von Jahr zu Jahr nachprüfbar war, erfolgreich auch in längerer Fortsetzung behaupten konnten. Die Erklärung dafür dürfte diese sein, daß neben einer aus Buchverehrung und anderen Zeiteinflüssen sich ergebenden Leichtgläubigkeit die Geschicklichkeit der „Schriftleitung" in der Anwendung der Pythiaformel mithalf. Auch in den ähnlichen Erscheinungen der Gegenwart ist ja neben der Ausdeutungen erlaubenden Ungewißheit der Voraussagungen die allmähliche Gewöhnung

Digitized by Google

der Leser und Leserinnen einem Bucherfolge hier sehr günstig, wie zum Beispiel der vielgenannte Pariser Almanach der „Madame de Thébes" zeigt.

Für die Einführung eines regelmäßigen Prophetendienstes ist der Hundertjährige Kalender ein vortreffliches Beispiel, der von den Bauernpraktiken und Wetterbüchlein das bekannteste sein dürfte. Die (von Berthold geschriebene) Geschichte des seltsamen Werkes zeigt, wie sein Erfolg das Ergebnis von mancherlei Mißverständnissen gewesen ist — bis auf seinen Namen. Denn keineswegs gründet sich der Hundertjährige Kalender auf die ihm von den meisten beigelegte Anschauung, daß das Wetter sich in hundert Jahren wiederhole. (Eine Anschauung, die, obschon sehr grob, immerhin ein Grundgesetz der Periodizität vermuten würde, das astronomische und metereologische Berechnungen gelegentlich mit verwenden.) Er ist lediglich eine Ausführung der astrologischen Lehre, daß die sieben Planeten Regenten des Wetters seien. (Uranus, 1781, und Neptun, 1846 entdeckt, sind dem astrologischen Schema unbekannt und deshalb ohne Wetterwirkung.) Die Bamberger Bibliothek verwahrt heute noch die Urschrift des Hundertjährigen Kalenders: *Calendarium Oeconomicum Practicum Perpetuum*, das ist Beständiger Haußkalender. Auß welchem jährlich die Witterung zu erkennen und nach dero Gestalt der Wein- und Veldtbau mit Frucht und Nutzen anzuordnen, die Mißjahr zu erkennen, und der bevorstehenden noth weißlich zuvorzukommen. Auf das Frankenland und sonderlich auf das Stift Bamberg gerichtet. Sein Verfasser ist der Abt des Klosters Langheim bei Kulmbach, Dr. Mauritius Knauer, der seinen „Bauernkalender" 1654 vollendete. Indem er die astrologische Theorie der Planetenregenten anwendete und jedes Jahr einem Planeten mit allgemeinem Einfluß auf das Wetter unterordnete, gab er aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen für den begrenzten Bezirk, den der Titel seines Werkes angibt, bewußt und unbewußt Brauchbares für die Praxis hinzu; das Büchlein gewann sehr rasch Ansehen und Verbreitung durch Abschriften, die für das Kloster zu einem guten Geschäft wurden. (Die „ächten" hundertjährigen Kalender, sie enthalten 1. die Vorrede, 2. die Planetentafel 1600 bis 1912, dann 3. die Einzelangaben über die Planetenwitterungen und 4. die Eigenschaften der Tierkreiszeichen, endlich 5. die Tageslänge.)

Gedruckt wurde der Kalender seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts in zahlreichen Ausgaben, unter denen die des Arztes *Christoph Hellwig* den größten Anklang fanden. Dieser Gelehrte hielt in der Abschrift eines echten Kalenders die Wetterbeobachtungen für Wettervorhersagungen und bestimmte in seinem Kalendarium demgemäß das Wetter von 1701 bis 1801 unter dem freudigen Beifall der sparsamen Kalenderkäufer, die nun für hundert Jahre nur einen Kalender nötig hatten. Die Nachdrucker blieben nicht müßig, der Hundertjährige Kalender war eingeführt und selbst Friedrich der Große konnte ihn nicht verbieten, die Akademie der Wissenschaften in Berlin, die aus ihrem Kalender auf des Königs Befehl 1778 die Angaben des Hundertjährigen Kalenders streichen mußte, nahm sie von 1780 an als „ungegründete Wetterprophezeiungen" wieder auf, weil der „unvollständige" Kalender nicht gekauft wurde.

Die Buchgeschichte des Hundertjährigen Kalenders ist kennzeichnend für die Buchgeschichte der meisten Prophetenwerke, die fast immer in alten, echten Ausgaben vorliegen und in weit zahlreicheren falschen, in denen um den ursprünglichen Kern sich Auswüchse und Umbildungen schlossen, die aus dem eigentlichen Werk etwas ganz anderes machten und natürlich nicht die Berichtigung der Prophezeiungen, soweit sie schon in der Vergangenheit lagen, versäumten.

Daß die Kalendermacher und Propheten der Satire eine willkommene Beute wurden, erweist die Literaturgeschichte. Erinnert sei an die *Affäre Bickerstaff*, weil sie zur Abwehr der Prophezeiung eine Anwendung der Prophezeiung veranlaßte. Da *John Partridge* jahraus jahrein seinen astrologischen Kalender veröffentlichte, veröffentlichte *Jonathan Swift* unter dem Namen Isac Bickerstaff für das Jahr 1708 Voraussagen, die an erfreulicher Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Bekannte Persönlichkeiten bildeten den Gegenstand dieser Prophezeiungen Swifts, der nicht vergaß, außer dem Tode Ludwig XIV. auch den von Mr. Partridge, bestimmt nach Tag und Stunde, für das Jahr 1708 im voraus zu beklagen. Ein langer Schriftenstreit war die Folge des Swiftschen Unternehmens, das auch für den an seiner Seite mitkämpfenden Steele der Anlaß wurde, seinen „Tatler" zu gründen.

Ein Umstand, der in der Geschichte der Prophezeiungen recht wenig beachtet wurde, ist das Fehlen bildlicher Darstellungen, vielleicht weil sich die Propheten nicht gern auf eine Zeichnung festlegen wollten. Aber wenn es statt allegorischer und symbolischer Andeutungen, statt kabbalistischer Verschnörkelungen genügt hätte, zur Veranschaulichung einer lebenswahren Vision eine kurze Skizze zu entwerfen, um das Aussehen einer prophezeiten Erfindung usw. zu verdeutlichen, dann hätte der Prophet es jedenfalls mit leichten Linien bequemer als mit schweren Worten gehabt und seinen Prophezeiungen die beste Beweiskraft geben können. Daß der Zufall dabei nicht ausgeschaltet ist oder die technische Vorwissenschaft, wie sie die wunderbaren Zauberbücher des *Leonardo da Vinci* zeigen, ist gewiß. (Man hat ja erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, die genialen Forschungen des großen Malers gebührendermaßen zu würdigen.) Nun hat Lionardo da Vinci, worauf Paul Tausig aufmerksam machte, auch einen Goethekopf gezeichnet. Unter den im British Museum aufbewahrten Handzeichnungen befindet sich ein Blatt mit Darstellungen von Greisenköpfen. Eine von ihnen ist das Antlitz eines alten Mannes mit beseeltem Gesichtsausdruck, Goethes Antlitz, wie es Pierre Jean David in seiner bekannten Kolossalbüste bildete. Diese Zeichnung, die wahrscheinlich aus der Zeit des ersten Mailänder Aufenthalts Lionardos, daher aus den achtziger Jahren des XV. Jahrhunderts stammt, könnte also das Bildnis des etwa achtzigjährigen Goethe sein, das der große Meister der Renaissance hellseherisch vorausschaute. (Im übrigen sind ja die „Doppelgänger" Goethes durchaus

Digitized by Google

nicht selten und mancher Mann hat durch ein künstliches Hervorkehren typischer Züge seine „Ähnlichkeit" mit dem Olympier hervorheben wollen.) Die Ausdeutung bestimmter Beziehungen durch rückwärts gekehrte Propheten, die durchaus nicht immer Historiker sein wollten, hat in der Geschichte der Prophetenliteratur manches recht verwickelte Problem hinterlassen, dessen Klärung auch die bibliographischen Kuriositäten mit interessanten Notizen bereicherte. Der Meinung Hamlets wird damit noch nicht widersprochen, daß dieser oder jener berühmte Fall seine natürliche Erklärung oder gar Widerlegung findet. Aber die Tatsache, daß die meisten Prophezeiungen auch trotz des Aufwandes von vieler Druckerschwärze unerfüllt geblieben sind, läßt sich nicht verschweigen. Bickerstaff hätte nur an dem von Swift dafür angesetzten Datum zu sterben brauchen, um aus dem Satiriker einen Tiresias zu machen. Daß er es vorzog, weiterzuleben, weiterzuprophezeien und weiterzuschimpfen, braucht ihm die Nachwelt nicht übelzunehmen. So wird auch von den Prophezeiungen dieser beiden Kriegsjahre manches zutreffen müssen, denn es ist nach allen Richtungen hin prophezeit worden. Hier bietet sich eine hübsche und nützliche Aufgabe für einen Kriegsliteratursammler: Die kritische Bibliographie der Kriegsprophezeiungen, die sich allerdings nicht allein auf die Trennung der ernsthaft gemeinten und der nur geschäftlich gewollten Prophezeiungen beschränken dürfte, sondern vor allem zu zeigen hätte, wie Prophezeiungen entstehen, aufgefaßt und verbreitet werden. In der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die man ganz der Presse überlassen glaubt, wahrt auch der Weissager noch seinen alten Rang. G. A. E. B.

Deutsche Kriegsbuchhandlungen. Am Fuße der täglich erscheinenden „Liller Kriegsnachrichten" befindet sich seit einiger Zeit eine fettgedruckte Anzeige, die auf das Bestehen einer Kriegsbuchhandlung in Lille hinweist. Diese ist im Hause des Nachrichtenoffiziers des Gouvernements untergebracht, wo auch ein Lesezimmer für Offiziere und Mannschaften mit den neuesten Zeitungen und Zeitschriften eingerichtet wurde. Als Verkäufer sind feldgraue Buchdrucker tätig, und wenn der Absatz einen Maßstab für den Erfolg eines Unternehmens bieten kann, so hat sich dieses sehr bewährt, zumal es Bücher in jeder Preislage, Unterhaltungsschriften wie wissenschaftliche Werke zu kaufen gibt. Der Reinertrag dieser Buchhandlung wird übrigens zur Deckung der Unkosten verwendet, die durch die Herausgabe der „Liller Kriegszeitung" und der „Kriegsnachrichten" entstehen. Diese Liller Buchhandlung hat aber in dem Dörfchen V. bei Lille bereits eine Vorgängerin gehabt. Dort liegt eine Kompagnie des Landsturmbataillons Göttingen, und in der neuerrichteten Wirtschaft „Gasthof zur Stadt Göttingen" gibt es neben Schinken, Bier, Wurst und Käse auch Bücher mancherlei Art zu kaufen, so daß ein Nebenschild die stolze Firmenbezeichnung „Universitätsbuchhandlung" trägt. Den Grundstock dieser Buchhandlung bildeten gegen 200 Bücher in einem aus einer deckellosen Kiste gefertigten Regal. Neben diesen „seßhaften" Kriegsbuchhandlungen gibt es aber auch fahrende: einzelne Marketender führen nämlich außer deutschen Zeitungen auch billigere Unterhaltungsschriften im Preise von wenigen Groschen mit sich, die von den Truppen gern gekauft werden.

Kriegsarchiv der Hamburger Stadtbibliothek. Die Hamburger Stadtbibliothek sammelt seit Beginn des Krieges, was an gedruckten oder geschriebenen Dokumenten späteren Geschlechtern von der großen Zeit Kunde geben wird. Die verfügbaren Mittel sind begrenzt, und die Bibliothek ist deshalb in weitem Umfange auf Hilfe und Unterstützung angewiesen. Vor allem ergeht an die Kaufleute, die durch ihre Beziehungen zu Übersee aus dem feindlichen und neutralen Auslande geschriebene und gedruckte Zeugnisse des Krieges in die Hände bekommen, die Bitte, diese der Stadtbibliothek zu überweisen. Es handelt sich vor allem um ausländische Zeitungen, deutsche wie fremdsprachliche, um Extrablätter, Lieder, Karikaturen, Urkunden und Photographien. Vom Felde haben besonderen Wert Briefe und Tagebücher von Freund oder Feind, die die Stadtbibliothek für den Fall, daß der Besitzer sich nicht von ihnen trennen will, zur Kopie erbittet und dem Eigner nach genommener Abschrift zurückstellt. Ferner werden aus den Grenzgebieten und den mit uns Krieg führenden Ländern Aufrufe der Zivil- und Militärbehörden gesammelt, Erlasse an die Truppen, Proklamationen an die Bürger. Die Stadtbibliothek, die mit den Gaben auch die *Namen der Geber* späteren Zeiten übermitteln wird, hofft auf diese Weise, was in Privathänden schließlich doch verloren gehen würde, ferneren Jahrhunderten zu erhalten, als Denkmal einer stolzen Vergangenheit und vaterländischer Größe.

Die *Graphik des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts* behandelt ein neu erschienener Katalog (Nr. 71) des Hofantiquars *Jacques Rosenthal* in *München.* Dieses Verzeichnis kann man füglich als ein kleines Handbuch wichtiger Blätter der bedeutendsten Graphiker aus dieser Zeit bezeichnen, es verdient schon wegen seiner Ausstattung hier besondere Erwähnung. Auf 60 Quartseiten verzeichnet der sorgfältig bearbeitete Katalog über 500 Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen in meist einwandfreien Abdrücken von den primitiven Blättern des XV. Jahrhunderts bis zu den routiniert gearbeiteten Kupferstichen eines Nanteuil. Unter den Holz- und Metallschnitten und Teigdrucken des XV. Jahrhunderts sind eine ganze Reihe von allergrößten Seltenheiten, die auch Schreiber entgangen sind, so zum Beispiel die Arbeit eines deutschen Holzschneiders, der wahrscheinlich der schwäbischen Schule entstammt: der Heilige Bernhard von Clairvaux mit dem gehörnten Teufel, eine ganz ungewöhnliche Darstellung, die einzig dazustehen scheint; dann ein bisher nur im British Museum vorhandener, durch Datum wie Darstellung

Digitized by Google

besonders wichtiger Schnitt vom Jahre 1473, ein Dominikanerstammbaum, der entweder der Rheinischen oder Nürnberger Schule angehört. — Unter den Meistern ersten Ranges ist besonders auch Dürer vorzüglich vertreten; ein Sammelband enthält seine drei bedeutendsten Holzschnitt-Zyklen, Marienleben, Große Passion und Apokalypse, in tadellosen Abdrücken. Zu erwähnen wären dann noch die niederländischen Genre-, Landschafts- und Tierradierungen des XVII. Jahrhunderts. Der Katalog bietet 90 der wichtigsten darin verzeichneten Blätter in einwandfreien Lichtdrucken.

Katalogblüten. Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung in Göttingen Kat. 41:

149 *Bibbiena, Cardinal.* Die Calandria. Eine Komödie, übers. und eingel. von P. Seliger. 3. Aufl. Leipzig, 1903. brosch. 2.—, in Leder (4.—) 3.—
Ein Kirchenfürst schreibt mit grandioser Unbefangenheit das Buch der sittlichen Zustände seiner sinnenfrohen Zeit. Seufzend müssen wir es beklagen, daß es in unserer höchst tugendhaften und sittenstrengen Epoche nicht mehr verstattet ist, alles was wir täglich sehen und miterleben, mit gleich unverfrorener Offenherzigkeit zu schildern.

929 *Lange, S. G.* Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder. Vign. Zweyte vielvermehrte Aufl. Halle, im Magdeburgischen verlegt von Carl Herm. Hemmerde, o. J. (1749.) Hübsch. Ppbd. m. Rückenschild. 4.50
Lange war bekanntlich der Gegner Lessings im Fragmentenstreite. — *Bekanntlich!*

1235 *Quanter, R.* Das Liebesleben im alten Deutschland. gr. 8°. Leipzig 1909. (10.—) 6.50
Ein Buch, welches so recht geeignet ist, um d. Psyche u. Eigenart unsrer Altvordern kennen zu lernen.

1237 — Das Liebesleben im Orient. gr. 8°. Leipzig, 1910. brosch. unbeschn. (10.—) 6.50
Die Liebe d. Orients, die glühender u. zugleich entnervender ist als bei uns, hat sich Qu. zum Gegenstand s. Themas gemacht, welches er mit vollendeter Darstellung behandelt.

1344 *Schidlof, B.* D. Sexualleben d. Australier u. Ozeanier. gr. 8°. Leipzig 1911. brosch. unbesch. (10.—) 6.50
Das einzige Buch, welches sich mit dem Sexualleben dieser Naturvölker befaßt u. Kunde gibt von d. zügellosen Gier, mit welcher sich d. Wilden ihrem Sexualinstinkte überlassen.

1379 *Schlichtegroll, C. F. v.* Liebesleben im klassisch. Altertum. gr. 8°. Leipzig, 1909. brosch. unbeschn. (10.—) 6.50
Die Liebe im klassischen Altertum, dieser Kult d. Sinnlichkeit, wird vom Verfasser realistisch deutlich gemalt, aber er versteht es selbst d. Heikelste in so graziöse Form zu kleiden, daß wir ihm unbedenklich folgen können.

1189 *Straparola, Giov. Franc.* Ergötzliche Nächte. Übers. und eingel. von Alf. Semerau. 2. Aufl. Leipzig, 1904. 3.—, in Leder (5.—) 3.80
Diese Novellen atmen nicht gerade den Duft der Rose, der Pulsatille, des Heliotrop oder anderer vornehmer Gartenblumen aus, sondern erinnern an den würzigeren und kräftigeren der Feld-, Wald- und Wiesenblumen. Aber eben diese köstliche Frische und Ursprünglichkeit sichern des Dichters schalkhaft-derben Werken ewige Dauer.

1557 *Tausend und eine Nacht.* Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Gust. Weil. Neue illustr. Prachtausgabe mit 100 Vollbildern (20 mehrfarb.) nach den Originalen v. F. Schultz-Wettel. 4 Bände mit über 1600 Seiten Text, neu herausgegeben von Ludw. Fulda. Berlin, 1913. Orglwdbde. (45.—) 35.—
Ausgabe nur für Erwachsene. — F. Schultz-Wettel schuf ein Bildermaterial von wirklich märchenhafter Pracht. Im Anschluß an den Text von einer Natürlichkeit und wahrheitsgetreuen Wiedergabe, die wohl kaum übertroffen werden kann. In üppigster Pracht entrollt sich vor den Lesern der Reiz des Orients.

1665 *Wesselski, Alb.* Mönchslatein. Erzählungen aus geistl. Schriften d. 13. Jahrh. Leipzig, 1909. Pergtbd. (12.—) 8.50
Ein Leckerbissen für Liebhaber alter, naiver Geschichten, die allerlei Ergötzliches und Merkwürdiges aus dem Leben und Treiben der Mönche und Nonnen zutage fördern.

1695 *Zigeuner. — Areco, V.* Das Liebesleben der Zigeuner. Leipzig, 1910. brosch. unbeschnitten. (8.—) 6.—
Arecos Buch ist eine Fibel der Leidenschaft. Der Leser staunt und weiß kaum, was er mehr bewundern soll, die Gründlichkeit oder die Glut der Darstellung.

Digitized by Google

Vereinigte Kunstinstitute A. G. vorm. Otto Troitzsch
Berlin / Schöneberg.

Mitte April gelangt zur Ausgabe:

1914/1915

Ein Mappenwerk mit 30 farbigen Bildern von

Fritz Erler
und
Ferdinand Spiegel

Ausgabe A Nō 1-8	M 1250
Ausgabe B Nō 9-80	M 600
Ausgabe C Nō 81-500	M 350

Prospekte durch jede Buch- und Kunsthandlung
oder direkt vom Verlag

Digitized by Google

Literatur und Justiz.

Was ist eine Gravüre? Diese Frage wurde nach ihrer rechtlichen Seite kürzlich in einem Prozeß in Berlin verhandelt. Die Klägerin — ein Berliner Verlag — stellt Reproduktionen von Gemälden her und verkauft sie unter der Bezeichnung „Gravüre". Die Herstellung erfolgt in der Weise, daß auf eine Kupferplatte durch Ätzung das Negativ des Bildes übertragen und das Bild von diesem Negativ im Wege des Tiefdrucks abgedruckt wird. Zum Abdruck wird eine Schnellpresse benutzt. Die von der Klägerin in dieser Weise hergestellten Reproduktionen werden von einer Warenhaus-Firma in Berlin in den Handel gebracht. An diese Firma richtete der Beklagte, ein Interessent der Branche, ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, die Bezeichnung zu unterlassen, da nur Kupferdrucke, nicht auch Schnellpressentiefdrucke als Gravüre bezeichnet werden dürften. Die Klägerin hat darauf die Feststellungsklage erhoben, daß ihr das Recht zur Verwendung dieser Bezeichnung zustehe. Das Landgericht I Berlin hat nach Vernehmung eines Sachverständigen sich der Auffassung des Beklagten angeschlossen, da es annimmt, daß nach der Anschauung des Publikums „Gravüren" Druckerzeugnisse seien, die auf Grund eines zeitraubenden, besondere Geschicklichkeit und künstlerischen Geschmack erfordernden Verfahrens hergestellt sind, wobei es einer persönlichen Leistung, einer gerade in der fraglichen Hinsicht gut ausgebildeten, künstlerischen oder doch mindestens kunstfertigen Menschenhand bedürfe. Das Kammergericht hat das landgerichtliche Urteil abgeändert. Es führt über die Bezeichnung „Gravüre" folgendes aus:

„Die Frage, was unter ‚Gravüre' zu verstehen ist, ist im vorliegenden Fall nach der allgemeinen Auffassung dieses Wortes bei dem einigermaßen kunstverständigen Publikum zu entscheiden. Entsprechend den Ausführungen des Sachverständigen ist davon auszugehen, daß das Wort ‚gravures' ursprünglich nur für Kupferstiche, Radierungen und ähnliches, also für Werke, bei denen die Herstellung einer Zeichnung, Verzierung oder Schrift durch Eingraben, Einkratzen in eine Fläche, Vertiefen derselben (Metall, Stein, Glas als Fläche) erfolgte, angewendet worden ist. Wie der Sachverständige aber weiter zutreffend ausführt, ist der Ausdruck ‚Gravüre' seit mehr als dreißig Jahren für die auf photochemischem Wege hergestellten Kupferdrucke, das heißt Drucke, bei denen auf einer Kupferplatte die Zeichnung eingeätzt wird, allgemein üblich geworden. Dementsprechend sind auch die Ausdrücke ‚Photogravüren', ‚Heliogravüren', was keines weiteren Beweises bedarf, bei dem in Frage kommenden Publikum allgemein bekannt und im Gebrauch. Dieser Gebrauch des Wortes ‚Gravüre', mögen auch vom künstlerischen Standpunkt Bedenken dagegen bestehen, ist als maßgebend anzusehen.

(Vossische Zeitung.)

In jüngster Zeit wurden von deutschen Gerichten folgende Beschlagnahmen verfügt, beziehungsweise durch Urteil bestätigt:

Die Kataloge der Firma Gustav Grimm in Budapest: a) Neuester Verlags-Katalog (Winter 1912); b) Verzeichnis interessanter Herrenlektüre 1914.

Der Katalog des Leipziger Verlages, G. m. b. H. in Leipzig 38: „Interessante Romane und Literaturkuriosa".

Liebestolle Weiber, von Spektator-Jüngster, Verlag Karl Theodor Dreste, Berlin.

Ein Märchenbuch für Erwachsene, von Jean Qui rit, Verlag Gustav Grimm, Budapest.

Pimprenette, von Willy. Ebenda.

Die Lehren Lisbeth Lottins, von Pierre Valdagne Ebenda.

Der Mann in Purpur, von Pierre Louys. Ebenda.

Der moderne Boccaccio, Band XIV. Ebenda.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Richard Bertling in *Dresden.* Nr. 77. Vermischtes. 461 Nrn.

Gustav Fock G. m. b. H. in *Leipzig.* Nr. 467. Deutsche Literatur der klassischen und romantischen Zeit. Nr. 6037—10498.

Paul Graupe in *Berlin W.* Nr. 74. Städte-Ansichten. 683 Nrn. — Nr. 75. Historische Urkunden und Dokumente. 311 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 367. Volkskunde. Folklore I. 2266 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW.* Nr. 4. Kultur und Sitte. 870 Nrn.

J. L. Mehler im *Haag.* Nr. 2. Vermischtes. 306 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W.* Nr. 36. Deutsche Literatur. 1709 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 409. Vermischtes.

Jacques Rosenthal in *München.* Nr. 71. Graphik des XV., XVI., XVII. Jahrhunderts: Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen. Mit 90 Abbildungen auf 33 Lichtdrucktafeln (Preis 3 M.). 533 Nr. — Nr. 72 Porträts zur Geschichte der Musik, des Theaters und des Tanzes. I. Abteilung: A—Gellert. 2057 Nrn.

G. Schoder in *München* (früher in Turin). Nr. 34. Vermischtes. 315 Nrn.

J. St. Goar in *Frankfurt a. M.* Nr. 105. Vermischtes. 890 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 269. Vermischtes. 1044 Nrn.

Gegenwärtiger Leiter einer Schloßbibliothek,
wissenschaftlich gebildet und wissenschaftlich tätig, mit allen bibliothekarischen Arbeiten vertraut, gründlich erfahren im Verkehr mit dem Buchhandel,

sucht Stellung als Bibliothekar

einer größeren Privat- oder Stadtbibliothek. Angebote erbeten unter R. H. an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Leipzig, Hospitalstr. 11a.

Digitized by Google

Digitized by Google

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat
Dresden, Waisenhausstraße 10

Zur Versendung gelangte:

Antiquariats-Katalog 269

Geschichte — Bismarck — Geographie
National-Ökonomie — Kriegsgeschichte
Genealogie u. Heraldik — Kulturgeschichte
Naturwissenschaften — Kunstgeschichte
Deutsche Literatur in Erstausgaben.

ca. 1000 Nummern,
darunter viele Seltenheiten.

Wir suchen zu kaufen:
Handzeichnungen deutscher Künstler — Moderne Graphik — Illustrierte Werke — Deutsche Literatur in Erstausgaben — Kostümwerke — Saxonica — Freimaurerei usw.

Jeder Sammler
von moderner Graphik
kaufe sich das vorzügliche, schöne u. nutzbringende Buch
DIE MODERNE GRAPHIK
von
Prof. Dr. H. W. SINGER
Mit 346 Abbildungen 28 Mark gebunden
Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandl.

Gesucht:

Tadelloses Exemplar
Grimmelshausen
„Der abenteuerliche Simplicissimus"
Neudruck des Insel-Verlages 1906,
Schweinslederband.
Offerten unter **S. J. 10** an die Expedition der „Zeitschr. f. Bücherfr.", Leipzig, Hospitalstr. 11a.

E.A.ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI

LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Juni 1915 | Heft 3

Pariser Brief.

Die *französische Presse* hat sich in letzter Zeit sehr lebhaft mit unserer Kultur im allgemeinen und mit unseren Geistesheroen, Kant, Goethe, Schiller, Nietzsche usw. auseinandergesetzt. Die Methoden, diese Führer unseres inneren Lebens gegen uns ins Feld zu führen, sind verschieden, der Zweck immer der gleiche; uns vor der gesamten denkenden Welt herabzusetzen. Einmal werden unsere Philosophen und Dichter als Idioten gebrandmarkt, ein anderes Mal werden sie als Vorläufer des preußischen Militarismus charakterisiert oder sie werden als Schüler und Nachahmer für Frankreich in Anspruch genommen.

Frédéric Masson de l'Académie française geht im „Echo de Paris" noch weiter, indem er die These aufstellt: ganz Deutschland sei vor 1815 französisch gewesen. Vor Goethe und Schiller habe es keine deutsche Literatur gegeben. Selbst Schiller und Goethe seien halbe Franzosen gewesen, — jedenfalls weit mehr als Preußen; Preußen habe seit 900 Jahren überhaupt keinen bedeutenden Mann hervorgebracht. Er weiht dann jenem entschwundenen Deutschland einige ehrende Worte und schließt mit dem Verdammungsurteil des heutigen, verpreußten geistigen Deutschland, von dessen Herrschaft die französische Wissenschaft, Kunst und Industrie zu befreien, die Aufgabe der jungen, an der Front kämpfenden Generation sei. Und in diese Abstoßung alles Deutschen will Masson sogar die deutsche Musik mit einbegriffen wissen.

Dieser Stimme, die für das französische Pressekonzert charakteristisch ist, stehen zwei andere gegenüber, die die deutsche Philosophie von einer neuen Seite betrachten.

Henry Vaugeris bespricht in der „Action française" ein Buch von Aulard „La Paix future d'après la révolution française et Kant" und macht sich dabei über die Schulbuchweisheit Aulards lustig, der, gestützt auf die moralischen Begriffe der Revolution und die sittlichen Forderungen Kants, seine Landsleute vor der Einverleibung der besiegten deutschen Landstriche warnen will. Vaugeris hingegen rät, daß man die Eroberungsgelüste der jungen Generation in Frankreich und ihren durch sie bedingten Mut nicht durch das Lob Kantscher Ideen abschwäche. Man solle die Franzosen nur ruhig erobern und einverleiben lassen, Kant würde man späterhin schon trösten!

Mit dem Problem Kant gegenüber der deutschen Kultur beschäftigt sich die Doktorthese des ehemaligen französischen Lektors in Bonn, *René Lote* (sie ist von Edmond Perrier im „Temps" besprochen). Lote sieht in Kants Philosophie den Vorläufer des deutschen Hochmuts von heute und macht den Philosophen für die augenblickliche Geistesrichtung bei uns verantwortlich, mit der wir so furchtbar in die Irre liefen. Er erklärt aus ihr alle unsere Schandtaten, unsere Heimtücke, unsere Lügen, Verrätereien, unser Spionagetalent usw. Dann, von Kant eine Brücke zu Oken und Hardenberg schlagend, will der Doktorand beweisen, daß uns Welteroberungsabsichten schon vor 100 Jahren beschäftigt hätten und macht sich darüber lustig, daß die Deutschen sich als Vorkämpfer der Kultur fühlten.

Gegen diese Anschauung, der man in fast jeder französischen Zeitung begegnet, tritt *Jean-Paul Lafitte* in der „Humanité" auf, indem er sich auf die Seite Marcel Héberts stellt, und dessen Buch besprechend mit ihm jenen Wahn ironisiert, der sich die Verbindung zwischen Philosophie und Tat in Deutschland eng genug vorstellt, um die Philosophie als Erreger von Deutschlands militärischem Geist in Anspruch nehmen zu können. Um dem französischen Patriotismus Genüge zu tun, spielt Hébert Kant gerade *gegen* unser Barbarentum aus.

Unser Barbarentum im allgemeinen versucht *Torcau-Bayle* in einem Aufsatz: Les origines de l'amoralité allemande („Revue politique et parlamentaire", 10. April 1915) zu charakterisieren. Er will feststellen, daß wir weder eine eigene Literatur, noch Philosophie, noch Religion hätten. Es gäbe bei uns weder überzeugte Gläubige, noch überzeugte Freidenker; überall nur Mittelmäßigkeit und Gleichgültigkeit. Daneben als Befehl: Das Volk hat zu glauben — weil es für die Herren nützlich ist. Heine und Nietzsche, die einzigen, die den Mut gefunden hätten, uns ins Gewissen zu reden, wären unverstanden geblieben. Von ihren Landsleuten abgestoßen und verleugnet, hätten auch sie schließlich ihr Vaterland verleugnet. — Es folgt eine ausfallende Kritik an unserer Wissenschaft. Unsere Bildung wäre keine organische Weiterführung der antiken Kultur. Wir hätten wohl zugeben müssen, daß es nichts Verschiedeneres gäbe, als die antike und die deutsche Seele; dafür behaupteten wir aber, sie besser als irgendein anderes Volk zu „verstehen". Wir „verstünden" überhaupt alle Länder und glaubten daher befähigt zu sein, die größte Anzahl genialer Köpfe hervorbringen

Digitized by Google

zu können, die die Synthese der übrigen Rassen darstellen würden. — Auf dieser Mystifikation baute sich unsere ganze Kultur auf. Amerika wäre vor allem das Opfer unserer falschen, lächerlich anmaßenden Gelehrsamkeit geworden. Das wäre um so bedauerlicher, als dort auch der Unterricht in französischer Literatur und Sprache fast ausschließlich in deutschen Händen läge. Wir hätten aber vom modernen Frankreich — selbst vom XVIII. und XIX. Jahrhundert — keine Ahnung und unterrichteten nur über das frühe Mittelalter, weil das schwerer kontrollierbar wäre. Das augenblickliche Französisch kennten die Deutschen nicht, sie gestünden ja auch, daß sie weder Voltaire, noch Rousseau, noch Victor Hugo gelesen hätten. Schlußfolgerung: Die Deutschen fürchten jeden Gedanken. Philosophische Streitigkeiten erschrecken sie. Man überläßt das Denken den Vorgesetzten und beugt sich knechtisch unter ihr Joch.

Wer gesehen hätte, wie deutsche Offiziere Soldaten auf der Straße schlugen und Frauen und Greise stießen und pufften, sähe ein, daß wir uns noch im Stadium der antiken Sklaverei befänden. Im ganzen: ein Volk ohne sittliche Energie, ohne geistige Auflehnungskraft, das jetzt in Barbarei zurückfiele.

Der reaktionäre „Gaulois" will dies Barbarentum am schlagendsten dadurch kennzeichnen, daß es *Josephin Péladan* mit dem Jakobinertum in Frankreich vergleicht und feststellt, daß hier wie dort die gleichen Manifestationen von Tyrannengelüsten, die gleiche Tendenz durch die Panikmethode zu siegen, zutage getreten seien.

Die sozialistische „Humanité" tritt in einem Aufsatz von *Pierre Renaudel* dieser Auffassung entgegen, der es als eine Schmach empfindet, Deutschland mit dem französischen Ruhm seiner Vergangenheit in einem Atem zu nennen und meint, daß solche Vergleiche nur dazu angetan wären, den Schwung und den Siegeswillen der französischen Soldaten zu lähmen.

Während in den ersten Kriegsmonaten unsere Auslandspropaganda mit großem Eifer und teilweise mit Übereifer einsetzte, ist sie in den letzten Monaten mehr und mehr versandet; wenigstens sind keine neuen Mittel und Wege gesucht und gefunden worden, um das Ausland für den deutschen Gedanken zu gewinnen. Wenn sich auch eine gewaltige Broschürenflut über Deutschland ergossen hat, so sind doch nur wenige Broschüren als Werbeschriften für die deutsche Kulturpropaganda im Auslande angelegt worden.

Uns fehlt die politische Geistesgegenwart, der politische Instinkt, der jedes Thema — auch ein fachwissenschaftliches — unter politischen Gesichtspunkten im Hinblick auf die Wirkung jedes Aufsatzes und jedes Buches im Ausland darstellt. Wenn eine kriegerische Intervention Italiens zu befürchten ist, fällt es in Deutschland keinem Gelehrten ein, mit literarhistorischen, kulturhistorischen oder kunsthistorischen Mitteln Italien einen Blumenstrauß zu überreichen; wenn Schweden uns in einer Zeit wie der heutigen Sympathien erweist, kommt keine deutsche Zeitungsredaktion einmal aus politischem Notwendigkeitsgefühl darauf, die Kulturwerte Schwedens laut zu preisen.

Das ist in England und Frankreich anders; darum

— wenn auch nicht allein darum — fliegen ihnen Freundschaft und Sympathie so leicht und mannigfach zu. Dieser Krieg läßt mehr als je befürchten, daß wir niemals angenehme Beziehungen mit fremden Ländern erreichen werden. Was uns fehlt, besitzen unsere Feinde in beneidenswertem Maße. Die Franzosen bemühen sich mit Eifer und wundervoller Geschicklichkeit das Ausland für ihre Sache zu gewinnen. Die Broschüren, die in den letzten Monaten in Frankreich geschrieben wurden, geben mannigfache Beweise einer liebenswürdigen und einschmeichelnden Dialektik. Wenn die französischen Darstellungen oft nicht der Wahrheit entsprechen, so haben sie doch eine zauberhafte Überzeugung der Dialektik, die uns außerordentlich gefährlich ist.

Die „Paroles allemandes", von *Abbé Wetterlé* zusammengestellt und eingeleitet, geben ohne jeden Kommentar, nur durch ihre Auswahl und Zusammenstellung wirksam, Aussprüche früherer preußischer Herrscher, die deren brutalen Militarismus beweisen sollen. Es folgen Aussprüche deutscher Kanzler: der Bericht Bismarcks, der seine Fälschung der Emser Depesche schildert, Aussprüche Caprivis, Bülows, die die Tendenz enthüllen: „Der Zweck heiligt die Mittel". Bethmanns Rede vom 4. August, in der er die Neutralitätsverletzung zugibt, und ein Telegramm des englischen Botschafters an Grey, der Bethmanns Aufregung über Englands Parteinahme schildert, ferner Urteile Treitschkes, Mommsens, Nietzsches usw. usw. werden herbeigeholt, die (scheinbar) den Militarismus und das „Gewalt geht vor Recht" predigen oder kommentieren. Lasson und Ostwald sind mit ihren bekannten Ungeschicklichkeiten 16 Seiten lang vertreten.

Schriftsteller- und Journalistenstimmen als Zeugen von Größenwahn, Draufgängertum, Eroberergelüsten, Grausamkeit (der Krieg *muß* grausam sein) werden aufgesucht.

Als Erwachende und schon Erwachte werden Liebknecht, Bernstein, Clara Zetkin zitiert. Ein anderes Kapitel bringt einige deutsche Haßgesänge. Aussprüche von Kriegsschriftstellern, Generälen usw. werden wiedergegeben, und zwar immer wieder in ihrem Pochen auf die *Kraft* und in Worten wie: „Wir haben uns nicht zu entschuldigen. Alles, was wir tun können, hat Berechtigung". Kaiserworte folgen, mit dem Inhalt: „Ich bin Gottes Instrument. Gottes Geist ist über mich gekommen" usw. usw. Ferner Beweise des Neutralitätsbruchs, der Heuchelei, der Lüge. Feldherren, Geistliche usw. folgen; das Manifest der Intellektuellen wird abgedruckt und zuletzt beglaubigte Zeugnisse: a) daß an Deutschen *keinerlei* Grausamkeiten verübt worden wären; b) (Notizbücher von deutschen Soldaten) daß diese plündern, rauben, schänden und sich alle Grausamkeiten zuschulden kommen lassen.

Die *„Voix américaines"* sind ziemlich maßvoll zusammengestellt, verlieren aber jeden Wert dadurch, daß fast alle Auszüge nur der „New York Nation" entnommen sind. Ganz vereinzelte andere Stimmen sind zugelassen.

Die *„Chants et chansons de tranchés"* sind eine Gedichtsammlung von meist harmlos derber Natur,

Digitized by Google

ohne viel Erfindungskraft, aus Blague, Moquérie, Wut und Witz zurechtgemacht. Einige sind von der Zensur gestrichen — wohl die schlimmeren.

In den Zeitungen tauchen ab und zu einzelne Gedichte auf: einfache Stimmungsbilder oder auch Haßgesänge, wie das große Gedicht „Guillaume II." von *Verhaeren*, ein gereimtes Pamphlet, stark im Gefühl, aber schwach im Bild, oder auch Nachtstimmungen, Gesänge an den Rhein als französischen Fluß.

Henry Bataille, Rostand, Paul Fort treten am häufigsten dichterisch hervor. Ihre Gedichte sind weder durch poetisches Empfinden, noch durch die Form, sondern allein durch die Tendenz des Hasses und der Beschimpfung interessant.

Auch in der Prosa versucht man manchmal, durch dichterischen Schwung zu wirken; so in *„Louvain... Reims"*, zwei Sondernummern der „Cahiers Vaudois".

Suarès leitet diesen geschickt redigierten Band mit einer eindrucksstarken Klage über die Kathedrale von Reims, die er das französische Parthenon nennt, ein. *Henry Bataille, Paul Fort, Auguste Rodin, Romain Rolland* und andere führende Geister Frankreichs erheben heftige Anklagen gegen deutsche Zerstörungswut, beweinen die Vernichtung der französischen Dome als unersetzlichen Verlust. Ich glaube nicht, daß sich viele finden, die sich dem Eindruck dieser konzentrierten und schwungvollen Klagen zu entziehen vermögen. „Wer wagt zu behaupten", heißt es einmal, „daß die alten Kathedralen tot sind, daß sie nicht leben. Für uns, Franzosen, und für alle, die künstlerisches Empfinden haben, leben sie, haben sie ein edleres, schöneres Leben als irgendein deutscher Soldat. Sie sind die schönsten Äußerungen unserer reichen Volksseele." Wer aus dem Publikum vermag solchen dialektischen Zauberkunststücken zu widerstehen?

Auch *Rolland* wendet sich gegen die deutsche Auffassung, daß das Leben eines Soldaten mehr wert sei als alle Kunstwerke. Er schreibt: „Ein Werk wie Reims ist unendlich viel mehr als ein Leben: es ist ein Volk mit seinen Jahrhunderten, die gleich einer Symphonie in jener Steinorgel schauern. Mit seinen Erinnerungen an Freuden, an Ruhm und Schmerz, mit seinen Nachdenklichkeiten, seinen Spötteleien, seinen Träumen; es ist der Baum der Rasse, dessen Wurzeln in das Tiefste seiner Erde hinabtauchen und der in mächtigem Aufschwung seine Arme zum Himmel emporreckt. Und solch ein Werk ist noch viel mehr: seine Schönheit, die die Kämpfe der Völker überragt, ist die harmonische Antwort der Gattung Mensch auf das Rätsel der Welt, — das Licht des Geistes ist sie, das den Seelen notwendiger ist als das der Sonne. Wer ein solches Werk tötet, der mordet mehr als einen Menschen, er mordet die innerste Seele einer Rasse. Sein Verbrechen ist unsühnbar, und Dante hätte ihn mit einem ewigen, — ewig sich erneuernden Hinsterben seines Geschlechtes bestraft."

Unter den Zeitschriften-Aufsätzen ist der von *Maurice Millioud*: „L'Allemagne, la conquête économique et la guerre" in der „Bibliothèque Universelle", der in No. 232 (April 1915) sein Ende findet, der weitaus bedeutendste und tiefgreifendste. Er versucht an der Hand eines reichen Dokumentenmaterials zu beweisen, daß die Methoden der ökonomischen Eroberung Deutschlands in den letzten Jahren ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen dem Angefangenen und den Möglichkeiten einer notwendigen Fortsetzung dieses einmal Begonnenen geschaffen hätten, so daß der Krieg für Deutschland unvermeidlich geworden wäre. Der Aufsatz wäre wert, von einem Fachmann gründlich geprüft zu werden.

Intelligent und gründlich durchgedacht ist der Aufsatz *Emile Rovslaques* „Les sentiments allemands pour l'Angleterre". Der Verfasser sieht die Wurzel dieses Hasses in der deutschen Überzeugung von der germanischen Überlegenheit auf allen Gebieten, von seiner Berufung zur europäischen Vorherrschaft. Dann widmet er eine eingehende Studie dem Urteil unserer bedeutendsten Männer über England, das er der Wahrheit entsprechend wiedergibt, aber natürlich scharf verurteilt. Die Schuld an diesem schiefen Urteil gibt er unserer fehlerhaften geistigen Sehkraft. Er sagt: „Sie projizieren auf jeden Gegenstand die entstellende Theorie dieses Gegenstandes und so sehen sie schließlich anstatt des Gegenstandes nichts anderes mehr als die Theorie und die Entstellung..." Die letzten Seiten der Arbeit sind einer Zurückweisung unseres Urteils über England gewidmet und verherrlichen die verbündete Nation in starken, schönen Worten.

Gustave Lanson spricht sich gegen die Gründung einer Schweizer Zeitschrift aus, die eine Annäherung der feindlichen Mächte anstreben will. Er meint, daß dazu noch keinerlei Bedürfnis vorhanden wäre.

In der „Revue des deux mondes" gibt sich *Louis Bertrand* alle erdenkliche Mühe, Goethe und den „Faust" als Prototypen widerwärtigster Barbarei zu kommentieren. Das Unternehmen ist so albern und in seinen Einzelheiten so erzwungen, daß es sich nicht lohnt, weiter darauf einzugehen,

Berlin, 10. Mai. Dr. *Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Die *Kriegssammlung der k. und k. Hofbibliothek* kann bereits eine Menge interessanten Zuwachses aufweisen: vornehmlich englische, französische, auch italienische und rumänische Objekte, während das russische Material vorläufig noch recht spärlich ist. Man sieht Aufrufe der Russen an Polen und Ruthenen, die zum Abfall von der österreichischen Monarchie auffordern, allerlei Plakate mit großen und kleinen Lügen, aber fast gar keine Karikaturen. Die haben vielmehr die Engländer und Franzosen in Pacht genommen und was man hier — nicht zuletzt auf den gesammelten 3000 öffentlich im Feindesland verkauften Ansichtskarten — zu sehen bekommt, läßt die naiveren Äußerungen unseres Volkes über seine Feinde, wie sie hie und da auf billigen Blättchen sich vorfinden, diesen fremden, widernatürlichen Auswüchsen der ohnmächtigen Wut gegenüber völlig verschwinden. Ein Greuel

Digitized by Google

von A bis Z, was da gehäuft liegt, trotz der auch in den fremden Ländern waltenden Zensur. Wie friedlich nehmen sich in solcher Umgebung die auf Birkenrinde oder Kaninchenfell gemalten Feldpostgrüße aus, wieviel besagt das primitive Notpapiergeld, das kurze Zeit sogar in Mährisch-Schönberg ausgegeben wurde.

An ausländischen Zeitungen hält die Sammlung (neben der offiziellen rumänischen Zeitung) „Times", „Temps", „Corriere de la Sera", „Bund" (Bern), „Nowoje Wremja", „Samo Prawa" (Belgrad), „Illustrated London News", „Graphic", „L'Illustration", „Illustrazione". Schweiz und Holland vermitteln den Bezug, außerdem steht die Bibliothek für die Kriegssammlung im Tauschverkehr mit der Königlichen Bibliothek in Berlin, der „Deutschen Bücherei" in Leipzig, dem Budapester Nationalmuseum und dem österreichischen Kriegsarchiv.

Zwei Kataloge, ein alphabetischer und ein systematischer, sind in Arbeit. Vielleicht werden sie im Druck erscheinen, doch ist mit Sicherheit eine Ausstellung der ganzen Sammlung nach dem Kriege zu erwarten. Da wird auch die Reihe der schwarzen, bis jetzt die Zahl 14 zählenden Quartbände auffallen: die Verlustliste.

Man verkenne nicht die Absicht des Chronisten, wenn er die Erwähnung der toten Helden mit einer andern Unglücksnachricht verbindet, die jeden Historiker, Kunstfreund und Sammler schmerzlich traf. Ich meine den Brand von *Kreuzenstein*. Sonntag früh, den 25. April, sahen wir den Rauch aus dem zerstörten Burgdache steigen und erfuhren nur zu bald, daß er sich von der Bibliothek nähre. Die anfangs für übertrieben gehaltenen Meldungen bestätigten den gänzlichen Verlust der wertvollen *Kupferstichsammlung* mit den Originalen von Albrecht Dürer und den zahlreichen, größtenteils unersetzlichen geographischen Blättern, außerdem den Untergang der gesamten *Exlibris-Sammlung*, die nach dem allgemeinen Urteile der Kenner als die bedeutendste in Österreich galt. Dem Brande fielen die sogenannten orientalischen Zimmer zum Opfer, während die eigentliche, durch die seltenen Drucke des XVI. Jahrhunderts und die *Prachthandschrift des jüngeren Titurel* ausgezeichnete Bibliothek gerettet werden konnte.

Ehe ich nun auf die jüngsten Erscheinungen des Wiener Büchermarkts zu sprechen komme, habe ich zunächst einen Irrtum zu verbessern, den ich um so mehr bedaure, als er die große, von Sauer geleitete *Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien* betrifft. Die beiden, in meinem Januar- und April-Brief erwähnten Bände der Ausgabe sind noch nicht veröffentlicht. Wie mir Herr Hofrat Sauer freundlichst mitteilen läßt, betreffen die jüngst von *Richard Smekal* im Archive der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde aufgefundenen Briefe Grillparzers gar nicht den vom zweiten Briefband umfaßten Zeitraum, und der von *Rudolf Payer von Thurn* herausgegebene Band soll nicht, wie ich fälschlich angenommen habe, die Personalakten Grillparzers enthalten, sondern vielmehr alle von Grillparzer in seiner Beamtentätigkeit verfaßten oder erledigten Aktenstücke bringen. Gegenwärtig befinden sich acht Bände der Grillparzer-Ausgabe im Druck und sechs davon sind im Texte bereits ausgesetzt. Es ist aber noch nicht bestimmt, welcher Band als erster unter ihnen erscheinen soll.

Der „literarische Verein in Wien" wird in Kürze den zweiten und dritten Band der von *Ernst Baum* besorgten Gesamtausgabe *Philipp Hafners* (vgl. „Beiblatt Spalte 143 f.) seinen Mitgliedern zugehen lassen. Ein von *E. K. Blümml* herausgegebener Faksimiledruck der Hafnerschen Dichtung *„Scherz und Ernst in Liedern"* (1770) ist in beschränkter Auflage für den Verlag Dr. Ludwigs bestimmt, doch wird er erst in ruhigerer Zeit erscheinen. Blümml hat dem bibliophilen Rarissimum einen genauen und eingehenden Kommentar mit manchen Neuigkeiten beigegeben.

Gleichzeitig damit wird im selben Verlage der von mir bearbeitete Faksimiledruck der Wiener Posse *„Vier Narren in einer Person"* (1770) erscheinen.

Die reich ausgestattete *„Österreichische Monatsschrift für den Orient"* (herausgegeben vom k. k. österreichischen Handelsministerium in Wien) beschloß ihren 40. Jahrgang, in dem für uns folgende Artikel in Betracht kommen: Erworbene Rechte der österreichischen Kunstforschung im nahen Orient, von *Josef Strzygowski*. Orientalische Einflüsse in der Musik der Gegenwart, von *Egon Wellesz*. Indien und Europa, von *L. Schroeder*. Die österreichische Papyrusforschung, von *Karl Wessely*. Das erste (Doppel-)Heft des 41. Jahrgangs bringt eine schöne Faksimilebeilage: „Die Fetwa über den heiligen Krieg".

Die von *Ludwig Karpath* geleitete Halbmonatsschrift *„Der Merker"* wird im zweiten Maihefte *Richard Smekals* oben erwähnte Grillparzerfunde enthalten.

Während Wiens Volksbüchereien im vergangenen Jahre 1 400 000 Entlehnungen verzeichneten, verlangt man jetzt weniger nach dem Buche. Dazu kommen die berechtigten Klagen über den langsamen Verkehr mit dem Reiche, der jede Bestellung zwei bis drei Wochen harren läßt; und vor allem die teure Markwährung! Das ist alles schlimm für den Wiener Bücherfreund und Bücherhändler.

Merkwürdig, daß in solcher Stimmung eine Auktion möglich war, die noch dazu mit einem ungewöhnlichen Ergebnis abschloß. In der vom *Dorotheum den 29. April bis zum 1. Mai 1915 veranstalteten Versteigerung* zeigte sich, wie sehr die bisherige Vorliebe zum Bilde die zum Buch überragt. Ich gebe anschließend eine Liste der für diese Zeitschrift interessanten Ergebnisse, bemerke aber, daß die Porträts und graphischen Blätter, die nur für Wien Bedeutung haben, in den Preisen zurückblieben. Es erzielten Nr. 4 *Bartolozzi*, Fair Moralist Dan. 36, 1000 Kr. — Nr. 5 Ders., El. Foster, 500 Kr. — Nr. 16 *Bonnet*, Mädchenköpfe (Farbendruck), 310 Kr. — Nr. 26 *Chodowiecki*, Cabinet d'un peintre, 115 Kr. — Nr. 58. 59 *Cosway*, Mrs. Tickell, Mrs. Duff zusammen, 1700 Kr. — Nr. 61 *Debucourt*, Compliment, Bouquets zusammen, 810 Kr. — Nr. 92 *Earlom*, Newfoundland (Farbendruck), Kr. 720. — Nr. 100 *Green*, Anne of Cumberld, 1. Abdr., 1150 Kr. — Nr. 117 *Huet*, Cerisier, 590 Kr. — Nr. 122 *Janinet*, Toilette de Venus, 1300 Kr. — Nr. 152

Digitized by Google

Morland, Farmer's Visit, 630 Kr. — Nr. 153 Ders., Horse Feeder, 600 Kr. — Nr. 187 *Romney*, Duch. of Marlborough (Smith 53), 1000 Kr. — Nr. 368 Malerische Darstellung von Prag. Gez. v. *Morstadt*, rad. v. *Richter*. 8. Blatt. Kolor. 100 Kr. — Nr. 397 *Schütz*, St. Goar (Aquat.), 50 Kr. — Nr. 431 *Schwager*, Miniat.-Portr. des Erzherzogs Carl Ludwig, 900 Kr. — Nr. 470 *Pfeiffer*, Lichnowski, 280 Kr. — Nr. 471 Ders., Prinzessin Liechtenstein, 275 Kr. — Nr. 472 *Clarot*, Prince de Ligne, 250 Kr. — Nr. 477 Anon., Portr. der Kaiserin Maria Theresia, 410 Kr. — Nr. 492 *Somer*, Ragoczy (Schabkunst), 240 Kr. — Nr. 493 *Durmer*, Elisabeth Rasumoffsky, 330 Kr. — Nr. 497 Consul Rothschild. Anon. Aquat., 120 Kr. — No. 504 *Pfeiffer*, Pauline Schwarzenberg, 180 Kr. — Nr. 524 *Hofmann*, Zrinyi, 150 Kr. — Nr. 525 Ders., Dglch., 95 Kr. — Nr. 530 *Schnorr v. Carolsfeld*, *Rahl* etc., Hist.-malerische Ansichten von Wien, 1832, 40 Kr. — Nr. 539: *Vasquez*, Grundriß der . . . Stadt Wien ca. 1830, 54 Kr. — Nr. 549 Ders., Leopoldstadt, 60 Kr. — Nr. 550 *Ziegler*, Augarten, 200 Kr. — Nr. 551 Ders., Lusthaus im Prater, 90 Kr. — Nr. 555 *Vasquez*, Landstraße, 65 Kr. — Nr. 557 Ders., Wieden, 60 Kr. — Nr. 560 St. Ulrich, 60 Kr. — Nr. 561 Alservorstadt, 85 Kr. — Nr. 562 Rossau, 80 Kr. — Nr. 564 *Knipp*, Hiezing, 90 Kr. — Nr. 567 *Schütz*, Schönbrunn, 210 Kr. — Nr. 569 *Knipp*, Schönbr. Tiergarten, 65 Kr. — Nr. 570 *Högl*, Wasserfall u. Obelisk in Schönbrunn, 100 Kr. — Nr. 584 *Löschenkohl*, Theresiens letzter Tag, 100 Kr. — Nr. 585 Ders., Praterlust, 310 Kr. — Nr. 586 Ders., Ausmarsch der Türken, 66 Kr. — Nr. 587 Ders., Erster Vorfall, 80 Kr. — Nr. 591 Ders., Bonneval, 60 Kr. Die übrigen Löschenkohl-Blätter erzielten durchschnittlich 45 Kr. — Nr. 593 *Beusa*, Praterfahrt, 180 Kr. — Nr. 594 Equipage des Frhr. v. Schloissnipp, 190 Kr. — Nr. 596 Zwei Blatt aus der kleinen Wiener Praterfahrt 1825, 195 Kr. — Nr. 597 Equip. des Erzherzogs Carl — des Grafen A. V. Csaky, 150 Kr. — Nr. 613 *Golebiowski*, Einzug Franz Josefs I. in Lemberg 1851, 130 Kr. — Nr. 614 Einzug M. A. Carolines in die Hofburg, 100 Kr. — Nr. 619 Quodlibet, aus Bäuerles Theaterzeitung, 95 Kr. — Nr. 630 Krönung Leopolds. Kpfst. a. d. Zeit, 230 Kr. — Nr. 631 Krönung der Königin Maria in Prag, 1791, 230 Kr. — Nr. 637 *Schütz*, Vorstellung der merckwürdigsten Begebenheiten des gegenwärtigen Kriegs, 225 Kr.

Wien, den 4. Mai 1915. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Dantes „Hölle" ist kürzlich von *Heizaburo Yamakawa* ins Japanische übersetzt worden und im vergangenen November in Tokio erschienen. Die Ausgabe präsentiert sich in einem hübschen grünen Leinwandband, auf dessen Rücken und vorderem Deckel der Name „Dante" in *lateinischen* Buchstaben zu lesen ist. Dem Titelblatt folgt eine Nachbildung des Freskoporträts Dantes von Giotto im Palazzo des Podestà in Florenz. Es wird dies wohl die erste vollständige Übersetzung der „Göttlichen Komödie" sein, die in japanischer Sprache versucht worden ist, da in kurzem die beiden anderen Teile, „Fegefeuer" und „Paradies", folgen werden. Der Übersetzer H. Yamakawa ist ein Diplomat, der an der Staatsuniversität von Kalifornien in Berkeley studiert und auch das theologische Seminar dort besucht hat. Da er Christ ist, so war er in der Lage, den Dichter umfassender und besser zu verstehen als andere Japaner, die sich mit ihm nur rein literarisch beschäftigt haben. Seine Übersetzung kann keinen Anspruch auf Vollkommenheit machen, da es überhaupt nicht möglich ist, einen Dichter wie Dante in jede beliebige Sprache zu übersetzen, und doch soll sie ziemlich wörtlich sein und ist in einem einfachen und flüssigen Japanisch gegeben, ohne grobe Übersetzungsfehler aufzuweisen.

Die „Göttliche Komödie" war für die Japaner ein verschlossenes Buch, auch für die Gebildetsten unter ihnen. Jetzt ist zu hoffen, daß sie den Schatz von Gelehrsamkeit, den sie in sich schließt, würdigen, und anfangen werden, sie eingehender zu studieren. In der Abteilung der Literaturgeschichte der Kaiserlichen Universität in Kyoto sind drei Studierende, die unter Anleitung des Professors B. Ueda die „Göttliche Komödie" zum Gegenstand sorgfältigsten Studiums gemacht haben. Ueda hat vor etwa zehn Jahren eine geschätzte Arbeit über Dante in japanischer Sprache veröffentlicht.

Ein anderer japanischer Danteforscher ist der Geistliche *M. Nakayama*, der ebenfalls mit der Übersetzung der „Göttlichen Komödie" beschäftigt ist und jetzt vielleicht seine Arbeit bereits vollendet hat. Der Gelehrte versteht jedoch nicht Italienisch und bedient sich daher der englischen Übersetzung Longfellows, unter Zuhilfenahme der englischen Werke von Norton und Butler für das Verständnis des Textes.

Der König von Italien empfing kürzlich den Verleger *Enrico Bemporad* aus Florenz, der ihm eine interessante Publikation überreichte. Es handelt sich um einen *Kommentar zum ersten Gesang von Dantes „Göttlicher Komödie", von dem Sohn des Dichters, Jakob, verfaßt.* Dieser Kommentar hat dadurch ein besonderes Interesse, daß er nach persönlichen Angaben Dantes zusammengestellt sein soll. Der König hat dem Verleger sein großes Interesse für die wertvolle und sehr schön ausgestattete Publikation, die in einer Auflage von nur 75 Exemplaren erscheint, zum Ausdruck gebracht und sich darüber sehr lobend ausgesprochen. Gleichzeitig gestattete er ihm, dem Kronprinzen eine schöne Jugendschrift zu überreichen, die in kurzem im Handel erscheinen wird.

Eine interessante Statistik findet sich in dem vor kurzem erschienenen *Annuario Statistico Italiano pel 1913*. Aus dieser Aufstellung ist zu ersehen, daß der *Analphabetismus in Italien* von 56 Prozent im Jahre 1901 auf 46,7 Prozent im Jahre 1911 (also doch fast immer noch die Hälfte der Gesamtbevölkerung) gesunken ist.

Von besonderem Interesse für den Grad der Schulbildung und den Kulturstand in den verschiedenen italienischen Landesteilen sind die statistischen Einzelangaben. Obenan steht Piemont, das die geringste

Digitized by Google

Zahl von Analphabeten aufweist (13,4 Prozent); es folgen die Lombardei mit 16,2 Prozent, Ligurien 20,3, Venetien 30, Emilia 40, Toskana 40,4, Umbria 55,3, Marche 57, Campania 57,6, Sardinien 62,1, Sizilien 63,5, Puglie 63,8, Abruzzen 64,4, Basilicata 71,5, Calabrien 73,4 Prozent.

Schon hieraus geht, von einigen Schwankungen abgesehen, die ja auch im allgemeinen bekannte Tatsache hervor, daß der Analphabetismus gleichmäßig gegen den Süden der Halbinsel gewaltig zunimmt. Calabrien, der südlichste Teil des italienischen Festlandes, hat beinahe die sechsfache Zahl wie das nördlichste, Piemont. In der Reihenfolge der einzelnen Städte steht auch wieder die Hauptstadt von Piemont, Turin, mit der geringsten Zahl von Analphabeten, 5,1 Prozent, obenan und ebenso folgt dann, wie bei den Provinzen, die Hauptstadt der Lombardei, Mailand, mit 6,7 Prozent und dann die von Ligurien, Genua, mit 10,4 Prozent. Florenz weist 13,8 Prozent Analphabeten auf, Bologna 14, Rom 15,1, Venedig 15,5, Parma 17,1, Livorno 20, Ancona 24,8, Palermo 31,2, Neapel 33,8, Cagliari 37,1 und Catania 38,9 Prozent. Da es Provinzen gibt, in denen der Analphabetismus bis über 70 Prozent beträgt, aber keine größere Stadt, wo er die 40 Prozent erreicht, ergibt sich daraus, daß er auf dem Lande bedeutend höher ist als in den Städten.

Und wenn das Schulwesen in den italienischen Städten heute auf einer gewissen Höhe steht, so liegt es auf dem Lande leider noch sehr im Argen. Auch die Einrichtung von Wanderlehrern, die man in Italien an sich sehr wohl kennt, ist in den sehr schwer zugänglichen Abruzzendörfern und in anderen Gegenden wegen des empfindlichen Mangels an Verkehrsmitteln nicht überall durchführbar oder wird wenigstens nicht durchgeführt.

Interessant ist auch eine Aufstellung über den Prozentsatz der Brautleute, die, da sie nicht schreiben konnten, nicht imstande waren, die Standesamtsregister zu unterzeichnen. Obenan stehen auch wieder die drei Provinzen Piemont, Lombardei und Ligurien mit 2,6 Prozent, 5,1 und 7,3 Prozent; dann folgt Venedig mit 14,4 Prozent und so fortschreitend weiter bis zur Basilicata, wo von 100 Brautpaaren 60 nicht imstande waren, ihren Namen unter die Standesamtsurkunde zu setzen. Was die Zahl der Mittelschulen anbelangt, steht wieder obenan Piemont mit 145 staatlichen und 72 Privatschulen. Die einzige andere italienische Provinz, die sich hiermit nur einigermaßen messen kann, ist die Lombardei mit 136 staatlichen und 54 Privatschulen; alle anderen Provinzen weisen unvergleichlich viel niedrigere Zahlen auf.

Als ich im Februarheft nach längerer Unterbrechung meine Berichte aus Rom wieder aufnahm, sprach ich dabei die Absicht aus, das Politische, so sehr es jetzt im Vordergrunde alles Denkens steht, nur insoweit zu berühren, als es uns hier interessiert. Ich denke auch, ich habe mich bis jetzt an dies Programm gehalten, und wenn ich mich um die Politik wenig gekümmert habe, so lag der Grund eben darin, daß Neuerscheinungen oder Ereignisse gleichzeitig

von politischer Natur und von bibliophilem Interesse nicht zu verzeichnen waren. Jetzt habe ich nun zum erstenmal Gelegenheit, von einer Erscheinung zu sprechen, die ausgesprochen politischen Zwecken dient, dabei aber nach Anlage und Ausstattung einen gewissen Anspruch auf Beachtung auch vom künstlerischen und bibliophilen Standpunkt machen darf.

Freilich möchte ich gleich vorwegnehmen, daß in dieser Publikation selbst da, wo künstlerische Fähigkeit nicht zu bestreiten ist, der Stoff, auf den sie vergeudet wird, einen Ekel auslöst, der ein momentanes künstlerisches Wohlbehagen sofort wieder aufhebt. Die Publikation, die ich im Auge habe, und deren Erscheinen mit einer beispiellosen Reklame begleitet war, ist betitelt: „*Gli Unni e Gli Altri*" und erschienen bei Ravà und Co. in Mailand, als ein Album in Folioformat von 34 ganzseitigen, zum größten Teil farbigen Karikaturen, die sich auf den gegenwärtigen Krieg beziehen. (Preis 5 Lire.) — Aus der Erklärung des Titels, der ein Wortspiel ist, ergibt sich gleich, was die Veröffentlichung will und gegen wen sie gerichtet ist. — „Gli *Uni* e Gli Altri" würde heißen „die Einen und die Anderen"; nun lautet der Titel aber: „Gli *Unni* e Gli Altri", das ist zu deutsch: „die Hunnen und die Anderen". Unter den „Hunnen" ist Deutschland und Österreich zu verstehen, unter den „Anderen" unsere Gegner.

Nun greifen aber diese Karikaturen nicht nur Deutschland und Österreich an, sondern auch hohe und höchste Persönlichkeiten, die sich in Italien selbst den Kriegsschürern in den Weg stellen, das heißt, von einem Eingreifen Italiens gegen Deutschland und Österreich nichts wissen wollen. Die Person des Königs von Italien selbst wird in einer Weise mitgenommen, wie es bei uns auch in normalen Zeiten nicht denkbar wäre, ebenso der einflußreichste Politiker Italiens, der frühere Ministerpräsident Giovanni Giolitti, der sich wiederholt gegen den Krieg und für die Neutralität seines Landes ausgesprochen hat.

Aus alledem ergibt sich der klare Zweck, Stimmung gegen den vermeintlichen Feind, Deutschland, und gegen diejenigen zu machen, die im eigenen Lande als Kriegshindernis angesehen werden; kurz, ein ungeheures Propagandamittel der sogenannten Interventionistenpartei Italiens. Und das alles im künstlerischen Gewand und in buchtechnisch fast vollendeter Ausführung. Ich weiß mich mit der Mehrzahl der gebildeten Italiener — und ich habe mit vielen darüber gesprochen — darin einig, daß sie diese Art niedrigster und rohester Karikatur selbst verabscheuen. Das Dargestellte erreicht einen Grad von Gehässigkeit, böswilligster Verleumdung und Gesinnungsroheit, wie sie bei uns selbst dem Gegner gegenüber nicht geübt und zweifellos auch von der Zensur nicht geduldet würde, geschweige denn einem mehr als dreißigjährigen treuen Verbündeten gegenüber. Um den Geist zu kennzeichnen, in dem „die Einen" und „die Anderen" hier angesehen und behandelt werden, genügt es, die dem Ganzen vorausgeschickten, in loser Gedichtform von *Giannino Antona-Traversi* verfaßten Einleitungsworte (in Übersetzung) wiederzugeben:

Digitized by Google

Diese Seiten
Bittern Hohnes
Mögen dauern

Um zu verherrlichen
Das Heldentum eines Volkes
Das seiner Ehre
Bewußt zum Opfer brachte
Sein ganzes Selbst. (= Belgien).

Um zu feiern
Das Wiedererwachen einer Nation,
Die im Unglück wiederfand
Ihre Reinheit und ihre Eintracht. (=Frankreich)

Um zu rühmen
Die Schönheit eines Bundes,
Von Menschen geschaffen und von Gott gewollt,
Der umfaßte
Zu Wasser und zu Lande
Die beiden größten Reiche des Erdballs.
(= England und Rußland).

Um zu verfluchen
Die Gewalttaten jener Scharen,
Die die Einbildung auf ihre Kraft
Und die Hohlheit ihrer Wissenschaft nichts lehrte
Als die schrecklichste Barbarei. (= Deutschland).

Um ins Gedächtnis zu schreiben,
Zu immer größerem Abscheu,
Die Erbärmlichkeit eines Volkes,
Das uns als Feind zerfleischt,
Als Freund enttäuscht hat,
Stets von uns gehaßt. (= Österreich).

Um anzuspornen
Ein ruhmreiches Geschlecht,
Das endlich
Aus kleinlichen Ärgernissen und den Händeln des Alltags
Zwischen den Gräbern seiner Märtyrer,
Erlöst an allen seinen Grenzen,
Mit seinem alten und ewig neuen Geiste
Erstehe
Zu seinen wahren Idealen
Einer größeren Zukunft entgegen. (= Italien).

Diese erhebenden Worte sind eingefaßt von zwei großen Schwertern, von denen das „der Einen" von häßlichen Schlangen, das „der Anderen" von Lorbeerzweigen umwunden ist.

Von den Karikaturen selbst seien nur ein paar Beispiele gegeben, die aber genügen werden, sich ein Bild des Ganzen zu machen: Auf dem Umschlag des Heftes ist ein Menschenaffe dargestellt mit einem deutschen Helm auf dem Kopf, den einen Fuß auf die Brust einer nackten Frau gestellt, die er zu Tode gesteinigt hat. Ein anderes Blatt zeigt in zwei Bildern, wie deutsche Soldaten in Belgien rauben und dann den geraubten Schmuck ihren Frauen und Bräuten als Geschenke senden. Ein anderes Blatt stellt eine Plastik dar, auf der man links einen deutschen Soldaten sieht, der einem Knaben gerade die Arme abgehackt hat; rechts steht derselbe armlose Knabe vor seiner Mutter und sagt zu ihr: „Entschuldige, Mutter, wenn ich dich nicht mehr umarmen kann!!" Schließlich möchte ich noch ein Blatt erwähnen, das darstellt, wie ein deutscher Soldat einem Mann, der von einem anderen Soldaten gehalten wird, Hände und Füße abschneidet, die nur so in der Gegend herumliegen; ein deutscher Offizier steht dabei und überwacht diese Szene. Von den Künstlern, die zu diesem Werk beigetragen haben, möchte ich nur *Dudovich* erwähnen; derselbe *Dudovich*, der jahrelang Mitarbeiter am „Simplizissimus" war. Überhaupt ist in der Technik ein starker Einfluß der Simplizissimus-Künstler unverkennbar.

Rom, den 5. Mai 1915. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Die beiden ersten diesjährigen Hefte des „Gids" enthalten eine sehr lehrreiche historische Plauderei von *W. G. C. Byvanck*, die eine, auch von den einschlägigen Historikern längst vergessene englische politische Flugschrift aus der Zeit der Napoleonischen Kriege zum Ausgangspunkt nimmt. Wenn man den Titel „War in disguise of the frauds of the neutral flags" heute liest, glaubt man es mit einer aktuellen Veröffentlichung allerjüngsten Datums zu tun zu haben. Aber die Schrift ist 1809 im Drucke erschienen. Es wiederholt sich eben alles; was sich ändert, ist nur die Aufmachung. Die Menschennatur bleibt dieselbe; im Kampf ums Dasein, im individuellen wie im politischen, sind ihr alle Mittel recht, sofern sie zum Ziele führen. Wenn sich diese Mittel dann noch auf die eine oder andere Weise moralisch rechtfertigen lassen, so tut das ihrem Wert keinen Abbruch; im Gegenteil, unsere moralischen Triebe wollen auch ihre Befriedigung, und wenn Vorteil mit eingebildeter oder wirklicher Pflicht zusammenfällt, so steigert das nur die Kraft.

Die genannte Broschüre wurde von einem gewissen *James Stephen* am Vorabend der Schlacht von Trafalgar geschrieben; sie bildet zu Nelsons Waffentat die ökonomische Ergänzung. Stephen verlangt hierin die völlige Unterbindung des Handels, der noch von den neutralen Staaten, in erster Linie von Amerika, mit Frankreich getrieben wurde; Stephen wurde so der geistige Urheber der berüchtigten „orders in council". Das wird von Byvanck nicht in dürren chronistenmäßigen Worten erzählt, sondern er läßt die ganze Zeit mit ihrer eigentümlichen Atmosphäre wieder vor uns erstehen und uns mit den Menschen, die damals die Politik in England machten, mitleben. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des englischen Volkscharakters; die Verquickung von Geschäft und Moral, die für die englische Volksstimmung vor hundert Jahren so charakteristisch war, kann nicht mit so plumpen Worten wie nationale Eitelkeit

Digitized by Google

oder nationale Hypokrisie abgetan werden; eine solche Fragestellung ist bei diesem Problem nach Byvanck auch ganz verkehrt. Die Sache liegt tiefer; und wenn man Byvancks Ausführungen über die Herkunft und die Geschichte dieses Stephen und seine Beziehungen zu den Frommen im Lande, sein Eintreten für die Abschaffung der Sklaverei — Stephen war der Schwager von Wilberforce, des Hauptbekämpfers der Negersklaverei — gefolgt ist, dann sieht man die Dinge mit ganz anderen Augen an, und von Heuchelei oder nationalem Eigendünkel kann keine Rede mehr sein. Das Bestreben, die Sache, die man vertritt, als eine gerechte hinzustellen, entspringt aus sittlicher Kraft, und ist, ebenso wie die Energie, mit der man politische Kämpfe ausficht, ein Zeichen von innerer Gesundheit. Im Zusammenhang mit den „orders of council" wird von Byvanck auch das *Bombardement von Kopenhagen* durch die englische Flotte behandelt, und der Eindruck, den diese Verletzung des Völkerrechtes in England machte; gutheißen konnte das die „Clapham Secte" nicht —, wenn man sich auch sagte, daß die Regierung dazu ihre guten Gründe gehabt haben müßte. Scharf war dagegen die Kritik, die von einigen Mitgliedern des Parlaments geübt wurde. Byvanck druckt einige Sätze aus der Rede von Winham ab, die ich mir nicht versagen kann, hier folgen zu lassen. „Ist dies nun eine Probe unserer neuen Moralität und ist es der Plan der Regierung, Buonaparte mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen? Oder soll es günstig für uns stimmen, daß wir neutrales Gebiet verletzen? Von Politik wurde gesprochen, aber Politik schließt doch das *Recht* nicht aus, oder es müßte von *Not* die Rede sein. Und hier war das Prinzip der Handlung: Furcht, nicht Überlegung oder Vorsicht, um einer unmittelbaren Gefahr zu trotzen, sondern nur die Wahrscheinlichkeit, daß uns später etwas von Nachteil sein könnte. Mußten wir dafür den Haß von Europa auf uns laden und uns selbst mit Schande bedecken? Der Name unseres Landes ist mehr Fürsorge wert. Was wird man von uns denken, wenn man die Denkmäler unserer Verwüstung sieht, die Ruinen der öffentlichen Gebäude, die Überreste jener herrlichen Kirche (die Liebfrauenkirche), den Stolz der Hauptstadt — eine ergreifende Ruine! Möge ein dänischer Patriot sein Geld dafür verwenden, nicht um sie wieder aufzubauen, sondern um die Ruine in stand zu halten, als eine Erinnerung an die Abscheulichkeit unserer Schandtat. Vorteil! der Wert unseres Vorteils wird bald verschwunden sein!" — So protestierte vor mehr als hundert Jahren ein oppositioneller Abgeordneter im englischen Parlament gegen die Verletzung der dänischen Neutralität durch seine eigene Regierung.

Verwey bespricht im Januarheft der „Beweging" unter dem Titel *„Nieuwe Duitsche Gedichten"* die letzte Veröffentlichung der „Blätter für die Kunst". Die Verse von George, die darin enthalten sind, bedeuten seiner Ansicht nach einen Fortschritt des Dichters. Bisher pflegte George nur das für sich alleinstehende und in sich vollendete kleine Gedicht, das er dann wohl später mit anderen Gedichten zusammenfügte, aber nicht so, daß es das lebendige Glied einer größeren Komposition gebildet hätte. Diese einheitliche Komposition, die durch ihren eigenen inneren Rhythmus zusammengehalten wird, hat uns George erst jetzt beschert. Es ist nicht ohne Grund, daß die erste Periode des Gedichtes „Gebet", womit der Zyklus anhebt, in dem Worte Welle ausklingt, und die zweite, die zugleich die letzte ist, mit dem Worte „versagen" endigt. Welle und versagen sind die Grundbegriffe nicht allein dieses Gedichtes, sondern auch der beiden folgenden „Hyperion" und „Die Kinder des Meeres". „Versagen" ist die Stimmung, aus der die Gedichte geboren sind. „Welle" ist die sinnliche Vorstellung, in der der Künstler sie sich äußern sah. Wie hoch im übrigen George von Verwey geschätzt wird, geht daraus hervor, daß er von seiner Traumwelt sagt, sie sei die glänzendste, ja die einzig glänzende deutscher Art unserer Tage, und die einzige, die nach der Welt von Goethe um ihrer selbst willen Beachtung verdiene. Verwey streift ferner die ja in Deutschland selbst schon des öfteren erörterte Frage, ob es eine deutsche Kultureinheit gebe, und er verneint dieselbe; heute sei man davon sogar weiter als je entfernt!

In demselben Heft steht ein schönes Kriegslied von *Maurits Uyldert*, in dem wirklicher Schwung liegt und in dem auch der Volkston fein getroffen ist. Die *Kriegslyrik* hat hier sonst keine bemerkenswerten Blüten gezeitigt; für kriegerische Begeisterung ist das pazifizistische Holland ja auch ein sehr ungünstiger Boden. Das ideale Moment, das in dem Einsetzen von Leib und Blut für sein Vaterland liegt, wird ja außerdem nur von wenigen hierzulande anerkannt; Krieg gilt nur als sinnloses Morden und Zerstören; nur für die Greuel und Schrecken des Krieges hat man ein Auge. Woher sollte da Begeisterung kommen und wie kann man da mit den Kämpfenden mitempfinden? In dem erwähnten Kriegslied von Uyldert ist beides anwesend; für die Flamen, die das letzte Stückchen Boden in den Morästen an der Yssel verteidigen, schlägt sein Herz. — In den Gemütszustand deutscher Soldaten sucht sich im Märzheft des „Gids" in drei Kriegsliedern *Felix Rutten* zu versetzen, mit weniger Erfolg, weniger ursprünglich und sicherlich der Wucht entbehrend, die dem trotzigen Lied von Uyldert eigen ist. Seiner kontemplativen Art gemäß philosophiert *Verwey* über den Wahnwitz dieses Volkskrieges in einem längeren Gedichte „Wie in den loopgraaf ligt", das den Eindruck von versifizierter Prosa macht:

„Wie in den loopgraaf ligt, wie hoop op leven
En liefde en lust voor goed [= immer] heeft opgegeven,
Kan zich niet langer troosten met de droom
Dat door zyn dood hy land en volk zal baten [nützen]
Want alle volken, alle staten
Zyn één als golven [Wellen] van een stroom."

Ebenso verstandesmäßig und kühl sind die Verse, die ihm das traurige Schicksal des Boerenführers Josef Fourie entlockt. Beide Gedichte finden sich im Februarheft der „Beweging". Ein starkes menschliches Empfinden, von echt christlicher Humanität getragen, spricht aus einem Zyklus von zwölf Gedichten: „Van oorlog en

Digitized by Google

vrede", von *Hélène Swarth*, der im Februarheft des „Gids" erschienen ist; sie schlägt darin Töne an, die vom Herzen kommen und zum Herzen dringen.

Das erste Vierteljahrsheft des neuen Jahrganges von „Oud-Holland" enthält aus der Feder von *Jan Veth* einen reich illustrierten Aufsatz über *„Rembrandt en de Italiaansche Kunst"*. Veth führt darin eine Reihe von Anleihen auf, die Rembrandt bei verschiedenen Großmeistern der italienischen Renaissance gemacht hat; es handelt sich hierbei größtenteils um einzelne Motive und Figuren, die Rembrandt meistens aus Stichen nach diesen Meistern kennen gelernt hatte und die er in Kompositionen eigener Erfindung, die mit diesen fremdländischen Vorbildern sonst nichts Gemeinsames hatten, verwendet hatte. Interessant ist daran hauptsächlich, wie Rembrandt ein solches Motiv umarbeitete; der Wesensunterschied zwischen nordischer und italienischer Kunst wird dadurch blitzlichtartig erhellt, und das Neue, was Rembrandt in die Welt gebracht hat, tritt beim Vergleich mit solchen Vorlagen noch schärfer hervor. Auch für den Fall, wo Rembrandt zwar nicht eine ganze Komposition, so doch den wesentlichsten Teil derselben zum Hauptmotiv einer eignen Arbeit gemacht hat, hat Veth ein Beispiel und zwar ein sehr überraschendes und lehrreiches zur Hand: die immer etwas rätselhafte Radierung Rembrandts „Der Phoenix" ist, wie Veth überzeugend darlegt, als eine Art Variation auf eine Deckenmalerei von *Lauretti Tommaso* in den Stanzen des Vatikans, „die Verherrlichung des Glaubens", zu betrachten. — Vieles hat Rembrandt Raffael entnommen. Die in der Türe horchende Sarah der Rembrandtschen Radierung findet ihr Prototyp in dem Raffaelschen Gemälde in den Loggien; auf dem sogenannten Hundertguldenblatt sind es sogar drei Figuren, darunter die Hauptfigur, die Veth auf Raffaelsche Vorbilder zurückführt; der Christus stammt vom Christus der Raffaelschen Verklärung ab; der links zu seinen Füßen sitzende, seinen Arm auf sein Knie aufstützende ältere Mann ist eine Umformung der linken Eckfigur des gleichen Gemäldes, und der rechts neben Christus auf dem Boden hockende Zuhörer ist ein Nachkömmling von dem mit abgewandtem Kopfe schreibenden Heraklitus von der Schule von Athen. — Der vorn links auf der „Nachtwache" vorauslaufende Knabe mit dem antiken Helm ist eine verkleinerte und vergröberte Ausgabe des rückwärts blickenden flüchtenden Philisters links von dem Kampf zwischen David und Goliath, der vor Entsetzen davoneilende Hirte auf der Radierung, „Die Verkündigung an die Hirten", ist eine Kopie im Spiegelbild nach dem vordersten Engel aus der Vertreibung des Heliodorus, der David im Gebet von der gleichnamigen Radierung ist der knienden Petrusfigur von der Raffaelschen Tapete „Der auferstandene Christus erscheint seinen Jüngern" nachgebildet und der blinde tastende Tobias von der Radierung dem geblendeten und sich mit den Händen vorwärts tastenden Elymas eines anderen Gobelins. Was Rembrandt hierbei aber allein übernommen hat, ist das Äußere, das Rohmaterial sozusagen, oft nur die Silhouette, die er dann mit ganz neuem Leben erfüllt hat; die tiefe Innerlichkeit der Figuren ist doch Rembrandts eigenste Schöpfung, und gegen den stillen Glanz dieser so oft aus Leiden geborenen inneren Schönheit verbleichen doch Formenadel und alle weise abgewogene Harmonie der Raffaelschen Menschen. Lassen wir Veth selbst reden: „Es bleibt in den vollkommenen Figuren Raffaels stets etwas, was den Gedanken in uns wachruft, daß sie beschäftigt sind, sich mit ihren schönen Gliedern in einer edelen mimischen Kunst zu üben. Sogar da, wo sie Schmerz und Abscheu auszudrücken haben, verläßt sie kaum das Gefühl göttlichen Selbstbehagens. Rembrandts Figuren sind ihr gerades Gegenteil. Es sind Kainskinder, die in dem Leiden alle göttliche (äußerliche) Schönheit eingebüßt haben — aber ohne Drapierung oder Kothurn drücken sie so nackt und unmittelbar wie möglich menschliche Leidenschaften und menschliche Affekte aus."

Neben diesen Raffaelschen Werken sind es noch einige Gemälde von Tizian, dann das „Abendmahl" Leonardos und die „Cumeische Sibylle" von Domenichino, deren Einfluß auf Rembrandt Veth in seinem gelehrten Aufsatz bespricht.

Nach fast halbjähriger Pause hat die flämisch-holländische Kunstzeitschrift *„Onze Kunst"* wieder ein oder vielmehr zwei Lebenszeichen von sich gegeben. Zuerst erschien das Januarheft in ein wenig anderer Aufmachung, aber von dem gewöhnlichen Umfang, nicht mehr in Antwerpen gedruckt, sondern in Nymegen bei Thieme. Es enthält unter anderem Aufsätze über die Lütticher Bildhauerkunst im XVI. Jahrhundert von M. Devigne und über einen modernen belgischen Kupferarbeiter, Adolphe Lambert, von Jos. Destrée. Ferner ist noch das Oktoberheft des vergangenen Jahres herausgekommen, in dem unter anderem Bredius wichtige Dokumente über Jordaens als Bildhauer veröffentlicht; die noch fehlenden Nummern 11 und 12 liegen, wie der Amsterdamer Verleger L. J. Veen mitteilt, in Antwerpen zur Presse und gelangen zur Versendung, „sobald die Verhältnisse es zulassen".

Zum Schluß möchte ich noch auf einen interessanten, mit Sach- und Ortskenntnis geschriebenen, reich illustrierten Aufsatz über *Danzig, das „Amsterdam des Ostens"* hinweisen, der in der schön ausgestatteten, dem Haus im weitesten Sinne gewidmeten Zeitschrift *„Het huis oud en nieuw"* erschienen ist (Januarheft); die Reproduktionen sind nach vorzüglichen Photographien von R. Th. Kuhn in Danzig ausgeführt, der Artikel selbst ist von D. J. van der Ven.

Amsterdam, Anfang Mai. *M. D. Henkel.*

Von den Auktionen.

Die bedeutendste und besonders auch für deutsche Bibliophilen interessanteste Bücherauktion der letzten Zeit in Europa hat Mitte April in Kopenhagen stattgefunden: es handelte sich um die Bibliothek, die der unlängst verstorbene Direktor des Kopenhagener Kupferstich-Kabinetts *Emil Bloch*, Bruder des be-

Digitized by Google

kannten dänischen Graphikers, hinterlassen hat. Sein Besitz an Kunstblättern war bereits Ende März verauktioniert worden mit einem Gesamtergebnis von rund 63000 dänischen Kronen, von dem der überwiegende Teil auf 110 Rembrandt-Radierungen fiel und 7500 Kronen auf eine Originalzeichnung von Rembrandt, die ungefähr aus dem Jahre 1651 stammen muß; sie wurde von der Kgl. Dänischen Kupferstich-Sammlung erworben.

Die Bibliothek Bloch umfaßte an 4000 Nummern, und zwar fast ausschließlich „Weltliteratur"; besonders waren erste und Originalausgaben der Klassiker aller Länder vertreten, die sich also hier auf neutralem Boden ein Stelldichein gegeben hatten. Viele Exemplare waren in schönen gleichzeitigen Ganzlederbänden vorhanden (in der nachfolgenden Liste ist dies nicht besonders wiederholt, sondern nur dann Angaben gemacht, wenn die Exemplare die Originalumschläge aufwiesen). Deutsche Antiquare haben sich persönlich nicht an der Versteigerung beteiligt, ließen sich aber durch dänische Handlungen vertreten. Die Resultate dieser Auktion sind, da keine ähnliche Versteigerung seit Ausbruch des Krieges stattgefunden hat, besonders interessant. Im folgenden verzeichnen wir die Hauptpreise der einzelnen Abteilungen. (Die dänische Krone steht ungefähr 1 Mark 12 Pfennige.) Unter den Handbüchern befinden sich verhältnismäßig wenig bemerkenswerte Stücke. Von *Brunets* Manuel die alte 4. Auflage, 41 Kr.; *Rouveyre*, Connaissances, 3. éd., 1879, 51 Kr.; Le Bibliophile français, 7 vols., 1868—73, 93 Kr.; Nr. 91 *Berghman*, Etudes sur la bibliographie Elzevirienne, 1885, 41 Kr. In der Abteilung *Dänische Literatur* finden sich zahlreiche seltene und schöne Stücke; besonders zu nennen sind Nr. 188 Et Hundrede Udvalde Danske Viser, 1695, 135 Kr.; Nr. 193 *Syv*, Aldmindelige Danske Ord-Sproge, 2 Bände, 1688, 61 Kr.; Nr. 230 En Raeffue Bog som kaldes paa Tyske Reinicke Foss, 1555, ein ganz ausgezeichnet schönes Exemplar in Ganzleder, 295 Kr.; Nr. 232 *Saxo Grammaticus*, Den Danske Krönicke, 1575, nicht ganz vollständig, 92 Kr.; Nr. 239 Biblia, udsaet paa Danske, 1550, Folio, verschiedene Blätter restauriert, 125 Kr.; Nr. 240 Biblia paa Danske offuerseet, 1589, Folio, in schönem, altem Ganzlederband, 166 Kr.; Nr. 251 *Holberg*, Peder Paars, 1720, 75 Kr.; Nr. 252 *Holberg*, En sandfaerdig Ny Viise, der 3. Druck vom Jahre 1752, 26 Kr.; Nr. 253 *Holberg*, Peder Paars, 1772, mit Kupfern von Clemens nach Wiedewelt, 31 Kr.; Nr. 261 *Holberg*, Mikkelsens Comoedier, Band 2, 1725, obgleich mehrere Blätter fehlten, 155 Kr.; Nr. 293 *Holberg*, Don Ranudo de Colibrados, 1745, schöner Ganzlederband mit Vergoldung, 44 Kr.; Nr. 297 *Holberg*, Nicolai Klimii iter subterraneum, 1741, 85 Kr.; Nr. 304 *Holberg*, Metamorphosis eller Forvandlinger ved Hans Mikkelsen, 1726, 42 Kr.; Nr. 305 *Holberg*, Hans Mikkelsens 4re Skiemte-Digte, 1722, 110 Kr.; Nr. 311—313 *Holberg*, Danmarks Riges Historie, 3 Bände, 1753—54, 2. Auflage auf Schreibpapier in 4°, 66 Kr.; Nr. 317—318 *Holberg*, Adskillige store Heltes og berömmelige Maends sammenlignede Historier, 2 Bände, 1739, 60 Kr.; Nr. 332—334 *Holberg*, Epistler, 5 Bände, 1748 bis 1754, 80 Kr.; Nr. 384 *Andersen*, Skrubtudsen, des Verfassers eigenhändiges Manuskript, bestehend aus zwölf Quartseiten mit Unterschrift, 100 Kr.; Nr. 385—388 *Andersen*, vier handschriftliche Briefe an den Maler Professor Carl Bloch, geschrieben in den Jahren 1866—67, 52 Kr.; Nr. 400—401 *Baggesen*, Gedichte, 2 Bände, Hamburg 1803, ein herrlich erhaltenes Prachtexemplar in besonders schönem Einband, der auf der Buchbinderei-Ausstellung Kopenhagen 1906 gezeigt wurde, 70 Kr.; Nr. 426 *Blicher*, Digte, 2 Bände, 1814—17, 38 Kr.; Nr. 428—434 *Blicher*, Samlede Noveller, 6 Bände und Supplementband, 1833—44, 60 Kr.; Nr. 435 *Blicher*, Sneklokken, 1826, mit eigenhändiger Widmung des Verfassers an K. L. Rahbek, 70 Kr.; Nr. 492 *Ewald*, Harlequin Patriot, 1772, 32 Kr.; Nr. 506 *Grundtvig*, Kort Begreb af Verdens Krönike i Sammenhaeng, 1812, Exemplar auf Schreibpapier mit eigenhändiger Widmung Grundtvigs an seinen Bruder, 90 Kr.; Nr. 512 *Grundtvig*, Kort Begreb af Verdens Krönike, 1. (einziger) Band auf Schreibpapier mit eigenhändiger Widmung Grundtvigs „Til min Lise", 1814, 39 Kr.; Nr. 513 *Grundtvig*, Roskilde-Riim, 1814, mit eigenhändiger Widmung Grundtvigs „Til min Lise", 90 Kr.; Nr. 527 *Grundtvig*, Kong Harald og Ansgar, 1826, herrliches Exemplar in rotem Saffian, ebenfalls auf der Kopenhagener Buchbinderei-Ausstellung gezeigt, 30 Kr.; Nr. 597 *Heiberg*, Ny A-B-C-Bog, 1817, 26 Kr.; Nr. 603 *Heiberg*, Kong Salomon, 1825, Exemplar auf Schreibpapier mit eigenhändiger Widmung des Verfassers an den Staatsrat Collin, 200 Kr.; Nr. 845 *Olufsen*, Gulddaasen, 1793, Rosenkjederne, 1803, auf Schreibpapier, 60 Kr.; Nr. 886 *Ambrosius Stub*, Arier og andre poetiske Stykker, 1771, 44 Kr.; Nr. 904 bis 905 *Wessel*, Samtlige Skrivter, 2 Bände, 1787, 42 Kr.; Nr. 909 *Wessel*, Votre Serviteur Otiosis, 1—53, 1784 (Nr. 1 in 2. Auflage), 53 Kr.; Nr. 910 *Wessel*, Kierlighed uden Strömper, 1772, 105 Kr. In der Abteilung *Norwegische Literatur* waren bemerkenswert Nr. 927 *Björnson*, Arne, 1858, mit eigenhändiger Widmung an Erik Bögh, 28 Kr.; Nr. 943 *Björnson*, Kongen, 1877, 15 Kr.; Nr. 1009 *Wergeland*, Jan van Huysuns Blomsterstykke, 1840, mit eigenhändiger Widmung an Joh. Ludv. Heiberg, 35 Kr. *Schwedische Literatur:* Nr. 1023—27 *Bellman*, Samlade Skrifter, 4 Bände mit den Musikbeilagen, 60 Kr.; Nr. 1030 *Bellman*, Fredmans Epistlar, 1790, mit den Musikbeilagen, 64 Kr.; Nr. 1052 *Runeberg*, Fänrik Stals sägner, II. 1860, mit eigenhändiger Widmung an H. C. Andersen, 36 Kr. *Deutsche Literatur*: Nr. 1069 *Luther*, Acht Sermon, 1523, 23 Kr.; Nr. 1070 *Luther*, Ob Kriegssleutte auch ynn seligem stande sein kunden. 1526, 30 Kr.; Nr. 1071 *Luther*, Vom Kriege widder die Türcken, 1529, 21 Kr.; Nr. 1074 Ernstliche erbietung der Evangelische Prediger an den gaystlichen Stand, 1525, 20 Kr.; Nr. 1075 Das Wolff gesang, Basel 1522, 27 Kr.; Nr. 1083—84 *Bürger*, Gedichte, 2 Bände, 1789, mit den Kupfern von Chodowiecki, in Ganzleder, 28 Kr.; Nr. 1085—89 *Claudius*, Sämmtliche Werke des Wandsbeker Bothen, 6 Bände, 1775—98, 21 Kr.; Nr. 1097 bis 1106 *Gellert*, Sämmtliche Schriften, Neue verbesserte Auflage, 10 Bände, 1775, schönes Exemplar

Digitized by Google

in Ganzleder auf Schreibpapier, 20 Kr.; Nr. 1110—29 *Goethe*, Werke, 20 Bände, 1815—19, Cotta, 87 Kr.; Nr. 1132—39 *Goethe*, Schriften, 7 Bände, Wien und Leipzig 1787—90 bey J. Stahel und G. J. Göschen. 8. Band, Leipzig 1789 bey Georg Joachim Göschen, mit Titel-Vignetten und Kupfern, 112 Kr.; Nr. 1151 bis 57 *Goethe*, Neue Schriften, 7 Bände, 1792—1800, Unger, auf Schreibpapier, 47 Kr.; Nr. 1160 *Goethe*, Claudine von Villa Bella, Berlin 1776 bey August Mylius, 21 Kr.; Nr. 1161 *Goethe*, Clavigo, Leipzig, 1774 in der Weygandschen Buchhandlung, unbeschnittenes Exemplar der 1. Ausgabe, 135 Kr.; Nr. 1167—69 *Goethe*, Farbenlehre, 2 Bände nebst dem Heft mit 16 Kupfertafeln, Tübingen 1810, 39 Kr.; Nr. 1171 *Goethe*, Faust, Bielefeld 1876, 37 Kr.; Nr. 1195—98 *Goethe*, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 4 Bände, Unger 1795 bis 96, mit den Musikbeilagen, schöner Ganzlederband, 1. Ausgabe, 46 Kr.; Nr. 1292 *Heine*, Buch der Lieder, 1827, erste Ausgabe mit der Leyer auf dem Titelblatt, 121 Kr.; Nr. 1340—41 *E. T. A. Hoffmann*, Lebens-Ansichten des Katers Murr, 2 Bände, 1820—22, mit den illustrierten Originalumschlägen, 110 Kr.; Nr. 1366 *Theodor Körner*, Leyer und Schwert, zweite Ausgabe, 1814, 53 Kr.; Nr. 1390 *Lessing*, Minna von Barnhelm, Berlin 1767, erste Ausgabe, 155 Kr.; Nr. 1490 *Schiller*, Die Räuber. Zweite verbesserte Auflage, Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler, 1782, 61 Kr.; Nr. 1501 *Schiller*, Wallenstein, 2 Bände, 1800, erste Ausgabe auf Schreibpapier, 35 Kr.; Nr. 1532—34 *Ludwig Tieck*, Phantasus, 3 Bände, 1812—16, 21 Kr. *Französische Literatur:* Nr. 1584 *Beaumarchais*, Le Barbier de Séville, Paris, Quantin, in Chagrinleder Einband von Petersen & Petersen, 41 Kr.; Nr. 1588—91 *Béranger*, Oeuvres complètes, édition unique revue par l'auteur ornée de 104 vignettes. 4 Bände, Paris 1834, 21 Kr.; Nr. 1611 *Chevigné*, Les Contes Rémois. 3. éd., Paris 1858, 54 Kr.; Nr. 1620 *Descartes*, Principia philosophiae. Elzevier, 1644, 4., 26 Kr.; Nr. 1623 *Diderot*, Le neveu de Rameau, 1884, eines der 150 numerierten Exemplare auf Japan in besonders schönem Einband, 50 Kr.; Nr. 1625 bis 26 *Dorat*, Les sacrifices de l'amour. Nouv. éd., 2 Bände, Amsterdam 1772, mit den Stichen nach Marillier, 41 Kr.; Nr. 1654—55 *Guichard*, Fables et autres poésies, Paris 1802, in Ganzlederband mit Vergoldung, wie die meisten der hier aufgeführten Stücke, 84 Kr.; Nr. 1658 *V. Hugo*, Cromwell, Paris 1828, 61 Kr.; Nr. 1665 *La Bruyère*, Les Caractères de Theophraste, Paris, Michallet 1688, Einband von Petit in Paris, 57 Kr.; Nr. 1676 *La Fontaine*, Psyché, publié par D. Jouaust, prachtvolles Exemplar mit den Kompositionen von Emile Lévy, gestochen von Boutelié und mit den Zeichnungen von Giacomelli, gestochen von Sargent, in doppelter Folge. Paris 1880, Librairie des Bibliophiles. Einband von Champs, Paris, 94 Kr.; Nr. 1682 *Lamartine*, Méditations poétiques. 9. éd., 1823, in rotem Saffian, ausgestellt auf der Buchbinderei-Ausstellung Kopenhagen 1906, 50 Kr.; Nr. 1686 *Lamartine*, Chant du Sacre, 1825, Originalausgabe, eingebunden ein eigenhändiger Brief König Carls X. an M. de Barentin, datiert Edinburgh 1802, 52 Kr.; Nr. 1696—97 *Le Sage*, Guzman d'Alfarache, 2 Bände, Paris, Ganeau, 1732, Originalausgabe, 60 Kr.; Nr. 1698—99 *Le Sage*, Le Bachelier de Salamanque, 2 Bände, Amsterdam 1736, Originalausgabe, 78 Kr.; Nr. 1716—23 *Molière*, Oeuvres complètes, publ. par L. Aime-Martin. 8 vols., Paris 1824 bis 26, 51 Kr.; Nr. 1724—29 *Molière*, Oeuvres, avec d. remarques grammaticales par M. Bret, Paris. 6 Bände, 1773—1788, mit den Stichen von Moreau, 135 Kr.; Nr. 1737—39 *Molière*, Oeuvres. Edition de Daniel Elzevier, contenant 26 pièces 1674—79, 205 Kr.; Nr. 1743 *Molière*, Les fourberies de Scapin, Amsterdam, 1693, 31 Kr.; Nr. 1750 *Molière*, Les femmes sçavantes. Amsterdam, Henri Wetstein 1692, (Elzevier), 26 Kr.; Nr. 1771 bis 75 *Montaigne*, Essais, Nouvelle édition, 5 Bände, Paris 1818, ausgestellt auf der Buchbinderei-Ausstellung, 85 Kr.; Nr. 1777—84 *Montesquieu*, Oeuvres, éd. par le comte Destutt de Tracy. 8 Bände, Paris 1822, ausgestellt auf der Buchbinderei-Ausstellung, 85 Kr.; Nr. 1786—95 *Alfred de Musset*, Oeuvres complètes. Edition ornée de 28 gravures d'après les dessins de M. Bida. 10 Bände, Paris 1866, Einband von Charpentier, 115 Kr.; Nr. 1803 *Pascal*, Pensées, Paris chez Guillaume Desprez 1670. Erste Ausgabe, 145 mm hoch, 40 Kr.; Nr. 1812 *Prevost*, Mémoires d'un homme de qualité, 1732. Originalausgabe der Manon Lescaut, 53 Kr.; Nr. 1815—17 *Rabelais*, Oeuvres, av. d. notes explicat. par A. L. Sardou. Nouv. éd., 3 Bände, San Remo 1874—75. Eines der 478 Exemplare auf Bütten, Einband von Wichmann, Kopenhagen, 70 Kr.; Nr. 1836—37 *Regnard*, Oeuvres. 2 Bände, Rouen 1728, 41 Kr. *Englische Literatur:* Nr. 1898—99 *Byron*, Don Juan. 2 vols. 1828, Pappband unbeschnitten, 19 Kr.; Nr. 1909 *Byron*, Manfred, London 1817, erste Ausgabe, Pappband, 29 Kr.; Nr. 1921 *Dickens*, Bleak House, with illustrations by H. K. Browne. London 1853, 50 Kr.; Nr. 1923 *Dickens*, A Christmas Carol in Prose, with illustr. by John Leech. 11. ed., London 1846, with color. plates, 100 Kr.; Nr. 1929 *Dickens*, The Cricket on the Hearth. 21 ed., London 1846, mit eigenhändiger Widmung: „Hans Christian Andersen from his friend and admirer Charles Dickens, London, July 1847", 245 Kr.; Nr. 1930 *Dickens*, David Copperfield. With illustrations by H. K. Browne, London 1850, 150 Kr.; Nr. 1933 *Dickens*, Hard times, London 1854, erste Ausgabe, 45 Kr.; Nr. 1935—37 *Dickens*, Master Humphrey's Clock. 3 vols., London 1840—41, erste Ausgabe, 50 Kr.; Nr. 1941 *Dickens*, Martin Chuzzlewit. With illustrations by Phiz, London 1844, mit derselben Widmung, 475 Kr.; Nr. 1953 *Dickens*, Pickwick Club, with 43 illustrations by R. Seymour and Phiz, London 1845, mit derselben Widmung, 500 Kr.; Nr. 1958—59 *Dickens*, Sketches. 2 ed. 2 vols., London 1836, w. illustrations by Cruikshank. Eleganter Chagrinband von Petersen & Petersen, 50 Kr.; Nr. 1960 *Dickens*, Sketches by „Boz". London 1858, 37 Kr.; Nr. 1972—75 *Fielding*, Tom Jones, 4 vols., Paris 1780, 40 Kr.; Nr. 1981 *Goldsmith*, The Vicar of Wakefield. Whittingham's Edition. 1815, Einband ausgestellt auf der Kopenhagener Ausstellung, 59 Kr.; Nr. 2055—66 *Scott*, Tales of my Landlord, 12 vols., 1817—19, die erste Serie in 3., die andern in 1. Ausgabe, 71 Kr.; Nr. 2111 *Scott*, The Lay of the last Minstrel, 1809, erste Ausgabe,

Digitized by Google

Maroquin mit Goldschnitt, 65 Kr.; Nr. 2184—2207 *Thackeray*, Works, 24 vols., London 1879, 80 Kr.; Nr. 2213—14 *Thackeray*, The Newcomes, 2 vols., 1854—55, erste Ausgabe, 21 Kr.; Nr. 2215 *Thackeray*, The Virginians, 2 Bände, 1858—59, Maroquin mit Goldschnitt, erste Ausgabe, 25 Kr.; Nr. 2217—18 *Thackeray*, Pendennis, 2 vols., London 1849—50, Chagrin mit Goldschnitt, erste Ausgabe, 44 Kr.; Nr. 2219 *Thackeray*, Vanity Fair, 1848, Chagrin mit Goldschnitt, erste Ausgabe, 70 Kr.; Nr. 2220—22 *Thackeray*, The adventures of Philip, 3 Bände, 1862, Chagrin mit Goldschnitt, erste Ausgabe, 24 Kr.; Nr. 2227—29 *Thackeray*, Henry Esmond, 3 vols., 1852, erste Ausgabe, 34 Kr.; Nr. 2230 *Thackeray*, Paris Sketch Book, 1866, erste vollständige Ausgabe, 24 Kr.; Nr. 2231 *Thackeray*, The Orphan of Pimlico, 1876, 26 Kr. *Literatur der übrigen Länder:* Nr. 2268 *Pietro Bembo*, Gli Asolani, 1522, mit der gedruckten Widmung an Lucretia Borgia, die in den meisten Exemplaren fehlt, 24 Kr. *Literatur des Orients:* Nr. 2395—2410 Le Livre des Milles Nuits et une Nuit, 16 Bände, Paris 1905, eleganter Chagrinlederband mit Vergoldung, 210 Kr.; Nr. 2411—27 The Book of the Thousand Nights and a Night, Benares, printed by the Burton Club for private Subscribers, 1885—88. Im ganzen 17 Bände mit ungefähr 200 Tafeln in Original-Leinenband, 225 Kr. *Griechische und lateinische Klassiker:* Nr. 2569—70 *Juvenal*, Satires, trad. par J. Dusaulx. Nouv. éd. par N. L. Achaintre. 2 Bände. Paris 1821, Einband, ausgestellt auf der Kopenhagener Ausstellung, 126 Kr. *Kunstgeschichte:* Nr. 3310—12 *Vasari*, 3 Bände, Florenz 1568, 100 Kr.; Nr. 3519—22 *Charles Blanc*, L'œuvre de Rembrandt, Paris 1880, Folio. Eines der 500 numerierten Exemplare auf Schreibpapier, 160 Kr.; Nr. 3591 bis 95 *Perrot et Chipiez*, Histoire de l'art dans l'antiquité, 5 Bände, 1882—90, Chagrinband mit Goldschnitt, 110 Kr.

In New York, wo sich die Auktionssaison auf der Höhe befindet, finden fast täglich, zum Teil ziemlich bedeutende Versteigerungen von Kunstobjekten, Kunstblättern und Büchern statt.

Am 22. März wurde bei Anderson der vierte Teil der Bibliothek Joline versteigert: Autographen europäischer Berühmtheiten. Das Originalmanuskript von *Charlotte Brontes* „Lord Douro" wurde mit 850 M. bezahlt, und ein Schriftstück von *Bacon* mit der Unterschrift Baron Verulam brachte rund 700 M. Das Manuskript von *De Quinceys* „On the London Magazine" erzielte 440 M.; 480 M. brachte ein Brief von *Evelyn* an *Pepys*. Ein Brief der *Catharina von Braganza* wurde mit 400 M. bezahlt. 1600 M. zahlte L. C. Harper für den Originalvertrag über *Goldsmith*' „History of Animated Nature". Mehrere eigenhändig niedergeschriebene Gedichte von *Swinburne* wurden zusammen für 1600 M. verkauft, darunter war „Ballad of Life", „The Leper" und „Before the Mirror". Im ganzen brachten die europäischen Autographen etwa 42000 M.

Die bedeutendste Bücherauktion dieser Saison in New York war die der Bibliothek des *Generals Brayton Ives*, die die American Art Galleries Anfang April abhielt. Als Leiter fungierte der bekannte Auktionator Thomas E. Kirby, der schon die erste Bibliothek Ives vor 20 Jahren unter den Hammer gebracht hatte. Die Bibliothek des General Ives bestand aus seltenen ersten Ausgaben, Beispielen der hervorragendsten Bucheinbände aller Länder und aus wertvollen Manuskripten. Dazu kommt eine hervorragende Sammlung von Stichen und Radierungen. Die Versteigerung war außerordentlich gut besucht und es wurde sehr angeregt geboten. Den Höchstpreis des ersten Tages erzielte das aus der Robert Hoe-Sammlung stammende Exemplar von „Les Oeuvres de Maistre *Guillaume Coquillart*", ein Oktavband, der in Paris 1532 gedruckt wurde, in einem der schönen Trautz-Bauzonnet-Einbände. Vor drei Jahren hatte dieses Exemplar auf der Auktion Hoe 2000 Dollar gebracht, jetzt erzielte es 13650 M. Des weiteren waren besonders bemerkenswerte Preise: *Robert Browning*, Pauline, erste Ausgabe in Originalumschlägen, London 1833, Brownings erstes Buch, 6000 M.; *Defoe*, Robinson Crusoe, 3 Bände, London 1719—20, erste Ausgabe, 4500 M.; Hypnerotomachia Polyphili, erste Ausgabe auf starkem Papier, Venedig 1499 (Käufer Dr. Joseph Martini), 2520 M.; *Jacques Dadonville*, L'Honneur des Noble Blason, Druck aus dem frühen XVI. Jahrhundert, Einband von Lortio, das einzige bekannte Exemplar außer dem der Bibliothek Nationale in Paris, 1680 M.; *Jules Claretie*, Puyjoli, erste Ausgabe auf Japan, 1470 M.; *Burns*, Poems, 1786, die erste, sogenannte „Kilmarnock Ausgabe", 1260 M.; die New Yorker Ausgabe desselben Werkes von 1788, 1120 M.; „The Kelmscott Works of *Geoffrey Chaucer*", gedruckt in 425 Exemplaren (Käufer L. C. Harper), 1200 M.; *Bourget*, Physiologie de l'Amour moderne, eines der 15 Exemplare auf Japan, Paris 1891 (Käufer James F. Drake), 1000 M.; Le Contreblason, gedruckt von Simon Vostie, Paris 1592, 1000 M.; „Chronicque et Histoire" Philippe de Commines, Paris 1539, Einband von Trautz-Bauzonnet, 940 M.; „Fables of Aesop", London 1793, Exemplar auf großem Papier, Einband von Bedford (Käufer Walter M. Hill), 930 M.

Am zweiten Tage wurde ein anderer Höchstpreis aufgestellt; Mr. G. S. Hellmann zahlte 20000 M. für ein berühmtes Manuskript von *Nicholas Jarry*, 1654 in Paris für Anna von Österreich ausgeführt, 336 Blatt auf Pergament, Einband von Trautz-Bauzonnet (das Exemplar hat im Jahre 1909 auf einer Auktion 14000 M. gebracht). Ein anderes Stundenbuch aus Nord-Frankreich aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts kaufte James F. Drake für 5000 M. Des weiteren sind zu nennen: *John Keats*, Poems, Ausgabe in 12°, mit zwei Versen aus dem Original-Manuskript des „Pot of Gold" (Käufer Lathrop C. Harper) 3150 M.; In laudem Beatissimae virginis Mariae, mit den gekrönten Initialen der Louise von Savoyen und Franz I. von Frankreich (Käufer James F. Drake) 2950 M.; Ces presetes heures a luisage de Rome, Paris 1498, 2800 M.; Les Amours Pastorales de Daphnis et Chloe, Einband von Cuzin (Käufer G. S. Hellmann), 2800 M.; von besonders interessanten Erstausgaben notieren wir: Die berühmte englische Übersetzung des Rubaiyat von *Omar Khayyam* von *Edward Fitzgerald*, erste Ausgabe, 1785 M.;

Digitized by Google

Dickens, American Notes for General Circulation, London 1842, erster Druck der ersten Ausgabe mit eigenhändiger Widmung: „The Hon. Josiah Quincy from Charles Dickens, Nineteenth October 1842", 1700 M.; *Goldsmith*, Vicar of Wakefield, erster Druck der ersten Ausgabe, 1766, Einband von Riviere, 1680 M.; *Jean B. de Laborde*, Choix et Chansons, 4 vols., Paris 1773, 1600 M.; Les Nouvelles Recreations de Bonaventure Des Periers, Lyons 1558, Einband von Trautz-Bauzonnet, 1470 M.; *Euclid*, Elementa, Folio, Venedig 1482, wertvoller Einband 1300 M.; *Keats*, Lamia, London 1820, erste Ausgabe (Käufer Lathrop C. Harper) 1400 M.; *Theophile Gautier*, Mademoiselle de Maupin, erste Ausgabe 1470 M.; *Jerrold*, George Cruikshank, erste Ausgabe, mit besonders hinzugefügten Illustrationen (Käufer F. R. Arnold) 1200 M.

Am dritten Tage wurde ein siebenseitiger Brief von *Shelley* vom Jahre 1817 an seinen Verleger, in dem er gegen die Unterdrückung seines „Laon and Cynthia" protestiert, von Lathrop C. Harper mit 2570 M. bezahlt. Ein Exemplar der ersten Ausgabe dieses Werkes selber, London 1818, brachte übrigens auf der Auktion 1125 M. Das Manuskript des Protestes hatte im Jahre 1905 auf einer Auktion in New York 300 M. gebracht, es liegt hier also eine außerordentliche Preissteigerung innerhalb von zehn Jahren vor. Auch am dritten Tage wurden wieder ausserordentlich hohe Preise für erste Ausgaben bezahlt: *Edgar Allan Poe*, Al Aaraaf, Baltimore 1829, in den Originalumschlägen, kaufte Walter M. Hill für 3500 M.! Wenn man bedenkt, daß dieser Band seinerzeit nur etwa 50 cents, also 2 M., gekostet hat, so liegt hier eine Steigerung um ungefähr das achtzehnhundertfache vor. Allerdings ist diese Dichtung Poes früher schon höher bezahlt worden, nämlich auf der French-Auktion mit 5500 M. und auf der McKee-Auktion mit 4600 M. *Michael de Montaigne*, Essays, Übersetzung von John Floric, Einband mit dem Wappen der Königin Elisabeth, London 1603 (Käufer Clarence J. Dearden) 2950 M.; *Shelley*, Adonais, Pisa 1821, erste Ausgabe (Käufer George D. Smith) 2650 M.; eine vollständige Folge der Erstausgaben von *Scotts* Waverley Novels, Edinburg 1814—1832, (Käufer W. T. Wallace) 2400 M.; *Shelley*, Epipsychidion, London 1821, erste Ausgabe (Käufer Walter M. Hill) 2100 M.; *Montesquieu*, Le Temple de Gnide, Paris 1772, Einband von Trautz-Bauzonnet 1680 M.; *Shelley*, Queen Mab, 1813, erste Ausgabe 1320 M.; *Blaise Pascal*, Les Provinciales, Köln 1637, Einband von Trautz-Bauzonnet 1260 M.; *Shelley*, Zastrozzi, das erste Buch des Dichters, das er noch auf der Schule verfaßt hat, 1125 M.; *Milton*, Paradise Lost, erste Ausgabe mit dem vierten Zustand des Titels, 860 M.; die erste Elzevier-Ausgabe der Werke von *Rabelais*, Amsterdam 1663, Einband von Chambolle-Duru, 840 M.; erster Druck der Ausgabe von „Poems, J. B." (anonym für *John Ruskin*), von der nur 50 Exemplare als Privatdruck hergestellt wurden, 840 M.

An den Schlußtagen waren noch sehr bemerkenswert: der erste Druck der ersten Ausgabe von *Waltons* The Compleat Angler, London 1653, 8°, wie bekannt, eines der beliebtesten Sammelobjekte für englische und amerikanische Bibliophilen; es brachte 10400 M. (Morgan hat für sein Exemplar, das er bei Sotheby bei der Versteigerung der Bibliothek Van Antwerp erwarb, durch Quaritch 25000 M. zahlen lassen). Es brachten ferner *Thackerays* Vanity Fair, erste Ausgabe, London 1847—48, in den Originallieferungen, 4158 M. (dasselbe Exemplar hat im Jahre 1903 nicht halb soviel, nämlich 1785 M., erzielt); *Spensers* Faerie Qveene, London 1590, Einband von Riviere (erster Druck der ersten Ausgabe), 2600 M.; *Tewrdannck*, Nürnberg 1517, Einband von Trautz-Bauzonnet, 2150 M.; „Poems by Two Brothers", die erste Ausgabe des berühmten Buches, in dem Tennyson und seine beiden Brüder mit Beiträgen vertreten sind, Einband von Cobden Sanderson, 1725 M.; *Stevenson*, The Pentland Rising, 12°, erste Ausgabe in den grünen Originalumschlägen (Stevensons erstes Werk, das er mit 16 Jahren veröffentlichte), 1680 M.; *Sheridan*, The Rivals, erste Ausgabe mit Widmung des Verfassers, 1130 M.; *Tennyson*, The Silent Voices, erste Ausgabe, Einband von Riviere (Käufer W. T. Wallace), 880 M.; *Tennyson*, The Thistle, 12°, London 1889, Einband von Riviere, erste Ausgabe (Käufer ebenfalls Wallace), 800 M.; *Swinburne*, The Queen Mother; Rosamond. Two Plays, London 1860, des Verfassers erstes Buch, erste Ausgabe (Käufer George D. Smith), 600 M.

Im ganzen brachte die Bibliothek des General Ives etwa 360000 M. Die großartige Sammlung alter Stiche, unter denen sich neben herrlichen Drucken von Rembrandt, Dürer und Schongauer viele prächtige englische Farbstiche in schönen Exemplaren befanden, erzielte im ganzen rund 1200000 M. Die Ivesschen Sammlungen zusammen haben weit über 2 Millionen Mark gebracht.

Neue Bücher.

Eberhard Buchner, Liebe. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. (Vom Ende des XVII. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts.) *Albert Langen, München.* 276 Seiten. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Aus der Fülle ungehobener Schätze für die Erforschung früherer Kulturen, die in alten Zeitungsblättern verborgen liegen, hat zuerst Frau Belli-Gontard vor langen Jahren einen kleinen Schatz gemünzt, ohne für ihre redliche Mühe den verdienten Lohn zu ernten. Besser ist es Buchner mit seiner großen fünfbändigen Sammlung „Das Neueste von gestern" ergangen; mit Recht ist sie von der Kritik als wertvolle Ergänzung jeder deutschen Geschichte des XVI.—XVIII. Jahrhunderts begrüßt worden. So hat der fleißige Sammler und der Verlag eine Reihe weiterer Bände begonnen, die den Zeugnissen einzelner Lebensgebiete gewidmet werden sollen. Als erster erscheint der vorliegende, von der Liebe handelnd. Was die alten Blätter von sonderbaren Schicksalen, von schreckensvollen und wundersamen Fügungen des kleinen Gottes berichten,

Digitized by Google

zieht in buntem Wechsel an dem Leser vorüber, und er wird daraus erkennen, daß auch hier alles schon längst geschah, was heute geschieht. Unsere Erzähler und Dramatiker seien besonders auf die Fundgrube von Stoffen und Einzelmotiven aufmerksam gemacht, die sich in diesem Bande öffnet; nicht leicht wird einer von ihnen ohne Ertrag in ihm lesen. Auch der Geschichtschreiber des Strafrechts und der Sexualpsychologe werden beim Studium des Buches auf ihre Rechnung kommen. G. W.

Dr. Bruno Busse, Das Drama. III: Von der Romantik bis zur Gegenwart. („Aus Natur und Geisteswelt", 289. Bändchen.) Druck und Verlag von *B. G. Teubner* in *Leipzig und Berlin* 1914. IV, 136 Seiten. 1,25 M.

Kurz muß wenigstens auf die ungewöhnliche Leistung hingewiesen werden, die Busse mit den drei Bändchen seiner nun abgeschlossenen Gesamtgeschichte des Dramas vollbracht hat. Man brauchte kein Wort darüber zu verlieren, hätte er aus Büchern anderer einen Extrakt hergestellt, der nur den um jeden Preis nach „Bildungsstoff" Verlangenden etwas sein könnte. Aber gerade das Gegenteil hat sich hier ereignet. Auf den wenigen Seiten breiten sich Ergebnisse selbständiger Erforschung der dramatischen Dichtung aller Zeitalter aus, und so werden die drei billigen Bändchen zur genußvollen Belehrung auch für den, der durch sie nicht zu der Kenntnis der Tatsachen hingeleitet werden will. Ich habe gleich den Vorgängern auch diesen Schlußband mit unerlahmender Teilnahme vom Anfang bis zum Ende genossen und an der Gliederung, der Auswahl und den Urteilen meine Freude gehabt, allerdings die vorherrschende Berücksichtigung des Stofflichen gegenüber der Form hier und da als Mangel empfunden. Aber immerhin bleibt doch diese kleine Schilderung des europäischen Dramas eine treffliche, durchaus empfehlenswerte Gabe. G. W.

Moritz Carriere, Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Wilhelm Diehl. *Verlag des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Darmstadt* 1914. Preis 2,40 M.

In dem Münchener akademischen Viertel, das sich von den Pinakotheken bis zur Universität hinzieht, kannte vor zwanzig, dreißig Jahren fast jedermann den flinken alten Herrn, der beflügelten Schrittes, ein stetes Leuchten und Lächeln innerer Freude auf dem Antlitz, durch die Straßen eilte — Moritz Carriere. Heute liegen uns seine „Erinnerungen" aus den vormünchnerischen Epochen seines Lebens vor. Professor Diehl hat sich mit der Herausgabe derselben ein Verdienst erworben; denn diese Erinnerungen sind nicht bloß ein interessantes Stück Gelehrtenleben, sie umfassen weitausströmend ein Zeitbild deutscher Geistesgeschichte. Carriere schrieb sie in den Jahren 1874—79 nieder. Sie brechen leider bei dem Jahre 1847 ab. Die Familie Carriere stammt aus Nimes. Ein Ahne des Gelehrten predigte dort die evangelische Lehre und ward dafür in einem Volksauflauf einem Pferd an den Schweif gebunden und zu Tode geschleift. Sein einziges Kind kam mit flüchtenden Gemeindemitgliedern nach Hessen. Seitdem blieb die Familie in Hessen seßhaft. Moritz Carriere erblickte als Sohn eines braunfelsischen Rentmeisters zu Griedel in der Wetterau 1817 — er selbst behauptet 1815 — das Licht der Welt. In Butzbach besuchte er die Schule, wo der Pfarrer Weidig, der durch seinen freisinnigen Idealismus bald in der nationalen Bewegung der dreißiger Jahre eine Rolle spielen sollte, sein Lehrer war. Weidigs Einfluß wurde für sein Leben bestimmend; um so mehr, als Weidig als Märtyrer für seinen Patriotismus im Kerker verblutete. Dieser tragische Vorfall fiel eindrucksschwer in Carrieres Studentenjahre. In dieser Zeit gewann er die anregendsten Bekanntschaften. Die Brüder Grimm waren in Gießen seine Lehrer, Geibel und Karl Marx korrespondierten aus Bonn, verschiedene Reisen führten zu Goethes Eckermann, Justinus Kerner, Uhland, David Strauß, Clemens Brentano, Görres, Schelling, Franz von Baader, Anselm Feuerbach. Die Buntgewürfeltheit dieser Beziehungen geben ein charakteristisches Bild der Zeitverhältnisse. Heute würde es kaum einem Studenten gelingen, an so verschieden gestellte Persönlichkeiten des gleichzeitigen Kulturlebens heranzukommen. Eines der wichtigsten Ereignisse dieser Jahre war für Carriere die Beziehung zu dem Arnimschen Kreise, insbesondere zu Bettina. Zwei Feuerseelen strömten hier zusammen.

Feuer, das der Geister Blüte,
Gottes Angesicht entstammt

sang Carriere begeistert. Damals — 1839 — war es bereits, wo Carriere mit einer Verteidigung Hegels in der „Allgemeinen Zeitung" in die Öffentlichkeit trat. Mit diesem Aufsatz war sein Name „weithin signalisiert". Weitere schriftstellerische Tätigkeit, besonders in den „Hallischen Jahrbüchern", trug zwar zu seinem Ansehen in den Reihen der Gleichgesinnten bei, erschwerte aber beträchtlich die akademische Laufbahn. Die Universitäten von Berlin und Heidelberg verschlossen sich dem jungen Freiheitsstürmer, erst in Gießen gelang die Habilitation, wo Carriere bis zu seiner Übersiedlung nach München, 1853, als Dozent und später als unbesoldeter Professor wirkte. „Ich lernte früh das Leben ernst nehmen," bekennt Carriere im Hinblick auf seine akademisch-ministeriellen Erlebnisse, „indes hat es mir wohl nicht geschadet, daß ich, um gebildet zu werden, auch gegerbt ward." Heute ist es uns unbegreiflich, wie einem Gelehrten, der an Großzügigkeit der Anschauung fast sein Vorbild Hegel übertrifft, „von oben" Schwierigkeiten gemacht werden konnten. „Im Staat ist der Geist der Zeit als sittlicher Zustand objektiviert; die Philosophie ist sein Selbsterkennen, ihr Prinzip ist eines: die Freiheit. Und wenn die Wissenschaft eine höhere Wahrheit aufstellte, als bereits der Staat repräsentiert, so soll dieser solche aufnehmen, da bei der höheren immer die höhere Kraft ist, die sonst zerstörend auf ihn einwirken und sich eine neue Gestalt schaffen würde." In dem Deutschland vor 1870 beängstigten solche Ideen. Die unglücklichen nationalen Zustände lähmten die sittliche Freiheit der Geister. Das heutige

Digitized by Google

Deutschland würde dankbar zu einem Carriere aufblicken, dem das herrlichste Ziel vor Augen stand: die Verwirklichung von Philosophie und Religion im nationalen Leben. M. E.

Bismarck, Deutschlands Eiserner Kanzler. Ein Gedenkbuch von *G. Egelhaaf, Edwin Evers, J. Häußner, Karl Mayr, Dietrich Schäfer* ... dargeboten vom Kaiser Wilhelm-Dank. Sechzehn Kunstbeilagen. *Verlag Kameradschaft, Berlin.* 1915.

Eine Darstellung eines deutschen Heldenlebens in volkstümlicher Form, jedoch auf gesicherter wissenschaftlicher Grundlage. Der billige und stattliche Band wird besonders denjenigen willkommen sein, die sich nach einem passenden Bismarckwerk für die Jugend und solche Leser umsehen, für die die ausführliche Erörterung noch streitiger Fragen aus der äußeren und inneren Politik der Bismarckzeit weniger in Betracht kommt. Aber auch der genauer Unterrichtete wird, wie schon die Mitarbeiternamen erkennen lassen, diese übersichtliche Lebensbeschreibung nicht ohne Nutzen durchmustern. Die Abbildungen sind geschickt gewählt und gut wiedergegeben, wie denn überhaupt in einer Anzahl ähnlicher vaterländischer Veröffentlichungen des gleichen Verlages historisch wichtiges ikonographisches Material zu finden ist.

G. A. E. B.

James Ensor, Maler, Radierer, Komponist. Ein Hinweis mit dem vollständigen Katalog seines radierten Werkes als Anhang von *Herbert von Garvens-Garvensburg.* Verlegt bei *Ludwig Ey, Hannover.* 1913. 30 S. und 25 Tafeln. Gr.-8°.

Der Vläme James Ensor ist leider in Deutschland noch viel zu wenig bekannt; v. Garvens-Garvensburg erwirbt sich daher ein unleugbares Verdienst mit seiner Publikation. Durch persönliche Erinnerungen an den Künstler, der drei Gebiete mit Meisterschaft beherrscht, beginnt der Herausgeber seine Einführung und geht dann über zu einer feinsinnigen Ausdeutung von Ensors Werk, wie es sich in seiner Graphik darstellt. Denn das überaus sensible und zartnervige Wesen Ensors, seine Phantasie und dabei sein Wahrheitsstreben lassen sich am besten aus seinen Radierungen erkennen. In weichem Duft gibt er die weiten vlämischen Landschaften wieder; das Sonnengeflimmer im Ostender Hafen kommt nicht minder zum Ausdruck wie die wuchtigen und gewaltigen Massen der stolzen Kathedrale. Die phantastische Seele Ensors feiert ihre Feste besonders in grotesken Blättern; Edgar Allan Poe, dem er sich in mancher Stimmung verwandt fühlte, hat ihn zu einigen Arbeiten angeregt. Für die sich in verzerrten, fratzenhaften Gesichtern kundgebende Angst der Menschheit vor dem Tode, vor der Pest, vor der Sünde, vor dem Racheengel findet der Künstler drastischen, oft vielleicht etwas aufdringlichen Ausdruck. Ein Kranz von Blättern schildert Szenen aus dem Leben Christi, mit Vorliebe die Wunder. Prachtvoll ist da die Stillung des Sturmes auf dem Meere geglückt, unübertrefflich in erschütternder Tragikomik die Szene, in der die Teufel „Dzitts und Hihacox" den Heiland in die Hölle vor den Thron des Oberteufels führen.

Auf 25 Tafeln sind die schönsten und feinsten der Radierungen reproduziert; technisch ist die Wiedergabe so hervorragend gelungen, daß sie neben den Originalen kaum zurückzutreten braucht. Ebenso erfreut die große und würdige Antiqua, in der Vorrede und Katalog gedruckt sind, das Auge des Lesers und macht der Druckerei Molling alle Ehre. Uneinheitlich wirkt dagegen der grelle gelbe Umschlag mit blauer Rückenseite; er paßt nicht zu dem feinen und stillen Künstler.

Das Freundeswerk — als ein solches kann es wohl bezeichnet werden — ist nur in 500 Exemplaren gedruckt worden, von denen weit über die Hälfte bereits durch Subkription vergriffen ist; wer sich einen seltenen Genuß in stillen Stunden verschaffen will, greife daher rasch zu; er wird es nicht bereuen, die Bekanntschaft des vlämischen Künstlers gemacht zu haben. *Wolfgang Stammler.*

Emanuel Geibels Werke. Vier Teile in einem Bande. Herausgegeben von Dr. R. Schacht. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und vier Handschriften. *Hesse & Becker Verlag, Leipzig* (1915). XL, 798 Seiten. In Leinenband 2.50 M.

Am 15. Oktober dieses Jahres wird der hundertste Geburtstag Geibels für ihn wie für jeden einst Gefeierten die Stille des Friedhofs auf eine kurze Zeitspanne unterbrechen. Es erscheint als ein Nachglanz der Schicksalsgunst, die ihm im Leben so reich zuteil wurde, daß an der Schwelle desselben Jahres die Schutzfrist seiner Werke ablief und so das Hindernis einer erneuerten Volkstümlichkeit aus dem Wege geräumt wurde. Aber der erwartete Schwall der billigen Ausgaben ist ausgeblieben; nur Hesse & Becker haben sich mit gewohnter Pünktlichkeit eingestellt. Sollte diese auffallende Ausnahme von dem zur Regel gewordenen Wettlauf der Verlegr beim Anbruch der honorar- und tantiemenfreien Zeit nur in der Ungunst des kriegerfüllten Moments ihre Ursache haben? Schwerlich; sondern mit richtigem Gefühl haben die Nährväter des geistigen Deutschlands die heutige ablehnende Stellung unseres Publikums zu dem früheren Liebling erkannt. Der „Poeta laureatus," dem die Form (nach dem Worte Storms) ein Goldgefäß war, in das man goldnen Inhalt gießt, läßt uns kühl, sogar wo er selbst warm geworden ist, wie in den Ada-Gedichten und den männlichen vaterländischen Versen. Allzu sanft ist ihm des Lebens Bach geflossen allzu leicht dringt unser Auge überall zu dem ebnen, sanbern Grund der Seele hinab, über dem die Poesie Geibels wohlklingend rinnt. Er selbst hat es in den späteren Jahren schmerzlich empfunden, daß ihm für seine ersten Gedichtbücher ein unverdientes Übermaß von Dank und Erfolg gespendet worden war, und die hundertste Auflage des frühesten Bandes dünkte ihm kein Glück. Aber solche ungewöhnliche Anerkennung bezeugt für die Nach-

Digitized by Google

gebornen immer eines: den Standpunkt der Masse zur Kunst und kennzeichnet damit das jeweilige, so schwer nachträglich feststellbare Niveau, das uns auch die Mißachtung eines Keller, Storm, Raabe in dem Zeitraum Geibels erläutert. Nicht nur von diesem historischen Standpunkt aus begrüßen wir die reichliche Auswahl, die wir mit dem vorliegenden, hübsch ausgestatteten Bande erhalten. Der Herausgeber brachte für seine Aufgabe alles Erforderliche mit und lieferte in den Einleitungen, unter denen die an der Spitze stehende „Geibels Leben" sich erfreulicher Knappheit befleißigt, eine taktvoll abwägende Würdigung. Die Neigung, ohne die eine solche Arbeit gar nicht entstehen kann, verführt Schacht doch nicht, seinen Dichter zu „vergotten"; wohl aber widerspricht er mit vollem Recht dem üblichen runden Aburteilen und weiß so die richtige Höhe über der Zeitströmung von heute zu gewinnen. Sehr anerkennenswert erscheint auch die Auswahl, die den an sich minder gewichtigen, aber zumal durch die Vorliebe der Tonsetzer noch immer allbekannten Liedern der Frühzeit neben der reifen Kunst der folgenden Jahre Raum gewährt, von den Dramen „Brunhild", „Sophonisbe", den harmlos lustigen „Meister Andrea" und das liebenswürdige Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer" bringt und auch eine reichliche Garbe aus dem „Klassischen Liederbuch" und den „Übersetzungen französischer Lyrik" bindet. Alles in allem ist die Ausgabe eine in jeder Hinsicht, nicht zum letzten auch durch den billigen Preis, angenehme Erscheinung. G. W.

Philipp Hafner, Gesammelte Werke. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Baum. Erster Band (Schriften des Literarischen Vereins in Wien XIX.) Wien 1914. Verlag des *Literarischen Vereins* in *Wien.* 161, 247 Seiten.

In Philipp Hafner erkennen wir den Beginner des Wiener Lokalstücks. Seine lustigen Possen leiten von der Haupt- und Staatsaktion hinüber zum fester gefügten Zauberstück der Vorgänger Raimunds, unter denen Perinet durch Auffrischung der besten Leistungen Hafners seinen eignen Ruhm gründete. Als dadurch die Aufmerksamkeit von neuem auf den Frühverstorbenen zurückgelenkt worden war, sammelte Josef Sonnleithner (Wien 1812) die Schriften Hafners, dessen „Furchtsamen" Sonnenfels dem „Eingebildeten Kranken" Molières zur Seite gesetzt hatte. Der liebevollen Würdigung des ersten Herausgebers folgten die Charakteristiken Wurzbachs, Glossys (im Katalog der Wiener Theaterausstellung 1892 Stadt Wien Nr. 99), Nagl-Zeidlers (Band I, 767 ff.) und anderer. Aber erst Baum hat mit den Hilfen moderner literarhistorischer Technik die Voraussetzungen und Wirkungen der Tätigkeit Hafners untersucht und dargestellt, indem er 1908 in einem Friedeker Programm die Anfänge des Dichters, 1909 im achten Ergänzungshefte des „Euphorion" seine Beziehungen zu den Wiener Gottschedianern behandelte. Auf Grund so eingehender Vorarbeiten erhalten wir nun die neue Ausgabe, deren Berechtigung nicht nachgewiesen zu werden braucht.

Nannte doch Goethe, als ihm der Hafner des Oheims Grillparzers zu Gesicht gekommen war, diese Erzeugnisse des Wiener Volksgeistes mit Recht „Denkmäler einer bedeutenden Zeit und Lokalität". Baums Einleitung, „Hafners Leben und Werke", zählt 161 Seiten, und doch kann man ihr keine Breite zum Vorwurf machen; eher hat die Vorwegnahme wichtiger Teile in den früher erschienenen Abhandlungen Baums zu einiger Kargheit an den entsprechenden Stellen der Gesamtdarstellung geführt. Im übrigen enthält dieser erste Band noch den „Brief eines neuen Komödienschreibers", „Die reisenden Komödianten" mit der Einlage „Der von dreyen Schwiegersöhnen geplagte Odoardo" (wußte Lessing, als er seinem finstern Vater Galotti den Vornamen Odoardo verlieh, daß so der komische Alte der Stegreifkomödie hieß?), und am Schluß „Megäre, die fürchterliche Hexe". Reiche Erläuterungen dienen dem sachlichen und sprachlichen Verständnis. So verdient auch diese Gabe des Wiener Literarischen Vereins, gleich so vielen früheren, lebhaften Dank der Freunde der Wiener Dichtung und der Literarhistoriker. G. W.

Carl Jatho, Briefe. Herausgegeben von Carl O. Jatho. Mit 6 Porträts und 3 Faksimiles. Verlegt bei *Eugen Diederichs* in *Jena* 1914. XXXVII, 406 Seiten. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.50.

Die Bedeutung von Jathos Erdenwandel liegt in den letzten Jahren vor seinem am 11. März 1913 erfolgten Tode. Erst das Urteil, das ihn am 24. Juni 1911 aus dem Kölner Pfarramt vertrieb, ließ aus seiner dortigen, im engeren Kreise segenvollen Tätigkeit ein Reisepredigertum werden und allenthalben die nach neuer, dogmenfreier Gläubigkeit verlangenden Seelen bei seinem Prophetengeist Hilfe suchen. Jathos Gott*gefühl,* das jeden Gott*begriff* und jede Gott*vorstellung* ablehnte, war ein Panentheismus mit evolutionistischer Tendenz, Religion hieß ihm „Pflege der Beziehungen zwischen dem Einzelleben und dem Alleben", das schlechthin Bodenlose war sein Gott. Ihn sah er als den willenlos Schaffenden eins mit seinem Werke, und diese ästhetische Auffassung war so recht die den Menschen vor dem Kriege willkommene, einzig für die Gebildeten unter ihnen noch brauchbare Religionsform. Daher die Begeisterung für diesen „Rhapsoden der Humanität" (Baumgarten), auch bei denen, die ihn nicht von Angesicht und in der Kraft seiner poesiedurchtränkten Rede kannten. Man konnte schon aus der Art der Beredsamkeit Jathos schließen, er wäre einer der echten Briefschreiber, jener in der Gegenwart seltenen Spezies, die von dem Erlebten anderen mitzuteilen Fähigkeit und Drang verspürt. Die Schriftstellerbegabung ist damit verwandt, aber doch etwas anderes, insofern als das Bewußtsein des Formens dort den Stoff meistert, der im Briefe völlig als ursprüngliches Seelenerzeugnis dargeboten wird. Diesen besonderen Reiz besitzen die Briefe Jathos, und schon das macht sie lesenswert, daneben die Wärme und Heiterkeit der Farben und, wenigstens zum großen Teil, die darin abgespiegelten

Digitized by Google

Eindrücke (Aachener Heiltumsausstellung, Palästinareise, Genesungsaufenthalt in der Schweiz, die Kämpfe und Siege der Jahre seit 1905). Der Herausgeber hat in der Auswahl und Erläuterung eifrig seines Amtes gewaltet. Nur die Druckkorrektur ist nicht seine Sache: außer den am Schlusse verzeichneten Fehlern sind noch weit zahlreichere andere, und recht störende, dem Leser Steine des Anstoßes, zumal in den Fremdworten wie „tollerant, Athmosphäre, Superindendent, Appolonius, Sistem". Der Verleger Diederichs hat, was sich ja bei ihm von selbst versteht, dem Buche ein Äußeres gegeben, das seinem Wert entspricht.

G. W.

Fritz Kahn, Das Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung. Berliner Dissertation. *Frankfurt a. M.* 1912. 66 Seiten.

Der Verfasser hat mit großer Liebe und Sachkenntnis das ethnologische und literarische Material zusammengetragen und kritisch gesichtet. Danach kann es als bewiesen gelten: „daß entgegen der bisherigen Ansicht der Glaube an das Versehen der Schwangeren trotz seiner Verbreitung einer einheitlichen altasiatischen Quelle entspringt und durch die ganze Entwicklung der Kultur hindurch noch heute in fast ungeändertem Gewande im Volke weiterlebt."

E. Ebstein.

Annette Kolb, Wege und Umwege. *Verlag der Weißen Bücher, Leipzig* 1914.

Seit langem habe ich die Reize des Essays nicht so auskosten dürfen wie beim Lesen des neuen Buches der Annette Kolb. Hier ist jene Unmittelbarkeit, die den Menschen, mehr als den Künstler, offenbart; hier ist auch der leichte Ton des Plauderers, der sich nie in die Kühle der Studierstube verirrt, sondern im Salon bleibt; der zu letzten Fragen immer nur die Tür öffnet und es uns überläßt einzutreten. Annette Kolb geht und führt Wege zu bedeutenden Menschen: nach Paris, ihrer anderen Heimat, nach England, nach Italien. Aber das sind doch nur Umwege zu ihr selbst zurück, zu ihrem Turmzimmer, von dessen Fenster aus die Welt angenehmer zu schauen ist als im Drängen und Lärmen der Städte zwischen englischen Spinsters und deutschen „Touristen". Denn sie stößt sich an den Steinen des Alltags, ob sie nun in London, Paris, Mailand oder München liegen. Bis sie im Ballon dem ewigen Ärgernis entflieht . . . Was sie, die Halbfranzösin, über Frankreich und Deutschland sagt, wird man auch jetzt mit Aufmerksamkeit lesen. (Die Aufsätze stammen allè aus der Zeit vor dem Kriege.) Sie ersehnt eine Verständigung und findet doch hier wie dort ein Nichtverstehen des anderen, das sie schmerzt. Freilich kann man, wenn man diese Stücke heute liest, das Gegenwartsbewußtsein nicht ausschalten. Und daß Marianne liebend Micheln entgegenging, seine Werbung zu hören, er aber zu grob war, das zu fühlen und ihr zu begegnen: das scheint uns nun wie ein Aberglaube ferner Vergangenheit. Nirgends läßt sich Annette Kolb restlos von einer Idee, von einer Schönheit begeistern. „Mein Indifferentismus ist nur Selbstverwahrung. Es ist überall Gefahr, mit fortgerissen zu werden." Und so schwankt sie auch in ihren nationalen Gefühlen, ist in Frankreich ganz deutsch („nichts regt ja unseren patriotischen Eifer so sehr an, wie unsere Anerkennung für die Vorzüge einer anderen Nation") und sehnt sich in Deutschland nach den bleichen Frauen der Rue de la Paix zurück, deren morbide Kavaliere noch ihr Entzücken wecken; aber „von Herzen froh wird man ja heute nirgends". So kommt man schließlich an ein Kapitelchen, das dem „Neuen Schlag" gewidmet, in dem sie mit Meisterschaft den Typ des jungen Patriarchen von anno 1911 analysiert. „Bei ihm ist eine unausgesetzte Konstatierung ohne Parteinahme, unerschöpfliche Teilnahme ohne Anteilnahme . . . Verlangt von ihm alles, nur kein Für und Wider." Aber wenn man einen Augenblick vergißt, von wem das gesagt wird, und dessen gedenkt, was sie in ihren „Reisen" zuvor offenbart: paßt dann nicht all das auch auf sie? Nicht Frankreich, nicht Deutschland, sondern im Ballon über die Welt!

Gepackt von ihrem Widerspruch und ihrer indifferenten Feigheit grollend, plaudern wir uns heiß; und fühlen uns doch, wenn wir das Turmzimmerchen verlassen, bereichert und frisch: Waffenkreuzen macht jünger als Postenstehen.

F. M.

Adolf Paul, Strindberg-Erinnerungen und -Briefe. Mit drei Bildnissen Strindbergs. *Albert Langen, Verlag, München* (1915). 225 Seiten.

Strindberg zählt zu den Großen, deren Dasein so tiefe Spuren hinterlassen hat, daß uns jedes Zeugnis ihrer inneren und äußeren Lebensgeschichte wichtig geworden ist. Sein Werk entspringt so unmittelbar aus den Reaktionen auf die Eindrücke der Umwelt wie bei wenigen Künstlern. Schon haben sich die Nebel der Gunst und noch mehr der Mißgunst um seine Gestalt gelagert und verwehren den ungefärbten Anblick seiner wechselnden Physiognomie. Aus allen diesen Gründen heißen wir dieses, wenigstens zum Teil dokumentarische Buch willkommen, mag es auch jener Distanz ermangeln, die rein von den Nachwirkungen verklungener Liebe und verklungenen Hasses eine ungefärbte seelische Atmosphäre walten läßt. Die abgedruckten Briefe Strindbergs an Paul stammen fast sämtlich aus den Jahren 1892—1894, den Berliner Jahren zwischen der ersten und der zweiten Ehe, die der Dichter selbst in dem Buche „Entzweit" geschildert hat. Am Schlusse kündigt sich das Hinabgleiten in die Nacht der folgenden Bekenntnisschrift „Inferno" an. Paul war der Genosse, der dienende Freund dieser Zeit Strindbergs und er ergänzt aus seinem Erleben die wertvollen Selbstzeugnisse. Er plaudert unterhaltsam von der Bohêmewirtschaft „Zum schwarzen Ferkel" in der Neuen Wilhelmstraße, von den Liebeswirren dessen, der in der Frau nur sein eignes nie befriedigtes Verlangen nach der Frau haßte, er bringt auch gutes Material zur Geschichte der Freien Bühne und anderer Erscheinungen jener für die Theatergeschichte so ereignisvollen Jahre bei, er läßt uns in

Digitized by Google

den Kreis der Männer und Frauen, die damals Strindberg umgaben, tiefer als bisher hineinblicken. Alles das muß dem Freunde und dem Erforscher der Größe des gewaltigen Schweden um so willkommner sein, da Paul die Dinge als Künstler behandelt, mit formender Hand aus den lockeren Bausteinen ein architektonisches Ganzes schichtet, auch die Flächen anmutig durch lebendiges Ornament der Rede zu schmücken imstande ist. Nur an wenigen Stellen kommt es dem Leser zu Bewußtsein, daß der Verfasser kein Deutscher ist: „Er war aber für uns Jungen (statt ‚Junge') das reinigende Gewitter gewesen" — „eine psychologisch feinere und einem Dichter würdigere Erklärung."

G. W.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXI. Deutschland gilt, ob mit gutem Recht, bleibe dahingestellt, als dasjenige Land, das die besten und meisten Übersetzungen besitzt. Man hat daraus ebenso die Anschmiegsamkeit der deutschen Sprache, wie auch die der Deutschen an fremde Eigenart schließen wollen, beides wohl nicht ganz richtig. Denn die Güte, nicht die Menge der Übersetzungen allein, kann die Anpassungsfähigkeit einer Sprache an die anderen beweisen. Diese Anpassungsfähigkeit ist aber, je höher eine Sprache entwickelt ist, je größer ihre Vielgestaltigkeit aus eigenem Wesen ist, um so geringer. Daran ändern weder der vermehrte Wortschatz noch die ausgebildeteren Mittel, ihn zu gebrauchen, etwas. Und daß ein Volk die anderen Völker auch in den hervorragendsten Leistungen ihres Schrifttums kennen lernen will, braucht, wenn es dabei die Selbstgewißheit des eigenen Wertes bewahrt, kein Zeichen einer, wie man sie auch auffassen will, immer mißlich bleibenden Nachahmungssucht zu sein. Für Übersetzungen als Hilfsmittel zum Verständnis eines fremdsprachigen Werkes aber, die auch einem Mezzofanti noch unentbehrlich waren, gilt keineswegs schlechthin, daß für sie die eine Sprache gleich gut geeignet ist wie die andere. Es kommt ebenso sehr auf die Vorlage an, und ihre Wiedergabe muß bald in dieser, bald in jener Sprache besser gelingen, je nachdem dafür die unerläßlichen, in der Sprache selbst vorhandenen Vorbedingungen die besseren waren. Betrachtet man daraufhin die „klassischen" Übersetzungen des Weltschrifttums, so wird man bald verstehen, weshalb der Bibliophile auch an ihnen nicht vorübergeht. Sie sind, in ihrer Art und Eigenart, Bestandteile der Nationalliteraturen, die ebenfalls zu deren Höchstleistungen gehören und als solche, nicht ausschließlich als Mittel zum Zweck, gewürdigt werden wollen. So ist die Geschichte der Übersetzungen in der Geschichte des Weltschrifttums nicht allein eine Geschichte der Wechselwirkungen der Nationalliteraturen aufeinander.

Man hat sich daran gewöhnt, von Meistern der Übersetzungskunst zu reden. Soll damit eine Gleichwertigkeit ihrer Leistungen angedeutet werden, so ist diese Übung durchaus nicht zu verteidigen, weil auch den Besten ihres Faches nicht mit jedem Werke der große Wurf gelingt. In der Behandlung seiner Vorlagen zeigt Rückert zum Beispiel die allergrößte Willkür, und er hat ebenso freieste Nachbildungen wie getreueste Wiedergaben herausgegeben, bald als Dichter recht haben wollen, bald als Übersetzer, mitunter beides. Aneignende Nachdichtung, persönliche Formenkunst und gutes Handwerk sind, je nach dem Hauptzweck einer Übersetzung nebeneinander berechtigt und schließen einander nicht aus, und nur für die seit dem XVIII. Jahrhundert beliebten Bibliotheken der Übersetzungen ist der einheitliche, allen Übersetzern vorgeschriebene Weg nicht ungefährlich, weil jedes Werk von Wert eben eine besondere Leistung seines Übersetzers voraussetzt, die nicht immer nach einem allgemeinen Plan vorher bestimmt werden kann.

Die Kunst und die Kunstfertigkeiten eines Übersetzers, zu denen außer Sprachgewandtheit noch manches andere gehört, sind oft untersucht worden, sehr wenig dagegen diejenigen Widerstände, die fast allen Übersetzungen unüberwindlich bleiben und die in ihrer Gesamtheit die Grenzen der Aneignung fremden Schrifttums durch Übersetzungen anzeigen.

Der Tonfall der Worte zum Beispiel ist fast immer unnachahmlich, mehr noch als das Wortspiel ist er, auch bei Prosawerken, eine Hauptschwierigkeit der getreuen Wiedergabe in einer anderen Sprache, die er geradezu ausschließt. Die Abtönung eines Satzes kann besonders für die komische Wirkung so elementar sein, daß sie unübersetzbar bleibt, weil sie ausschließlich auf einem besonders gewählten Worte, auf einem ganz eigenartigen Satzgefüge beruht. Dorimènes Antwort auf Herrn Jourdains Behauptung: Je vous l'avais bien dit, qu'il parle Turc. — Cela est admirable! wird im Deutschen zu einer banalen Phrase. Des Bürgermeisters Rattentraum in Gogols „Revisor" (ich entlehne das hübsche Beispiel einer Abhandlung von Hans Gerschmann) büßt, aus der russischen Erzählung in die deutsche übertragen, alles ein, was dort von wundervoller Anschaulichkeit und Komik ist. (Право, этакихъ я никогда не видывалъ: etc. Wirklich, solche habe ich noch nie gesehen: usw.) Man kann eben in einer Sprache nicht ganz genau das gleiche wie in einer anderen ausdrücken, wenn in ihren Worten diejenigen Untertöne deutlicher hervorklingen, die nur ein Ohr richtig aufnimmt, das nicht allein mit den Formen, sondern auch mit dem Wesen dieser Sprache, das in ihrem Mutterboden wurzelt, vertraut ist. So hat man gesagt, das deutsche Gemüt in deutschen Gedichten sei ebenso unübersetzbar wie althellenisches Pathos oder gallischer Witz. Und ganz versagt auch die größte Kunstfertigkeit des Übersetzers da, wo das Schriftbild untrennbar verbunden bleibt mit dem Wort, das es ausdrückt, die Buchstaben selbst zu den Kunstmitteln des Schriftstellers gehören wie etwa im Chinesischen.

Übersetzer aus Beruf und Neigung haben wiederholt mit einem außerordentlichen Aufwande von Geist und Geschick den Versuch gemacht, in älteren Sprachformen ein ihnen angepaßteres Werk wiederzugeben. Aber auch die Rabelais-Übersetzung von Regis kann bei allen ihren Vollkommenheiten nicht den Eindruck des Künstlichen hinwegtäuschen. Bleibt die Forderung

Digitized by Google

der leichten Lesbarkeit für eine gute Übersetzung aufrechterhalten (sie ist vom künstlerischen Standpunkt aus ja nicht notwendig), so wird man sie doch nicht, wie das neuerdings geschah, bis zur Umwechslung antiker in moderne Begriffe, ausdehnen wollen und etwa die alten Hellenen, statt im Ton der tragischen Muse, in dem Tagesgesprächston der Bewohner einer Großstadt unserer Gegenwart reden lassen wollen. Solche Umwechslungen der Ausdrucksform bedingen nicht nur eine Wertminderung, sondern eine Wertverfälschung, und sind alles andere als Nachschöpfungen, in denen ein Dichter ihm Wesensverwandtes in seiner Weise und der seiner Zeit wiedergibt. Noch vieles andere ließe sich dazu anführen, doch dürfte das Gesagte ausreichend sein, um für die Beurteilung und Wahl einer Übersetzung den Weg als den gangbarsten erscheinen zu lassen, der aus einer doppelten Überlegung gewählt wird. Einmal ist es das Verhältnis von Kopie und Original, aus dem auch der Kunstsammler die alte Kopie aus der Zeit des Originals ganz anders bewertet als die getreueste Nachbildung einer späteren. Fast jede Generation sieht ein Kunstwerk anders, und man braucht nur die Kopien eines alten Gemäldes, die in verschiedenen Jahrhunderten entstanden sind, nebeneinander zu stellen, um sofort den beträchtlichen Unterschied zu erkennen. Wer also eine Übersetzung im Zeitton sucht, braucht sich nur, soweit das möglich ist, an die ältesten Übersetzungen, an die noch aus der Zeit ihrer Vorlage stammenden, zu halten, und er wird die alten Worte besser in ihrem ursprünglichen Klange hören, als durch die geschicktesten Vermittelungen, die durch allerlei Kunstgriffe, etwa durch die Übersetzung in eine Mundart, das erreichen wollen, was unerreichbar ist. Sodann ist es, die eben gemachte Voraussetzung einschränkend, die daneben noch anderen, aus der Zeitungleichheit und der Zivilisationsungleichheit sich ergebenden Einschränkungen unterliegt, die Verwandtschaft der Sprachen und ihres Wesens, die den einzelnen, soweit seine Sprachkenntnisse reichen, bald auf eine Übersetzung in dieser, bald auf eine in jener Sprache weisen werden. Es ist ja nicht notwendig, daß jemand, der mehrere Sprachen versteht, auf Übersetzungen in seiner Muttersprache beschränkt bleiben soll. Er hat auch hier den Vorteil einer besseren Aneignungsfähigkeit fremden Schrifttumgutes. Für den Sammler aber ergibt sich daraus die reizvolle Möglichkeit, bald in alten Übersetzungen eines von ihm geliebten Meisterwerkes sich die Auffassung und Aufnahme dieses Werkes durch seine Muttersprache vorzustellen, bald in fremden Sprachen diejenigen Erzeugnisse einer ihm unbekannten verstehen zu lernen, die seine eigene nur unvollkommen begreifen und wiederholen kann. Wer Englisch kann, braucht ein Meisterwerk der Umdichtung, Fitz Geralds „Omar Khayyàm"-Werk, nicht in seiner Verdeutschung zu lesen; wer nicht englisch kann, wird eine, jetzt vorhandene, deutsche Übertragung, die genauer das Original umschreibt, vorziehen.

Der Dialektschriftsteller bleibt vielen seiner Volksgenossen unverständlich. Deshalb begegnen wir nicht selten Übersetzungen aus der Mundart in die gemeinverständliche Schriftsprache, die von den Verfassern selbst, nicht immer zum Vorteil des Werkes, vorgenommen wurden. Allerdings ist es keineswegs ganz leicht, zu erkennen, ob es sich dabei um Rückübersetzungen eines fertigen Werkes handelt oder ob dieses nicht doch zuerst in der auch seinem Urheber geläufigeren Schriftsprache abgefaßt worden ist. Als allgemein bekanntes Beispiel dürfen Gerhart Hauptmanns „Waber" gelten, in denen freilich der Dialekt ein Mittel zum Zweck des „Realismus" war, das jedenfalls für die Bühnenwirkung in dem für diese beinahe ausschließlich in Betracht kommenden hochdeutschen Sprachgebiete untauglich erschien. Wenn aber Frédéric Mistral selbst en regard-Ausgaben seiner Hauptwerke herausgab, in denen er ihrer provenzalischen Fassung eine französische wortgetreue Übersetzung gegenüberstellte, so lag es lediglich in seiner Absicht, damit einen Notbehelf zu schaffen, auch den des Provenzalischen Unkundigen, zu denen ja die Mehrzahl seiner Landsleute gehörte, die Aufnahme seiner Werke zu erleichtern. Aber sie galten ihm doch als Erzeugnisse des provenzalischen Schrifttums, und ausschließlich als solche wollte er sie gewürdigt wissen. Aber das gehört schon zu den Erörterungen über die Literatursprache, für die zum Beispiel im älteren romanischen Schrifttum die Ausbildung von Gattungssprachen, das Verwachsen einer Sprache mit bestimmten Dichtungsformen häufiger ist. So brauchte man in Hispanien das Portugiesische als die lyrische Kunstsprache, das Kastilische als die epische, wobei dann die Sprache für den schulmäßigen Dichter dachte. Jedenfalls ist dieser abschweifende Hinweis auf derartige äußerliche Sprachtrennungen auch für die Beurteilung des allgemeinüblichen Sammelbegriffes Übersetzung vielleicht nützlich, weil er zeigt, wie in einer Persönlichkeit Schriftsteller und Übersetzer vereint sein können, ohne daß die Tätigkeit des Übersetzers als solche aufgefaßt wird. Es gibt eine ziemliche Anzahl mehrsprachiger Autoren, und selbst manche Meister des Weltschrifttums haben in mehreren Sprachen geschrieben. Aber, bemerkenswert genug, nur sehr selten hat einer der großen Schriftsteller selbst Übersetzungen seiner Werke besorgt. Diejenigen, die zwei oder mehr Sprachen als Werkzeug brauchen konnten, haben jeweilig für die besondere Aufgabe ihr Werkzeug gewählt und sich nicht über den gleichen Gegenstand polyglott äußern wollen, ein Kennzeichen ihrer Meisterschaft. Es ist daher durchaus nicht gesagt, daß die von den Verfassern selbst besorgten Übersetzungen die besten sein müssen. Diese Empfehlung kann sogar eine sehr billige sein und durch die selbst überschätzte Sprachenkenntnis eines Autors seinem eigenen Werke im fremden Lande schaden. Eher schon wird man zu den von den Verfassern veranstalteten Übersetzungen Zutrauen haben dürfen, die unter ihrer Aufsicht und Mitwirkung hergestellt wurden, bei denen sich ihre Mitarbeit jedoch darauf beschränkte, den Übersetzer, der in seiner Muttersprache schrieb, zu überwachen. Einer solchen Arbeitsteilung verdanken wir einige gelungene Übersetzungen, deren Anerkennung als „authentische Original-Ausgaben" sich nicht allein auf die Versicherung des Titelblattes: vom Verfasser selbst

Digitized by Google

besorgt und durchgesehen, gründet. Die ausdrücklich von den Verfassern anerkannten und gebilligten Übersetzungen, deren Beachtung insofern gelegentlich nicht ganz gerechtfertigt ist, als es bisweilen manchen Autoren zweckmäßig erschien, bestimmte Fassungen ihres Werkes öffentlich zu verleugnen, aber vertraulich zu beglaubigen, sind häufig als Übersetzungen aus der Handschrift erschienen und die ganze oder teilweise Erstveröffentlichung eines Werkes durch den Druck gewesen. Bemerkenswert, bibliographisch bemerkenswert wenigstens, sind daher oft diese Übersetzungen, die früher als die Ursprache-Ausgabe eines Werkes erschienen sind. Die Erstveröffentlichung, auf die manche Bibliophilen einen außerordentlichen Wert legen, braucht bei den Ausgaben dieser Art durchaus nicht auf den Verfasser selbst zurückzugehen. Bekanntlich sind manche Werke, deren Herausgabe in ihrer Heimat die Zensur nicht erlaubte, zuerst im Auslande bekannt gemacht worden und zwar gegen den Willen der Verfasser und auf Grund von Abschriften, die jene nicht anerkennen wollten. Bekannte Arbeiten Tolstois, zum Beispiel die „Kreuzer-Sonate" und ihr Nachwort. geben dafür ein Beispiel.

Den guten Übersetzer zeichnet fast stets die begeisterte Unterordnung unter die Persönlichkeit des von ihm übersetzten und verehrten großen Schriftstellers aus, ein Einleben in dessen Werk, das sich zur Einseitigkeit steigert. Es ist den Handschriftensammlern bekannt, daß manche ausgezeichneten Übersetzer ebenso wie manche berühmte Biographen allmählich auch äußerliche Gewohnheiten und Züge ihres Helden annahmen und schließlich beinahe wie er selbst schrieben. Den schlechten Übersetzern, die berufsmäßig-vielgeschäftig arbeiten, pflegt man nachzusagen, sie verstünden beide Sprachen nicht, weder die, aus der sie noch die, in die sie übersetzen. Die Geschichte der Übersetzungskunst im Wandel der Zeiten, die zu einer Geschichte der Bildung und des Geschmackes wird, kann auch sie leider nicht vergessen, weil manches wertvolle Werk heute nur in seiner Übersetzung erhalten ist und weil die Schuld nicht immer am Übersetzer lag, der tat, was er konnte, und dem wir wenigstens für die Überlieferung eines sonst verlorenen Werkes dankbar sein müssen. Und wer wird etwa die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters, die verarbeiteten, was sie verstanden und vorfanden, allzusehr schelten wollen, wenn er an das Aufgehen der hellenischen Literatur in der römischen denkt, wenn er sich daran erinnert, daß große Namen der Dichtung Roms vielleicht nur ein Abglanz größerer Namen der Dichtung Griechenlands sind. Hier geht das Gebiet der „autorisierten" Übersetzung (ein Empfehlungsschildchen, das die Gegenwart nur ungern vermißt, weil es den Übersetzer, wenn auch noch nicht als befähigt, so doch wenigstens als berechtigt anerkennt), in das des Plagiats über, das auch, abgesehen von den wechselnden Anschauungen und Gesetzen über die Aneignung fremder Werke, schon deshalb zu den interessantesten Gebieten der Literaturgeschichte gehört, weil ihm die Entlehnungen und Nachschöpfungen der Denker und Dichter angehören, auch dann, wenn sie unschuldig waren und von ihren Vorgängern nichts wußten. Der Grundgedanke eines Werkes, irgendwo früher ausgesprochen, ein paar in der Erinnerung haften gebliebene Sätze begründen das Verdammungsurteil, für das ein Pereant, qui ante nos nostra dixerunt keine Entschuldigung ist. Des gelehrten Albrecht Arbeit über „Lessings Plagiate", die unvollendet blieb, ist eine geschätzte Probe eines solchen systematischen Fanatismus. Daß die Bibliophilie auch auf diesem Gebiete verwunderliche, wilde Blüten treibt, braucht nicht verschwiegen zu werden. Die Bildungsmittel Shakespeares, von der Forschung nachgewiesen oder vermutet, werden ihr zu den books of Shakespearean interest, die gerade in ihren langweiligsten, jedoch seltensten Proben zu den bedeutendsten Liebhaberwerten des amerikanischen mehr noch als des englischen Büchermarktes gehören. Und weil Shakespeare darin jedenfalls ein echter Brite gewesen ist, daß seine Kenntnisse fremder Sprachen nicht allzu ausgedehnt waren, gehören jetzt einige alte, schlechte, englische Übersetzungen zu den meistgesuchten und höchstbezahlten Büchern ihrer Zeit. Ein Umweg zu ihrer Wertschätzung, der deutlich zeigt, daß es bei Übersetzungen ebenso wie bei anderen Büchern auch, nicht allein darauf ankommt, was sie wirklich wert sind, sondern auch darauf, wer sie gelesen hat. Friedrich der Große kannte die alten Klassiker, denen er begeistert sein langes Leben hindurch treu blieb, nur aus französischen Übersetzungen, die uns heute ungenießbar erscheinen möchten. Und doch hat er durch sie eine Vertrautheit, vor allem mit dem römischen Schrifttum gewonnen, die weit über das hinausging, was für uns schon als Belesenheit eines humanistisch Gebildeten gilt. Von anderen berühmten Deutschen ist Ähnliches zu sagen, sie bemächtigten sich des klassischen Schrifttums, wie ihre eigenen Werke zeigen, allein durch oft sehr minderwertige Übersetzungen. Das könnte beinahe eine Widerlegung der besonders von Georg Brandes mit Leidenschaft verfochtenen These sein, ein Eingehen der kleinen Nationalliteraturen in die Weltliteratur sei deshalb unmöglich, weil sie in diese nach Übersetzungswerten aufgenommen würden.

Bereits diese kurzen, zwanglosen Bemerkungen lassen erkennen, daß mit dem Worte Übersetzung eine Anzahl schwieriger, Probleme der Bibliographie und Literaturgeschichte angedeutet werden. Man könnte, um sie alle zu erörtern, ein dickes Buch schreiben, und man wird verstehen, daß dem Bibliophilen, dem nicht das erste beste Buch, nicht jede Ausgabe, die sich ihm zufällig darbietet, gerade recht ist, auch die Übersetzungen je nach ihrem Wert und Wesen, viel oder wenig bedeuten können. Und wenn er sich auch für sie ein bibliographisches Schema entwirft, so liegt darin Methode, nicht aber Pedanterie, wie die klugen Leute meinen, die gern über den Bücherknecht spotten. Die angeblichen Übersetzungen dürfen in einer großzügigen, leider nicht vorhandenen, Bücherkunde, nicht Bücherliste, der Übersetzungen nicht fehlen. Sie gehören mitunter zu den amüsanten, nicht immer zu den angenehmen bibliographischen Erscheinungen und beim Suchen nach ihrer Vorlage kommt man gelegent-

Digitized by Google

lich zu ganz merkwürdigen Rückschlüssen. Zum Beispiel könnte ein kleines seltenes Büchlein: „Vier Geheimrat-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem früheren Brahminen Christian Rama Ayen. Hamburg. Selbstverlag des Verfassers. 1855." wie es angibt, eine Übersetzung sein, es könnte aber auch die Bezeichnung der Übersetzung nur zur Verkleidung gewählt haben, eine politische Tendenzschrift gegen den Hamburger Staat sein. Womöglich ist es beides. Daß unter diesen Umständen auch den gewissenhaftesten Katalogarbeitern merkwürdige Mißverständnisse nicht erspart bleiben, die dann von einem zufälligen Besserwisser bitter gerügt werden, ist zu entschuldigen und braucht die sowieso überaus umfangreiche Geschichte des närrischen Schrifttums nicht noch mehr auszudehnen. Wohl aber gehören in ihr Gegenstück, die Geschichte des böswilligen Schrifttums, alle jene tolldreisten Übersetzungsverfälschungen, die den Stoff für ein sehr trauriges Kapitel der Literatur- und Menschheitsgeschichte geben. Selbst wer es weiß, daß Bequemlichkeit und andere Untugenden es merkwürdig oft verhindert haben, daß die Anschuldigungen gegen weltberühmte Werke an deren eigener Fassung und nicht an ihren absichtlich oder unabsichtlich falschen Übersetzungen nachgeprüft werden, wird sich in der gegenwärtigen Kriegszeit noch wundern können, wenn er sich aus englischen, französischen und anderen Zeitungen darüber unterrichtet, wie man mit beinahe wortgetreuen Übersetzungen aus den Wahrheiten der Vorlage Lügen machen kann. G. A. E. B.

Die Deutsche Kriegsliteratur verzeichnet vom Dezember 1914 bis zum Februar 1915 ein zweites Heft, das aus den Registern zu Hinrichs Halbjahrs-Katalog von der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig zusammengestellt wurde (Preis 30 Pf.). Wir entnehmen darüber dem „Börsenblatt" folgende interessante Angaben:

Während das erste Heft dieses Verzeichnisses die Literatur der ersten vier Kriegsmonate umfaßte, enthält das vorliegende zweite die Erscheinungen der darauf folgenden drei Monate bis Ende Februar d. J. Gleichwohl ist es um drei Seiten stärker, ein Zeichen, daß sich die Produktion der Kriegsliteratur inzwischen erheblich gesteigert hat und daß auch bis auf weiteres von einem Nachlassen nicht die Rede sein kann. Um ein Bild von der Ausdehnung der Produktion zu bekommen, möchten wir die Ergebnisse beider Hefte nebeneinanderstellen:

	1. Heft		2. Heft.	
A. *Die Kriegsereignisse — Militärwesen.*				
Amtliche Berichte Deutschlands und Österreich-Ungarns — Urkunden	16		6	
Kriegschroniken — Darstellungen des Kriegsverlaufs	83		85	
Ausländische Berichterstattung	19	251	21	258
Einzelne Kriegsereignisse	30		28	
Die Streitkräfte — Militärwesen	77		98	
Sanitätswesen	26		20	
B. *Karten.*				
Weltkarten — Erdteile	64		17	
Westlicher europäischer Kriegsschauplatz	68		15	
Östlicher europäischer Kriegsschauplatz	45	227	8	68
Die übrigen (Land-)Kriegsschauplätze	34		15	
Seekrieg	15		13	
Zukunftskarten	1		—	
C. *Politik und Wirtschaftsleben — Kultur und Geistesleben.*				
Deutschland — Dreibund gegen Dreiverband — Der Krieg an sich	150		243	
Die einzelnen fremden Staaten — Ihr Verhältnis zu Deutschland	64	214	96	339
D. *Kriegsgesetze — Rechtsverhältnisse.*				
Allgemeines und internationales Recht — Staatsverträge — Kriegsrecht	6		9	
Deutsches Reich	75	97	48	63
Fremde Staaten	16		6	
E. *Seelsorge — Erbauliche Schriften.*				
Seelsorge in Kriegszeiten und im Felde	2		6	
Predigten und Ansprachen	182		175	
Gebet- und Andachtsbücher — Hausandachten — Sonstige erbauliche Schriften — Exegese	140	335	137	326
Lieder und Choräle	11		8	
F. *Schöne Literatur — Kunst.*				
Allgemeines — Nachrichten für die Truppen — Patriotische Festfeiern — Schriften über die Kriegsdichtung	21		62	
Dichtung, Volks- und Soldatenlieder 56 (II 22), Neue Gedichte und Lieder 106 (II 123), Erzählungen, Romane, Novellen 19 (II 59), Dramatische Dichtungen, Aufführungen 51 (II 96), Humoristisches — Witzblätter 16 (II 12), Kunst 6 (II 21), Jugendschriften (II 15)	254	275	348	410
C. *Verschiedenes*	17	17	7	7
Zusammen	1416		1471	

Gesamtzahl der Erscheinungen bis Februar 1915: 2887.

Die Produktion hat sich demnach in den letzten drei Monaten ganz bedeutend erhöht. Der Rückgang auf dem Gebiete Landkarten wird ausgeglichen durch die Zunahme in den Abteilungen Politik und Wirtschaftsleben — Kultur — Geistesleben und Schöne Literatur — Kunst. Ein kleiner Rückgang ist ebenfalls auf dem Gebiete Kriegsgesetze — Rechtsverhältnisse bemerkbar, während sich die Abteilung Seelsorge — Erbauliche Schriften auf der gleichen Höhe gehalten hat. Die Zunahme in der Abteilung C läßt den Rückschluß auf

Digitized by Google

ein stärker gewordenes Interesse des Publikums an politischen und wirtschaftlichen Fragen zu. Zu erwarten war eine Steigerung auf dem Gebiete der Schönen Literatur, eine Tendenz, die sich wohl noch lange geltend machen wird.

Die Quelle der „Alten Bibliophiliana" (*April-Beiblatt Seite 50—53*) ist der an Anmerkungen verschiedenster Art sehr reichhaltige: Catalogue de la bibliothèque d'un amateur. Paris, 1819 (IV. 8°), den F. A. Ebert „ein für späte Zeiten noch interessantes Aktenstück zur Geschichte der französischen Bibliophilie" genannt hat und über den er weiterhin urteilte, daß sein Studium ebenso belehrend als selbst die flüchtigere Lektüre angenehm und unterhaltend sei. Beschreiber und Besitzer des in vier Bänden aufgezählten Bücherschatzes war Antoine Auguste Renouard, der bekannte Pariser Verlagsbuchhändler, der daneben noch einen Altbuchhandel unterhielt. In meiner Fachkunde für Büchersammler habe ich ausführlichere Nachrichten über diesen verdienstvollen Mann und seine berühmte Privatbibliothek gegeben. G. A. E. B.

Dokumente der Menschenliebe. Unter diesem Titel wollen Otto und Erna Grautoff ein Sammelwerk herausgeben, das an dem Tage, an dem die Friedensglocken eine neue Zeit einläuten werden, in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen soll. Die Dokumente der Menschenliebe sollen durch Aussprüche lyrischer, epischer und aphoristischer Art von Dichtern und Denkern aller Völker eingeleitet werden. Im wesentlichen sollen aber in dem Werk Zeugnisse der Menschenliebe aus den Reihen der Krieger, aus der Mitte der Völker, die sich heute befehden, zusammengetragen werden und am Friedenstage der europäischen Menschheit zeigen, daß unter dem Kanonengebrüll und dem Brandgeruch von Dörfern und Städten die Menschenliebe nicht erstickt wurde, in später Abendstunde auf dem verlassenen Schlachtfelde, in stillen, einsamen Kammern, in Stunden der tiefsten Not und des höchsten Jammers vielleicht größere Opferbereitschaft und edlere Opferfreudigkeit bewiesen hat als in Zeiten des satten Friedens. Wundersame Geschichten, die süß und heiligend klingen wie güterreiche Erzählungen aus biblischer Zeit, gehen von Mund zu Mund.

Ein verwundeter Serbe bot nach der Schlacht seinen letzten Trunk einem sterbenden Österreicher ... ein Engländer rettete mit eigener Lebensgefahr einen deutschen Matrosen aus winterkaltem Meer ... am Abend nach der Schlacht lehnt ein Franzose unter einem Baum, auf seinem Schoße ein todwunder Deutscher, dem er letzte, süße Tröstungen gewährt ... ein deutscher Soldat hilft einem französischen Kinde ins Leben und dankbar streichelt die Frau aus Feindesland das rauhe Kriegerhaupt ... ein russischer Soldat beschirmt die Hütte greiser Bauern und besänftigt ihr verängstigtes Herz ... ein französischer Bauer pflegt Kinder aus Feindesland wie seine eigenen ... ein deutscher Bürger bürgt mit seinem Leben für seinen französischen Gast ...

Heute erzählt diese guten Taten leise der Eine dem Anderen. Gegenwärtig verschließen sich viele ihrem Ethos; aber es wird eine Zeit kommen, in der die ganze Menschheit verlangend nach diesen Dokumenten der Liebe greifen wird. Dem Morgen dieser Zeit wollen wir dieses von Liebe durchglühte Werk schenken.

Taub werden wir sein gegenüber allen Klagen, die die Liebe nicht stillte, taub den Vorwürfen, taub den Anklagen, taub dem Haß und dem Willen zur Vernichtung einzelner Menschen oder ganzer Völker. Wir sammeln nur Dokumente der Liebe und rufen durch das Kanonengebrüll hindurch allen Völkern zu: Helft uns in unserer Arbeit, damit die Hasser erschaudern vor diesem Denkmal der Liebe, damit die Liebenden sich in neuer brüderlicher Gemeinschaft zusammenfinden und vereinen.

Erna Heinemann-Grautoff
Dr. Otto Grautoff
Berlin W., Wichmannstraße. 1.

Ein belgischer Bibliophile. Belgien hat seit alter Zeit bedeutende Bibliophilen gehabt. Früher erschien auch eine Zeitschrift „Le Bibliophile belge". Einer ihrer bekanntesten Mitarbeiter war *Renier Hubert Ghislain Chalon*, der 1802 in Mons (Bergen) geboren und im In- und Ausland als Numismatiker berühmt war. Für die Société des bibliophiles in Mons gab er heraus: „La Chronique du bon chevalier messire Gilles de Chin" (Mons 1837) und „Les mémoires de messire Jehan, seigneur de Haynin et de Lourignies" (Mons 1842). Neben seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten war er auch boshaften Scherzen nicht abgeneigt. Chalon war nämlich Mitarbeiter des berühmten „Annulaire agathopédique et saucial" (siehe Quérard: Les supercheries littéraires unter dem Stichwort Rabonis). Seine Erfindung war der „Catalogue de la bibliothèque de M. de Fortras" (Mons 1840), der in Belgien und in Frankreich mehrmals neu gedruckt worden und unter den Bibliophilen berühmt geblieben ist. Er war auch der anonyme Verfasser der beiden folgenden Broschüren, die ebenso phantastisch sind: „De la vitresse relative et anaclastique de l'akinésie d'un corps solide en repos" (Morlanwetz 1840) und „Recueil de documents et de mémoires relatifs à l'étude spéciale des boutons et fibules de l'antiquité, du moyen âge, des temps modernes et des autres époques, publiés par la Société nationale de boutonistique" (St. Gilles, Bruxelles, 1851). Chalon starb 1889, und seine prachtvolle Bibliothek wurde im folgenden Jahre durch eine Versteigerung nach allen Seiten zerstreut.

T. Kellen.

Digitized by Google

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat
Dresden, Waisenhausstraße 10

Zur Versendung gelangte:

Antiquariats-Katalog 269

Geschichte — Bismarck — Geographie
National-Ökonomie — Kriegsgeschichte
Genealogie u. Heraldik — Kulturgeschichte
Naturwissenschaften — Kunstgeschichte
Deutsche Literatur in Erstausgaben.

ca. 1000 Nummern,
darunter viele Seltenheiten.

Wir suchen zu kaufen:
Handzeichnungen deutscher Künstler — Moderne Graphik — Illustrierte Werke — Deutsche Literatur in Erstausgaben — Kostümwerke — Sazonica — Freimaurerei usw.

Bücherliebhaber
Kunstfreunde
erhalten auf Wunsch portofrei und ohne Verbindlichkeit Probelieferung eines hervorragenden, von ersten Künstlern illustrierten, bibliophilen
Kunstwerkes über d. Krieg
Durch Postkarte zu verlangen von
R. Raube
Berlin-Schöneberg, Akazienstraße 30.

Luxusdrucke, Erstausgaben kauft stets A. Hoennicke, Berlin, Chausseestr. 17.

Zu den künstlerischen Veröffentlichungen über den Weltkrieg, die nicht nur vorübergehende Bedeutung haben, sondern die Zeit auch überdauern werden, gehört die im Verlage der **Vereinigten Kunstinstitute A.-G. vorm. Otto Troitzsch**, Berlin-Schöneberg erfolgte Veröffentlichung des großen Mappenwerkes „1914/1915“ von **Fritz Erler** und **Ferdinand Spiegel**, über die ein ausführlicher illustrierter Prospekt dem heutigen Hefte beigegeben ist. Wir machen auf diese Ankündigung ganz besonders aufmerksam.

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

Soeben erschien mit neuem, wesentlich vermehrten Inhalt mein **Katalog**

MODERNE GRAPHIK

Neue Ausgabe 1915

Original-Radierungen und Lithographien von

Friedrich Barth, Hans Barthelmess, Paul Baum, Marius Bauer, Max Beckmann, Marcus Behmer, Eugène Béjot, Jacques Beurdeley, Ernst Bischoff, Jan Boon, Paul Bürck, Lovis Corinth, Louise Danse, Götz Döhler, Heinrich Eickmann, Georg Erler, Otto Fischer, Philipp Franck, Erna Frank, Wilhelm Gallhof, Otto Gampert, Herm. Gattiker, August Gaul, Willi Geiger, Marie Gey-Heinze, Otto Goetze, Oskar Graf, Otto Greiner, Rud. Großmann, Peter Halm, Sella Hasse, Bruno Héroux, Hermann Hirzel, Eben J. Hoeck, Werner Hoffmann, K. Holleck-Weithmann, Charles Holroyd, Ulrich Hübner, Arthur Illies, Georg Jahn, H. Kätelhön, Max Klinger, E. Klotz, Alois Kolb, Käthe Kollwitz, Karl Köpping, Albert Krüger, E. Laboureur, Alphonse Legros, Walter Leistikow, Max Liebermann, Hans Meid, C. Th. Meyer-Basel, Edvard Munch, Emil Nolde, Alexander Olbricht, Ernst Oppler, Emil Orlik, Ingwer Paulsen, Joseph Pennell, Max Pietschmann, Emil Pottner, Max Pretzfelder, Armand Rassenfosse, Heinrich Reifferscheid, E. Schäffer, Edwin Scharff, Adolf Schinnerer, Ferd. Schmutzer, Robert K. F. Scholtz, Ferd. Steiniger, Ch. Storm von Gravesande, William Strang, Hermann Struck, Hans Thoma, E. Thysebaert, Joseph Uhl, William Unger, Fritz Voellmy, John Jack Vrieslander, F. A. Weinzheimer, Hubert Wilm, Franz Xaver Wimmer, Ed. Winkler, Heinrich Wolff, Erich Wolfsfeld, Walter Zeising, H. Zille.

Ernsthaften Interessenten steht der mit 60 Abbildungen geschmückte Katalog unberechnet und postfrei zur Verfügung.

E. A. SEEMANN, VERLAG, LEIPZIG.

Königlich Sächsische
Landes-Lotterie

Günstigste deutsche Staats-Lotterie. Jedes 2. Los gewinnt. Im günstigsten Falle:

800000
Hauptgewinne
500000
300000
200000
150000
100000

Ziehg. 1. Klasse 23. u. 24. Juni 15.

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose gültig für alle 5 Klassen:

	1/10	1/5	1/2	1/1
Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

Staatliche Kollektion.

Martin Kaufmann, Leipzig
Windmühlenstr. 45.

V·d·P·

VEREIN DER PLAKATFREUNDE
&
ZUR FÖRDERUNG DER KUNST IN DER REKLAME
ÜBER 1500 MITGLIEDER

VEREINSZEITSCHRIFT „DAS PLAKAT"

JÄHRLICH 6 HEFTE

JAHRESBEITRAG 15 MARK

BERLIN CHARLOTTENBURG 2
JOACHIMSTHALER·STR·1

MAN VERLANGE PROBEHEFT FÜR 1 MARK (STATT 3,50 M.)

SIGRIST

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Juli 1915 | Heft 4

An unsere Leser.

Für die Monate August-September wird wieder, wie üblich, ein Doppelheft erscheinen.

Redaktion und Verlag
der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Pariser Brief.

Paul Vervier veröffentlichte in der Sammlung: „Pages d'Histoire" eine Flugschrift „*La Haine allemande*". Seine These ist, daß Deutschland seit vielen Jahrzehnten einen tiefen Haß gegen alles Französische gezüchtet habe. Er erzählt in rührenden Tönen, daß Deutschland für ihn das Land seiner Sehnsucht und seiner Ideale gewesen sei. Als Student nach Heidelberg gekommen, sei er bald von den menschlichen wie von den wissenschaftlichen Seiten Deutschlands enttäuscht gewesen. Anstatt der gesuchten Philosophie hätte er kleinlich-pedantische Philologie gefunden. In der taktlosesten Weise habe man ihm nur antifranzösische Gesinnungen zu verstehen gegeben, ihn verleitet, an antifranzösischen Manifestationen teilzunehmen. Die adelige Militärpartei und die papierne Kaste der Gelehrten seien vom gleichen Hochmut durchglüht. Und dieser Hochmut käme in allem zum Ausdruck: in den Witzen über die Franzosen, in den Zeitungen, in der Schule. Nicht nur, daß das schlimmste Schimpfwort der Kinder untereinander „sale français" wäre, sie würden geradezu darin unterrichtet, daß alles Französische minderwertig oder lächerlich sei und daß die Deutschen das allein gute, reine, auserwählte Volk seien. So wurde zum Beispiel den Kindern im Geographieunterricht beigebracht, daß eigentlich Deutschland ganz Gallien, Belgien, Österreich, die halbe Schweiz, Dänemark usw. umfasse. Die Deutschen verwechselten nämlich beständig Germanien mit Deutschland und hielten sich im Gegensatz zu allen anderen Rassen — für einen reinen Stamm. Auch die französische Literatur (Racine, Corneille) würden in den deutschen Schulen verhöhnt, und in den deutschen Romanen (Dahn, Freytag), die die deutsche Vergangenheit behandelten, sei alles Licht auf der deutschen, aller Schatten auf der anderen Seite. Auf den Universitäten erreiche die Erziehung zum Chauvinismus den Höhepunkt durch Mensuren und geistige Verhetzung. Vervier zitiert Goethe, Bismarck, Moltke, Nietzsche als Vorkämpfer der Machttheorie, der Herrenmoral, der Verherrlichung brutaler Kraft. Im letzten Kapitel enthüllt sich immer mehr die Tendenz des Verfassers, der seine Schrift in einem Gemisch von Verfolgungswahnsinn, Haß aus (raffiniert verborgener) Wut geschrieben zu haben scheint. Er führt aus, daß ohne das Eingreifen Rußlands und Englands wir schon 1875, 1878, gelegentlich des Falles Agadir, der Affaire Schnäbele usw. usw. den Krieg gesucht hätten. Er erzählt ferner Geschichten von brutaler Provokation der Franzosen, zum Beispiel deutsche Studenten hätten in Belfort vor dem Löwendenkmal laut die „Wacht am Rhein" gesungen. Er versichert dann nochmals, die Deutschen persönlich zu bewundern, außer den angeführten Fällen nichts gegen sie auf dem Herzen zu haben und schließt damit, Wilhelm I., Wilhelm II. und Bismarck als die Inkarnation des deutschen Geistes zu erklären: Wilhelm I., den „großen Heuchler und Meuchler", der trotz der Fälschung der Emser Depesche rührende Worte gefunden habe, um seine Qual auszudrücken, den Frieden Europas durch den „ungerechtfertigten Angriff Napoleons gestört zu sehen". — Wilhelm II., sein größerer Enkel, der Enkel Attilas, und Bismarck, ihrer beider böser Geist, der Kanzler aus Eisen, Blut und Dreck.

Auch in Frankreich kommen *Gedichtsammlungen*

Digitized by Google

heraus, die dem Krieg ihr Entstehen danken: Gedichte, die Episoden reimen, die „Boches" verhöhnen oder den eigenen Mut rührselig feiern. Sehr wenig Starkes in Form und Inhalt, sehr wenig echt Empfundenes, wie die von *Hugue Delorme* zusammengestellte Sammlung in den „Pages d'Histoire" zeigt. Nachdem man die eigenen Gedichte des Herrn Delorme gelesen hat, versteht man besser die Instinkte, die ihn bei der Auswahl leiteten. Er hat nur Namen um sich versammelt, die dem geistig lebendigen Paris recht unbekannt sind. Es nimmt daher nicht wunder, wenn die meisten Gedichte einzig von ihrer recht albernen Idee leben und nichts anderes wollen als erzählen: von der Spionage treibenden deutschen Dienstmagd, von dem treuen Regimentshund, von den artigen französischen Kindern, die nur noch Soldaten spielen usw. usw. Dazwischen tönt die Gloria auf König Albert, die Japaner, die Elsässer. Einige „anerkannte" Namen wie der *Rostands* und der *Comtesse de Noailles* hat ihr Herausgeber nicht auszulassen gewagt, ohne damit seiner Sammlung mehr Wert zu verleihen als den gut gebauter Sätze, die abgenutzte Empfindungen verbergen.

Daniel Belst hat im Verlage von Plon eine kleine Flugschrift: *„Chiffons de papier, ce qu'il faut savoir des origines de la guerre de 1914"* herausgegeben, deren Inhalt ungefähr mit dem einer bereits besprochenen Arbeit übereinstimmt. Auch er will beweisen, daß Deutschlands Eroberungsgelüste schon 1874, 1878 bei der Affaire Schnäbele, Agadir usw. versucht hätten, den Krieg zu entfesseln; und zwar immer mit derselben Heuchelei, mit der die Emser Depesche gefälscht worden wäre, um Frankreich zum Angreifer zu stempeln. Nur Rußlands und Englands Bemühungen sei es zu danken gewesen, daß der Krieg nicht früher ausgebrochen wäre. Auch jetzt hätte kein Staat ein Interesse am Kriege gehabt und alle hätten sich bemüht, den Krieg zu vermeiden, nur Deutschland habe alle Vorschläge, die den Konflikt aufzuhalten imstande gewesen wären, abgewiesen. Auch habe es gerade in *dem* Augenblick das Ultimatum gegen Rußland geschleudert, als Österreich zu Konzessionen an Serbien bereit schien.

Der Vorwurf, daß die Deutschen vor der Kriegserklärung französisches Gebiet verletzt hätten, wird hier übrigens mit den Namen der Ortschaften und der deutschen Regimenter beweiskräftig zu dokumentieren versucht. Solche Verletzungen des Völkerrechts wären aber, wie auch die nachfolgenden, nur ein Anlaß für die Deutschen zynisch ihr Recht der Kraft zu proklamieren. Die Schlußfolgerung lautet demnach: Deutschland habe seit langem den Krieg vorbereitet, ihn entfesselt und seitdem mit der Hilfe von Lügen, Gewalttätigkeiten, Grausamkeiten, usw. usw. geführt.

In *„Jouets français contre jouets allemands"* von *Georges d'Avouel* gibt der Verfasser seinen Landsleuten den Ratschlag, die industrielle Methode der Deutschen, sich zu spezialisieren und an der *Masse* zu verdienen, nachzuahmen, um die — selbst nach der Besiegung — gefährliche Konkurrenz der Deutschen zu schlagen. Dazu gehöre nur Mut und Unternehmungsgeist.

Denys Cochin knüpft in der *„Revue des deux mondes"* vom 1. Mai an das Buch von *Baudrillart „La guerre allemande et le catholicisme"* an und führt aus, daß der preußische Staatsgedanke dem Katholizismus feindlich wäre, daß die vom Kaiser und den Alldeutschen oft ausgesprochene antikatholische Gesinnung jetzt in Belgien und Frankreich in den Verfolgungen der Priester und in der Zerstörung der Kirchen deutlichen Ausdruck finde. Frankreich, nicht Deutschland sei das wahre Land des reinen katholischen Glaubens.

Victor Giraud prophezeit mit *gerührter* Stimme in der zweiten Mainummer der *„Revue des deux mondes"*, wie herrlich die künftige Literatur in Frankreich blühen werde. Sie werde das Vaterland feiern, die Tat predigen, dem Ich-Kultus entgegentreten, tief religiös sein. Er rät den Schriftstellern, nicht leichtsinnig den Ruf der Unmoral der Franzosen zu verbreiten, glaubt, daß die neue Literatur der klassischen nahestehen werde und ihre Anregungen aus Rußland und England empfangen werde.

Charles Richet behandelt in der gleichen Zeitschrift noch einmal die Frage der Entvölkerung in Frankreich, sagt, daß das Land seinem sicheren Untergange entgegengehe, wenn es der Kinderlosigkeit nicht steuere und schlägt vor, für jedes Kind, das zehn Jahre alt wird, einen Preis von mindestens 1000 Franks zu geben.

„L'Hégémonie allemande et le reveil de l'Europe" von *A. Gérard* in derselben Nummer der *„Revue des deux mondes"* versucht, wie so viele andere Artikel, die deutsche Politik nachzuzeichnen, zu beweisen, daß sie seit Bismarcks Tode expansiv und aggressiv gewesen sei, daß alle ihre Versuche und Schritte mittelbar oder unmittelbar die Mächte: Rußland, Frankreich, England einander zugeführt habe. Von 1904 an hätte dann Deutschland von der Einkreisung gesprochen, weniger seine Absichten zur Ausdehnung und Eroberung verschleiert und unaufhaltsam gerüstet, bis es seine Stunde als gekommen ansah. Um die Welt von der drohenden Vorherrschaft Deutschlands zu befreien, kämpften jetzt die in wahrer Freundschaft Verbündeten, die das Ideal der Menschheit darstellen.

Der General-Procureur von Lyon hat in der *„Revue politique et parlementaire"* vom 10. Mai einen Artikel *„Le droit des gens et la guerre de 1914"* veröffentlicht, in dem er an der Hand von Zeugenaussagen nach amtlichen französischen Untersuchungen ausführt, in welcher Weise die Deutschen die allgemeinen Menschenrechte und die Bestimmungen der Haager Konvention verletzt haben; in bezug auf Auswahl und Behandlung der Geiseln — vor allem aber durch die massenhafte Gefangennahme von *Zivilpersonen* in den okkupierten Gebieten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, deren brutale Behandlung, tödliche Mißhandlungen, mangelhafte Ernährung, unhygienische Unterkunft. Unter anderem wird das Gefangenenlager in Rastatt als menschenunwürdig geschildert, während dem Kommandanten des Lagers in Bayreuth volle Anerkennung seiner Humanität und Güte zugesprochen wird.

Scharf rügt der Autor die Überschreitung der Haager Konvention durch die unrechtmäßig erhobenen

Digitized by Google

großen Kriegskontributionen in den von den Deutschen besetzten Gebieten — Kontributionen, die in keinem Verhältnis zu den Einnahmen dieser Gebiete ständen — schildert ferner die Rigorosität, mit welcher solche „Erpressungen" auferlegt und erhoben wurden, abgesehen von den ungeheuren Requisitionen und öffentlichen Plünderungen, die er der charakteristischen „Habgier" der Deutschen zuschreibt.

Den humanen Anschauungen des Philosophen Bluntschli stellt der Autor den brutalen Militarismus des Generals von Hartmann gegenüber, mit Auszügen aus beider gesammelten Schriften, und faßt zum Schluß ein Urteil über die Kriegsführung der Deutschen in die Worte zusammen: „Die Basis des deutschen Kriegsrechtes ist weder Gerechtigkeit noch Moral, noch Zivilisation, noch Humanität — es ist einzig und allein die Gewalt!"

In der „*Revue bleue*" vom 1. Mai veröffentlichten *Ernest Lavisse* und *Gustave Belot* zwei Aufsätze über die Schule und den Krieg, aus denen hervorgeht, daß von 200 Einberufenen aus der Ecole normale supérieure 45 tot, 12 verschwunden, 74 verwundet und 35 gefangen sind, also nur weniger als ein Viertel dieser geistigen Elite Frankreichs noch in der Front stehen.

„*La Revue de Paris*" vom 15. April wird durch einen Aufsatz von *Emile Mâle* über Soissons eingeleitet, in der der wohlbekannte Historiker der französischen Kirchenkunst den Untergang der Kathedrale beklagt, die, „einst" von den Deutschen bewundert, das Vorbild zahlreicher Kirchen im Norden Deutschlands war. Beweist unsere kunstwissenschaftliche Literatur der Gegenwart nicht zur Genüge, daß die einstige Bewunderung der Deutschen für Frankreichs Kathedralen auch unter den heutigen Deutschen noch lebt? Das wissen Bédier, Mâle, Lavisse und Lanson sehr wohl. Aus Briefen, die sie jüngst an Bürger neutraler Staaten richteten, geht, wie mir versichert wurde, hervor, daß sie mala fide handeln und auf Wunsch der Regierung ihre persönlichen Überzeugungen aus politischen Rücksichten unterdrücken und im Dienste des Vaterlandes fälschen. Das nennen sie dann „la civilisation de la liberté". In einer Artikelserie „*L'Allemagne et la guerre*" sucht *André Chevillon* seinerseits nun auch nachzuweisen, daß ganz Deutschland von jeher alldeutsch war und das Prinzip befolgte, Gewalt vor Recht gehen zu lassen. *Louis Latzarus*, der charakteristischste Vertreter des Pariser Journalismus, gibt in der „Revue de Paris" einen Überblick über das Pariser Zeitungswesen während des Krieges. Es geht aus der Darstellung hervor, daß der Krieg in Frankreich ähnliche Symptome hervorrief wie in Deutschland: der Umfang der Zeitungen wurde eingeschränkt, der Redakteurstab verringert und die Gehälter der Redakteure um 25—50% herabgesetzt. Einige Rubriken, wie „Theater", „Kunst", „Aus der Gesellschaft", verloren ihre Bedeutung, während andere, wie militärische Nachrichten, politische Nachrichten, an Umfang wesentlich gewannen. Die Rubrik der Akademien verlangte mehr Raum als jemals in Friedenszeiten, da erstens die gegenwärtigen Minister mit den akademischen Kreisen enge, verwandtschaftliche

Beziehungen unterhalten und zweitens die Akademiker von Beginn des Krieges an Manifestationen unternahmen. Im großen und ganzen war die Pariser Presse ihren Kriegsaufgaben nicht gewachsen, so daß es den Militärbehörden leicht wurde, Einfluß auf die Presse zu gewinnen. Nur wenige große Zeitungen hatten militärisch durchgebildete Mitarbeiter, die wiederum so viel militärische Einsicht hatten, daß sie dem Generalkommando gehorchten. Die übrigen Zeitungen waren von vornherein auf die Mitteilungen des Generalstabes angewiesen. So vollzog sich die Uniformierung der Presse ohne Schwierigkeiten. Nicht so leicht war die politische Disziplinierung der Presse, die durch Zwangsmaßregeln erreicht wurde. Die Zensur ist sehr scharf; sie richtet ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Unterdrückung wahrheitsgemäßer militärischer Berichte und aller politischen Berichte, die die „Union sacré" (den Burgfrieden) beeinträchtigen können. Falsche Nachrichten und Berichte erscheinen ihr unschädlich. In keinem Lande ist eine so scharfe, einheitliche Disziplinierung der Presse erreicht worden wie in Frankreich. Die Parteischattierungen verwischen sich und die Zeitungen ähneln einander wie ein Ei dem andern. Für uns ist von besonderer Bedeutung, daß „*Le Matin*", das Blatt von Bunau-Varillas, und „*Le Journal*", das Blatt von Schneider-Creuzot, seit Ausbruch des Kriegs Provinzialausgaben geschaffen haben, die zwölf Stunden früher gedruckt werden als die Pariser Ausgabe. Der Zweck ist, daß „Le Matin" und „Le Journal" in den Provinzstädten ebenso früh eintreffen wie die Provinzzeitungen ausgegeben werden. Der Erfolg ist, daß diese beiden deutschfeindlichen Blätter ihren Absatz und damit ihren Einfluß verzehnfachen können.

In der Nummer vom 15. Mai der „*Revue de Paris*" stellt *Ernest Lavisse* als die drei leitenden Ideen Deutschlands hin: die Eroberungssucht, den Glauben an die göttliche Sendung und den Weltmachtgedanken, die er alle drei als friedensgefährlich bezeichnet. *Henri Bergson* veröffentlicht einen Abriß der französischen Philosophie, der für den französischen Katalog der Ausstellung in San Francisco bestimmt ist, und *Ernest Gaubert* zeichnet Szenen und Typen aus dem Flüchtlingsleben, die teilweise zeigen, wie unbeliebt viele Flüchtlinge durch übertriebene Ansprüche und Arbeitsunlust sich in Frankreich gemacht haben.

Seit dem 1. April erscheint auch der „*Mercure de France*" wieder, vorläufig nur als Monatsschrift. Der „Mercure" hat dadurch einen besonderen schweren Stand, daß vor Ausbruch des Krieges von seinen 3700 Abonnenten 1500 deutsche waren. Trotz dieses Umstandes hat selbst diese Zeitschrift einen ausgesprochen deutschfeindlichen Charakter, wenn auch rohe Beschimpfungen des Deutschtums vermieden werden. Die bekannten Mitarbeiter des „Mercure" *Henri Albert*, *Léon Bloy*, *Maurice Muret* und *Henri de Régnier* suchen ihrerseits Deutschlands Schuld am Weltkriege nachzuweisen und die Greueltaten der Deutschen an den Pranger zu stellen.

Im großen und ganzen liegt das Zeitschriftenwesen in Frankreich noch arg danieder. Von hundert

Digitized by Google

medizinischen und juristischen Zeitschriften erscheinen seit April fünf bis sechs wieder. Ein Verlag, der sechs verschiedene Modenzeitschriften verlegte, hat bis zum 15. April keine erscheinen lassen, dann aber alle sechs in einer vereinigt und vorläufig seinen Abonnenten erst eine Nummer zukommen lassen. Die großen Modenblätter erscheinen nicht. Von den zahlreichen Kunstzeitschriften hat nur „*L'Art et les Artistes*" am 1. Mai eine Sondernummer herausgegeben, die der Kriegskunst gewidmet ist. Die Zeichnungen aus dem Leben an der Front und im Schützengraben haben ein rein künstlerisches Interesse; dagegen haben die Zeichnungen deutscher Greueltaten nach den Darstellungen Bédiers propagandistische Bedeutung und zeigen, welchen starken Einfluß Bédiers Broschüre in Frankreich gewonnen hat.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Ein neuer Feind, überall erneute Soldatenaushebungen, die Gedanken ganz wo anders hingewendet als in die stillen Werkstätten der Kunst, noch dazu alles in einer Jahreszeit, die ohnedies auch in ruhigen Tagen weniger geschäftig sich zeigt — lauter unfreundliche Bedingungen für das Leben des Buches, und doch zeigen sich verhältnismäßig zahlreiche Erscheinungen. Freilich muß man ihnen oft eine gerechte Frist zwischen Aufruf und wirklichem Antritte gönnen.

Der ‚Wirtschaftsverband bildender Künstler Österreichs' veranstaltet seit Frühlingsbeginn kleinere Ausstellungen von Werken seiner Mitglieder und bereitet größere Unternehmungen vor, die auch stets die Graphik berücksichtigen.

Der nunmehr in die alte *C. J. Wawra'sche* Firma übergegangene ehemalige Pisko'sche Kunstsalon enthält die diesjährige Ausstellung des *österreichischen Künstlerbundes*, wo die im Saal III. untergebrachte „Kollektion *August Jentsch*" den Bücherfreund interessiert. Wir sehen kräftig abgestimmte, aber mit feiner Feder ausgeführte Tuschzeichnungen, gegen 25 Zierleisten für das Prachtwerk „Mein Österreich, mein Heimatland", worunter neben den gut charakterisierten Landschaftsblättern (Donau, Salzburg, Triest), ideale Kompositionen wie „Deutsches Volkslied", „Materielle Kultur", „Verfassung und Verwaltung" besonders günstig auffallen. Mehrere Entwürfe für Buchdeckel als farbige Zeichnungen sprechen für den Geschmack des Künstlers, der außerdem mit Plakat- und Kalenderarbeiten, Zierleisten für „Die Wartburg" und anderes vorteilhaft vertreten ist.

Zu erwähnen ist auch die von *Johanna Meier-Michel* in gebranntem Ton gearbeitete Büste des in Serbien zu Anfang des Kriegs gefallenen deutschböhmischen Dichters *Ferdinand Bernt*. Sie soll sehr ähnlich sein, macht entschieden einen angenehmeren Eindruck als die Zelezny'sche Schopenhauerbüste, eine technisch vollkommene Holzplastik, die aber im Ausdrucke zu verbissen mit einer unwillkürlich hineingedachten Ibsenmaske kämpft.

Die letzte Wiener Bücherschar führt *Grillparzer* mit dem *25. Bande seines Jahrbuchs*, dessen Kern ein umfangreicher lang erwarteter Aufsatz *Dr. Carl Glossys* bildet (Archivalische Quellen zur Geschichte der dramatischen Literatur und des Theaters in Wien in den ersten zwei Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts) und der besonders für Schreyvogels Wirken in Betracht kommt. Natürlich war Glossys Arbeit eine willkommene Quelle, aus der die eine oder andere Zeitung sofort merkwürdige Anekdoten für ihre Leser schöpfen konnte, die da aufs neue erkennen mochten, wie unsäglich einfältig (Kaiser Franz sagte bekanntlich noch ganz anders, wenn man Frankl glauben darf) unsere Wiener Zensur gewesen ist. Damals! Und nun paradieren die abgedroschenen Sätze vom Fensterkreuz, Gott usw.

Mit einer wichtigen Veröffentlichung wissenschaftlicher Art tritt der *Verein für österreichische Volkskunde* auf. Zum XXI. Jahrgange (für 1915) seiner Zeitschrift gibt er den *XI. Ergänzungsband* aus (261 S. in Kl.-fol.), der die Ergebnisse langer und schwieriger Forschung enthält: *Volksschauspiele aus Obersteiermark*, Auf Grund selbst gesammelten und vom Verein für österr. Volkskunde zur Verfügung gestellten Original-Materials herausgegeben von *J. R. Bünker*, Wien 1915. Kom.-Verlag [von] *Gerold & Co.* Der als Ethnograph und Erforscher des innerösterreichischen Bauernhauses bekannte Herausgeber erweitert in dem genannten Buche den von Weinhold, Schlossar, Pailler und Ammann umsteckten Bezirk nach drei Richtungen und zwar in den geistlichen sowie weltlichen Spielen, endlich in den stofflich anregenden kleinen Nachspielen. Landschaftlich weisen die bis aufs Ende des XVIII. Jahrhunderts zurückgehenden, mit vernünftiger Diplomatie abgedruckten Texte auf die Gegenden von Admont, Donnersbach, St. Georgen ob Murau und Steirisch-Laßnitz. Wir finden die üblichen Paradies-, Schäfer- und Hirtenspiele in ansprechender, nicht schablonenhafter Fassung, dazu die Stücke vom Lazarus, dem ägyptischen Josef und dem geduldigen Job. In der weltlichen Gruppe eine Genoveva und den bairischen Hiasl. Unter den mit Hanswurstszenen operierenden Nachspielen fällt eine Komödie vom Kampfe zwischen Sommer und Winter auf. In der Einleitung gibt Bünker auch eine mit Akten belegte Darstellung der engen Zensurverhältnisse, gegen die die bäuerischen Schauspieler in Steiermark zu kämpfen hatten.

Im Stoffe verwandt reiht sich an dieses Buch ein für weitere Schichten bestimmtes, das zwar vor mehr als einem Jahre bereits abgeschlossen war, aber jetzt erst auf den Markt kam. Es ist eine Auswahl der Werke *Wolfgang Schmeltzls*, den man gerne als den Wiener Hans Sachs bezeichnet, wie es auch der Titel der vorliegenden Ausgabe tut. *E[lla] Triebnigg*, die Lyrikerin, hat dem oft genannten, aber so gut wie verschollenen Dichter ein nettes Buch gewidmet, das der *Verlag von Gerlach und Wiedling* sehr hübsch ausstattete und mit 25 Vollbildern nach alten Originalen versah.

Digitized by Google

Philologische Zwecke will die (auch sehr gut gedruckte) Auswahl kaum erfüllen. Aber sie hat das Verdienst, die geradezu unzugänglichen, für Wien bedeutsamen Dichtungen des merkwürdigen Autors in genauen Kopien der alten, überaus seltenen Drucke bequem in die Hand zu geben. Bis jetzt war nur der „Saul" in den „Wiener Neudrucken" vorhanden und blieb das einzige Schmeltzl'sche Werk in der Öffentlichkeit, denn Silbersteins modernisierte Bearbeitung des „Lobspruches auf Wien" war textlich belanglos. So bleibt man der Herausgeberin dankbar für die Vermittelung der Hauptdichtungen ihres Helden. Wir besitzen nun Neudrucke des „Lobspruchs auf Wien und den Erzherzog Ferdinand", des „Zugs ins Hungarland" und der besten Dramen Schmeltzls: „Der verlorne Sohn", „die zwölf Boten", „die Hochzeit zu Cana". Wo die Herausgeberin von der Nachwirkung ihres Wiener Hans Sachs spricht, hätte sie erwähnen können — was übrigens auch Spengler nicht berührt — daß der unglückliche, mit Unrecht vergessene Wiener Poet *Andreas Schumacher*, der Vormund Anzengrubers und verehrte Klient Kürnbergers, in einem größeren Romane das Leben Wolfgang Schmeltzls schilderte. Er erschien zuerst als Beilage zur alten Zangschen Presse Nr. 130 u. ff. und mit besonderem Titel im Jahre 1867 bei Josef R. v. Geitler: „Wolfgang Schmelzel. Ein Wiener Sittenbild aus den Tagen Ferdinand's I." Der vermeintliche Kolportageroman verrät doch in Fußnoten und Textbemerkungen literarhistorische Vorarbeiten seines Verfassers.

Der Verlag von Gerlach und Wiedling wird in kurzer Zeit die Wiener Sammler und Bibliophilen engeren Kreises mit einem gesichteten Neudrucke der *Schlager'schen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter"* bedenken. Wilhelm Kohler wird die Ausgabe besorgen und damit ein Buch aussenden, das geradezu als bibliophiles Edelwild in Wien gilt und auf das Preise ausgesetzt sind, die seinen wissenschaftlichen Wert weit übersteigen.

Allgemeinen bibliophilen Interessen will derselbe Verlag mit folgendem Werke entgegenkommen, das den 13. Band der Sammlung „Die Quelle" bildet: *„Das alte Buch und seine Ausstattung vom XV. bis zum XIX. Jahrhundert"*. Herausgegeben von *Martin Gerlach*. Buchdruck, Buchschmuck und Einbände sollen darin behandelt werden. Der erste, mit einem Vorworte von Dr. H. Röttinger begleitete Teil wird das auf der „Bugra" gebotene Material verwerten und in zwei Ausgaben erscheinen; in einer gewöhnlichen mit ca. 1700 Abbildungen sowie 74 in Buch- und Lichtdruck ausgeführten Tafeln und außerdem in einer Liebhaber-Ausgabe mit 148 einseitig bedruckten Tafeln. Ein zweiter Teil soll dem geschriebenen Buche gelten.

Patriotischen Zwecken dient das von 73 Autoren des Vereins österreichischer Schriftsteller und Journalisten verfaßte *„Österreichische Dichterbuch"*. Ihre stets mit der Pflege guter Buchausstattung verbundenen pädagogischen Absichten verfolgt die Firma Gerlach und Wiedling in dem mit einer Rosegger-Anthologie vermehrten *„Volksschatze"* und namentlich in der mit Arbeiten der Wiener Kunstgewerbeschule verbundenen neuen Zeitschrift *„Kunst und Schule"*, deren Schriftleiter der Maler Alexander Hartmann ist.

Unter den Zeitschriften habe ich zunächst die von Direktor Moriz Grolig redigierte *„Österreichische Zeitschrift für Bibliothekswesen"* zu nennen, die soeben den Doppeljahrgang 1914/15 eröffnet. Sie bietet Aufsätze über die Bugra, das österreichische Buchwesen des verflossenen Jahres in genauen bibliographischen Übersichten, dazu *K. Schiffmanns* „Mitteilungen zur Geschichte des Buchdruckes in Österreich" und *V. O. Ludwigs* Aufsatz „Programmatisches aus der Klosterneuburger Stiftsbibliothek". Im letzten Teile hat Grolig den verstorbenen Bibliographen und Bibliophilen *Dolch* und *Langer* Nekrologe gewidmet.

Theodor von Frimmel läßt dem Kriegshefte nun das Friedensheft seiner *„Studien und Skizzen zur Gemäldekunde"* folgen. (Zehnte Lieferung, Mai 1915) und erfreut damit den Bücherfreund zunächst mit einer von mehreren Tafeln begleiteten Untersuchung „Die apokalyptischen Reiter in der Kunst des XIX. und XX. Jahrhunderts", noch mehr aber durch die schöne Reproduktion eines neu aufgefundenen, im Besitze von Erik Severin zu Stockholm befindlichen *Grillparzer-Bildnisses*. Es ist eine zwar nach Daffinger gearbeitete, aber aus genauer persönlicher Kenntnis des Dichters korrigierte Miniatur von der Hand der Betty Fröhlich aus dem Jahre 1821. Frimmel hat damit einen gewichtigen Beitrag zu einer, scheinbar mehrfach geplanten Grillparzer-Ikonographie geliefert, gleichzeitig einen Nachtrag zu seiner 1885 „Wiener Zeitung", 5. und 6. September) veröffentlichten größeren Arbeit über die Bildnisse Grillparzers. In demselben Hefte veröffentlicht Frimmel auch alte, seltene Lithographien mit Ansichten aus dem Semmeringgebiete.

Einen ernsten Passus in dem heitern Inhalt der Frimmelschen Publikation hätte der Nekrolog auf *Alfred von Wurzbach* gebildet, der im Alter von 70 Jahren am zwölften Mai in Wien verstarb. Die Biographie hat ihm noch sein Vater in dem großen Lexikon geschrieben. Weniger als Dichter — er ist als Lyriker und Dramatiker hervorgetreten — denn als Kunsthistoriker und weitbekannter Lexikograph der niederländischen Schule wird er in seinem Werke weiterleben.

Wien, den 7. Juni 1915. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Der Papst hat auf wiederholt an ihn gerichtete Bitten, zur Wiederherstellung der Bibliothek von Löwen beizutragen, bestimmt, daß die Veröffentlichungen der vatikanischen Bibliothek der Löwener katholischen Universität zur Verfügung gestellt werden, sowie ferner auch andere Werke, die die Vaticana in mehreren Exemplaren besitzt oder die für sie sonst entbehrlich sind. Außerdem hat der Papst auch für die Zukunft der Bibliothek seine Hilfe in Aussicht gestellt.

Digitized by Google

Zum neuen Bibliothekar der Bibliothek des Konservatoriums von S. Pietro a Majella in Neapel, über die ich in meinem Mai-Briefe gesprochen habe, ist *Fausto Torrefranca* ernannt worden. Da diese Bibliothek eine der reichsten Sammlungen zur Musikgeschichte des XVIII. Jahrhunderts in Italien und speziell in Neapel enthält, wird der neue Bibliothekar ein weites und fruchtbares Tätigkeitsfeld vorfinden. Torrefranca hat eine Anzahl geschätzte Arbeiten über Musik veröffentlicht und ist Musikkritiker an der Zeitung „L'Idea Nazionale". —

Ich berichtete vor kurzem über den Tod *Edoardo Boutets*, des bedeutendsten italienischen Theaterkritikers. Mit dem Hinscheiden Boutets, der in seinen letzten Lebensjahren Theaterkritiker für die wichtigste italienische Zeitschrift, die von dem Senator Maggiorini Ferraris herausgegebene „*Nuova Antologia*" war, ist auch dieser Platz frei geworden. Die Leitung der genannten Zeitschrift hat nun Lucio d'Ambra, einen namhaften Theater- und Romanschriftsteller, an Boutets Stelle berufen.

Wie die Zeitschrift „Il Sole" berichtet, beschäftigt sich der italienische Postminister Riccio mit der Frage der *Verstaatlichung der gesamten Postkartenindustrie*. Bei einer Verwirklichung des Problems, von der man sich bei dem ungeheuren Absatz der Ansichtspostkarte eine gewaltige Einnahmequelle für den Staat verspricht, soll besonders darauf Rücksicht genommen werden, die zahlreichen Existenzen, die von diesem Handel leben, nicht zu schädigen. Wird das möglich sein, und wird es überhaupt zur Ausführung dieses Projekts je kommen?

Ich berichtete vor einiger Zeit, daß laut Gesetz vom 19. Juli 1914 die Summe von 180000 Lire bewilligt worden sei, als Staatsbeitrag für die Vorarbeiten und die Herausgabe einer *kritischen Ausgabe der Werke Dantes*, die von der italienischen Dantegesellschaft angeregt wurde und von dieser auch besorgt werden wird. Es ist jetzt zwischen dem Unterrichtsministerium und der Dantegesellschaft eine Vereinbarung getroffen worden, nach der diese sich verpflichtet, spätestens bis zum Jahre 1921 die Ausgabe fertig zu stellen. Diese Ausgabe soll in fünfzehn Bänden erscheinen, von denen vier die „Divina Commedia" umfassen werden, einer die „Egloghe" und die „Epistole", einer „De Monarchia", zwei das „Convivio", vier den „Canzoniere" und je einer die „De Vulgare Eloquentia" und die „Vita Nova". Der letzte Band wird das Register enthalten.

„*Autori Celebri Stranieri*" betitelt sich eine Sammlung italienischer Übersetzungen ausländischer Autoren, die bei *Voghera* in Rom erscheint. Die Zeitung „La Concordia" widmet der Sammlung eine eingehendere Besprechung, in der es unter anderem heißt: Wer auch nur oberflächlich die geistige Bewegung unseres Landes verfolgt, bemerkt, daß die „Collezione" (Sammlung) im Begriff ist, in der gegenwärtigen Geschichte des Buches und der Kultur in Italien eine außergewöhnlich wichtige Stellung einzunehmen. Nach Kategorien und nach Formaten reihen sich heute auch bei uns die Bände aneinander, und speziell solche, die der Kritik der Anschauungen, wie der allgemeinen Geschichte des Gedankens gewidmet sind, und ordnen sich serienweise ein in die verschiedenen Sammlungen. Eine der bedeutendsten dieser ist die unter dem Titel „Autori celebri Stranieri" erscheinende. Neunzehn Bände davon sind in weniger als vier Jahren erschienen. In der Sammlung, die trotz ihres weitherzigen und eklektischen Titels besonders solchen Werken gewidmet ist, die Beiträge zur Entwicklung des menschlichen Denkens bilden, und aus der der gewöhnliche Roman ausgeschlossen bleibt, sind schon Bände erschienen wie Maeterlinks „Schatz der Armen", übersetzt von Bice Vanini, mit Vorrede von Arnoldo Cervesato; „Licht" von Flammarion, übersetzt von G. M. Paolucci; „Die Kräfte die in uns schlummern", sowie „Vom Reichtum" von John Ruskin, beides übersetzt von Giovanni Prentice-Mulford; Victor Hugos „Postscriptum meines Lebens" von C. v. Callegari; „Die Kunst der Schöpfung" von Carpenter, von Guido Ferrando; Ibsens „Peer Gynt" von De Villanova; das „Christentum am Scheidewege" von G. Tyrrell, übersetzt von Primo Balducci, und ein berühmtes amerikanisches Buch von R. W. Trine, „In Harmonie mit dem Unendlichen" von L. Caico. Unter den letzten Bänden der Sammlung befinden sich „Shelleys Prosaschriften", übersetzt von Cartini, und „die Schriften und Gedanken Napoleons" von C. Crispolti; Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen"; Tyrrells „Der Papst und der Modernismus"; Flournoys „Psychologie und Spiritismus". — Auffallend ist der Mangel an Übersetzungen deutscher Autoren, —

Ich habe dann über einige weitere Neuerscheinungen zu berichten:

Am 30. April 1908 starb in Rom *Ciro Gojorani*, ein bekannter toskanischer Patriot, geboren in Pescia im Jahre 1834. Er hatte mit den Anhängern Mazzinis an allen politischen Bewegungen von 1848—1859 und an den Unabhängigkeitskriegen teilgenommen. Als Alter und Krankheit ihm nicht mehr erlaubten, dem Vaterlande mit der Tat zu dienen, widmete er sich dem Lehrberuf und der Literatur. Plutarchianer in der Politik, war er in der Literatur glühender Klassizist und Carducci schätzte einige seiner satirischen Gedichte wie den „Nuovo Gingellino" sehr. Von seinen Töchtern besorgt, ist nun kürzlich der beste Teil des literarischen Werkes Gojoranis in einem hübschen Bande bei Treves in Mailand unter dem Titel: „Opere Scelte" (ausgewählte Werke) erschienen. Die Sammlung enthält eigene Dichtungen, pädagogische Schriften, Übersetzungen, darunter auch einige Gedichte von Goethe, die alle einen seltenen Grad von Bildung und besonders eine ungewöhnliche Kenntnis fremder Literaturen zeigen. Eine Biographie und kritische Einführung geht voran. —

Von *Giuseppe Gabetti* ist bei der Buchdruckerei des Studio Editoriale Lombardo in Mailand eine Studie erschienen: *J. W. Goethe e le Affinità elettive* (Goethe und die Wahlverwandtschaften). Der Verfasser betrachtet diesen Roman als den Ausdruck einer pessimistischen Krise in Goethes Leben, die in seinen größeren Werken überwunden ist und erkennt

Digitized by Google

in den Wahlverwandtschaften Anklänge und Vorläufer seiner größeren Werke. —

Derselbe Verleger hat eine Schrift von *Antonietta Martinazzoli* über den italienischen Lyriker Giovanni Bertacchi herausgegeben: „La Lirica di Giov. Bertacchi", die sich mit den Gedichten Bertacchis bis zum Erscheinen seiner Sammlung „Alle sorgenti" (An den Quellen) im Jahre 1906 beschäftigt. —

G. A. Borgese, Professor für deutsche Literatur an der Universität Rom (aber kein Freund Deutschlands) sammelt in seinem bei Treves in Mailand erschienenem Bande unter dem Titel: „Studie di letterature moderne", eine Reihe von Aufsätzen, die er nach und nach im „Corriere della Sera" veröffentlicht hat. Der Band enthält unter anderem Betrachtungen über den Neudruck der Literaturgeschichte von De Sanctis, über Metastasio, über Manzoni, Abba, Graf, Palazzeschi und Michelstädter; ferner Abhandlungen über Bergson, Mistral, Mallarmé, Rimbaud, Claudel, dann über Edgar Allen Poe, über Kipling, Wells und Shaw; wie schließlich über Heine, Hebbel, Richard Wagner, Gerhart Hauptmann, Tolstoi und Dostojewski. Derselbe Verfasser kündigt bei dem gleichen Verleger einen Band an: „Italia e Germania"; dies Buch soll in drei Teile zerfallen, deren erster über das deutsche Volk und seine Ideen handeln wird, der zweite über die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II., der dritte über den Dreibund und die Beziehungen Deutschlands zu Italien. Bei der Stellung Borgeses im gegenwärtigen Weltkampfe ist vorauszusehen, daß in diesem Buch keine Lanze für Deutschland gebrochen werden wird.

Zwei neuere Übersetzungen von *Heines* „Reisebildern" haben bei dem italienischen Publikum sehr freundliche Aufnahme gefunden und bewiesen, wie groß noch immer der Einfluß von Heines Kunst und Namen ist. Dieser Umstand, und das mit Kriegsausbruch wieder erwachte Interesse für das Schicksal Polens, haben den obengenannten Verleger Treves in Mailand bestimmt, auch den Anhang zu Heines Reisebildern, seine Schrift über Polen, in italienischer Übersetzung herauszugeben. Die Übersetzung ist von Concetto Pettinato. —

In der großen Sammlung der „Manuali" (Handbücher) des Mailänder Verlegers *Hoepli* erschien unter dem Titel „Glomonica" ein Büchlein über Sonnenuhren von G. Bottino-Baria, das eine Anleitung sein will, auch in unserer Zeit Sonnenuhren zu konstruieren und anzubringen. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, jeden geschickten Laien zur Konstruktion von richtig gehenden Sonnenuhren und zur Verbesserung älterer, die unrichtige Angaben zeigen, anzuleiten. Es ist ein im wesentlichen praktisches Buch, doch ist auch die theoretische Seite genügend beachtet. Das Bändchen ist mit mehr als dreißig hübschen Abbildungen geschmückt. —

Die von dem kürzlich verstorbenen *Benedetto Croce* seit 1903 in der Zeitschrift „La Critica" über die Literatur des neuen Italien veröffentlichten Aufsätze, werden jetzt bei Laterza & Figli in Bari in der Sammlung „Scritti di storia letteraria e politica" herausgegeben. Die beiden ersten Bände erschienen zu Ende des vorigen Jahres und jetzt liegt auch der dritte Band vor, der wichtige Studien über Verga, di Giacomo, Cappuana, Fucini, Dossi, Oriani, sowie über Bovio enthält. —

Bei dem Verlagshaus „Risorgimento" in Mailand veröffentlicht Rinaldo Caddes unter dem Titel *„Inni Patriottici e canti di Guerra del popolo Italiano"* eine Sammlung italienischer Vaterlands- und Kriegslieder. Das kleine Buch will, wie es in der Vorrede heißt, ein Beitrag zur Mobilmachung der Geister sein, da der Tag naht, an dem der Weltkrieg den Italiener nicht mehr als einfachen Zuschauer, sondern als Handelnden sehen wird. Ohne Prätention wendet sich das Büchlein nicht an die Gelehrten, sondern an diejenigen, denen der reiche Schatz der vaterländischen Lyrik nur wenig bekannt ist; es macht auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit und enthält nur die bekannteren in Musik gesetzten Gedichte.

G. L. Passerini, der schon Wörterbücher für die Dichtung und die Prosa d'Annunzios verfaßt hat, veröffentlicht jetzt auch in einem etwa 450 Seiten starken Band ein *Vocabolario Pascoliano*, das bei Sanzoni in Florenz erschienen ist. Die Methode ist die gleiche, die der Verfasser mit Erfolg in den beiden vorgenannten Wörterbüchern angewandt hat: Neben dem schwierigen oder seltenen Wort steht die Erklärung, und beigefügt sind Beispiele aus bedeutenden italienischen Schriftstellern; darunter werden mit kleinerer Schrift einige Stellen zitiert, wo der Dichter das betreffende Wort anwendet. Für Pascoli wird diese Arbeit besonders nützlich sein, da er viele rein lokale Ausdrücke gebraucht, die leicht das Verständnis erschweren. Passerini stellt auch ein „Vocabulario Carducciano" in Aussicht, in dem diese gleiche Arbeit für die gesamten Dichtungen Carduccis ausgeführt werden soll, die vor zwei Jahren *Allan* lediglich für die „Odi Barbare" und die „Rime e Ritmi" dieses Dichters veröffentlicht hat.

Die deutsche Sache hat einen ihrer besten Vertreter und Verfechter in Italien verloren: am 13. April starb in Rom, wo er auch geboren war, im Alter von 78 Jahren der Gelehrte und Dichter Graf *Domenico Gnoli*. Er war in seinen jüngeren Jahren zunächst Professor an der Universität Turin und später Mitarbeiter und Leiter der „Nuova Antologia". Viele Jahre hindurch war er dann Direktor der bedeutendsten Bibliothek Italiens, der „Biblioteca Nazionale Centrale Vittorio Emanuele" in Rom, bis er in den letzten Jahren diese arbeitsreiche Stellung mit der Leitung der kleineren „Bibliotheca Angelica" in Rom vertauschte. Er hat eine große Anzahl Schriften geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und literarischen Inhalts verfaßt und mehrere Gedichte veröffentlicht, letztere unter verschiedenen Pseudonymen, wie „Orpheus", „Jacovella" und „Giulio Orsini"; besonders die unter dem Namen Giulio Orsini vor etwa zehn Jahren veröffentlichten Gedichte erregten seiner Zeit wegen ihrer ausgezeichneten Qualitäten berechtigtes Aufsehen und gaben zu den verschiedensten Vermutungen über den Dichter Anlaß, bis dieser schließlich unter etwas

Digitized by Google

romantischen Umständen als Domenico Gnoli entlarvt wurde. Graf Gnoli ist bis in die letzten Tage seines Lebens auch in dieser für das Deutschtum in Italien so außerordentlich kritischen Zeit unserer Sache treu geblieben und hat in der Wochenschrift „Italia nostra", die er noch nach Kriegsausbruch mit begründete, manchen ausgezeichneten Aufsatz über das Verhältnis Deutschlands zu Italien und die italienische Politik im Rahmen des Dreibunds veröffentlicht.

In Bologna starb am 3. Mai im Alter von fast 81 Jahren die Witwe des berühmten italienischen Dichters *Giosué Carducci*.

Rom, den 5. Mai 1915. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

In dem Aufsatz im Hauptblatt unserer Zeitschrift über den Weltkrieg im Scherzbilde wird naturgemäß der holländischen Karikatur nur ein kleiner Raum gewidmet, weshalb ich hier einiges zur Ergänzung anführen möchte. An erster Stelle muß hier *Louis Raemaekers* genannt werden, der in diesem Aufsatze ganz übergangen wird. Raemaekers ist ein sehr geschickter und temperamentvoller Zeichner, dem schon manche treffende Charge gelungen ist. Da er seine Begabung ganz in den Frondienst des Tages gestellt hat, darf es nicht wundernehmen, daß seinem Werk oft eine gewisse Flüchtigkeit anhaftet und seine Zeichnungen recht ungleich sind. Raemaekers zeichnet für die wegen ihrer deutschfeindlichen Stimmung auch in deutschen Blättern heute viel angeführten Amsterdamer Zeitung „De Telegraaf". Eine Reihe von Darstellungen des Kriegselendes und von Spottbildern hat er in drei Albums vereinigt herausgegeben, die unter dem Titel „Het Toppunt der beschaving" (Der Höhepunkt der Kultur) im Verlage der Gesellschaft „Elsevier" in Amsterdam erschienen sind. (Preis des einzelnen Albums: 0,75 fl.) Den meisten Stoff liefert Raemaekers das Schicksal, das Belgien betroffen hat, und Mitleid mit dem unglücklichen benachbarten und stammverwandten Land ist es, was Raemaekers, wie so manche seiner Landsleute, so deutschfeindlich gemacht hat. Sympathie für die Besiegten und Haß gegen die Eroberer sind Korrelate. Verschiedene wirkungsvolle und ergreifende Darstellungen des Kriegselendes sind zwar ohne bestimmte Tendenz; gewisse Leiden treffen Freund wie Feind. Die Schrecknisse des Schlachtfeldes und die Trauer der Hinterbliebenen, wie er sie zum Beispiel in den betenden und schluchzenden Witwen und Müttern in der überfüllten Kirche oder in dem langen Zug der Waisen, die die Gräber ihrer Väter suchen, zu erschütterndem Ausdruck bringt, sind neutrales Gebiet, wo nur an unser menschliches Gefühl appelliert wird. Bei den meisten andern Bildern aber, zu denen ihm die deutschfeindliche Presse das Material geliefert hat, das Raemaekers mit seinem leicht erregbaren Künstlernaturell kritiklos übernommen hat, tritt seine Parteinahme um so deutlicher zutage. Auf einige charakteristische Proben dieser Art Kunst will ich kurz hinweisen. Die „Schilde von Rousselaere" betitelte Zeichnung zeigt eine Schar Bürger, die den deutschen Truppen vorausmarschieren müssen und unter dem feindlichen Kugelregen zusammenbrechen. In „Leuven" führt man Krieg mit den toten Meistern der Kunst. Van Eyck, Massys, Rubens und andere stehen auf einem Scheiterhaufen, vor dem deutsche Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett Wacht halten. Also das alte Lied, das man von der feindlichen Presse her kennt: die Deutschen sind Barbaren, mit der auch nicht mehr neuen Variation: die farbigen Soldaten Frankreichs, die Wilden vom Senegal, sind die besseren Menschen. So läßt Raemaekers auf einem Blatt zwei dieser Schwarzen einem verwundeten deutschen Soldaten einen Labetrunk reichen; die Überschrift lautet: Barbaren. Daß der Krieg kein frischer, fröhlicher Krieg mehr ist, wird mit dieser ironischen Unterschrift illustriert an einer vor Entsetzen wahnsinnig gewordenen Frau, neben der ein erschossenes Kind und zwei vor einer Hauswand füsilierte Männer liegen. Als die drei Könige aus dem Osten figurieren auf einem andern Bild der deutsche Kaiser, der Kaiser von Österreich und der Sultan, die dem Christuskind als Gaben moderne Mordinstrumente darbringen, ein großes Geschoß, einen Mörser und einen Krummsäbel.

Auf einer andern Darstellung der heiligen drei Könige nahen der heiligen Familie ein feister Pfaffe, der Tod und der deutsche Kaiser als die Personifikationen von Scheinheiligkeit, Mordgier und Herrschsucht. Auf der letzten Seite des dritten Heftes wird Liebknecht als ein zweiter Luther hingestellt, der dem Kaiser sein: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Es ist doch ein Eroberungskrieg" zuruft. Eine der effektvollsten, aber durch ihren Zynismus auch niederträchtigsten Schöpfungen ist die „Geknebeltes Belgien" betitelte Zeichnung; besonders expressiv ist hier das teuflische Lächeln der Hauptfigur, der Karikatur eines deutschen Offiziers, der in einem tiefen Klubsessel mit übergeschlagenen Beinen sitzend einer an einen Pfahl gebundenen weiblichen Gestalt eine Pistole auf die Brust hält und sagt: „Oh, wir werden sehr gute Freunde werden." Raemaekers hat mit diesen Bildern hier sicherlich einen großen Erfolg erzielt. Er ist wohl heute der populärste politische Illustrator, aber nicht der bedeutendste. Das bleibt vorläufig noch *Albert Hahn*, der für das sozialdemokratische Wochenblatt *„De Notenkraker"*, eine Beilage der Parteizeitung „Het Volk" zeichnet. Dadurch ist sein Einfluß auf einen kleineren Kreis beschränkt als der von Raemaekers, dessen Blatt hauptsächlich von den breiten Schichten des großstädtischen liberalen Mittelstandes gelesen wird. Hahn ist in seiner ganzen zeichnerischen und künstlerischen Manier moderner; er ähnelt mehr den deutschen Simplizissimuszeichnern; er gibt seine Gedanken in der knappsten Form, komprimiert, ohne Beiwerk; ein paar Striche, einige Umrißlinien genügen ihm; die sorgfältige und genaue Zeichnung, auf die Raemaekers solchen Nachdruck legt, verschmäht er; denn er versteht die Kunst zusammenzufassen und zu vereinfachen. Auch in der Erfindung ist Hahn viel origineller und

Digitized by Google

spontaner als Raemaekers; bei letzterem merkt man zu viel von der Überlegung, die ihm die Idee gekostet haben mag; oft hat man auch das Gefühl, als ob ihm der Gedanke als ein Thema zur Bearbeitung gegeben sei. Ein anderer wichtiger Unterschied ist der, daß Hahn die Dinge von einem höheren Standpunkte, frei von nationalen Sympathien und Antipathien betrachtet. Der Krieg ist ihm nicht das Werk eines bestimmten Staates — Raemaekers sieht natürlich in Deutschland den Unruhstifter — sondern als das Werk aller. Nicht eine Nation ist der Missetäter, sondern sie sündigen alle in gleichem Maße, von Macht- und Herrschsucht getrieben und die niedrigsten Instinkte, Haß und Wut, entfesselnd. Charakteristisch für seine Auffassung von der Diplomatie ist eine Zeichnung, die ganz im Beginn des Krieges, in der Nummer vom 15. August erschienen ist. Ein riesiger Tiger ist aus seinem Käfig gebrochen, die Menschlein auf dem Boden zertretend und zermalmend; neben dem Käfig steht rat- und hilflos ein Diplomat in seinem bunten Rock, der der Bestie das Tor geöffnet hat, und der sich nun beim Anblick des Unheils, das er angerichtet hat, fragt: „Wie bekomme ich das Ungeheuer wieder in seinen Käfig?" — Witzig ist zweifellos die Darstellung des Eingreifens der Türkei in den Weltkrieg: ein befezter Türke stürzt sich kopfüber in einen Abgrund, aus dem Flammen in die Höhe schlagen. Die Unterschrift lautet: „Die ganze Welt ist wahnsinnig. Warum soll ich es nicht auch sein?" — Treffend durch seinen Sarkasmus ist das Bild, wo Cholera und Pest, grausige, verweste Gestalten, angesichts der Verheerungen des modernen Krieges zueinander sagen: „Alter Junge, daneben sind wir doch nur armselige Dilettanten." Zu den suggestivsten und am besten gezeichneten gehört wohl das unheimliche Bild der schwimmenden Mine: auf dem ruhigen Meeresspiegel mit seinem regelmäßigen, stilisierten Wellenspiel schwimmt ein grinsender Totenschädel.

Für dasselbe sozialdemokratische Blatt zeichnet auch zuweilen *Jordaan*, von dem ich hier die Zeichnung aus Nr. 48 nennen möchte, die die Unterschrift hat: die moderne Kultur und der Militarismus; ein Krieger in einem Stachelpanzer umarmt eine nackte weibliche Gestalt und drückt seine Stacheln in das blutende Fleisch. Ein anderer Künstler, der auch gelegentlich für den „Notenkraker" arbeitet, ist der Belgier *A. Ost*, der wie so viele seiner Kollegen in Holland eine Zuflucht gefunden hat. Ost ist kein eigentlicher politischer Zeichner; er hält nur fest, was er selbst gesehen und erlebt hat, wie zum Beispiel die Flucht seiner Landsleute aus dem belagerten Antwerpen; und diese Ereignisse stellt er mit einer Art grotesken Humors dar. Soviel ich weiß, sind seine Zeichnungen auch als Ansichtskarten erschienen. — Korrekt gezeichnet, aber meistens langweilig und wenig witzig sind die Spottbilder, die *Braakensiek* allwöchentlich für „De Amsterdamer" liefert; sein gutmütiger, harmloser Humor macht ihn für die eigentliche Karikatur, die beißende Satire ungeeignet; seine Personen bleiben immer Porträts, dann aber ins Konventionelle gemildert, statt zum Charakteristischen gesteigert oder vereinfacht. Von irgendwelcher Parteinahme kann bei einer so vorsichtigen, nirgends verletzen und anstoßen wollenden Stellung kaum die Rede sein. Nur die Torpedierung der Lusitania hat den Effekt gehabt, daß er einmal seinen neutralen Standpunkt verlassen hat (Nummer vom 16. Mai). Deutschland wird auf dem diesem Ereignis gewidmeten Blatt als ein toller Stier vorgestellt, auf den die ganze Welt Jagd macht (oder Jagd machen sollte); der Amerikaner als cowboy wirft sein Lasso nach ihm aus, und ein holländischer Bauer tritt ihm mit einer Mistgabel entgegen, während er von beiden Seiten von den Ententemächten beschossen wird. In künstlerischer Hinsicht bietet dieses Blatt aber nichts Bemerkenswertes, es ist so zahm und matt wie die meisten seiner Sachen. Zu seinen besseren Blättern gehört neben dem im Hauptblatt wiedergegebenen Totenkopf-Schmetterling eine Darstellung aus dem Beginn des Krieges (Nummer vom 1. November); Deutschland und Frankreich halten sich als Spinnen auf einer Landkarte an der Grenze von Nordfrankreich und Belgien umklammert; als Unterschrift ist ein Ausspruch des „alten Idealisten" Gladstone verwandt: „Die Eisenbahnen sind die Fäden, mit denen die Menschheit das Kleid des Weltfriedens webt."

Der alten Wochenschrift *„De Amsterdammer"* ist seit Beginn dieses Jahres durch die Gründung der *„Nieuwe Amsterdammer"*, zu der fast alle namhaften Mitarbeiter von „De Amsterdammer" übergegangen sind, ein gefährlicher Konkurrent erwachsen, nicht zum mindesten auch dadurch, daß das neue Blatt, das im selben Format und mit fast demselben grünen Umschlag wie das alte erscheint (daher der Beiname: De Groene) einen der begabtesten jüngeren Maler, *Piet van der Hem*, zur dauernden Mitarbeit hat gewinnen können. Piet van der Hem strebt in erster Linie nach einer komischen Wirkung; ein sehr gutes Beispiel dafür bietet neben der im Hauptblatt abgebildeten Versuchung des heiligen Antonius eine Darstellung der durch das Anhalten amerikanischer Schiffe durch England hervorgerufenen Unstimmigkeit zwischen diesen beiden Schwesternationen. John Bull hält eine große Bulldogge fest, die eine Ente im Maule hält; Bruder Jonathan, auf seinem Grundstück stehend und durch einen Zaun von John Bull geschieden, macht England darüber Vorhaltungen und sagt: „Say, John, du könntest das Tier auch einmal an die Kette legen, I guess." Hervorragend ist hier der Ausdruck in den Gesichtern. Die bekannten Worte des Kaisers: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", liefern v. d. Hem das Motiv zu einer komischen Travestie: „Unsere Zukunft liegt in dem Wasser." Eine dicke Germania mit langem Zopf und Krone, die wie das Periskop eines Tauchbootes aus dem Wasser ragt, schwimmt in Badeanzug pustend und schnaubend unter der Oberfläche des Meeres (Nummer vom 13. Februar). Sehr charakteristisch sind die Typen auf einem andern Blatt, das uns auf eine deutsche Zeitungsredaktion versetzt, wo eben die Nachricht von dem Versenken der Lusitania eingetroffen ist; zynisch ist der dazu gehörige Text; der Redakteur fragt den Hauptredakteur: „Ich habe hier noch unseren Trauerartikel über die Titanic, soll

Digitized by Google

ich den jetzt wieder abdrucken?" worauf der Hauptredakteur mit einem fetten Grinsen zur Antwort gibt: „Wenn er dann nur in den Jubelton umgearbeitet wird." Eine Schreibmaschine auf dem Bureau trägt die Aufschrift: „Gott strafe England", auf der Glastüre steht „Kölnische Zeitung". Von einem ganz andern Charakter ist eine Zeichnung, wo v. d. Hem die furchtbare Wirkung der Stickgase zur Darstellung bringt; über den feindlichen (bez. deutschen) Schützengraben ragt ein weißer Totenkopf hervor mit einem langen röhrenartigen Nasenfortsatz, der die gefährlichen Gase in den Schützengraben im Vordergrund entströmen läßt, in dem nur noch Leichen liegen; eins der gelungensten ernsten Blätter des Künstlers. Der Vollständigkeit halber sei hier noch ein Album mit zwölf Lithographien von *Jacob Doeser* erwähnt, das in Utrecht von dem Verlag Rogier van der Weyden herausgegeben ist und das sich „De Oorlogshel" betitelt; es ist wirklich eine Hölle, fürchterlicher als die von Dante, die Doeser leider mit unzulänglichen Mitteln, in zu dilettantischer Ausführung hier zu sehen gibt (Preis 0,50 fl.). Was Doeser darin zuweilen gelungen ist, das ist ein menschlicher Blick, der schon nichts Menschliches mehr hat oder der verzerrte oder der friedliche Ausdruck im Gesicht eines Toten; aber eine solche kleine Einzelheit wiegt doch nicht die technischen Unzulänglichkeiten und die Maßlosigkeiten auf, die einem Sensationsroman über den belgischen Franktireurkrieg entnommen sein könnten. Die Ausführung ist zu roh und unreif, um eine künstlerische Wirkung hervorzurufen.

Zum Schluß möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein beachtenswertes buchhändlerisches Unternehmen lenken. Der Amsterdamer Verleger *H. Meulenhoff* kündigt eine Sammlung niederländischer *kulturgeschichtlicher Monographien* an, die in gemeinverständlicher Form und zu einem niedrigen Preis und gestützt durch ein reiches Abbildungsmaterial nach ursprünglichen Gemälden und Stichen die Ergebnisse der kulturgeschichtlichen Sonderforschung weiteren Kreisen der Gebildeten vermitteln soll. Mir liegt Band I dieser Ausgabe vor: *„Een wandeling door een Oudnederlandsche stad (Amsterdam) door Dr. M. G. de Boer* (Preis 1,75 fl. broschiert). Die Zeit, in der uns diese Schilderung von Alt-Amsterdam versetzt, ist die Mitte des XVI. Jahrhunderts, also vor dem großen Aufschwung, der Amsterdam zu der bedeutendsten Stadt der nördlichen Niederlande machen sollte. Der Führung durch die Stadt wird die auch in dem Werkchen wiedergegebene Ansicht von Amsterdam aus der Vogelschau von Cornelis Anthonisz zugrunde gelegt, die im Jahre 1544 entstanden ist. Da authentische Abbildungen der Stadt und ihrer Gebäude aus dieser Zeit fast ganz fehlen, so müssen wir uns größtenteils mit Reproduktionen von sauberen Zeichnungen begnügen, die ein Amsterdamer Altertumsfreund des XVIII. Jahrhunderts, Christoffel Beudeker, nach den mit allen Einzelheiten sorgfältig abgebildeten Gebäuden des obengenannten Stadtplanes in vergrößertem Maßstab hat anfertigen lassen und die im städtischen Archiv bewahrt werden. Ob diese Zeichnungen in allen Fällen zuverlässig sind, ist zweifelhaft. Für manche der Gebäude, die sich bis in spätere Zeiten unverändert erhalten haben, wären vielleicht spätere Abbildungen, die nach den Gebäuden selbst genommen sind, vorzuziehen gewesen. Der Text, der aus den Amsterdamer Gesetzessammlungen schöpft, erzählt von den Sitten und Unsitten, wie sie in dem spätmittelalterlichen Amsterdam im Schwange waren, und gibt auf diese Weise von dem bunten und urwüchsigen, noch sehr wenig „deftigen" Leben der Amsterdamer jener Zeit ein sehr anschauliches Bild.

Erwähnt sei endlich noch der Jahresbericht — es ist der zweite — den der *Verein zur Beförderung der graphischen Kunst* in Holland kürzlich versandt hat; das kleine, gut gedruckte und mit einigen Reproduktionen ausgestattete Büchelchen enthält außer dem kurzen Bericht über die Tätigkeit des Vereins im abgelaufenen Jahre einige kleinere Aufsätze, unter anderem von J. G. Veldheer über „Frauenarbeit auf der Bugra", worin besonders auf das Werk von Katharina Schäffner hingewiesen wird. Außerdem finden wir hier ein Preisverzeichnis von im vorigen Jahre erschienenen Arbeiten der Mitglieder, das für Freunde holländischer graphischer Kunst sicher nicht ohne Interesse ist.

Amsterdam, Anfang Juni. *M. D. Henkel.*

New Yorker Brief.

Welch gewaltige Ereignisse haben stattgefunden seit dem letzten Bericht an dieser Stelle! Das Land, dem bisher von drüben das größte Interesse entgegengebracht wurde, dessen Institutionen und Bestrebungen allerseits geachtet und beachtet wurden, scheint über Nacht beinahe zum Feindesland geworden zu sein. Die Wogen, die der Weltkrieg hier geschlagen hat, kristallisieren sich am besten in der Literatur, welche der gutorganisierte Gegner dem fast wehrlosen deutschen Verfechter gegenüberstellen konnte.

Die Werke, welche die gegnerische Presse besonders aufbauschte, in welchen sie die moderne deutsche Tendenz verantwortlich macht für den Krieg, wie die Schriften von Bernhardi, Nietzsche und Treitschke, welche in allen möglichen Ausgaben verbreitet wurden, sollen hier nicht genannt werden, auch nicht die Bücher, welche den rein englischen Standpunkt vertreten und infolge der langjährigen Beziehungen zwischen den englischen und amerikanischen Verlegern natürlich einen guten Markt fanden. Es mögen hier nur solche Bücher genannt werden, die den amerikanischen Standpunkt ganz und gar vertreten und allerdings meist von einer großen Unkenntnis oder falschen Auslegung der europäischen Verhältnisse zeugen.

Den Reigen eröffnet Ex-Präsident *Roosevelt* mit seinem Buch „America and the World War", eine Sammlung von Zeitschriften-Artikeln, in denen er gegen Deutschland hauptsächlich wegen der Verletzung der Neutralität Belgiens vorgeht.

Dann kommt der Ex-Präsident der Harvard-Universität, *Eliot,* mit seinem Buch „The Road to Peace". Auch er ist aus einem Bewunderer zu einem Ankläger

Digitized by Google

des modernen Deutschland geworden. Das vorliegende Buch ist ebenfalls eine Sammlung von meist schon in Zeitschriften erschienenen Artikeln.

Eine Anklageschrift, die der frühere Bundesstaatsanwalt *James M. Beck* unter dem Titel „The Evidence in the Case. An analysis of the diplomatic records submitted by England, Germany, Russia and Belgium in the Supreme Court of Civilization" veröffentlicht hat und die durch die englandfreundliche Presse sehr weite Verbreitung fand, wurde teilweise von dem deutsch-amerikanischen Anwalt *von Briesen* glänzend widerlegt.

Eine ähnliche Schrift ist die des Anwalts *F. W. Whitridge* „One American's Opinion of the European War", eine „Antwort auf die Appelle Deutschlands", wo er, wie er sagt, zwei seiner glücklichsten Jahre zugebracht hat. Ferner eine Sammlung von juristischen Beiträgen unter dem Titel „Why Europe is at war" (Why Europe is at war: The question considered from the point of view of France, England, Germany, Japan and United States. By Frederic R. Coudert, Frederick W. Whitridge, and others).

Eine Kampfschrift ist ferner noch *Oswald G. Villards* „Germany embattled. An American Interpretation." Der Autor ist der Verleger der besten amerikanischen Tageszeitung, der „Evening Post", die versucht, soviel wie möglich gerecht zu sein, aber sich nicht mit dem Deutschen Kaiser und dem sogenannten Militarismus abfinden kann.

Eine finanzielle Studie ist *C. W. Barrons* „The Audacious War". Der Verfasser ist der Herausgeber des „Wall Street Journal" und berichtet in diesem Buch nach dem Besuch auf dem Kriegsschauplatz über die kommerziellen Ursachen und die Kosten des Krieges.

Ein Geschäftsmann, der sich unter dem Pseudonym „An American" verbirgt und der die Verhältnisse genau kennen will, gibt seine Ideen unter dem Titel „Can Germany win?" bekannt.

Eine Studie ernsterer Art ist *Roland G. Ushers* „Pan-Americanism". Der Verfasser, der vor einigen Jahren mit seinem Buch „Pan-Germanism" großes Aufsehen erregte, hat in dem vorliegenden Buch den Kampf zwischen dem Sieger im Weltkrieg und den Vereinigten Staaten vorausgesagt.

Folgende andere Werke mögen noch mit ihrem Titel wenigstens erwähnt werden: „War's Aftermath" von *David Starr Jordan* und *Harvey Ernest Jordan*. „The Diplomacy of the war of 1914; the beginning of the war" von *Ellery G. Stowell*. „Borderland of Czar and Kaiser" von *Poultney Bigelow* (einem früheren Bewunderer, jetzt Gegner Deutschlands). „Builder and Blunderer". A study of Emperer William's Charakter and Foreign Policy von *George Saunders*. „Japan to America". A symposium prepared under the editorial supervision of Prof. *Naoichi Masaoka*, by statesmen and other leaders of thought in Japan. (Japan Society of America.) „The Holy War made in Germany" by Dr. *C. S. Hurgranje*. „The War in Europe" von *Albert B. Bart*.

Zum Schlusse sei noch auf ein paar flott geschriebene Werke amerikanischer Kriegskorrespondenten

hingewiesen: „Paths of Glory" von *Irvin S. Cobb*. (Eine der besten Darstellungen der Kriegserlebnisse auf deutscher Seite von einem unparteiischen amerikanischen Journalisten.) „Fighting in Flanders" von *E. A. C. Powell*, ein amerikanischer Journalist, der deutsche Berichte über die Zerstörung von Löwen vermittelte. „In a moment of time" von *Reginald Wright Kaufmann*. (Eine Beschreibung der Belagerung von Antwerpen und der Beschießung von Scarborough.) „With the Allies" von *Richard Harding Davis*. (Verfasser ist ganz „mit" den Alliierten.) „Paris War Days". Diary of An American von *Charles I. Barnard*.

Aus England kommen zwei sehr hübsche Bücher, die für den Bibliophilen von Interesse sind: Ein bei *A. & C. Black in Edinburgh* erschienenes Foliobuch, in 500 Exemplaren gedruckt, unter dem Titel „Imperialism and Patriotism, and the European Crisis", von *Sidney Humphreys* herausgegeben. Ferner „King Albert's Book", das ja allerdings im Original in England erschienen ist und Beiträge von literarischen und anderen Größen der Alliierten und ihrer Freunde enthält und das hier durch die Hearstsche Organisation (*Hearsts International Library Co.*) ungeheuere Verbreitung findet; ebenso wie „Princess Mary's Book", eine Sammlung von zwanzig Beiträgen, hauptsächlich weiblicher englischer und amerikanischer Autoren, mit hübschen Illustrationen.

Über die Verfechter der deutschen Seite und ihre Werke möge im nächsten Briefe berichtet werden. Heute sei nur noch auf ein paar Zeitschriften hingewiesen, welche sich hauptsächlich für „Fair Play" vom amerikanischen Standpunkt aus in die Bresche schlagen, *„The Fatherland"* und *„The Vital Issue"*, recht wertvolle Kampfschriften, in welchen die Freunde Deutschlands viel zu Worte kommen.

Wenn auch die Kriegsliteratur einen großen Teil der Neuerscheinungen beanspruchte, so sind doch noch eine Anzahl Werke erschienen, die für den Bücherliebhaber Interesse haben. Aus dem Verlag *Houghton Mifflin Co.*, dem Besitzer der „Riverside Press", kommen ein paar Bände, deren einer eine Neuausgabe der Balladen von *Hans Breitmann* aus Leland bildet, von seiner Nichte, Elizabeth Robins Pennell, herausgegeben. Die Balladen spielten eine große Rolle in der Zeit nach dem Bürgerkrieg, sind im deutsch-amerikanischen Jargon geschrieben und geißeln mit scharfem Humor die Deutsch-Amerikaner. Die Ausgabe wurde in einer Auflage von 350 Exemplaren gedruckt. Ferner eine Sammlung von unveröffentlichten Skizzen von *Lafcadio Hearn*, betitelt „Fantastics and other Fancies", herausgegeben von Charles Woodward Hutson, in 550 Exemplaren gedruckt.

Von Interesse ist ferner die Geschichte des Boston Symphony Orchestra, von *M. A. De Wolfe How*, da sich in ihm der Einfluß der deutschen Musik auf das amerikanische Musikleben wiederspiegelt. Dieselbe Firma hat auch die Erinnerungen von Fritz Kreisler aus seiner sechswöchentlichen Kampfzeit an der Front veröffentlicht.

Ferner zwei biographische Skizzen über bekannte amerikanische Autoren: *William Belmont Parker* „The

Digitized by Google

Life of Edward Rowland Sill" und *Oscar W. Firkins* „Ralph Waldo Emerson".

Die nachstehenden Werke, die teilweise sehr gut ausgestattet sind, mögen als interessante, typisch amerikanische Bücher noch registriert werden: Ein von dem bekannten Radierer *Joseph Pennell* hübsch illustriertes Buch, betitelt „Our Philadelphia", das amüsanten Aufschluß über die Geschichte und Vergangenheit Philadelphias gibt. „The Vatican, its history, its treasures", eine gedrängte Übersicht über den Vatikan. Ferner eine unter dem Titel „Caricatures" herausgegebene Karikaturensammlung des Tenors *Enrico Caruso*; ein interessantes Buch über die Kubisten von *A. J. Eddy*: „Cubists and Pro-Impressionism", ein zusammenfassendes Werk mit 23 farbigen Illustrationen.

An Reisewerken wären zu erwähnen: *Theodore Roosevelts* Reisen durch die Brasilianische Wildnis „Brazilian Wilderness" und eine Zusammenstellung von frühen Reisen durch Amerika vom allerersten Anfang an, von *Seymour Davis*, unter dem Titel „A History of Travel in America", ein Werk in vier Bänden, das zum erstenmal einen Gesamtüberblick über die verschiedenen Forschungsreisen durch Nordamerika gibt.

Die *Yale University Press* gibt eine biographische Skizze von 78 früheren Angehörigen der Universität unter dem Titel „Memorials of eminent Yale men", ferner „Gaillard Hunt", eine Skizze über das in letzter Zeit so im Vordergrund stehende „Department of State of the United States".

Von Übersetzungen aus dem Deutschen ist hauptsächlich *Zweigs* Studie über Verhaeren zu erwähnen.

Thomas Mosher in *Portland, Maine*, hat seinem letzten Jahreskatalog von 1914 eine Würdigung von *Richard Le Galienne* vorausgesandt, welche interessante Aufklärungen über die Entwicklung dieses Verlags gibt, der einzigartig hier in Amerika dasteht. Von neuerlichen Veröffentlichungen mögen die folgenden erwähnt werden: *Félise* „A Book of Lyrics" by A. C. Swinburne; *Billy* „The true story of a Canary Bird" by Maud Thornhill Porter; *Billy and Hans* „My squirrel friends". A true history by W. J. Stillman. Books and the quite life: being some pages from the private papers of Henry Ryecroft by George Gissing, chosen by W. R. B.; „The last Christmas Tree", an Idyl of immortality by *James Lane Allen*. Er hat ferner auch angefangen, Privatdrucke zu veranstalten, und in dieser Serie sind neun Bände erschienen, hauptsächlich Gedichtsammlungen von Autoren, welche ihre Erzeugnisse in ganz besonderer Form zum Druck bringen wollten.

Im Laufe des letzten Jahres haben zwei Zeitschriften zu erscheinen begonnen, welche Interesse verdienen: Die *„Unpopular Review"* und die *„New Republic"*. Die erstere hat eine Anzahl der besten Autoren um sich zu gruppieren verstanden, und die bisher erschienenen sechs Nummern enthalten wertvolle Beiträge. In einer der letzten Nummern beschäftigt sich Professor *Marther* in einem Artikel mit Nietzsche: „Nietzsche in Action". Der Herausgeber ist Henry Holt, der Besitzer einer der bedeutendsten amerikanischen Verlagsbuchhandlungen. In der „New Republic" ist ein Forum geschaffen, in welchem die progressiven Elemente zur Sprache kommen. Im großen ganzen hat diese Zeitung auch in der jetzigen kritischen Periode einen verhältmäßig ehrlichen Standpunkt der europäischen Krisis gegenüber eingenommen.

Die älteste der amerikanischen Monatsschriften, die *„North-American Review"*, hat kürzlich das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens gefeiert, und die Nummer vom Mai ist die Jubiläumsnummer. Senator *Henry Cabot Lodge* gibt darin einen Überblick über die Entwicklung der „North-American Review" im Zusammenhang mit anderen ähnlichen englischen Veröffentlichungen.

Erwähnen möchte ich noch eine kleine Zeitschrift, die kürzlich gegründet wurde; sie nennt sich *„Number 291"* und ist das Organ der Kubisten, Futuristen und ähnlicher Leute, die hier immer noch eine große Anzahl Anhänger haben. Der Titel der Zeitung ist die Nummer des Hauses in der 5. Avenne, in welchem sie veröffentlicht wird.

Die Monatsschriften im allgemeinen haben den Standpunkt der großen Masse des amerikanischen Volkes abgespiegelt, und mancher gehässige Angriff ist durch sie verbreitet worden. Andrerseits sind auch manche der Verteidiger Deutschlands darin zur Sprache gekommen, wenn auch selbstredend nur in ganz beschränktem Maße.

Wie auch die amerikanische Karikatur sich über den Krieg ausgesprochen hat, ist schon an anderer Stelle dieser Zeitschrift zur Anschauung gekommen. Von den humoristischen Wochenschriften trat hauptsächlich „Life" durch seine äußerst scharfen Angriffe gegen Deutschland vor, wie sie im Feindesland selbst nicht gehässiger sein können. Andrerseits finden sich überall auch die in England erschienenen Nachahmungen von Kinderbüchern, unter anderem die Übertragung des „Struwelpeter" unter dem Titel „Swollen headed William". Ferner noch: „Wicked Willie" und „The book of William", alle sich mit der Person des deutschen Kaisers befassend.

Der Auktionsmarkt hatte natürlich unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden, hauptsächlich in der ersten Hälfte des Winters. Eine Ausnahme machte der Verkauf aus der Nachlassenschaft von *Robert Louis Stevenson*, bei welchem wegen des großen Interesses der Amerikaner an diesem Schriftsteller sehr gute Preise erzielt wurden. Die Briefe brachten von 30 $ an bis zu mehreren hundert Dollars, je nach dem literarischen Wert. Auch die Manuskripte erzielten hohe Preise; ein Notizbuch mit 120 Seiten brachte 365 $, ein Versuch einer Biographie seines Vaters 300 $, ein anderes ähnliches Notizbuch 320 $, der Originalentwurf von „The Inland voyage" 465 $, Skizzen für seine „Travels with a donkey" 550 $, das Original-Manuskript einer unveröffentlichten dramatischen Skizze, betitelt „An April Day or Antilycus in Service" 540 $, das Original-Manuskript seines „St. Ives" 875 $. Stevensons Porträt von Sargent brachte 14800 $.

Auch bei dem Verkauf der *Kipling*-Sammlungen aus dem Besitz von *G. M. Williamson*, der am 17. März bei Anderson stattfand, wurden sehr gute Preise erzielt. Der United Service's College chronicle, 29 Num-

Digitized by Google

mern mit Beiträgen von Kipling, brachten 500 $, Schoolboy lyrics, Lahore 1881 265 $, Echos, Lahore 1884 300 $, Soldiers three, Alahabad 1886 30 $, The Phantom Rickshaw, Alahabad 1888 2250 $, Wee Willie Winkie, Alahabad 1888 100 $, The Smith Administration, Alahabad 1891 650 $, Captain's courageous, London 200 $.

Bei dem Verkauf der Bibliothek von General *Braytone Ives*, welche anfangs April durch die American Art Galleries verkauft wurde, und in welcher sehr viele Bücher aus der Bibliothek von Robert Hoe wieder zur Versteigerung gelangten, wurden durchweg viel niedrigere Preise erzielt als bei dem Verkauf der Hoeschen Bibliothek. Von den Preisen mögen die folgenden erwähnt werden: *Bartsch*, Peintre-graveur 65 $; *E. B. Browning*, Sonets. Reading 1847 250 $; *Carroll*, Alice's Adventures in Wonderland. London 1866 Erstausgabe 60 $; *Colonna Francesco*, Hypnerotomachia Poliphili. Aldus 1499 600 $; *Dadonville*, Noble Blason 400 $; *Des Terriers*, Nouvelles Recréations 350 $; *Charl. Dickens*, American notes. London 1842 405 $; *Fénélon*, Télémaque. 1717 140 $; *Goldsmith*, Vicar of Wakefield. Originalausgabe 1766 400 $; *N. Hawthorne*, Fenshaw. Boston 1828 260 $; *Lafontaine*, Contes et nouvelles. Fermiers généraux edition 260 $; *Stevensons* Pentland-Reisen. Düsseldorf 1866 300 $; *Swinburn*, The Queen Mother Rosamonde. London 1860. Erstausgabe 140 $; *Thackeray*, Vanity fair. Originalausgabe in Lieferungen 990 $; *Teuerdank*. Nürnberg 1517 510 $. *Walton*, Complete Angler. Erstausgabe 2475 $.

Die dritte hiesige Auktionsfirma, die *Merwin Clayton Co.*, hat ihr Geschäft aufgegeben. Dagegen hat sich ein neuer Auktionator aufgemacht, *F. Hartmann*, der sich speziell auf die Versteigerung von Amerikana verlegt hat.

Auf dem Verkauf des Nachlasses von *A. H. Joline* brachte eine Sammlung von Unterschriften der Unabhängigkeitserklärung 9829 $. Die einzelnen anderen Unterschriften von Zeichnern der Unabhängigkeitserklärung brachten auch sehr gute Preise; so zum Beispiel die Unterschrift von Th. Lynch 1350 $, während beim letzten Verkauf eine solche nur 500 $ brachte. Andere brachten von 400 $ an bis 800 $. Bezeichnend ist, daß auf demselben Verkauf ein Brief von *Baron von Steuben* nur 19 $ brachte.

Über das zukünftige Schicksal der Morganschen Büchersammlung ist nichts Genaues zu erfahren. Andere Teile der bedeutenden Kunstsammlungen dieses Magnaten, unter anderem Gemälde und Porzellansammlungen, sind schon von seinem Sohn und Erben veräußert worden und haben sehr gute Preise gebracht. Ob die Bücher dasselbe Schicksal teilen werden, ist noch fraglich. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Sammlung wieder in alle Winde zerstreut würde.

In der Märznummer der „*Branch Library News*", eines voriges Jahr geschaffenen Organs für die Mitarbeiter in den verschiedenen Filialen der New York Public Library, wurde festgestellt, daß letztes Jahr beinahe zehn Millionen Bände von den Zweigbibliotheken ausgeliehen wurden, eine Erhöhung von 14 Prozent gegenüber dem vorhergehenden Jahr. Im Zentralgebäude in der 42. Straße wurden außerdem noch von 711000 Lesern etwas über zwei Millionen Bücher benutzt. Der Gesamtbestand der Bibliothek an Bänden und Broschüren wird im gleichen Bericht mit 2312614 Bänden angegeben. Zur Verwaltung dieses Bestandes hat die Bibliothek 1217 Angestellte.

New York, Ende April 1915. *Ernst Eisele.*

Neue Bücher.

Otto Alscher, Zigeuner. Novellen. Umschlag und Einband von Otto Geigenberger. *Albert Langen, München.* Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Man erwartet von diesem Band nach den Umständen seiner äußeren Erscheinung mehr als er dann bietet. Der Name des Verlags ist mit einigen unserer besten Schriftstellernamen aufs engste verknüpft; die Ausstattung ist mit gutem Geschmack in romanisch-rumänischer Stickerei-Ornamentik gehalten; und wenn man dann noch zwischen den Seiten eine Anzeige der Werke findet, die von Dauthendey im gleichen Verlag erschienen sind, dem größten unter unsern Dichtern, wenn es gilt den Menschen in der Natur als Geschöpf unter andern Geschöpfen zu schildern, so hofft man gerade von Zigeunergeschichten etwas Nicht-Mitteleuropäisch-Zeitgenössisches. Statt eines ganzen Volks, das unter eigenen Gebräuchen und Satzungen, mit manchem sinnvollen Aberglauben und mancher Wissenschaft lebt, die den bürgerlich seßhaften und beschränkteren Staatsvölkern längst verloren gegangen ist; statt des Kampfs, den auch bei diesen wandernden Leuten der Einfluß der neuen nivellierenden Zeit auf die Jungen gegen die Selbständigkeit oder Eigenbrödelei der Alten führt; statt aller Dieberei und sonstigen Handfertigkeit, Arzneikunst und Musik der Zigeuner finden wir fast nur Liebesgeschichten von recht konventioneller Sinnlichkeit. Gleich die erste Skizze von dem Maler und dem Zigeunermädchen als Modell ist ein Beispiel davon. Wo der Gegenstand mehr als diese Tages- oder gar Eisenbahn-Schriftstellerei verlangt, da versagt die Kraft (das Mädchen im Walde). Dagegen ist die kurz und keck hingeworfene Anekdote von dem Zigeunerprimas der Budapester Kapelle, der sich ärgert, daß ihn die Baronin auf dem Rennen nicht kennt und aus Zorn und Trotz in zwei Wagen heimfährt, im ersten er selbst, im zweiten sein Stock und Überzieher, ein sehr gutes Stückchen ihrer Art, einer Art freilich, die man besser zwischen den Karnevalszeichnungen von Reznizek und Thöny, als in einem Band Novellen genießt.

M. B.

Bechtold Brandies, Segeband und die Andern. Roman in zwei Bänden. *Otto Hillmann*, Verlagsbuchhandlung, *Leipzig*. 243 und 244 S. Preis elegant broschiert 8 M., vornehm gebunden 10 M.

Das Sonderbarste an dieser „eigenartigen Schaffung" ist, daß sie wirklich und wahrhaftig wie ein ganz gutes Stück deutscher Schriftstellerei gedruckt und verlegt

Digitized by Google

worden ist. Nachdem sie dieses einmal fertig gebracht hat, ist es nicht weiter wunderbar, daß sie sich gleich und geradezu den Gustav Freytagschen Werken als ebenbürtig an die Seite stellt. Vielleicht tut sie sich mit dieser Anpreisung bei manchen Lesern sogar noch Unrecht; denn der Verfasser des „Ingo und Ingraban" gilt bei unserer Jugend doch eher als das Bild aller gebildeten, fadengeraden und langweiligen Gelehrtendichtung, diese Vorwürfe aber wird dem Verfasser des „Segeband" gewiß auch sein bitterster Feind nicht machen können. Sein vertracktes Deutsch ist wohl auf die Länge ein wenig ermüdend, aber ganz durchlesen wird diese zwei Bände doch wohl niemand, der es nicht aus Rezensenten-Gewissenhaftigkeit tun muß, und wenn dann, wie die Rosine im Kuchen, das Fremdwort oder der Brocken ausländischer Sprache kommt, an dem sich der Verfasser die Zunge aufs grausigste zerbricht, dann kann die Freude über diese Gaben unfreiwilligen Humors über vieles trösten, was dazwischen steht und — Gott verzeihe Brandies die Sünde — wie Raabesche Verschnörkelung tut. Solchen Zierat darf ein Dichter um den Stamm seines Werks schlingen, wenn er im Herzen die große und verschwenderische Liebe (caritas, nicht amor) hat, wie Jean Paul sie hat und Raabe und unter den Musikern Bach und Reger. Die hat aber Bechtold Brandies nicht. Besteht darin die Ebenbürtigkeit mit Gustav Freytag? Wenn ich Geister beschwören könnte, würde ich mir die Meinung dieses alten Herrn über folgendes Stück „Segeband" erbitten: „Nur einmal ließ Segeband sich verleiten, seiner Reserve zu entsagen. Dieses ereignete sich während eines heftigen Gewitters, welches die auf der Pürschjagd Befindlichen veranlaßte, Schutz in einer Krähenhütte zu suchen. Nebeneinander in dem engen Raum liegend, war der Findling durch das wilde Heben und Senken eines an seiner Brust ruhenden Busens verleitet worden, das blühende Weib zu umarmen und ihm den lustgeschaffenen heißatmenden Mund zu küssen. Dann begab er sich hastig ins Freie." (S. 145, erster Band.) Da herum ist überhaupt eine schöne Gegend; der Busen, der in der Höhle so hübsch nebeneinander gelegen hat, heißt nämlich Olga und ist die Pflegetochter eines Barons, sonst aber eine ganz schlechte Person, die aus einem französischen Roman erfahren hat, wie man „Somnambulismus erkünstelt", sich nächtlicherweile im schlafwandelnden Zustand in das Zimmer des Helden verirrt und dort, als er sie unvorsichtigerweise dreimal beim Namen ruft, „um sie ihres abnormen Zustandes zu entledigen", ihre Kerze so wirksam zu Boden fallen läßt, daß Segeband sich wieder beträgt, als sei er in der Höhle und draußen ein Gewitter: nur kann er sich, da es doch sein eigenes Schlafzimmer ist, nachher nicht mit der entsprechenden Hast ins Freie begeben. Olga fesselt ihn an sich; er wird „der Sklave einer seinen Jahren und seinem Habitus angemessenen Leidenschaft"; als er (seinem Habitus als Musiker angemessen) sich auf eine Konzerttournee flüchten will, stiftet sie einen polnischen Förster an, daß er Segebanden züchtigen soll, und da der feige Pole sich nicht offen an den kräftigen Deutschen traut, schießt er ihn von hinten im Wald nieder, um mit Olga

und der Kasse ihres Pflegevaters das Weite zu suchen. Aber da das in der Hälfte des ersten Bandes geschieht, ist „der Gemeuchelte" nicht tot, fängt vielmehr jetzt erst recht mit dem Komponieren an und führt eine große Meersymphonie in Königsberg mit solchem Erfolg auf, daß die Menge am Schluß mit Tuschrufen kein Ende finden kann, „indes über die Köpfe erregter Enthusiasten verspätete Lorbeeren nach dem Dirigentenpult wanderten und dem Adressaten neue Verbeugungen abnötigten" (die fahrplanmäßig eingetroffenen Buketts und Kränze hatten schon nach dem dritten Satz eine Barrikade um den glücklichen Tondichter gebildet. Richard Strauß hat allen Grund, eifersüchtig zu werden). Segebands Fahrt nach Italien (ganz besonders schön S. 51 f.), sein Brautstand und sein Einlaufen in den Ehehafen können leider nicht im einzelnen betrachtet werden, musikalische Menschen werden aber große, herzliche Freude an der Beschreibung der Hochzeit haben, bei welcher „der berühmte Berliner Domchor nicht verabsäumt, dem Mann zu huldigen, von dessen Kompositionen er zwei in sein Repertoir aufgenommen hatte", während das Philharmonische Orchester eine „Haydensche Serenade" zu Gehör bringt und Segebands Pflegevater auf dem Cornet à piston die einzige weltliche Komposition des alten Johann Sebastian Bach spielt. Schließlich sind das doch Nebensachen. Seinen wahren Jakob zeigt Bechtold Brandies, wenn er auf jüdische Geldleute und Universitätsprofessoren zu sprechen kommt. Dann speit er Gift und Galle; der ganze schlammige Haß der finstern Unbildung bricht hervor und man steht in der Tat staunend vor der „eigenartigen Schaffung", denkt aber nicht mehr an Gustav Freytag, sondern an den Rektor Ahlwardt — was immerhin ein Unterschied ist.

M. B.

Max Dauthendey, Geschichten aus den vier Winden. Verlag von *Albert Langen, München.*

Im Gegensatz zu jener beliebten Art von Reiseschriftstellern, die eine fremde Welt nur als den ungewöhnlichen (und darum beim Publikum gern gesehenen) Hintergrund für ihre alltäglichen Liebesgeschichten gebrauchen, besitzt Dauthendey die Kunst, uns ganz in die *Stimmung* eines Landes zu bannen. Dies zeigten bereits früher seine asiatischen und besonders die japanischen Novellen, und auch in der neuen Sammlung „Geschichten aus den vier Winden" finden sich ein paar Stücke, die in diesen Kreis des vielseitigen Dichters gehören. Etwa die „Himalayafinsternis", in der der Aberglaube eines tibetanischen Weibes ganz in den Dunst der Atmosphäre eingetaucht ist, die ihn geboren hat und erhält. Daneben aber enthält der Band ein paar kleinere Novellen, die mir deshalb höher stehen, weil sie, allen exotischen Gewandes entkleidet, aus dem Alltag, in dem sie wurzeln, zum Gipfel aller Kunst, zum Symbol, streben: „Zwei Reiter am Meer", die Geschichte einer Mutter, der aus den Kompositionen ihres toten Sohnes das Kind wiederkehrt; und „Nächtliche Schaufenster", das schmerzliche Erlebnis von den gefangenen Vögeln und

Digitized by Google

den gefangenen Frauen, die singend ihr Leid vergessen. Dieser Zartheit entführt, der Titel sagt's, ein herberer Wind zu dem phantastisch-realistischen Märchen „Häcksel und die Bergwerkflöhe". Fischarts liebe Tierchen (die ja aller „Hatz" zum Trotz heute sogar einen Krieg im Krieg fordern!) springen hier, aber nicht von bösen Marktweibern und Pfaffen verfolgt, sondern von den Bergleuten gehegt und gepflegt, besonders von Häcksel, dem schwindsüchtigen Reittier der Flöhin Zinnober, welches ausersehen ist, dem degenerierten Geschlecht der Bergwerkflöhe aus den vornehmen Kreisen Münchner Stadtzucht neues Blut zuzuführen und dabei im Fasching tolle Abenteuer erlebt. Nicht immer ist es, für mein Gefühl, Dauthendey geglückt, den Schritt von dem schmalen Weg, der hier zu gehen war, in das platte Land der Geschmacklosigkeit zu vermeiden; aber Kühnheit und Witz helfen stets zurück. Der tragische Unterton, den man in dieser Geschichte spürt, klingt auch durch die komische Novelle von der „Kurzsichtigen und dem Kometen", deren Pointe freilich die Möglichkeiten, welche die Situation bot, nicht erschöpft. — Die Mannigfaltigkeit der Novellen würde, wollte man sie hier alle betrachten, wie ein Wirbelwind nur verwirren. Darum sei das reiche, hübsch ausgestattete und gedruckte Buch mit diesen wenigen Worten empfohlen. F. M.

Wilhelm Fischer in Graz, Die Fahrt der Liebesgöttin. Roman aus dem steirischen Weinlande. *München und Leipzig* bei *Georg Müller*, 1914. 327 Seiten. Gebunden 5,50 M.

Wenn von 50 Romankapiteln auf 327 Seiten durchschnittlich 12 mit fröhlichen Zechereien angefüllt sind, so muß man wohl sagen: Ei, das ist ein weinseliges Buch und so recht etwas für deine rheinweinliebende Genießerseele. Aber o weh! Wenn du an diesen rund 12 Kapiteln Zechereien teilnehmen willst, mußt du deinen Tribut entrichten, und dieser Tribut besteht darin, daß sich in die Düfte des Weins derartig tiefsinnige, feinziselierte und unergründliche Trinksprüche mischen, daß dir bald genug der Kopf raucht, nicht vom Steirerwein, wohl aber von der fast dämonischen Gescheitheit ganz einfacher Winzer, Landbewohner, Weingutsbesitzer und Frauen. Ich hätte bis dahin nie geglaubt, daß es so wirklich geradezu erschreckend kluge und redegewandte Winzer geben könne, wie zum Beispiel dieser Ivert im Roman von Wilhelm Fischer einen vorstellt; ich hätte auch nie geglaubt, daß im wundergesegneten steirischen Weinlande die Menschen derartig geschraubt und gedrechselt aufeinander losschwätzen, daß sie alle insgesamt auf tönernen Beinen herumstakeln und, abgesehen von ihrer rührseligen und verschwommenen Liebe zur Heimat, will sagen zum Wein, doch eigentlich nur hohle Röhren sind, aus denen ein mächtiger Phrasenschwall wehet, — alles nach der Beschreibung des Schriftstellers Wilhelm Fischer in Graz. Offen gestanden: Ein größerer Trauerkloß als dieser Herr Artener, ein seichterer und lächerlicherer Schwätzer als dieser famose Sucher nach der großen Römerstraße, „Herr Schöff", ein faderer Backfisch als diese Edmi, die immer von sich behauptet „Ich bin so wenig" (womit sie ja sehr recht hat), eine unmöglichere Magd als diese Zilla, — überhaupt, hilflosere und totere Gestalten sind mir noch in keinem Roman begegnet. Das liebe steirische Weinland braucht sich jedenfalls bei diesem Grazer Schriftsteller, der närrische Begriffe von Welt und Dasein zu haben scheint, nicht zu bedanken; er hat alles getan, seine Landsleute durch unfreiwilligen Humor lächerlich zu machen. *Arthur Babillotte.*

Johannes Guthmann, Die Pfeile Amors und andere Novellen. *Erich Reiß Verlag, Berlin.* 319 Seiten.

Das sind Liebesgeschichten; der Titel weht als richtige Flagge über ihnen, und wer sie liest, darf sich nicht beklagen, daß er hier, etwa wie in einer Heyseschen Novelle, nur von den mehr oder weniger kecken, nie sehr tragischen, nie den guten Ton verletzenden, oftmals auch ganz beweglich rührenden Liebesunterhaltungen gebildeter Menschen zu hören bekommt und nichts oder wenig von Natur und Schicksalsgewalt, von Zeit und Ewigkeit. An Heyse erinnert auch die gute Form der Erzählungen; wer sie zu rasch hintereinander liest, der wird fast der immer gleich guten „Gesellschaft", in der er sich befindet, ein wenig müde und möchte dazwischen einmal in Auerbachs Keller oder in eine Fontanesche Berliner Stube fahren. Aber wenn man die kleinen Sachen einzeln nimmt, so sind sie für eine müßige halbe Stunde, wenn man keine Sorgen hat, wirklich sehr hübsch zu lesen. Wenn ich einen Vergleich mit der bildenden Kunst ziehen sollte, würde ich etwa an Helleu denken und damit sagen wollen, daß die Sachen viel, viel besser sind als Gibson. Manches ist mit solcher Sicherheit hingesetzt, daß man doch den Gegenstand für diese Kunstfertigkeit anders wünschen möchte — so in der „großen Liebe" mit ihrem Schluß, der eine merkwürdige Grazie des Grauens an sich hat, oder im „Don Giovannino", diesem lustigen kleinen Stück Erziehung zur Liebe. Am wenigsten scheint mir die erste längere Erzählung geglückt. Daß sie, die Geschichte der Krankenschwester, die der Braut ihres eigenen früheren Verlobten durch hingebende Pflege das Leben rettet, in der Überschrift „eine Legende aus unserer Zeit" genannt wird, ist eigentlich das einzige in dem Band, was nicht ganz geschmackvoll ist. M. B.

Wilhelm Heinse, Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Verlegt bei *Wilhelm Borngräber, Berlin und Leipzig.* 422 S. Broschiert 4 M.; gebunden 5 M.

Es ist heutzutage — abgesehen von den atemspannenden und die Hauptkräfte des Menschen fordernden Weltereignissen — rein vom künstlerischen Standpunkt aus nicht mehr ganz leicht, einen durchaus ebenen und nicht mit Hindernissen belegten Weg zu dem „Ardinghello" zu finden. Im Laufe des Jahrhunderts, das zwischen der Entstehung dieses Buches und unserer Zeit vorübergedonnert ist, hat sich doch manche Kunde,

Digitized by Google

Wissenschaft und Schönheit aus der italienischen Kunst plastisch genug in unsere Bewußtheit gestellt, daß darüber der „Ardinghello" mit seinem, letzten Endes nie ganz von trotzerischer Geziertheit freien Kraft- und Sturmwesen in den Hintergrund geriet. Sieht man aber von der Tatsache ab, die empfindliche Geister bald genug aufgespürt haben: daß nämlich im „Ardinghello" nicht sowohl ein Wiederaufleben der Renaissanceschönheit und -vollmenschlichkeit zum Ausbruch kam, sondern daß dieses Schwelgen in satten, saftigen Bildern, in der hüllenlosen Pracht menschlichen Fleisches viel eher (in der Art, wie Wilhelm Heinse es gestaltet) eine bedenkliche Vorahnung Schlegelschen Gefühls- und Stimmungslebens („Lucinde") und damit etwas (Romantisch-)Krankhaftes bedeutete, — sieht man von dieser Tatsache ab, so darf man für die Bibliotheken der Bücherfreunde mit Anerkennung eine Ausgabe begrüßen, die in jeder Hinsicht als eine Bereicherung der schon vorhandenen Bestände angesprochen werden kann. Der Verlag Wilhelm Borngräber, der dem Bibliophilen schon mancherlei vermittelte, hat auf rauhem Papier mit blättrigem Goldschnitt einen äußerst scharfen und in seiner Anordnung wohl in die Art der zweiten Originalausgabe des Romans von 1794, nach der diese Ausgabe von Dr. Raimund Steinert besorgt wurde, sich fügenden Druck herausgebracht. Das Nachwort Dr. Steinerts gibt eine gute Einführung in die hauptsächlichste Wesensart Heinses und in die Entstehung und Aufnahme des „Ardinghello". Wenig erfreulich muten allerdings die mancherlei nachlässigerweise stehengebliebenen, meist *äußerst* störenden Druckfehler an, und ein Lächeln läßt sich in der Tat nicht unterdrücken, wenn man in dem Nachwort liest: „Heinse selbst mußte gestehen, daß sein Werk bei Hellwig in Lemgo in schlimme Hände geraten sei und von Druckfehlern strotze" und man in diesem selben Satze statt „geraten" — „graten" gedruckt sieht. Heinse hätte auch heute noch zu einem ähnlichen Geständnis Veranlassung. Zum Schluß noch für Verehrer Heinses: Professor Carl Schüddekopf hat die jetzt fast vollständig vorliegende Ausgabe seiner sämtlichen Werke besorgt. (Insel-Verlag 1903 bis 1910.)

Arthur Babillotte.

Das Jahrbuch der Zeitschrift „Das neue Pathos" im Kriegsjahr 1914—15 erschien im *Verlage E. W. Tieffenbach, Berlin-Steglitz.* Dies überaus schön und klar in einer alten Schwabacher des XVII. Jahrhunderts auf starkes Bütten gedruckte Heft ist eine vorläufige Vertröstung auf die späteren Hefte der Zeitschrift, deren Erscheinen für einige Monate unterbrochen ist, nachdem für diesen zweiten Jahrgang die Auflage von 100 Exemplaren auf 250 erhöht worden war. „Das Neue Pathos", das monumentalste und dokumentarischeste Dokument für alle jetzigen Liebhaber und zukünftigen Betrachter der jüngsten Dichtkunst (und Graphik) hätte zeigen können, daß die elementare Wirrnis und explosive Zerschmetterungskraft des Krieges schon vor dem Kriege in dieser Dichtung vorhanden war. Dieser Erweis hätte sich in dem Jahrbuch knapp und deutlich erbringen lassen, aber, wiewohl jeder Beitrag des Heftes irgendwie mit dem Krieg im Zusammenhang steht — der verdienstliche Herausgeber *Paul Zech* hat doch darauf verzichtet, uns die jüngste Generation als gesammelte Gruppe vorzuführen, denn diese Jüngsten sind nur in kleiner Zahl, nicht gleichwertig und repräsentativ genug, vorhanden. So ist also dies Jahrbuch mehr ein Erbauungsbuch für zukunftsehnende Menschen. Den Beginn macht ein Stück aus dem 41. Psalm, das wie ein Gebet aus unseren Tagen anmutet, dann findet sich Nietzsches jetzt populär gewordenes Zarathustrafragment „Vom Krieg und vom Kriegsvolke"; aus der vorigen Generation sind Prosa- und Versbeiträge vorhanden von Rilke, Dauthendey, Mombert; die frühverstorbenen Jungen hinterlassen mit Calés zartem „Heut nacht" und Heyms mächtigem „Krieg" ihre Spur. Von den Lebenden der jüngsten Generation aber rufen ihre Qualen, Klagen, Hoffnungen und Sehnsüchte heraus Ehrenbaum-Degele in drei Kriegs-Sonetten, Werfel in einem älteren Gedicht, Hasenclever, R. R. Schmidt, O. Schneider in einigen neuen Stücken. Maria Benemann ist mit dem Gedicht „Es kam der Tag" als ungewöhnliches Talent erwiesen, und der Herausgeber Zech selbst spricht ein flammendes Requiem in hallenden Terzinen. Niemand aber in diesem bibliophilisch wie literarisch gleich beträchtlichen Jahrbuch bedichtet beschreibend oder hurrarufend den Krieg, sondern alle künden in Leid und Aufschäumen künftige Erlösung.

P—s.

Hermann Jaques, Paris: Eine Erinnerung und eine Hoffnung. *München,* 1914, *Goltzverlag.*

Auf großem Format, einseitig bedruckt, stehen dreiunddreißig Strophen, die während des Krieges ein Deutscher an Paris dichtet, sich erinnernd des Jugendtraums, des bunten Lebens, der zarten Schönheit dieser Stadt, erkennend, daß sie verblendet, vom alten Gloire-Ruf angespornt, irre Wege geht, und hoffend, daß sie endlich ein Wort der Erlösung spreche, ein Wort der Reue, der Treue, der Freundschaft für Deutschland. Es sind ehrliche, einfache Verse, ohne Prunk und Fanfaren, ohne patriotisches Geschrei oder Haßgesang, sondern Verse der Wehmut, der Dankbarkeit, der Sehnsucht auf eine Zeit der Liebe. Der dichterische Wert des Buches ist nicht groß, keine dieser Strophen kann einzeln leben; aber die Folge dieser Anrufe an Paris sollte für Frankreich und Deutschland ein Dokument der Erinnerung für spätere, glücklichere Zeit bleiben, unter Lärm, Haß und Fanatismus ein Zeichen besonnener Sehnsucht, die sich statt politischer Broschüre, kulturhistorischer Betrachtung die Form bescheidener Verse wählte.

P—s.

Frances Külpe, Ring. Roman. *München und Leipzig* bei *Georg Müller.* 1914. 343 S.

Die Pfarrersfrau Frances Külpe hat sich in der Literatur einen guten Namen gemacht durch ihre sehr sorgfältigen und künstlerisch abgerundeten Romane aus den baltischen Provinzen. Sie fügt ihrem Schaffen jetzt eine Arbeit an, die wohl als vorläufiger Höhepunkt in

Digitized by Google

ihrer Entwicklung betrachtet werden kann. Hier ist alles strengste Geschlossenheit, herbste Beschränkung auf das Allernotwendigste bei durchgreifender und nie lässig werdender Wahrung des epischen Stils. Hier sind Gegensätze einander gegenübergestellt, die Schwachen verzehren sich restlos an den Starken, es gehen Schicksale durch das Buch, die nahe an das Tragische streifen, — all dies aber ist mit einer wahrhaft vornehmen Gelassenheit gemeistert und in Form gehalten. Man mag über die Möglichkeiten eines künftigen epischen Stils, einer neuen Romanform anders denken als Frances Külpe, ohne Eindämmung ist ihre Kraft anzuerkennen, mit der sie die hochstrebende Fülle ihrer Ideen- und Gedankenwelt in die gegebene Form des strengen Romans ausgoß. — Der Roman spielt an Tauriens Südküste; die ihn beherrschende Gestalt ist Heinz Stürmer, ein durch die tiefsinnigen Offenbarungen des Lebens und einer unendlich zarten und vollen Frauenliebe zu einer stillen, äußerlich fast schüchtern erscheinenden, innerlich aber überaus starken und lächelnd triumphierenden Lebensweisheit durchgedrungener Mann. Er ist der Erlöser aller, die sich in Schmerzen und Ängsten zu ihm wenden. „Alle Tätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt" (Novalis). Ungemein fein und liebevoll ist die allmähliche Bekehrung seiner schönen und „herzlosen" Tochter durch das Beispiel seines stillen und reinen Lebens zu einem wahrhaften und wertvollen Menschen. Neben den seelischen Mannigfaltigkeiten, oft und gern von mystischen Flügen durchquert, interessiert besonders das kraftvoll angefaßte Problem der Judenfrage in Rußland. Es finden sich düstere und ungemein lebendig wirkende Szenen wilder Volksroheit, denen in der rührenden und bei aller Mimosenhaftigkeit so aufrechten und entschlossenen Gestalt des schönen und sehnsüchtigen Judenmädchens Jessicha Leib mancherlei Lieblichkeiten entgegenstehen. *Arthur Babillotte.*

Eugen Loewenstein, Nervöse Leute. Gedanken eines Laien. Leipzig 1914. *Kurt Wolff Verlag.*

Gedanken eines Laien und ein Buch für jeden Laien, der über sich und die Mitmenschen ernsthaft nachdenkt. Wer leidet nicht unter nervösen Leuten oder an Nervosität? Hier hat ein Mann eine Fülle von Beobachtungen, Erfahrungen und Überlegungen ausgeschüttet, wie sie eigentlich jeder machen könnte, wenn er die Augen richtig auftäte. Hat man dies Buch in der Hand, so sprühen hier und dort Lichter auf, die manches Rätselhafte blitzhell erleuchten. Der Versuch der Analyse nervöser Erscheinungen, wie sie Alltag und Leben, Arbeit und Geselligkeit jedem entgegentragen, führt zum Urquell allen nervösen Gebarens, dem Gefühl der Minderwertigkeit und dem daraus sich ergebenden Bestreben der Sicherung. Daß auch Erscheinungen wie etwa ein Don Juan hierher gehören, mag zunächst verblüffen. Aber immer wird man bei näherem Zusehen die Konstruktionen des Verfassers nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich finden. Das Gebiet, über das er sich verbreitet, ist unendlich, ist der gesamte Lebenskreis des heutigen (um nicht „modernen" zu sagen) Menschen und der ihm offenstehenden Literatur. Daß ein paar Worte über Hamlet fallen, liegt nahe. Bemerkungen über die Sprache des Nervösen verdienten, wie noch vieles andere, das angeschlagen wird, eine eingehendere Untersuchung und Weiterführung. Den Bibliophilen mag der Abschnitt vom Alleinbesitzen zum Insichgehen bringen, daß er an seine Brust schlage, wenn seine Freude am Besitze dann besonders groß ist, wenn der geliebte Druck nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist. (Die mehr als wenigen sind nach dem Rezept von Meyer-Stallupönen zu vernichten!) Das Minderwertigkeitsgefühl bei ganzen Völkern gibt Anlaß zu Streifblicken auf manche Juden. Immer ist der Verfasser interessant und lichtvoll, und wenn man ihm nicht beistimmen kann, ist er doch anregend. Er glaubt an Heilung der Nervosität durch Analyse und Selbsterkenntnis, er sieht sogar neben der Heilung noch einen überragenden Gewinn, den Humor, entstehen. Wir wollen es hoffen und wünschen, daß er recht hat. Aber der Weisheit letzter Schluß ist doch wohl noch nicht gefunden. Der Arzt weiß, sagt der Verfasser, daß, wenn der Nervöse sagt: „ich kann nicht", dies immer soviel heißt wie: „ich will nicht". Wenn der Nervöse wollte, so könnte er auch. „Nicht können" heißt beim Nervösen immer „nicht wollen". Das ist nicht richtig. Der junge Goethe hat das schon mit seherischer Weisheit erkannt: „Der elendeste Zustand ist: nicht wollen können." H. M.

Theo Malade, Die Geschichte vom lütten Schnieder. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1914. 213 Seiten. Preis 3 M.

Diese Erzählung ist in ihrer anspruchslosen, gesunden Art sehr erfreulich und man möchte wünschen, daß sie auch recht viel ins Feld geschickt werde. Es ist eine Soldatengeschichte und eine Dorfgeschichte zugleich. Der kleine Schneider ist der älteste Junge von Meister Zippig in Poggendorf, der nicht nur mit der Nadel, sondern auch mit der Flöte ein wackerer Handwerksmann vor dem Herrn ist und mit seiner tapfern kleinen Frau und der alten bettlägerigen Mutter eine tüchtige Kinderschar aufzieht, sechs Jungen, das siebente, bei dem der Kaiser eigentlich Pate hätte werden sollen, ein Mädchen. Der Stolz der Familie und die Verwunderung der Dorffreundschaft bleibt aber der Älteste, obgleich sein Schicksal auch ganz einfach und gradaus geht. Er ist ein tüchtiger ehrenfester Kerl, wie sie den Kern unserer Nähr- und Wehrmacht bilden und in der vordersten Reihe fallen — dieser kleine Schneider in Südwest, wo es ihn hingezogen hat, obgleich er im Frieden der Heimat als ein gemachter Mann saß und sein Mädchen heimzuführen dachte. Die letzten Seiten des Buchs, die das Ankommen der Todesnachricht bei den Eltern und der Großmutter erzählen, gehören zum Besten, was es in dieser Art gibt. Ich weiß auch keine gleich lebendige, einfache, gar nicht schöngefärbte und doch von wirklicher Freude an allem Guten des Militärdienstes durchzogene Schilderung der drei Jahre bunten Rocks, wie die Seiten dieses Buchs, auf denen von der Dienstzeit des kleinen Schneiders

Digitized by Google

bei den Stralsunder Musketieren berichtet wird. Auch die zwei Liebesgeschichten, die der Held durchmacht, die halbwüchsige mit Iding Damerow im Heimatdorf und die soldatische mit Mieken Loocks auf dem Dünholm, sind frisch und fein, doch ohne Ziererei geschildert. Nur eins scheint mir mißglückt: das kurze Zwischenspiel in der Großstadt, wo der Schneider sich der Gewerkschaft erst anschließt, dann aber in schweren Kampf mit ihr kommt, weil der Durchschnittsarbeiter ihn zwingen will, seine tüchtigere Einzelleistung zurückzuschrauben. Man kann nicht eigentlich sagen, daß sich hier wieder das Wort vom garstigen politischen Lied bewähre; der Verfasser hat einfach nicht das gleich gute Verhältnis zum Großstadtleben wie zum Land und seinen Leuten oder zum Handwerker und Kleinbürger der Provinz und so wirken diese Berliner Stellen papieren. Aber das gilt nur von dem kurzen Zwischenspiel, im übrigen möchte ich das Buch mit einem herzlichen Lob allen unverdorbenen Lesern empfehlen. M. B.

Karin Michaelis Stangeland, Weiter leben! Kriegsschicksale. *Albert Langen Verlag, München.*

Karin Michaelis hat die Fähigkeit, jeweils den Lesern zu geben, was sie wollen und wie sie es wollen. Den Lesern: damit sind nicht jene rohesten Leser altmodisch-süßlicher Liebesgeschichten mit Hindernissen oder robustester Erregungsvorgänge gemeint, sondern gebildete, aufgeklärte, fortschrittliche Leser, die zukunftsträchtige Probleme, psychologische Analysen, praktische Lösungen aus Wirrnissen ersehnen. Und so hat Karin Michaelis sicherlich manchen zum Denken über sonst Weggeschwiegenes, zu ethischem Besinnen, zu Verständnis und Milde angeregt, — eherne Kunstwerke, Bücher dauernder, tiefster oder zarter Wirkung blieben ihr versagt. Und so schrieb sie jetzt rasch in wenig Wochen einen Band Kriegsgeschichten — nicht Kriegsgeschichten von der Front, die betriebsame Soldschreiber nach den Berichten der Kriegsschriftsteller und an der Hand militärischer Lehrbücher verfertigen, nicht auch jene rührsamen kleinen Skizzen, die falschgefühlsduselig allerlei Episoden aus der Heimat von Abschied, Verzweiflung und Wiederkehr erlügen, sondern sie erzählt von Kriegern und Heimgebliebenen einfache Geschichten, die versuchen auf Grund psychologischer Zerlegungen menschliche Wandlungen zu erweisen. Niemals wird die neutrale Nordländerin parteiisch, chauvinistisch, proklamatorisch; man fühlt (was sie allerdings nie ausspricht): sie mißbilligt den Krieg, aber — denn er ist da — sie zeigt, wie auch durch das Furchtbare, und grade durch das Furchtbare, Menschen besser, edler, menschlicher werden können. Und weil sie besser werden, darum können sie weiterleben. Alle Menschen dieser Novellen wollen nun nur Liebe geben, nur Liebe empfangen, — glücklich und beglückend leben sie weiter über den Krieg hinaus. Das eine Motiv erklingt immer wieder: Der Krieg als Erwecker des Guten im Menschen. Die strenge, starre Mutter bittet im letzten Brief den einzigen Sohn zum erstenmal um Liebe; in der Egoistin, die den schönen

Mann vergötterte, den sie lieber verlieren als verstümmelt sehen wollte, bricht die tiefere Liebe zu dem beinlosen Krüppel durch; der Ästhet, Krieg und Volkslärm hassend, dichtet, von der Macht der Erscheinung bezwungen, das Volkslied; oder er lernt die Seele der bescheidenen, doch ersehnten Frau in der Schlichtheit des Krankenpflegertums lieben; stolze, glückliche Eltern verzeihen der Tochter die Sünde, da sie eigene Schuld erkennen oder rufen die treue Geliebte des gefallenen Sohnes in ihr Haus. Am schönsten scheint mir die erste und letzte Geschichte: von der Amme, die dem vor Entsetzen unstillbar schreienden Offizier das süße Märchen vom mitleidigen Mädchen erzählt, und von der Waschfrau, die fünf Söhne verliert und glücklich im Kessel mit der Stange weiter rührt, eine Heilige am Hochaltar, neben der im Glanz die fünf Kinder knien. All diese Geschichten sind bescheiden und ohne jegliches Streben nach Sensation erzählt, sie wirken stark aufs Gefühl, sind deshalb manchmal ein wenig kitschhaft, können manchen trösten und gewinnen sehr, wenn man sie mit andern literarischen Erzeugnissen des Kriegs vergleicht. P—s.

Georg Trakl, Sebastian im Traum. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig,* 1915.

Ein Träumer im Abend, „Sebastian im Traum", schrieb diese Gedichte, ein junger Mensch aus Österreich, der vor dem Ausbruch aller Schrecklichkeit noch einmal mit niegehörter Inbrunst die Süße des Daseins sang. Und in ihm war die Trauer, die in aller Süße strahlt, so daß milde, melancholische Gesänge, ein „Siebengesang des Todes", seinem Herzen entströmten. Frühen Tod ahnend, durchwandelt er den „Herbst des Einsamen" und ließ schon den Gesang des Abgeschiedenen erschallen, während er „Traum und Umnachtung" um sich fühlte. Mit ein paar hundert Wörtern wie Mond und Holunder, blau und Stirn, Abend und Antlitz fügt er unendliche süße Kadenzen, formt eine Musik der Sprache, die bislang nur aus Tönen quoll. Hier zieht Hölderlin wieder durch die Welt und ist mit härterer Zeit sanfter und trauriger geworden. Überall löst sich der Schmerz in Milde und klagenden Untergang. Alles Leid, alle Wesen und Erscheinungen, Frühling und Hölle, schmelzen zu einer Harmonie, die fern ist von Bitternis und Schmerzgeschrei. Diese beseligten Rhythmen holder, schwebender Trauer ertönen zum erstenmal in der jüngsten Lyrik unserer Tage. Und schon verklingen sie wieder, denn der Todahnende sang prophetisch seinen eigenen Todesgesang. Als er in das Grauen dieses Krieges gerissen wurde, ertrug er nicht den zerreißenden Lärm und den blutigen Tod; er löste seine Adern und ließ sein trauerndes Blut verströmen in die geliebte hyazinthene Nacht.

Kurt Pinthus.

Robert Walser, Kleine Dichtungen. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig,* 1914.

Schon deshalb müßte man diese kleinen Dichtungen Walsers (deren er schon mehrere Bände veröffentlichte) nicht nur lieben, sondern auch als um so wertvoller erachten, weil die deutsche Literatur arm ist an so leich-

Digitized by Google

ten, zierlichen, anmutigen Gebilden. Hier ist alle Schwere, alle Tragik, alles Problematische abgefallen aus dem Leben; Verkommenheit und Überschwang, Armut und Schwelgerei verschweben zu einer süßen Harmonie, in der weder Häßlichkeit noch Fanfaren ertönen. Die Welt wird zum Idyll, das Leben zu einem zart-genußreichen, empfindsamen Spaziergang. Eine Wirklichkeit über der erdschweren Realität ist entstanden, in der nicht ohne tiefere Bedeutung die Worte reizend, graziös, lieb und entzückend als häufigste Epitheta vorkommen. Den Begriff Schuld kennt man nicht in dieser Walser-Welt, selbst das Elend löst sich zur Anmut, und der schäbige und geschundene Mensch genießt hingegeben die karge Feierstunde beseligt in Natur, Erinnerung oder Grübelei,

So ist diese Walser-Welt. Und der Dichter erzählt uns in kleinen luftigen, zierlich und sorgfältig hingetuschten Skizzen von den vielen Menschen, Landschaften und Abenteuern seiner reizenden Welt. Wir aber lesen diese Stückchen, Briefchen, Lebensläufe, Begegnungen, Träumereien, Reminiszenzen, Naturstudien mit einer Anteilnahme, die eine melancholische Sehnsucht in sich birgt. Denn vielleicht hat so einst Gott die Welt geträumt. Sicherlich aber wünschen wir nach Erregung, Lärm und Plage oft am Abend uns so die Welt... bevölkert mit lauter lieben, guten Menschen, erfüllt mit Zufriedenheit und Bescheidenheit, durchströmt von anmutigem Genuß und freundlicher Ironie, eine Welt, in der man nie verzweifelt, sondern höchstens staunt, in der das Leid sich löst in Betrachtung und schwebendes Vergnügen.

Die erste Auflage dieses Werkchens ist für den Bibliophilen sehr begehrenswert; sie wurde für den Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter gedruckt und in einen schönen Einband des vom Dichter Robert so verehrten Maler-Bruders Karl gebunden. Dieser Einband zeigt in Golddruck dies idyllische goldumränderte Bildchen: auf einer Hügelbank träumt unter einem Baume ein Jüngling, die Arme verschränkt hinter dem Kopf, ins Weite zum Himmel hinauf.

K. P.

Kriegsfahrten eines Johanniters mit friedlichen Zwischenspielen von *Fedor von Zobeltitz*. 1915. *Ullstein & Co., Berlin-Wien.*

Daß dieser Krieg in allem eine Erprobung der Nervenkraft sei, gilt auch für die Erzeugnisse seiner Literatur. Wer sich aus Berufsgründen mit ihr zu beschäftigen hat, weiß es. Und nicht allein die Bewältigung der Bilder und Schriften aus den Deutschland feindlichen und auch aus anderen, ihm angeblich freundlicher gesinnten Ländern verlangt eine derartige Kraftprobe, vieles, sehr vieles, was in Deutschland selbst entstanden ist, ist jedenfalls besser gemeint als geraten. Wenn es „freiwillige" Kriegsliteratursammler gibt, dann sind sie als Leser sehr starke Naturen, als Sammler Leute, die alles aushalten können, um vollständig zu werden. —

Das angezeigte Büchlein, dessen billiger Preis, eine Mark, ihm eine große Verbreitung gewinnen wird, ist schon durch seinen Verfassernamen genügend empfohlen und auch diejenigen, die ihre Kriegslektüre aus Vorbedacht auf die amtlichen Berichte unserer Heeresleitung beschränken, können mit ihm eine Ausnahme machen. Ein ebenso gewandter Beobachter wie Darsteller hat Fedor von Zobeltitz im Dienste des Johanniterordens die östlichen und westlichen Grenzgebiete des Krieges zu wiederholten Malen bereist und darüber in einer Anzahl von Aufsätzen, die hier zum Teil gesammelt sind, berichtet. Die feine und kluge Art, mit der er die Dinge und Menschen beurteilt, die bei aller weltmännischen Weise ihrer Anwendung sehr gründlichen geschichtlichen und anderen Kenntnisse, die ihn dabei unterstützen, geben seinen leichten Plaudereien einen größeren als den Tageswert. Der geschickte und verständige Leser wird manche der Andeutungen und Ausführungen der kleinen Gelegenheitsschrift sich mit Beifall und Nutzen zu eigen machen und oft auf wenigen ihrer Seiten mehr finden als in das Thema „erschöpfenden", akademisch-aktuellen dickleibigen Programmstudien. Die Bibliophilen werden mit besonderem Vergnügen die kleine Erzählung „Der Elzevier" lesen, die Geschichte eines merkwürdigen Bücherfundes — und seines Verlustes.

G. A. E. B.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXII. Wer wäre so würdig, vor dem Bataillon der Bibliomanen als sein Führer herzuziehen wie jener Don Quixote, der alle Narrheiten oder alle Weisheiten seines Lebens aus den alten Ritterbüchern wußte, in denen er sich um seinen Verstand gelesen hatte? Im stolzesten spanischen Tritt humpelt unter ihm seine Rosinante, wenn jenes Fahnenrauschen sie umweht, das das Rauschen unzähliger, umgeschlagener Buchblätter ist. Und in Trachten aller Völker und Zeiten, mit unter schwerer Bücherlast gebeugten Köpfen folgen die Büchernarren ihrer Fahne. Der Maler, der diesen Fries für den Prachtsaal einer großen Büchersammlung zu entwerfen hätte, wir wollen annehmen als Gegenstück eines Zuges der Bibliosophia, auf dem die antiken Musen und die christlichen Tugenden einen anderen Reigen führen, würde kaum noch über das Thema seines Auftrags, das Wort Bibliomania, grübeln. Aber so gern und viel es auch jetzt gebraucht wird, um nach allerlei Auffassungen für die Beschäftigungen mit den Büchern ein kurzes Schlagwort bereit zu haben, es ist weder altbegründet noch eindeutig, vielmehr eine Wortschöpfung, die von Anfang an mit ihrem internationalen Klang nur scheinbar in den verschiedenen Sprachen den gleichen Ton angab.

Bei Gelegenheit der Vente Libri veröffentlichte Edouard Laboulaye in der „Revue des deux Mondes" vom 1. September 1859 ein Essai über die „Manie des livres". Die Überschrift vermeidet die Bezeichnung der Bibliomanie, da die Anwendung dieses Wortes auf die Büchersucht und Sammelwut, in einen Gegensatz zur Bibliophilie gebracht, bereits zu nichtssagend geworden

Digitized by Google

war. In Frankreich hat sie aus einer Buchtitelmode Bollioud-Mermet anscheinend zuerst für seine Polemik gegen die Ausbreitung der Bibliophilie, die er als Bücherluxus angriff, gebraucht. („De la bibliomanie". La Haye, Paris: 1761. 8°. 111 Seiten, vermutlich im Verlage von de la Roche, Lyon und von Lambert, Paris, erschienen. Zweite, mit einem „Essai sur la lecture" vermehrte Auflage, Lyon, Duplain: 1765. 8°. Neudruck, herausgegeben von Paul Chéron, Paris, Jouaust: 1865. 12°. 72 Seiten.) Dann nannte Pons de Verdun so einen Abschnitt seines Büchleins „Loisirs ou Contes et Poésies diverses". Paris: 1807, in dem zum ersten Male das hübsche Epigramm auf den Druckfehlerenthusiasmus veröffentlicht wurde, das seitdem oft zitiert wird:

C'est elle ... Dieu, que suis aise!
Oui ... c'est la bonne édition!
Voilà bien, page neuf et treize [seize],
Les deux fautes d'impression
Qui ne sont point dans la mauvaise.

Charles Nodier hat eine Erzählung „Le Bibliomane" geschrieben, die Goethe beurteilt hat. („Le Livre des Cent-et-un". Tome I. Paris, Ladvocat: 1831. Aufgenommen in Nodiers „Contes de la veillée, nouvelle édition". Paris, Charpentier: 1853. 12°. Neudruck Paris, Conquet: 1894 und im „Jahrbuch für Bücherkunde und Liebhaberei" IV. Nikolassee, Harrwitz: 1912.) Den Beigeschmack einer abwegigen Ausartung der edlen Liebe zu den Büchern hat die Anwendung des Wortes, obgleich in verschiedener Auslegung, dann weiterhin in der französischen Literatur beibehalten, zum Beispiel in Flauberts Jugendnovelle, die den Fall des spanischen Mörders Don Vincente behandelt, bei F. Fertiault, „Les Amoureux du Livre". Paris, Claudin: 1877 (Seite 125—159 „Fantaisies d'un Bibliomane".); Octave Uzanne, „Caprices d'un Bibliophile". Paris, Rouveyre: 1878 (Seite 127—146 „Le Cabinet d'un Érotobibliomane"): Henri Rochefort, „Petits mystères de l'Hôtel des Ventes". Paris: 1883 (ein Kapitel „Le Bibliomane"), P[aul] L[acroix] Jacob, bibliophile, „Les Amateurs de vieux livres". Paris, Rouveyre: 1880. (Seite 43—49, Les Bibliomanes); G. Geffroy, „Les Maladies littéraires" (in „Le Figaro, Supplément littéraire" vom 21. April 1888, Seite 62).

F. Maillard, „Les Passionnés du Livre". Paris, Rondeau: 1896 macht zwischen Bibliophilie und Bibliomanie überhaupt keinen Unterschied, er hält sich ungefähr an Nodiers witzige Unterscheidung (in den „Français peints par eux-mêmes"), die besagt, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Seltener ist in Frankreich die Anwendung des Wortes Bibliomanie im englischen Sinne, von der noch zu reden sein wird, geblieben. Eingeführt wurde diese Bedeutung des Begriffes Biblioman durch Bertins Übersetzung von D'Israeli's „Curiosités de la Litterature", die in zwei Oktavbänden 1809 in Paris erschien. Sie begegnet uns weiterhin in der von J. Ph. Berjeau herausgegebenen Büchersammlerzeitschrift „Le Bibliomane" (London 1861), in den von Philomneste junior (Gustave Brunet) herausgegebenen Übersichten der großen Bücherversteigerungen: „La Bibliomanie en 1878[—88]". Bruxelles, Gay und Bordeaux, Moquet 1879—1889, VII vol. 12°. Auch in Deutschland war die Anwendung des Wortes in seiner englischen Bedeutung seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts häufiger. Meusebach nannte seinen Freund Below einen Bibliomanen, das Brockhaussche Konversationslexikon gab unter dem Stichworte Bibliomanie eine kleine Aufzählung der Büchersammlermoden.

Die Bibliomanen Englands wurden mit dem Aufblühen des Büchersammelsports gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die bekannten großen Sammler genannt, und damals galt Bibliophile und Biblioman insofern als Synonym, als man sich lediglich an die äußeren Erscheinungsformen der Bibliophilie zu halten liebte. Dr. Ferriar veröffentlichte 1809 sein Lehrgedicht „Bibliomania", der Romantiker der Bibliographie, Th. Fr. Dibdin, sein gleichnamiges Hauptwerk „Bibliomania or Book-Madness" noch im gleichen Jahre (Ausgabe letzter Hand, London, Boh 1842 und Neuausgabe London, Chatto & Windus 1876). Ihm war auch die Bibliosophia ein durchaus geläufiges Wort und das Erlöschen des Sammeleifers tadelte er 1832 als Bibliophobia. W. Davis, „A Journey round the library of a bibliomaniac", London 1821 (und „A Second Journey", London 1825) findet nichts weiter dabei, die bibliographischen Beschäftigungen mit kostbaren und seltenen alten Büchern als Tätigkeit eines Bibliomanen aufzufassen, das grundgelehrte Werk von F. Somner Merryweather heißt schlechthin „Bibliomania in the Middle Ages" (London 1849). In der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wurde dann der Bibliomaniac in England und Amerika zum book-collector, der „amateur" und der „bibliophile" blieben wie die édition de luxe Fremdwörter der englischen Sprache. Der Amateur, in Frankreich inzwischen zum wählerischen Freunde von Kunsteinbänden und Liebhaberausgaben geworden (die ersten amateurs tauchten schon im XVIII. Jahrhundert unter den Sammlern der schönen Pariser Rokokobücher auf), fand sein Gegenspiel in dem bescheideneren bouquineur, dem gelehrten Durchforscher der Bücherkasten an den Seine-Quais und erhielt schließlich den gleichen Namen wie die Büchertrödler: bouquiniste. François, „Les Bibliomanes, les Bibliolâtres et les Bibliophiles" („Le chasseur bibliographe" Nr. 2, Février 1862, Seite 3—15) brachte eine Unterscheidung in Vorschlag, die gegenüber der fortwährenden Verwechslung der Bibliophilie und der Bibliomanie jedenfalls den Vorzug hatte, daß sie den Bibliophilen und den Bibliomanen, den Bücherfreund und den Büchernarren durch den Bücherknecht trennte. Der Bibliophile, der Herr der Bücher, sucht sich seine Diener aus und behandelt sie, wie es ihm gefällt. Der Bücherfröner muß sich, obschon unwilligen Verstandes, den Büchern unterordnen, weil er sie braucht, der Bibliomane hat seinen Verstand an den Abgott Buch verloren und kennt keine anderen Freuden und Leiden des Lebens als die, die ihm das Buch bringt. Daß auch der Bücherfreund als Bücherliebhaber und Büchersammler nicht immer Bibliophile bleibt und bibliomanische Züge gewinnt oder in die sanfte Bücherfron gerät, darf freilich niemanden verwundern, der weiß, daß die Menschen Menschen

Digitized by Google

bleiben, selbst wenn sie Philosophen sind, und daß viele kleine Torheiten sich leichter verstehen lassen als eine einzige große Weisheit, die für den Bibliomanen das Dogma vom Buche heißt, an das er auch glauben kann, ohne ein Liebhaber oder Sammler von Büchern zu sein. G. A. E. B.

Über Bürgers Verdeutschungen des Homer. Hat auch *Otto Lücke* in seinem Gymnasialprogramm (Norden 1891) alles Wissenswerte über Bürgers Homerübersetzung zusammengetragen, so interessiert uns doch jede Äußerung der Zeitgenossen, die zeigt, wie diese über Bürgers Arbeit gedacht haben.

So findet sich in *Ernst Adolf Eschkes* (Oberschulrat und Inhaber eines Taubstummeninstituts in Berlin) „Kleinen Schriften", Berlin 1805, ein Aufsatz „Über poetische Verdeutschungen" (aus dem Jahre 1794), in dem er auf S. 168f. die Homer-Übersetzungen, und dabei auch die von *Bürger* kritisiert. Er sagt: „Wenn man z. B. die Iliade übersetzen will, so darf man nicht, wie *Stolberg*, mit einem Gemisch von höchst modernen und Hans Sachsischen Wörtern und Wendungen, nicht wie *Bürger* (Fußnote: teils in Klotzens Bibliothek, teils im Deutschen Museum) in seiner ersten jambischen Verdeutschung mit einem unbehilflichen veralteten ober- und niedersächsischen Sprachkolorit auftreten, noch minder wie Damm (Fußnote: Homers Werke, 4 Teile, Lemgo 1769—1771) die Gedanken dieses so berühmten Sängers in genau dargestellten Ausdrucks-Arten desselben nach der alten Weise denen anzeigen, die beides etwa sonst noch nicht erkannt hätten, auch nicht, wie Herr *Küttner* (Fußnote: Homerische Werke. Ilias. 2 Teile. Lpz. 1771—73) in Prosa mit undeutschen Redensarten übersetzen."

Weit wichtiger ist der Artikel mit der Überschrift: *„Ist Homer auch übersetzbar?"* und mit dem Zusatz: „Beyleufig über Hrn. A. G. [!] Bürger neueste Verdeutschung der Ilias; sie steht im Maiheft 1784 des „Journals von und für Deutschland" S. 557—570 und hat keinen geringeren als *Friedr. Aug. Wolf* zum Verfasser; er sagt S. 561: „Ich muß bekennen, so sehr mich anfangs diese Sprache in Verwirrung setzte, ich noch immer glaube: *die Ausführung leistet so viel, als nur immer ein Mann in aller seiner Kraft leisten konnte.* Mancher, der sie noch nicht gesehen hat, wird kaum sich vorstellen können, daß man den Homer *so treu* — den Ausdruck in seinem weitesten Umfange genommen — übersetzen könne."

Es wäre an der Zeit, alle erhaltenen Bruchstücke der Bürgerschen Homer-Übersetzung in Jamben und in Hexametern in einem handlichen Bande zusammenzustellen: ich zweifle nicht, daß sie auch heute noch sich Freunde genug erwerben würde. *E. Ebstein.*

Stammbucheinträge von Kant, Klopstock, Kästner und Gleim. In dem schwer zugänglichen Göttingischen „Taschenkalender für das Jahr 1807" (Göttingen bei H. Dieterich) finde ich unter der Überschrift „Witz und Aberwitz in Stammbüchern" auf S. 169f., daß *Kant* gewöhnlich hineinzuschreiben pflegte: *„Ad poenitendum properat, cito qui judicat"*, und *Klopstock:*

„Tu quacunque diem deus tibi fortunaverit horam
Gratâ sume manu, nec dulcia differ in annum."

Kästner notiert:

„So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb erraten;
So preist uns Gott in dieser Welt,
Hier läßt er uns noch Spiele wählen
Bis einstens den erwachsenen Seelen
Die Puppe selbst nicht mehr gefällt."

Vom *Gleim* steht darin:

„Wem Opitz nicht ein Mann nach seinem Herzen ist,
Der hat kein Deutsches Herz."

E. Ebstein

Die Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen in der Berliner Königlichen Bibliothek. Als im Beginn des Krieges eine Belagerung Königsbergs drohte, ist die berühmte Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen nach Berlin gebracht und der Königlichen Bibliothek in Gewahrsam gegeben worden, in der sich nun diese kostbaren Silberbände befinden. Vielleicht läßt es sich ermöglichen, daß die künstlerisch hervorragenden Arbeiten der Frührenaissance zur öffentlichen Ausstellung kommen, denn dieser Schatz ist wenig bekannt. Vor den Russen hat er schon einmal flüchten müssen, im Siebenjährigen Kriege, und dabei rechten Schaden genommen, 1806 wurde er vor den Franzosen nach Memel gebracht. Es sind zwanzig Silberbände in Folio, Quart und Oktav, die dicken Buchbretter der Deckel sind mit Silberplatten belegt, die von Nürnberger und Königsberger Goldschmieden aufs reichste mit gravierten und plastisch reliefhaften Darstellungen bedeckt sind. Paul Schwenke, der jetzige erste Direktor der Königlichen Bibliothek, und der Kunsthistoriker Prof. Konrad Lange haben den Nachweis geführt, daß Herzog Albrecht die Silberbände um 1540—60 für seine Gemahlin Anna Maria hat schaffen lassen, deren unnötiger, über ihre Mittel hinausgehender Aufwand bekannt ist. So hat die Herzogin auch schon 1563 einen Silberband als Pfand einer Bürgersfrau geben müssen, die sie trotz mehrfachen Verbotes in ihren Verkehr zog und die ihrerseits die Fürstin in allerlei, natürlich nur zu ihrem eigenen Vorteil ausschlagende Kaufgeschäfte verwickelte. Gebunden sind in die Silberbände reformatorische Schriften: Luthers Bibel, Hauspostille, Predigtbücher und dergleichen. Dementsprechend sind die Darstellungen der Deckel religiösen Inhalts, aber auch die Bilder der Tugenden und die Porträts des Herzogspaares fehlen nicht innerhalb des üppigsten Ornamentschmuckes. Die künstlerisch ausgeglichenste Arbeit lieferte der Nürnberger Goldschmied Christoph Ritter, während die Königsberger Silberarbeiter mehr auf Reichtum der Dekoration als auf Originalität sahen. Die Vorbilder haben sie sich von überall her zusammen-

Digitized by Google

gesucht. Von einem dieser Königsberger Goldschmiede ist übrigens auch das preußische Reichsschwert im Berliner Krontresor, das gleichfalls von Herzog Albrecht stammt und an Griff und Scheide mit ähnlichen Silberreliefs geziert ist; es kam unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin. Diese zufällig aus dem allgemeinen Ruin gerettete Silberbibliothek zeigt die dekorative Kunst der Renaissance im Dienste des Protestantismus auf achtunggebietender Höhe.

Zum Auftreten der englischen Komödianten in Frankfurt 1592. Zu den bekannten Nachrichten über das Auftreten der Engländer in Frankfurt 1592 (in Elise Mentzels Frankfurter Theatergeschichte und im 40. Band des Shakespeare-Jahrbuches) gesellt sich ein Bericht, der bisher, soweit ich sehe, unbeachtet geblieben ist. Er findet sich in dem von Steinhausen herausgegebenen Briefwechsel des Nürnberger Kaufmanns *Balthasar Paumgartner* (Bibl. d. Lit. Ver. in Stuttgart Bd. 204; Tübingen 1895; Seite 176) und gibt den Eindruck auf das Durchschnittspublikum, wie wir es bereits aus Mangolds Satire und Morysons Kritik kennen. Paumgartner schreibt an seine Gattin, am 13. September 1592: „. . . *Allhie seind englische comediantten, deren comedia ich am erichtag* (Dienstag) *8 tag, ehe dann das glaid* (Geleit) *kommen ist, gesehen hab. Die habenn so ein herliche, guette musicha, unnd sinnd sie so perfect mitt springen, tantzen, deren gleichen ich noch nye gehöertt noch gesehen hab. Hab vermaind gehabtt, so* (sie?) *soltten auch hinauffkommen sein* (d. h. nach Nürnberg, wohin sie tatsächlich erst 1593 kamen). *Weil aber überal sterbsleüfft einfallenn, unnd der türckenzug auch vor der hand, so ists ihnen widerrahtten worden, man ihnenn das comediehaltten doben doch nitt zulassen würde. Sind sonst ob 10 in 12 personen, auch khöstlich und herrlich wol geklayded.*"

F. Michael.

Ein *Gedicht Theodor von Kobbes an Goethe* aus dem dem Jahre 1826 findet sich in dessen: „Die Leier der Meister in den Händen des Jüngers, oder: achtzehn Gedichte in fremder Manier, und eins in eigener." Das Zueignungsgedicht ist überschrieben:

An Goethe.

Ich bring' Dir, Meister Goethe!
Die kleinen Lieder dar. —
Daß ich dabei erröte,
Nimmst, ferne, Du nicht wahr.
Wird Dir dies nicht verdrießlich,
Und gar willkommen seyn,
So wär' mir das ersprießlich,
Und würd' mich innig freu'n.
In Deinen Lorbeerhainen
Entstand mein bunt Gedicht:
Gönn', Großer! es dem Kleinen,
Daß er dort Kränze flicht!

E. Ebstein.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden.* Nr. 132. Deutsche Literatur und Übersetzungen — Philosophie — Naturwissenschaften. 725 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 632. Nationalökonomie Teil I. I. Abt. 1692 Nrn. — Nr. 634. Kunsthistorische Bibliothek IV. Teil: Kunststätten. 2. Abt.: Italien, Spanien und Portugal. 2416 Nrn. — Nr. 636. Bibliographie, Schrift- und Buchwesen. 932 Nrn. — Nr. 637. Italienische Dialekte und Folklore. 1363 Nrn. (eine wissenschaftlich wertvolle Bibliographie).

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel.* Nr. 369. Protestantische und katholische Theologie (darunter viele alte Drucke). 2517 Nrn. — Nr. 370. Geschichte und Geographie. 2975 Nrn.

Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung in *Göttingen.* Nr. 41. Curiosa — Literatur — Kunst — Seltenheiten. 1710 Nrn. mit Sach- und Schlagwörterverzeichnis.

Paul Graupe in *Berlin W.* Nr. 76. Vermischtes. 206 S.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 368. Volkskunde, Folklore II. 2180 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig.* Nachtrag zu Nr. 26. Geschenkwerke, Kunstblätter, Illustrierte Bücher. 114 Nrn. — Nr. 27. Geschichte, Kultur, Kunst, Sitte, Sprache, Volksdichtung. 482 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 437. Französische Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften: Politik, Nationalökonomie. Aus der Bibliothek des Politikers und Deputierten Louis Passy, deren ältere Bestandteile aus dem Besitz des Nationalökonomen Louis Wolowski und des berühmten Rechtsgelehrten Charles Giraud stammen. 548 Nrn. — Nr. 438. Urkunden- und Quellenwerke zur Geschichte der europäischen Staaten. 850 Nrn.

K. F. Koehler in *Leipzig.* N. F. Nr. 6. Volkskunde, Kulturgeschichte, Kuriosa. 4538 Nrn. — Neuerwerbungen Heft 1: Numismatik. 386 Nrn.

F. Lehmann in *Frankfurt a. M.* 7. Verzeichnis von alten Städte-Ansichten. Nr. 3815—5586.

List & Franke in *Leipzig.* Nr. 452. Bibliotheca Saxonia. 1394 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 127. Deutschland und Österreich. 745 Nrn. — Nr. 128. Deutsche Literatur u. a. 956 Nrn.

N. Posthumus im *Haag.* Nr. 43. America Part VII. Nr. 1019—1226.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 53. Vermischtes. 1000 Nrn.

Oscar Röder in *Leipzig.* Neue Erwerbungen Nr. 3. Philosophie, Geheimwissenschaften, Freimaurerei. 488 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde (Spree).* Nr. 9. Deutsche Literatur, Geschichte, Verschiedenes. 231 Nrn.

Digitized by Google

Karl Ebert

München

Amalienstr. 20

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten.

Soeben erschien:

KATALOG VII

Das deutsche Reich in Wort und Bild.

Amerika. Belgien u. Holland. Deutsche Literatur. England. Frankreich. Genealogie, Heraldik, Ordens- und Ritterwesen, Diplomatik. Humoristica. Japan. Kalender, Almanache, Taschenbücher. Kunst, illustrierte Bücher. Kunstgewerbe. Münzkunde. Mundarten. Österreich-Ungarn. Originaldrucke d. 16. Jahrhdts. Polen. Prostitution. Rußland. Selbstmord. Selbstschriften. Universitäts- u. Studentenwesen. Verschiedenes u. Nachtrag. Stammbücher. Katalog umsonst und postfrei.

Hans Lommer, Antiquariat. Gotha,

Hauptmarkt 14.

Anzeigen und Beilagen

für das reich ausgestattete

Doppelheft August/September

der

„Zeitschrift für Bücherfreunde"

werden umgehend erbeten an

den Verlag in Leipzig, Hospitalstr. 11a.

E.A.ENDERS

GROSSBUCHBINDEREI

LEIPZIG

GEGRÜNDET 1859

500 MITARBEITER

230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT

FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

MAX KLINGERS WERKE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

ORIGINALRADIERUNGEN

DIE FAKULTÄTEN. 1914. 33 signierte und numerierte Probedrucke . . . . . M. 200.—
DIE QUELLE. 1889. Einige wenige noch vorhandene signierte Probedrucke . . . . . „ 250.—
Sorgfältige Abzüge auf großem Japan. . . . . „ 40.—
KAUERNDER AKT. 6 signierte Probedrucke . „ 250.—
Sorgfältige Abzüge auf Japan . . . . . „ 40.—
DER PHILOSOPH. Erste Fassung. Sorgfältige Abzüge auf Japan . . . . . „ 40.—

GEMÄLDE in farbigen Reproduktionen

DIE BLAUE STUNDE. 24:22 cm . . . . . M. 3.—
— 20:22 cm . . . . . „ 1.—
— Als farbige Ansichtskarte . . . . . „ —.20
BRANDUNG. 30:10 cm. . . . . „ 1.—
GESANDTSCHAFT. 27:16 cm . . . . . „ 1.—
SOMMERGLÜCK. 20:21 cm . . . . . „ 1.—
DER ABEND. 27:16 cm . . . . . „ 1.—
SPANISCHER GONDELFÜHRER. Farbige Ansichtskarte . . . . . „ —.20
WANDGEMÄLDE IN DER AULA DER UNIVERSITÄT LEIPZIG. 50:15 cm . . . . „ 1.50

In Radierung

PIETA. Radiert von Albert Krüger. 12:23 cm. Auf Japan . . . . . M. 10.—

In Photographie

FRESKEN AUS DER VILLA ALBERS, STEGLITZ. Königl. Nationalgalerie zu Berlin, Nr. 1—5. . . . . je M. 2.—
Hamburger Kunsthalle, Nr. 1—7 . . . . . je „ 2.—

HANDZEICHNUNGEN

6 HANDZEICHNUNGEN: Frühlingsanfang, Verfolgung, Schaukel, Weiblicher Halbakt, Prometheus, Studie zu Kassandra. Als Ansichtskarten in Lichtdruck, zusammen . . . . . M. —.75

SCHRIFTEN ÜBER KLINGER

SCHUMANN, P., MAX KLINGERS BEETHOVEN. 8°. 12 Seiten. Mit 4 Abbildungen . M. 1.—
SCHUMANN, P., MAX KLINGERS WANDGEMÄLDE FÜR DIE AULA DER UNIVERSITÄT LEIPZIG. Mit einer farbigen Reproduktion des Werkes. 15 Seiten . . . . . „ 1.50
TREU, G., MAX KLINGERS DRAMAGRUPPE. 8°. 2. Aufl. 16 Seiten. Mit 2 Abbildungen und 1 Lichtdruck. . . . . „ —.45
TREU, G., MAX KLINGER ALS BILDHAUER. 4°. 39 Seiten. Mit 35 Abbildungen und 4 Lichtdrucken. Geb. . . . . „ 6.—

PLASTIK. Photographische Aufnahmen

BEETHOVEN. Marmor
Gesamtansicht von schräg rechts. 16:22 cm . . M. 3.—
Gesamtansicht von vorn. 16:22 cm . . . . . „ 3.—
(Außerdem 10 weitere Aufnahmen von Einzelheiten)
Volle Hauptansicht. Bildfläche 48:57 cm, in dunkelgrauem Passepartout von 78:69 cm Größe, Querformat (Kohledruck) . . . . . „ 30.—
Oberkörper des Beethoven, geradeaus blickend. Bildfläche 28:40 cm in dunkelgrauem Passepartout von 43:57 cm Größe, Hochformat (Kohledruck) . „ 15.—
Vorderansicht (farbige Wiedergabe) 18:25 cm . . „ 1.—
Vorderansicht. Farbige Ansichtskarte . . . . . „ —.20
FRIEDRICH NIETZSCHE. Bronze.
Vorderansicht, Seitenansicht. 16:20 cm . . je „ 2.—
Vorderansicht. 29:39 cm . . . . . „ 5.—
WILHELM WUNDT. Bronze, Marmor
Ansicht von links oder rechts. 17:22 cm . je „ 2.—
Bronzebüste als Ansichtskarte . . . . . „ —.15
DIE SCHLAFENDE. Marmor. 13:18 cm . . „ 2.—
DIANA. Marmor. 23:18 cm . . . . . „ 1.—
FRANZ LISZT. Marmor.
Vorderansicht, Seitenansicht. 16:22 cm . . je „ 2.—
Vorderansicht. 29:39 cm . . . . . „ 5.—
RICHARD WAGNER. Marmor
Ansicht von links oder rechts. 17:22 cm . je „ 2.—
KARL LAMPRECHT. Bronze
Ansicht von links oder rechts. 15:21 cm . je „ 2.—
GALATHEE. Silberguß
Vorderansicht, Seitenansicht. 30:20 cm . je „ 2.—
BRAHMS-DENKMAL. Marmor. Vorderansicht
Linke Seitenansicht, Schwebende Seitenfiguren. 17:22 cm . . . . . je „ 2.—
Vorderansicht, Rechte Seitenansicht. 20:28 cm je „ 3.—
4 verschiedene Aufnahmen als Ansichtskarten je „ —.10
ATHLET. Bronze
Ansicht von links oder rechts. 17:22 cm . je „ 2.—
DRAMA. Marmor. Vorderansicht, rechte und linke Seitenansicht, Rückansicht. 23:28 cm je „ 2.—
SALOME. Farbige Ansichtskarten. 2 Aufnahmen je „ —.20
KASSANDRA. Marmor. Großer Lichtdruck.
60:78 cm Papiergröße, 36:59 cm Bildgröße . . . „ 3.—
Farbige Ansichtskarte . . . . . „ —.20
ABBÉ-DENKMAL IN JENA. 4 Aufnahmen je „ 2.—
ERWACHEN. 23:17 cm . . . . . „ 2.—
JUBILÄUMSPLAKETTE für die Leipziger Universität v. d. Reichsgerichtsmitgliedern. 17,5:23,5 cm „ 2.—
TAFELAUFSATZ IM LEIPZIGER RATHAUS. 30:18 cm . . . . . „ 2.—
GEORG BRANDES . . . . . „ 2.50
MARMORFIGUR . . . . . „ 2.50
DIE KAUERNDE . . . . . „ 2.50
MÄDCHENBÜSTE MIT HAND . . . . . „ 2.50
GEWANDFIGUR. 3 Aufnahmen. . . . . „ 2.50
JAPANERIN. Vorderansicht. . . . . „ 2.50

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang **August-September 1915** **Heft 5/6**

Pariser Brief.

Während die kunsthistorische Literatur seit Anfang September 1914 in Frankreich völlig versandet ist, hat der Krieg eine neue Art von Kunstliteratur geschaffen, vor der zum größten Teil die Franzosen selbst, sobald sie aus ihrer Kriegspsychose wieder erwacht sein werden, erröten müssen. Das Würdeloseste, Roheste und Gemeinste sind die zahlreichen pornographischen *Postkarten und Flugblätter*, in denen die widerlichsten Schweinereien sich mit hysterischem Deutschenhaß verbinden. Paris war ja von jeher der Hochsitz der Pornographie. Vor dem Kriege wurde stets behauptet, daß deutsche Fabrikanten diese Erzeugnisse herstellten. Diese Beschuldigung erweist sich als Verleumdung, da die Pornographie auch jetzt gedeiht, seitdem es in ganz Frankreich überhaupt keine Deutschen mehr gibt. Ist es schon ein klägliches Zeugnis für die Sittlichkeit Frankreichs, daß dieser „Kunstzweig" so verwerflich gepflegt wird, so ist es doppelt jämmerlich, daß Frankreichs Pharisäer es nicht für nötig erachten in einem Augenblick, in dem sie einen „heiligen Verteidigungskrieg für die Ideale der Menschheit" führen, diese Produkte gänzlich zu unterdrücken. Die Pächter der menschlichen Gerechtigkeit stellen sich dadurch ein klägliches moralisches Schwächezeugnis aus.

Auch was die Franzosen sonst an Postkarten fabrizieren, sind harte Zeugnisse für eine verrohte Phantasie, eine Freude an sadistischen und masochistischen Darstellungen einerseits, an larmoyanter, weibischer Sentimentalität anderseits, gegen die sich noch kein einziger der führenden Franzosen empört hat, während die geringste deutsche Geschmacklosigkeit ihr Pharisäerherz pathetisch bläht.

Auf den Postkarten entwickelt sich die sentimentale Liebelei um Elsaß-Lothringen — weinend legt sich die erlöste Elsässerin einem französischen „Poilu" in die Arme — vor allem aber der fanatische Deutschenhaß: A la façon de la Germanie, voilà ma bravoure | Je tue les enfants — Kaiser Wilhelm als Kindermörder: lasset die Kindlein zu mir kommen — — der Kaiser als Frauenschänder, als Kirchenzerstörer mit brennenden Kirchen und blutenden Leichen hinter sich. — Der Kronprinz als Dieb und Räuber — der deutsche Soldat, der die Feinde mit Kolbenschlägen und Fußtritten behandelt — deutsche Offiziere, die auf Frauenleiber treten usw. Französische Würde, wo bist du geblieben?

Zu dem fürchterlichsten auf diesem Gebiet gehört das in der „Librairie de l'Estampe" erschienene Album: *La „Kultur" germanique*, das 14 Blätter von so einzigartiger Roheit und Geschmacklosigkeit enthält, daß man sich fragt, wie kann ein Volk, das solche Roheiten fabriziert, das Wort „Barbarei" als Schimpfwort gegen ein anderes Volk gebrauchen. Feinde, die mit solchen Mitteln kämpfen, sollten erst einmal vor ihrer eigenen Tür kehren. Auf dem Umschlag des Buches: eine abgehackte, beringte Frauenhand, von der das Blut heruntertropft. Seite 1: Ermordung eines Priesters durch einen deutschen Offizier, im Hintergrund grinsende Soldaten. Seite 2: Soldaten, die unter Aufsicht von zwei Offizieren ein Haus anzünden, in das zahlreiche Menschen zusammengetrieben worden sind. Seite 3: Gekreuzigte in einem Hause in Mecheln. Seite 4: Ein deutscher Ulan, der in einem französischen Hospital verbunden wird, ermordet den Arzt. Seite 5: In einem belgischen Dorf sind zwei deutsche Offiziere bewirtet worden und schlagen zum Dank der Wirtin die Hand ab. Seite 6: In Magny wird ein siebenjähriger Knabe von Deutschen standrechtlich erschossen. Seite 7: In Belgien vergewaltigt ein deutscher Offizier eine Tochter vor den Augen ihres Vaters. Seite 8: In Dinant reitet ein deutscher Husar davon, indem er einen Franzosen an den Schwanz seines Pferdes gebunden hinter sich herschleift. Seite 9: In Fumay haben deutsche Soldaten eine Frau gebunden, ihr die Brüste abgeschnitten, sie ins Wasser geworfen und versetzen ihr noch Fußtritte gegen den Kopf, usw.

Alles ist in der widerlichsten Art mit abscheulicher Sinnfälligkeit dargestellt. Das sind die Antworten der „grande Nation", der Gerechtigkeitspächter, der Verfechter der Menschheitsrechte auf die Wendungen in unseren Tagesberichten aus den ersten Kriegsmonaten: „der ritterliche Feind" und „der tapfere Feind". Wenn die Elite Frankreichs nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft hat gerecht zu sein, muß sie den Mut finden, gegen diese barbarischen Roheiten aufzutreten.

Weniger gemein, aber derb und roh in Auffassung und Ausführung sind die bei Ollendorf erscheinenden Albums *„Colossale Collektion"*: „La Chasse aux maisons boches", „Made in Germany". „Komment nous avons pris Paris" (jedes Heft 95 Cent), in denen die Trunksucht, die Diebeslust, die Völlerei und die Geschmacklosigkeit der Deutschen an den Pranger gestellt wird.

Digitized by Google

Die Karikaturen von Radiguet sind wenigstens nur geschmacklos und haßerfüllt. Es ist ja schon viel, wenn eine Publikation nichts weiter als kindische und lümmelhafte Schimpfereien enthält. Ein einziges Buch ist mir bekannt geworden, das künstlerischen Wert besitzt: *das Bilderbuch „En guerre"* von Charlotte Schaller, *einer geborenen Deutschen.* Der Text ist harmlos, kindlich, wenn auch die Deutschen „boches" heissen und in dem Kinderspiel natürlich besiegt werden: Boby liest in der Zeitung vom Ausbruch des Krieges, mobilisiert seine Zinnsoldaten, hält Parade über sie ab. Zezette und Jacqueline richten Hospitäler ein. Boby findet in der Wohnung einen deutschen Spion und wirft ihn in den Kamin, wo er verbrennt. Dann tritt der deutsche Stiefel auf und droht alle Zinnsoldaten zu zerstampfen. Die Eroberung des Elsaß wird durch einen Rundtanz der Geschwister gefeiert. Im Traum ziehen zahlreiche Regimenter an Boby vorbei, die am nächsten Tage den Sieg an der Marne erringen. Die Schwestern schreiben Briefe und stricken und endlich wird der große Sieg gefeiert. Die Zeichnungen sind voller Anmut und für ein französisches Kinderherz sicher ergötzlich, zumal helle Farben die Blätter beleben.

Wie bei uns die Neuruppiner Bilderbogen wieder erstanden sind, so hat der Krieg in Frankreich die *Images d'Epinal* von neuem ins Leben gerufen. Der auch hier früher schon genannte Verleger und Kunstdrucker A. Tolmer auf dem Quai d'Anjou in Paris hat eine Serie von hundert farbigen Holzschnitten herausgegeben, die sich frei von Roheiten und hysterischen Verzerrungen halten; einige Blätter von Bénito, wie Nr. 49 der zweiten Serie: „Notre Artillerie lourde", Nr. 34: „Victoire des îles Falkland", Nr. 33: „Entrée solennelle du roi Pierre à Belgrade", Nr. 10: „Pendant la bataille de l'Aisne", Nr. 2: „Héroique défence de Liège", Nr. 29: „La defaite allemande de la Wartha", Nr. 24: „Les vendanges de 1914". Zweite Serie Nr. 47: „La Marseillaise", Nr. 45: „Les Neutres" sind künstlerisch ausgezeichnete Leistungen.

Dürftiger ist die von der *„Librairie de l'Estampe"* 68. Chaussée d'Antin in Paris herausgegebene Sammlung, derb gezeichnet und barbarisch aufgefaßt.

Die Verleger Berger-Levrault und Georges Cres in Paris geben seit Dezember 1914 eine Serienpublikation heraus *„La grande guerre par les artistes"*, von der bis jetzt zehn Lieferungen mit Beiträgen von Barrère, Boutet, Abel Faivre, Hermann Paul, Huart, Ibels, Job Jouas, Laforge, Léandre, Naudin, Noël, Roubille-Steinlein, Tap, Valloton, Vibert und anderen vorliegen.

Die Elite der französischen Zeichner arbeitet an diesem Werk mit. Die Themen und die Auffassung derselben sind zum großen Teil haßverzerrt und legen von dem in Barbarei zurücksinkenden Geschmack der Franzosen ein untrügliches Zeugnis ab. Die Legende der deutschen Uhrendiebstähle, eines der Merkmale der „second childness" der Intellektuellen Frankreichs, ist auch in diesem Werke vielfach behandelt worden. Einige Blätter von Léandre, Bénito, Prouvé, Steinlen und Vallotton sind künstlerisch bedeutend und erinnern an die einstige Kraft der französischen Kunst.

Ein kleines Album: *„Kultur und Teutonnerie"* von Mauprat im Verlag von Plon ist ein jämmerliches Machwerk.

Eine brutale Verirrung ist ferner das Album: „Kultur allemande", 8 Estampes en couleurs de G. Morinet, bei H. Wagram in Paris.

Teilweise entstanden diese Publikationen aus der „Weltauffassung des Hundes, der den Mond anbellt", teilweise sind sie Fortsetzungen jener unzählbaren Manifestationen der Freude an Grausamkeiten, an Greuelszenen, an Vergewaltigungen und Schändungen, wie sie die überhitzte Pariser Atmosphäre schon vor dem Kriege erzeugt hat. In den Theatern du Grand Guignol, Michel, Palais Royal, in den Boxerkämpfen, sowie in sämtlichen Pariser Filmtheatern wurden schon jahrelang jene Greuelszenen sinnfällig dargestellt, die heute im Kampfe gegen Deutschland eine so große Rolle spielen. Diese Theater- und Filmtheaterliteratur ließ voraussehen, daß in einem Kriege die überreizte Sinnlichkeit der Franzosen sadistische und masochistische Orgien erfinden würde. Diese Krankheit muß sich austoben; sie wird ein Gefühl der Beschämung zurücklassen, aus dem heraus später vielleicht eine neue, strengere Bewertung von Maß, Würde und Geschmack entstehen könnte.

Als ein schönes Produkt des Krieges kann das großartig angelegte Prachtwerk: *„La Cathédrale de Reims"* angesehen werden, das Paul Vitry im Verlage der Librairie centrale de Beaux (Emile Levy) herausgibt, 225 Tafeln in Großfolio-Heliogravüren mit einer historischen Einleitung von Vitry. Preis 225 Francs. Die Probetafeln sind vielversprechend. Bedauerlich ist höchstens, daß es erst eines Krieges bedurfte, um in Frankreich ein solches Werk ins Leben zu rufen.

Während Vitrys Einleitung zu diesem Werk sich in maßvollen Grenzen hält, ist die offizielle Publikation *„Les Allemands destructeurs de Cathédrales et de Trésors de Passé"*, Mémoire relatif aux bombardements de Reims, Arras, Senlis, Louvain, Soissons etc. accompagné de photographies et de pièces justificatives (Paris, Hachette & Cie.) in jenem haßerfüllten Ton gehalten, der hier schon mehrfach gekennzeichnet wurde. Das Buch will beweisen, daß die Deutschen aus Vorbedacht historische Denkmäler zerstört haben, daß sie keine Achtung vor Kunstwerken haben und eine Freude am Vernichten dessen, was den Franzosen heilig ist, empfinden. Es ist nicht hier der Ort diese Schrift zu analysieren, im einzelnen zu beantworten und darauf hinzuweisen, mit welcher Nachlässigkeit die Franzosen seit Jahrzehnten ihre historischen Baudenkmäler verwaltet haben, wie aus den französischen Schriften von Maurice Barrès, André Hallays, Louis Réau, Auguste Rodin und anderen hervorgeht, wie sie mit der gleichen Nachlässigkeit während des Krieges um Reims versäumt haben die Kathedrale rechtzeitig zu schützen, ferner daß die Türme als militärische Beobachtungsposten benutzt wurden. Wenn wirklich und wahrhaftig den Franzosen die Kathedrale von Reims wertvoller ist als das Leben ihrer Soldaten, warum räumen sie dann Reims nicht um einer Beschießung der Stadt vorzubeugen? Die Räumung von Reims

Digitized by Google

wäre die einzig ehrliche Antwort auf den bekannten Ausspruch des Kaisers gewesen. Aber es ist leichter Deutschland zu beschimpfen und sich selbst als Pächter dieser Menschenrechte in lyrischen Worten zu feiern, als durch Taten diese Prinzipien zu beweisen.

Auf einen noch heftigeren Ton hat Marius Vachon sein Buch „*Les villes martyres de France et de Belgique*" (Lausanne, Payot & Cie.) gestimmt. Er hat sich zu der grotesken Behauptung verstiegen, daß Bode, Clemen und Falke an die Front gesandt würden, um dem Generalstab anzugeben, welches die hervorragendsten Baudenkmaler wären, die zerstört werden müßten. Außer den üblichen Beschimpfungen des Deutschtums enthält das Buch ferner eine wahllose Aufzählung der im Kriege zerstörten Kirchen, ohne daß auch nur versucht wird festzustellen, welche Baudenkmäler durch die Franzosen und welche durch die Deutschen beschossen worden sind. Die Abbildungen sind auch stets derartig gewählt, daß man den denkbar schrecklichsten Eindruck der Zerstörung gewinnt.

So macht beispielsweise eine Abbildung die Runde durch alle französischen Zeitungen und Bücher, auf der die ganze Kathedrale von Reims von Brandwolken umgeben ist. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, daß die Brandwolken in irgendein vorliegendes Bild von Reims mit dem Pinsel hineingestrichen worden sind. Ein anderes Mal sind zwei Aufnahmen aus Löwen, die St. Peterskirche in Löwen vor und nach dem Brande, in tendenziöser Verdrehung einander gegenüber gestellt. Auf der ersten Aufnahme sieht man die Kirche neben der Langseite des Rathauses unversehrt dastehen; auf der zweiten sieht man einen Schutt- und Trümmerhaufen, der angeblich die Reste der St. Peterskirche wiedergibt. Bei genauerer Betrachtung bemerkt man, daß die Reste die Brandruinen einiger Häuser neben dem Rathause sind, die neben einer der Schmalseiten stehen. Man hat also einmal das Rathaus an der Langseite, das andere Mal an der Schmalseite als Nachbar der angeblich zerstörten Kirche gezeigt. Diese Aufnahmen finden sich in dem Album: „*La guerre allemande et le catholicisme*", das von dem Rektor des katholischen Instituts in Paris, Monsignor Baudrillart, herausgegeben worden ist. Über den Textband dieses bei Bloud & Gay erschienenen Werkes kann hier nicht ausführlicher gesprochen werden. Er entspricht ebenso wenig wie das Album dem christlichen Geiste der Gerechtigkeit, Milde und Zurückhaltung, sondern ist pharisäisch wie die meisten Worte, die aus Frankreich herüberschallen.

In der „*Société des conférences*" zu Paris hat Baudrillart einen Vortrag über Löwen und André Michel Vorträge über Reims, Soissons, Senlis und Arras gehalten, die in einer Broschüre vereinigt bei Plon, Nourrit & Cie. erschienen sind. Beide Redner haben in gedrängter Form die kunsthistorische Bedeutung der verschiedenen Städte dargestellt, Frankreich von aller Schuld reinzuwaschen versucht, und polemisieren heftig gegen Paul Clemen.

Das Buch „*La guerre*" von dem Historiker an der Sorbonne, *Ernst Denis*, erschienen bei Delagrave in Paris, faßt am erschöpfendsten und ruhigsten die Ansichten der französischen Intellektuellen über Deutschland und den Krieg zusammen. Es gibt keinen Historiker und es kann keinen geben, der heute ein objektives Bild der Kriegsvorgeschichte entwerfen könnte. Denis' Buch aber ist ein Versuch dazu, ein Versuch, der aus umfassenden Kenntnissen der politischen und kulturellen Entwicklung der letzten Jahrzehnte heraus unternommen und in einem maßvollen und würdigen Tone durchgeführt worden ist. Die Darstellung ist geeignet, uns Deutsche unsere eigenen Schwächen und Fehler erkennen zu lassen und sollte darum auch bei uns beachtet werden. Die Einseitigkeit kann teilweise schon ein nicht akademischer Leser korrigieren. Vom französischen Nationalismus und Chauvinismus, von der Aufhetzung der Elsaß-Lothringer durch die Franzosen, von der persönlichen Antipathie Eduards VII. gegen unseren Kaiser und seiner Einkreisungspolitik (*cet animal* nannte Eduard VII. seinen Vetter vor den französischen Politikern), von dem Weltbürgertum der Deutschen, das unleugbar bestand trotz des alldeutschen Hochmutes gewisser Kreise, wird in dem Buch nicht gesprochen. Richtig erfaßt aber ist, wenn Denis sagt: „Merken wir uns vor allem, daß die Deutschen hauptsächlich ein sentimentales Volk sind, ich will sagen, daß das Gefühl sie beherrscht und führt. Daher rührt ihr radikaler, grundlegender und unabänderlicher Gegensatz zu den Lateinern, die vor allem ein intellektuelles Volk sind". Und weiter: „Das germanische Genie findet seinen angemessenen und wunderbaren Ausdruck in der Metaphysik und in der Musik, die beides nichts anderes sind als eine Anstrengung, das Undurchdringliche zu erfassen und das Unendliche zu übersetzen. Die großen Epochen Deutschlands sind die Jahrhunderte des Romantismus im Mittelalter und in der Neuzeit. *Unsere* großen Schriftsteller sind Moralisten und Redner, *die ihren* Lyriker. Wir lieben bei unseren Meistern die psychologische Durchdringung, den Sinn für die Wirklichkeit, das Maß und die Feinheit; sie schätzen bei den Ihren die Tiefe und die Verwicklung, die sublime Inkohärenz, die berauschende Phantasie. Die Lateiner und besonders die Franzosen sind duldsam; sie haben das lebhafte Gefühl, daß der menschliche Geist beschränkt ist und daß das reinste Gold einen unedlen Zusatz enthält, daß die Gegner nicht vollständig unrecht haben, und daß man ihnen den eigenen Glauben nicht aufzwingen darf. Die Deutschen als Sentimentale sind nicht bescheiden und schüchtern. Jeder Mystiker ist entweder ein Märtyrer oder ein Inquisitor, kein gewissenhafter und friedlicher Gelehrter, der mit Mäßigung eine These verficht, sondern ein Prophet, der von der Höhe des Sinai herunter dem Volk befiehlt, das Haupt vor der aufgedeckten Wahrheit zu beugen. Unter diesen geheimnisvollen Eingebungen ist die juristische These von Fichte und Hegel zu einem apokalyptischen Nationalismus geworden".

Das Buch von *Theodor de Wyzewa* „*La nouvelle Allemagne*" (Perrin & Cie.) ist, wie die meisten seiner Schriften, oberflächlich und als Meinungsäußerung eines in Frankreich Eingewanderten natürlicherweise grotesk gehässig. Mit besonderer Eitelkeit betont dieser

Digitized by Google

naturalisierte Franzose, der immer französischer als die Franzosen sein wollte, daß er sich schon 1895 gegen eine geistige und wirtschaftliche Annäherung an Deutschland ausgesprochen habe, und baut aus den Schriften von Curt Wigand, Carry Brachvogel und Hans Pommer den Geist des neuen Deutschlands auf, den er natürlich verzerrt, da er sich auf Pamphlete stützt. Daß er nebenbei auch einige richtige Urteile fällt, ist nicht sein besonderes Verdienst; denn deutsche Nationalfehler wie Unhöflichkeit, Mangel an Form, die Überhebung gewisser Kreise sind allgemein erkennbar in Erscheinung getreten.

Ein bedeutungsvolleres Pamphlet ist *Léon Daudets* neuestes Buch *„Hors du Joug allemand"*, das die Spionenfurcht bis zum Verfolgungswahnsinn durchführt, aber doch in seiner Einseitigkeit konsequent und methodisch aufgebaut ist. Daudet ist der Führer der klerikalen, royalistischen, antideutschen und antisemitischen Opposition, und als solcher beachtenswert; auch gibt sein Buch wertvolle wirtschaftliche Aufschlüsse und ist als Kampfbuch dokumentarisch interessant.

„L'âme française et l'âme allemande", erschienen bei Attinger frères in Neuchâtel (Schweiz), eingeleitet von Léon Daudet, ist eine Sammlung von französischen und deutschen Soldatenbriefen, die teilweise in französischen Zeitungsredaktionen fabriziert worden sind und die edle französische Soldatenseele und die gemeine deutsche Soldatenseele beweisen sollen.

Paul Pilant in *„La Haine allemande n'a jamais désarmé"*, ebenfalls bei Attinger, will aus Zitaten von Arndt, Stein, Scharnhorst, Körner, Kleist, Lützow, Rückert, Menzel, Kurt von Strantz, Rohrbach, Sommerfeld nachweisen, daß die Deutschen von jeher die Franzosen gehaßt haben.

André Chéradame versuchte in einer Broschüre: *„La paix que voudrait l'Allemagne"* (Chapelot, Paris) die alldeutsche Literatur und die Bestrebungen für ein größeres Deutschland zusammenzustellen, um Frankreich und den neutralen Staaten die deutsche Gefahr eindringlich vor Augen zu führen.

In den *„Cahiers vaudois"* versuchte *Louis Dumur* einen Vergleich zwischen der deutschen und französischen Kultur zu ziehen. In maßvollem und ruhigem Ton gibt der Verfasser eine Erklärung der Begriffe: Bildung, Zivilisation und Kultur, die jedem Europäer einleuchtend erscheinen wird. Ebenso maßvoll und geistreich ist die Darstellung der französischen Kultur und ihrer Weltmission. Was sich über dieses ungeheure Gebiet auf 18 Druckseiten sagen läßt, ist hier gut formuliert worden. Im dritten Teil seiner Arbeit beschäftigt sich der Verfasser mit der deutschen Kultur. Von den ersten Sätzen an wandelt sich seine Sprache in einen krampfhaften Ton; mühsam erklärt er, ohne Beweise erbringen zu können, daß Goethe kein schöpferisches Genie, daß Beethovens Musik nicht deutsch sei, daß Lessing ohne Diderot, Herder ohne Rousseau undenkbar seien, ja, daß das Gemüt der Deutschen nicht eigentlich deutsch sei, da der gemütvollste Dichter, Heine, ein Jude gewesen sei; mit der Erfindung der Buchdruckkunst durch Gutenberg und mit der deutschen Musik habe es auch so seine Bewandtnis; die erstere sei zweifelhaft, die zweite sei, nicht gerade zu leugnen, aber die Franzosen hätten viel früher als die Deutschen Musik getrieben. Das ist ein Ausdruck der verzerrten Prinzipien der Egalité Fraternité, Liberté.

Raymond Seris und Jean Aubry haben bei Berger-Levrault in Paris ein hübsch illustriertes Buch *„Les Parisiens pendant l'état de siège"* herausgegeben, das in 50 Plaudereien und 43 Abbildungen lebendige Eindrücke aus dem militärischen und Volksleben der französischen Hauptstadt wiedergibt.

In der *„Revue des deux mondes"* vom 1. Juni veröffentlichte der ehemalige belgische Gesandte in Berlin, Baron Beyens, einen hochinteressanten Artikel „La semaine tragique", der wertvolle Beiträge zur unmittelbaren Vorgeschichte des Krieges enthält. In *„La Revue"* vom 1. Juni und 1. Juli übt P. Achalme, der Direktor des Laboratoriums am Pariser Museum, eine scharfe Kritik an den deutschen, wissenschaftlichen Methoden; er sucht nachzuweisen, daß das Bestreben der Deutschen nach Vollständigkeit absurd sei, daß sie ihr Hauptinteresse auf die Bibliographie und nicht auf den Geist richten, daß endlich der deutsche Gelehrtenstand hochmütig und tyrannisch sei. In derselben Zeitschrift besprach Léo Claretie die französische *Kriegspoesie*, die im Vergleich zu der deutschen recht ärmlich ist. Außer den Wortspielereien Rostands, den apoplektischen Haßliedern Verhaerens und den Gedichten Paul Forts, die unstreitig von allen die besten sind, hat kein einziger Dichter von Bedeutung das Wort ergriffen. Duhamel, Arcos, Romains, Mercerau, Vildrac, Cécile Perrin haben bis jetzt geschwiegen.

Der „Matin" gibt seit Anfang Juni eine neue Zeitschrift: *„Le Flambeau"* heraus, im Format der „Illustration", mit wechselndem Titelblatt, gut gedruckt, mit Beiträgen von den bekanntesten Franzosen. Der Charakter der Zeitschrift entspricht den englischen Magazinen.

Mit Bedauern sei bemerkt, daß alle hier aufgeführten Bücher und deutschfeindlichen Pamphlete nicht nur in der Schweiz feilgehalten, sondern in der Westschweiz in den Buchläden und Zeitungskiosken sogar öffentlich ausgestellt werden.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Die poetische Kriegsliteratur verzichtet in ihren äußern Erscheinungen nicht nur auf die ersten Anforderungen des eigentlichen Bücherfreundes, sie hält auch in Beziehung auf ihren inneren Wert einer ruhigeren Kritik nur in seltenen Fällen stand. Die Zeit für eine Abschätzung dieser Literatur ist noch lange nicht da; immerhin kann man jetzt schon die Gedichte von *Wildgans* (bei *Heller* in Wien neuerlich mit Einblatt-

Digitized by Google

drucken vertreten) und *Salm-Reifferscheidt*, teilweise auch *Petzolds* echt gefühlte Verse anerkennen.

Daneben wird die vom Kriege beherrschte politische Literatur immer reicher. *Chlumecky* hat seine politischen Betrachtungen über den Weltkrieg in einem starken Bande (bei *Deuticke*, Wien und Leipzig) gesammelt, *Karl Junker* setzt heftweise in chronologischer Folge die *„Dokumente zur Geschichte des Europäischen Krieges"* fort, deren erster Band mit den Akten der feindlichen Blau-Grau-Gelb-Rot-Orangebücher bereits vorliegt und vom Verleger *Moritz Perles* sogar in einer bibliophilen Sonderausgabe von 100 numerierten Exemplaren auf feinem Dokumentenpapier angeboten wird. Vor kurzem begann Junker ein Lieferungswerk (auch bei M. Perles) auszuarbeiten, das die authentischen Aktenstücke des Krieges mit Italien vereinigen soll.

So schreitet der Chronist unmittelbar hinter dem Soldaten, Hand in Hand mit dem Zeichner, der seine Skizzen aus der lebendigsten Gegenwart nimmt, um sie alsbald den Zeitschriften zu überlassen und bald darauf fein säuberlich gesammelt vorzulegen. Das tat zunächst der Maler *Ludwig Koch* in einem fast 50 Blatt starken Kleinfoliowerke, den *„Skizzen aus dem Kriegshofquartier"* (Verlag von *L. W. Seidel & Sohn, Wien*), feinen Typen und Szenen aus dem Kreise unseres Generalstabes in schönster Reproduktion. Dieses Werk erhielt eine willkommene Ergänzung in einem ähnlichen größeren Skizzenbuche des Verlegers *Hugo Heller* in Wien: *„Karl Pippichs Kriegsskizzenbuch 1915"*, Zeichnungen aus dem Feld- und Lagertreiben in Galizien und den Karpathen, auf etwa 25 Kleinfoliotafeln.

Die Graphik ist in Wien auf einer ganz andern Höhe als die eigentliche Buchausstattung. Da hat letzthin wieder die *Wiener graphische Lehr- und Versuchsanstalt* ein — freilich nur in kleiner Anzahl gedrucktes — Werk gezeitigt, das nur aufs angenehmste überraschen kann. Ihr Leiter Hofrat Dr. *Josef Eder* schrieb den Text zu diesem Buche, *„Schloß Münichau bei Kitzbühel in Tirol.* Seine Geschichte und sein Verfall" (Kommissionsverlag von *Artaria*). Das alte prächtige Schloß stammt aus dem XV. Jahrhundert und ward vor nicht sehr langer Zeit durch Brand eine Ruine, ohne daß man an den Wiederaufbau gedacht hätte. Im Gegenteil, aus den Steinen der Ritter fügte man nach und nach die Mauern zu einem soliden Gemeindewirtshause. Aus alten Ansichten, Rekonstruktionen und Urkunden entstand Eders Werk, ein Denkmal Münichaus, an dem nur der etwas gedrängte Druck weniger befriedigt. Um so mehr aber die schönen Bildertafeln: drei Radierungen und zwei Farbendrucke mit Ansichten des Schlosses sowie drei Lichtdrucktafeln mit Urkunden der Herren von Kitzbühel.

Aufs innigste verwandt ist das vor kurzem im Wiener Kunstverlag von *Anton Schroll & Co.* erschienene Werk: *„Burg Kreuzenstein an der Donau"*; herausgegeben von *Alfred R. von Walcher*, mit einer historischen Einleitung von *Johann Ritter von Paukert.* Auf 200 Foliotafeln wird in 417 Abbildungen die Architektonik Kreuzensteins und der Zustand der Burg in den verschiedenen Jahrhunderten vorgeführt. Dem mächtigen Bande sollen weitere folgen, um die übrigen Wilczekschen Sammlungen in gleicher Art im Bilde festzuhalten.

Zu den letzten Veröffentlichungen des Schrollschen Verlags zählen: die im Verhältnis zur netten Ausstattung gar nicht teure Monographie: Brunelleschi, Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Frührenaissance-Architektur von Dr. *Hans Folnesics* (112 Seiten mit 20 Tafeln) und daneben das sehr hübsche Werk *Ferdinands von Feldegg*, „Salzburg, ein künstlerisches Städtebild" (20 Seiten mit 21 Lichtdrucktafeln und einem Stadtplan).

Das *k. k. Gewerbebeförderungsamt in Wien*, das eine hervorragende, obgleich weniger bekannte Bibliothek besitzt, kündigt die Veröffentlichung eines groß gedachten Werkes über Krieger-Grabmale und -Denkmale an, das in 200 Entwürfen Ratschläge für eine würdige Pflege der Friedhofskunst bieten soll. Die bedeutendsten Lehrer unserer Kunstgewerbeschule (Barwig, Breitner, Hanak, Josef Hoffmann, Larisch, Powolny, Strnad und Tessenow) schufen die Bilder und Grundrisse. Ein begleitender Text bringt erläuternde Angaben über das Material, die nötigen äußeren Maße und die ortsüblichen Preisberechnungen.

Von den nunmehr bei Anton Schroll & Co. erscheinenden, von Dr. F. v. Schubert-Soldern herausgegebenen *„Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege"* liegen die ersten drei Hefte des XIV. Jahrgangs vor. Sie enthalten fast ausschließlich architektonische Arbeiten und Aufsätze über Stil und Wesen des Denkmalkults. Robert Eigenberger schreibt über die Restaurierung der Kuppelfresken in der Pfarrkirche zu Forbes, die im Laufe des vorigen Sommers der akademische Maler Johann Böhm im Auftrage der Zentralkommission ausgeführt hatte. E. Siegris steuert einen interessanten Aufsatz über die Grabmäler des alten St. Marxer Friedhofs in Wien bei, den einige gute Illustrationen (zum Beispiel das alte Mozartgrabmal) verdeutlichen. Mit Bildern aus der Vierteljahrsschrift des k. k. Museums für österreichische Volkskunde „Werke der Volkskunst" Band I und II (*Hofkunstverlag J. Löwy*) veranschaulicht M. Haberlandt die volkskundlichen Aufgaben der Zentralkommission. Die alte Herzogenburg in Altbunzlau findet durch Karl Buchtela ihre kunsthistorische Fixierung, während Anton Gnirs über die Restaurierungsarbeiten an der Basilika in Aquileja berichtet.

Die *Chronik des Wiener Goethe-Vereins* setzt mit Nr. 3—6 ihren 28. Band fort. Wir lesen darin den von Weilen am 21. März 1914 in der Gesellschaft gehaltenen Vortrag über „Erwin und Elmire" und einen Aufsatz Richard Smekals über K. F. Zelter und die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, dem einige ungedruckte Briefe Zelters beiliegen, davon einer in Nachbildung der Handschrift. Als Beilage enthält die „Chronik" das Faksimile eines bisher nur nach Strehlkes Abschrift bekannten Briefes Goethes an den Maler Ferdinand Kobell vom 5. Februar 1781, nach der in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Urschrift.

Digitized by Google

In seiner letzten Generalversammlung hat der *Literarische Verein in Wien* zum ersten Male die Ernennung eines Ehrenmitgliedes beschlossen: *August Sauer* in Prag, dem Gelehrten gewissermaßen einen Vorgruß zum baldigen 60. Geburtstage bietend.

Sprach ich anfangs von Kriegsliedern, so will ich mit der Erwähnung einer dazu gehörigen Merkwürdigkeit schließen. Seit Monaten ging durch die Zeitungen ein jetzt schon auf Postkarten gedrucktes „prophetisches Gedicht von *Robert Hamerling*" aus dem Jahre 1884, das man plötzlich aufgefunden hatte, worin des Dichters Seheraugen das germanische Jahrhundert begrüßen und die Wahrsage bis nach Polen und die Ukraine ausdehnen. Vielleicht wird analog ein anderer Lyriker von heute noch unter Ossians Firma auftreten oder ein neues Kapitel zur „Germania" des Tacitus entdecken.

Wien, den 4. Juli 1915. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Der Charakter der Aufsätze in den italienischen Zeitschriften und Tageszeitungen hat sich seit Kriegsbeginn nicht so wesentlich geändert, wie man wohl annehmen könnte. Das Gleiche gilt für die Neuerscheinungen des italienischen Büchermarktes. Der Grund hierfür ist klar: der Krieg war für den weitaus größten Teil derjenigen Stimmen, die in der Presse zur Geltung kommen, längst beschlossene Sache, und die Zahl der Männer, die öffentlich noch für Deutschland eintraten, war tatsächlich verschwindend gering. Der ganze Unterschied, ob man ein italienisches Blatt etwa vom März oder eines von heute liest, ist der, daß, was damals noch Zukunft war, nun Gegenwart geworden ist, und daß damals wenigstens in einigen Zeitungen doch ab und an nochmal Berichte aus Berlin erschienen, die nicht gar so tartarenhaft gefaßt und entsprechend gefärbt waren. Wohl infolge der Zensur hat man sich in Deutschland bis kurz vor Ausbruch des italienischen Krieges keine rechte Vorstellung machen können, wie eigentlich die Sprache der italienischen öffentlichen Meinung Deutschland gegenüber gewesen ist. Ich glaube, wenn man einmal eine Zeitung aus jener Zeit, sei es den römischen „Messagero" oder den Mailänder „Secolo" wortgetreu ins Deutsche übertragen hätte, würde man es bei uns nicht für möglich gehalten haben, daß das die Sprache dreißigjähriger Bundesgenossen sei. Dasselbe gilt für den größten Teil der literarischen und historisch-politischen Zeitschriften. Es ist ja vielleicht gut, daß diese Sprache bei uns niemals allgemein bekannt geworden ist; sie war tatsächlich schlimmer als die eines großen Teils der uns damals schon offen feindlichen Presse; und was mir als das Traurigste an all der Schreiberei erscheint, das ist, daß sie tausendmal gegen die bessere Einsicht und Überzeugung, nur des politischen Endzwecks wegen, geschah und geschieht. Der Mangel an Sachlichkeit, die bewußte Unaufrichtigkeit und die wohlüberlegte Verdrehung der Tatsachen, die die englische und französische Presse — ich verstehe hier unter Presse nicht nur Tageszeitungen und Zeitschriften, sondern auch Erscheinungen aller Art — in dieser Zeit kennzeichnen, haben in Italien einen womöglich noch höheren Grad erreicht. Denn es scheint mir unmöglich, daß Männer von so hoher Intelligenz und so scharfem kritischen Denken, wie es zweifellos ein großer Teil derjenigen ist, die die öffentliche Meinung Italiens bedeuten, Dinge über Deutschland glauben, wie sie sie heute berichten und erörtern. Würde es sich nur um Entstellungen politischer oder militärischer Art handeln, so glaube ich, wäre das weniger bedenklich, da auf diesem Gebiete über kurz oder lang die Tatsachen selbst auch die besten Dialektiker widerlegen. Viel bedenklicher scheint mir vielmehr, daß in die Köpfe der Menschen Begriffe über deutsche Art, deutsches Wesen und deutsches Denken eingepflanzt werden, die ans Ungeheuerliche grenzen; daß alles, was deutsch ist, unsere *„Kultur"* — dieser Begriff, ins Verächtliche gezogen, ist ja ein Schlachtruf unserer Gegner geworden — unsere Literatur, unsere stets auch von jener Seite anerkannte Wissenschaft, und merkwürdigerweise auch unsere Philosophie, die besonders in der jüngsten Zeit einen so gewaltigen Einfluß in Italien ausgeübt hat, plötzlich wertlos geworden ist und in einer Weise verspottet wird, für die mir alle Worte fehlen. Was in diesem Sinne in Italien nun seit bald einem Jahr in bewußter Weise für ein Gift gestreut worden ist, ist für uns schwer sich vorzustellen. Und diese Begriffe, selbst durch die armseligste Provinzpresse bis in die entferntesten Ortschaften verbreitet, werden auch nach dem Kriege so leicht nicht wieder aus den Köpfen der Menschen herauszubringen sein. Das schlimmste dieser Art habe ich selbst in dem schweizerischen, aber von Italienern bewohnten Kanton Tessin gesehen. Das in Lugano, also einer von Deutschen sehr stark besuchten schweizerischen Stadt, erscheinende Blättchen „Gazzetta Ticinese" leistet an sinnlosem und geradezu krankhaftem Deutschenhaß das Unglaublichste, und wir können stolz sein, daß Zeitungen dieser Art Gott sei Dank bei uns unmöglich sind. Das Gleiche gilt auch hier von den reichlich erscheinenden Schriften gegen Deutschland und alles Deutsche. — Ich habe aber Vertrauen genug zu dem gesunden Sinn der Italiener, daß ich überzeugt bin, daß dem Gebildeten unter ihnen, wenn er über Jahr und Tag, wenn die Geister sich wieder beruhigt haben werden, einmal wieder die Blätter dieser Zeit durchsieht, ihm Zweifel an seiner eigenen Art aufsteigen werden und er ein gewisses Schamgefühl nicht wird unterdrücken können. — Bei einer so prädisponierten Geistesverfassung wird es nicht wundernehmen, daß Bücher, die nicht mit dem Kriege, mit der Gegenwart und der Zukunft Europas, dem italienischen Nationalismus, den zu erlösenden Provinzen Trient und Triest, dem Adriatischen Meer oder der albanischen Frage sich irgendwie beschäftigen, nur in geringer Anzahl erscheinen. Das Gleiche ist mit den Aufsätzen in den Zeitschriften der Fall und war schon so seit vielen Monaten. Wenn aber einmal eine Arbeit neutralen Charakters erscheint, so wird auch diese in irgendeiner Weise mit den nationalen Ideen, die heute ausschließ-

Digitized by Google

lich die Gemüter in Italien beschäftigen, in Zusammenhang gebracht.

In welch hohem Grade ganz besonders das gesamte Denken in Italien sich heute um die zu erobernden sogenannten „unerlösten" Provinzen Trient und Triest konzentriert, zeigt die Unzahl von größeren und kleineren Erscheinungen des italienischen Büchermarktes, die sich mit allem, was nur irgend diese Gebiete angeht, beschäftigen. Man ist wirklich oft erstaunt über die Findigkeit in den Themata, die sich dieser oder jener zum Vorwurf einer Abhandlung oder eines Buches macht. Aber das Schlagwort „Trento e Trieste" übt heute mehr als je eine so ungeheure Suggestion auf das italienische Volk aus, daß man wohl behaupten darf, daß auch die ausgefallenste Arbeit, wenn sie sich nur irgendwie mit jenen Gebieten befaßt, ihre Leser findet. Das geht so weit, daß auch die Hauptaufsätze in den Fachzeitschriften von dem Kriegsrufe „Trento e Trieste" beherrscht werden. Dabei wird natürlich viel Wunderliches und Unnützes geschrieben; aber naturgemäß zeitigt diese fast ausschließliche Beschäftigung eines an die vierzig Millionen zählenden Volkes mit jenen Provinzen, wie sie wohl selten in der Geschichte geographisch so kleinen Gebieten zuteil geworden ist, auch manches Nützliche und Wertvolle.

So finde ich in Nummer 22 und 23 des Organs des italienischen Buchhandels, dem „Giornale della Libreria", einen sehr interessanten und dauernd wertvollen Aufsatz über die *„Arte della stampa nel Trentino"* (die Buchdruckerkunst im Trentino). Da auch uns das heute heftig umstrittene Südtirol — die Italiener nennen es das Trentino — besonders naheliegt, möchte ich das Wichtigste aus diesem Aufsatz hier wiedergeben. Der ungenannte Verfasser geht in seinen Angaben im wesentlichen auf eine Schrift von *F. Ambrosi* zurück, die im Jahre 1890 unter dem Titel *„I Tipografi Trentini e le loro edizioni"* (Die Trientiner Buchdrucker und ihre Ausgaben) in Trient erschien. Wenn Ambrosi, meint der Verfasser, behauptet, die Buchdruckerkunst habe in Trient erst spät Eingang gefunden, so läßt sich diese Behauptung nicht halten. Wenn man das Datum 1440(?) für die Erfindung von Mainz annimmt, so hat man schon 35 Jahre danach in Trient gedruckt. Es war ein Deutscher, namens Albert Kunne aus Duderstadt, der die Buchdruckerkunst in Trient einführte. Der deutsche Bischof Johann Hinderbach hatte ihn dorthin berufen, um eine Verteidigungsschrift in deutscher Sprache für die von ihm verfügten scharfen Maßnahmen gegen die Juden zu drucken. „Die Druckkunst", fährt der Verfasser fort, „begann also in Trient mit einem Akt religiöser Intoleranz, der aber nicht das Werk eines Italieners, sondern eines Deutschen war." Auch ist bemerkenswert, daß wohl der erste Drucker in Trient ein Fremder war, dann aber in der langen Liste der Trientiner Buchdrucker bis zum Jahre 1853 kein fremder Name mehr erscheint. Die Buchdruckerkunst begegnete in diesem von Bischöfen regierten Lande starken Schwierigkeiten. Einer von diesen, der Kardinal Madruzzo (gegen Ende des XVI. Jahrhunderts) befahl vor Antritt einer Reise als päpstlicher Gesandter nach Augsburg seinem Vikar die strengste Überwachung der

in Trient neu errichteten Buchdruckerei des Paduaners Luigi Portelli. Er selbst ließ ein Rituale, das er für seine Diözese brauchte, nicht von diesem Portelli, sondern von einer Druckerei in Brescia herstellen, eben um die Buchdruckerkunst in Trient selbst nicht zu unterstützen. Als die Druckkunst in Trient um die Wende des XV. Jahrhunderts endlich bessere Bedingungen erlangt hatte, war sie im wesentlichen auf die Herstellung kirchlicher Schriften, und besonders solcher der Jesuiten, beschränkt. Das blieb so noch lange Zeit; es kamen höchstens Neudrucke griechischer und römischer Klassiker hinzu, die für den Gebrauch der Jesuitenschule dort zurechtgemacht waren. Erst mit *Giovanni Battista Parrone* im Jahre 1690 begann die Druckkunst sich weitere Ziele zu stecken und allgemein wissenschaftliche und schöngeistige Werke herzustellen. Ein 298 Seiten umfassender Verlagskatalog dieses Druckers gibt darüber eingehend Auskunft. Der Katalog enthielt auch verbotene Bücher; doch bemerkt der Verleger in einer einleitenden Note, daß sie nur an solche Personen abgegeben werden, die mit einem ausdrücklichen Erlaubnisschein versehen sind, daß sie solche Bücher lesen und besitzen dürfen. Parrone war auch der Gründer der ersten Trientiner Zeitung, *„Ristretto di Foglietti Universali"*, die dann von dem Drucker G. B. Monauni bis zum Jahre 1846 fortgeführt wurde. Das erste Erzeugnis der Presse des Monauni entstand im Jahre 1725, und bald wurde diese Druckerei eine der bedeutendsten, die Trient je gehabt hat und existierte noch als blühendes Geschäft im Jahre 1890.

Es kommen aber außer Trient noch andere Städte im Trentino hier in Betracht, vor allem *Rovereto* und *Riva* am Gardasee. Die Druckkunst faßte in Rovereto erst im Jahre 1673 Fuß und hielt sich dort in bescheidenem Umfange, trotz der strengen kirchlichen Zensur, ohne jedoch jemals zu größerer Bedeutung zu gelangen. *Francescantonio Marchesani* war der Gründer jener einzigen berühmteren Druckerei in Rovereto, die sich über ein Jahrhundert hielt und eine Zierde der Stadt war. Sogar venezianische Autoren, wie Pitteri, Pasquali und Berni, ließen hier drucken. Marchesani vereinigte auch mit seiner Druckerei eine nicht unbedeutende Buchhandlung, in der er außer einer reichen Auswahl italienischer Werke auch ausländische Publikationen auf Lager hielt. — Über *Riva* schließlich genügt es zu berichten, daß im Jahre 1558 ein Jude, Jakob, der Sohn David Marcarias, eine Druckerei in dem vielbesuchten Städtchen am Gardasee gründete und zwar besonders für die Herstellung hebräischer Bücher. Von seiner außerordentlichen Tätigkeit legen die zahlreichen Ausgaben, die er in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren druckte, ein beredtes Zeugnis ab. Er starb nämlich im Jahre 1564 und damit löste sich seine Druckerei auf. — In der erwähnten Schrift des Ambrosi wird dann darauf aufmerksam gemacht, wie lange Zeit zwischen der Eröffnung der ersten Buchdruckerei in Trient und der dieser hebräischen Druckerei in Riva vergehen mußte; und auch dann dauerte es noch geraume Zeit, bis die Buchdruckerkunst im Trentino wirklich festen Fuß fassen konnte. Trotz aller Schwierigkeiten aber, und trotz aller Kämpfe gegen die geistliche Zensur, erreichte sie

Digitized by Google

schließlich doch ihr Ziel und wurde auch bei uns, meint genannter Ambrosi, das wirksamste Instrument unserer Zivilisation, ohne das jeder menschliche Fortschritt unmöglich wäre. Der Verfasser des Aufsatzes im „Giornale della Libreria", der übrigens mit P. B. zeichnet und wohl der Florentiner Verleger Pietro Barbera ist, schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: „Während ich schreibe, tönen zwischen den Felsen des Trentino die Kanonen; die Buchdruckerpressen in der Stadt dieser schönen italischen Gegend schweigen. Wir haben aber das feste Vertrauen, daß das Jahr 1915 in der Trientiner Buchdruckergeschichte den Anfang einer neuen, freieren Ära und reger Betriebsamkeit bedeuten wird. Brüderliche Wünsche der in kurzem erlösten Trienter Buchdruckerkunst!"

Die nächste Nummer des „Giornale della Libreria" enthält dann die chronologische Aufzählung der Buchdrucker in Trient, Rovereto, Riva Mori, Borgo di Val Sugana, Ala und Arco; sowie ebenfalls nach Orten geordnet ein Verzeichnis der Zeitungen in den verschiedenen Orten. Dieses letztere bietet für Trient außer dem schon erwähnten „Ristretto di Foglietti Universali", im XVIII. Jahrhundert nur noch das „Giornale del Trentino" (1786) und „Il Postiglione" (1788); im übrigen folgen eine Menge Zeitungen und Zeitschriften aus dem XIX. Jahrhundert, deren Titel ich hier übergehen kann. In Rovereto werden ebenfalls zwei Zeitungen oder richtiger gesagt eine, die „Avvisi d'Armi e di lettere", die sich dann im Jahre 1787 in die „Notizie Universali" änderten, erwähnt. Auch hier werden des weiteren eine große Anzahl Zeitungen und Zeitschriften aus dem XIX. Jahrhundert aufgeführt. In den übrigen Orten erschienen die ersten Zeitungen erst spät in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Hier wiedergeben möchte ich aber als von bleibendem Interesse das chronologische Verzeichnis der Drucker im Trentino:

Trient.

1475 Albert Kunne aus Duderstadt.
1482 Leonardo Longo aus Treviso.
1528 Mafteo Fracassini aus Collio in Valtrompia.
1582 Luigi Portelli aus Padua.
1584 Giambattista und Giacomo Gelmini aus Sabbio.
1604 Simone und Giovanni Alberti.
1619 Santo Zanetti.
1648 Carlo Zanetti.
1679 Giacomo Antonio Vida.
Eredi Vida (Vidas Erben).
Francesco Nicolò Vida.
1690 Giovanni Battista Parrone.
1699 Francesco Celva.
1706 Giovanni Antonio Brunati.
1725 Giambattista Monauni.
1726 Giuseppe Zappata.
1754 Simone Laturner.
Cristoforo Molinari.
1757 Francesco Michele Battisti.
1782 Simone Girolamo Battisti.
1849 Giuseppe Marietti.
1851 Agostino und Carlo Perini.
1853 Giovanni Seiser.

1868 Küpper-Fronza.
1879 Roccadoro.
1881 Scotoni e Viti.
1885 Zippel.
1888 Istituto Artigianelli.

Rovereto.

1673 Zanetti.
1682 Antonio Gojo.
1683 Giuseppe Gojo.
1731 Pierantonio Berno.
Pietro Galvano.
1745 Francescantonio Marchesani.
1790 Luigi Marchesani.
1859 Antonio Caumo.
1866 Vigilio Scottochiesa.
Giorgio Grigoletti.

Riva.

1558 Giacomo Marcaria.
1864 Frassine Bertacco aus Chioggia.
1879 G. Gregori.
Fr. Meiori.

Mori.

1787 Emiliano Michelini e Stefano Tetoldini.

Borgo di Valsugana.

? Giuseppe Recla. (Wanderdrucker, der seine Presse später nach Cles und Mezzolombardo überführte.)
? Giovanni Marchetto.

Ala.

1868 Istituto dei Figli di Maria.

Arco.

1887 Carlo Emmert.

An diesem an sich interessanten Aufsatz möchte ich auf etwas aufmerksam machen, weil es typisch ist für die Art der Berichterstattung und die Behandlung alles dessen, was mit österreichischen oder deutschen Verhältnissen zusammenhängt. Des langen und breiten wird über die Schwierigkeiten berichtet, die der Buchdruckerkunst im Trentino von Anfang an von einer rückständigen Zensur bereitet worden sind. Dem schließt sich am Ende des Aufsatzes der Ausdruck der Erwartung an, daß die Trientiner Buchdruckerkunst nun bald den Tag ihrer Befreiung sehen wird. Der unbefangene Leser muß aus dieser Dialektik notwendig schließen, daß die Zustände von vor vierhundert Jahren, wie sie ausführlich geschildert werden, auch heute noch in jener Gegend herrschen; während natürlich in facto das österreichische Preßgesetz und Urheberrecht für diese Gegenden das gleiche ist wie in den anderen Provinzen Österreichs auch. Im übrigen ist ja allgemein bekannt, daß die schwarze Kunst in vielen Städten Italiens zu Anfang den gleichen Schwierigkeiten, und in dem päpstlichen Rom zweifellos viel größeren begegnet ist; und hier besonders hat eine schroffe Zensur noch bis weit in das XIX. Jahrhundert hinein unendlich viel rücksichtsloser gewirtschaftet. Die Verquickung des Bistums Trient mit dem Kaiserreich Österreich und die Art, durch geschickte Dialektik diesem vorzuwerfen, was jenes vor vierhundert Jahren gesündigt hat und so

Digitized by Google

in dem Leser auch hierdurch Stimmung gegen Österreich zu machen, ist leider heute in der italienischen Tages- und Zeitschriftenpresse ein unendlich oft gebrauchtes Mittel: Verschiebung der Bedeutung der Argumente, verbunden mit Anachronismen schlimmster Art und der absichtlichen Weglassung aller der Momente, die gerade nicht „in den Kram passen", ist das Rezept. —

Wie in Deutschland, so hat auch in Italien mit Kriegsausbruch eine lebhafte Bewegung zur Beschaffung von Lesestoff für die verwundeten Soldaten eingesetzt. Die Sammlung ist organisiert von der Biblioteca Nazionale in Mailand und hat in kaum einem Monat die stattliche Zahl von 50000 Bänden erreicht. Von allen Seiten, von Privatleuten und Verlegern sind die Spenden eingegangen, Bände von Zeitschriften, Romane, Erzählungen und populärwissenschaftliche Werke aller Art sind reichlich vertreten, so daß eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Lazarettbibliotheken gebildet werden konnte. —

Die italienische Vereinigung für Volksbibliotheken mit Sitz in Mailand zählte am 31. Dezember 1914 1395 Bibliotheken, von denen 343 während des Jahres 1914 neu gegründet waren. In den sechs Jahren der Vereinstätigkeit machte die Zahl der Bibliotheken folgende Fortschritte: Im Jahre 1909 waren es 221, 1910: 371, 1911: 759, 1912: 899, 1913: 1052, und wie gesagt, im Jahre 1914: 1395. Alle Gegenden Italiens ohne Ausnahme erlebten während des Jahres 1914 eine Vermehrung ihrer Bibliotheken. Den bedeutsamsten Zuwachs jedoch, von 242 auf 296 Bibliotheken, erfuhr die Lombardei und ferner Sizilien, wo sich die Zahl von 143 auf 197 steigerte. 1025 Bibliotheken versahen sich bei dieser Vereinigung für Volksbildung mit Büchern und anderem Material im Gesamtwerte von 100000 Lire und machten so durch die Vorteile, die die Vereinigung ihnen zu gewähren in der Lage ist, eine Gesamtersparnis von 66500 Lire. Im ganzen wurden an die Bibliotheken 70969 Bücher versandt, von ihnen 12566 als Geschenke. Die Buchbinderei der Vereinigung führte während dieses Jahres 91346 Einbände aus. Von dem Verlage der Vereinigung, an dem auch die Università popolare Milanese (Mailänder Volkshochschule) mitarbeitet, wurden während des Jahres 1914 siebzehn Bücher in einer Gesamtauflage von 150000 Exemplaren veröffentlicht. Von diesen wurden 24149 umsonst verteilt und eine weitere bedeutende Anzahl zu Vorzugsbedingungen abgegeben. Die meistbegehrten Bücher waren: Gobbi, Elementi di Economia politica; Foà, Igiene sessuale; Saldini, Prime Nozioni di Filatura; und endlich Caldara, Il Commune e la sua Amministrazione. Die Vereinigung ermöglichte ferner Vereinen, Gesellschaften und Gemeinden die Gründung vieler Bibliotheken durch Vorschußgewährung der nötigen Mittel im Gesamtbetrage von 60000 Lire gegen langfristige und ratenweise Rückzahlung. Außer dem „Manuale delle Biblioteche Popolare", von dem die zweite Auflage bald vergriffen sein wird, und der „Guida per le Biblioteche Scolastiche", die die Vereinigung seit mehreren Jahren verbreitet, veröffentlichte sie im Jahre 1914 ein „Prontuario per le Biblioteche di Scuole medie", das der Professor G. Crocioni in Reggio Emilia verfaßt hat. Das Unterrichtsministerium sandte dies Bändchen an die Direktoren sämtlicher Mittelschulen und lenkte die Aufmerksamkeit der Schulbehörden auf die Verdienste der Vereinigung für Volksbibliotheken. Ein weiteres nützliches Unternehmen ist die Herausgabe eines systematischen Katalogs, von dem die ersten vier Teile fertig vorliegen: I. Geschichte, von Volpa und Mandolfo; II. Geographie, von Ricchieri; III. Philosophie und Pädagogik, von Lombardo-Radice; IV. Geschichte der Wissenschaft, von Mieli. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres entstanden oder wurden projektiert weitere 225 Bibliotheken; auch wurde die unter dem Titel „Collana di Volgarizzazione scientifica" herausgegebene populäre Sammlung um weitere zehn Bände vermehrt, von denen einer aus der Feder des Professors Ricchieri über den Weltkrieg handelt. Die Vereinigung ist jetzt dabei, an alle ihre 1620 Bibliotheken außer den neuen zehn Bändchen der „Collana" eine Sammlung der besten Bücher zu senden, die in der letzten Zeit über den Krieg erschienen sind, damit das Volk sich eine Idee von den Ereignissen machen kann, die Italien zwangen, am Kriege teilzunehmen. Sie unterstützt übrigens auch diejenigen Bibliotheken, die zu den Sammlungen für die Büchereien der Verwundeten beitragen. —

In der in Florenz erscheinenden Zeitschrift „La Voce", die ihre Spalten ausschließlich für antideutsche und antiösterreichische Aufsätze offen hält, erschienen die nachstehenden Ausführungen gegen die neueste deutsche Musik aus der Feder eines italienischen Kapellmeisters namens Ildebrando Pizzetti. Die Tatsache, daß der deutsche Kaiser selbst ein Verbot gegen die italienische Musik in Deutschland erlassen habe (!), veranlaßt den genannten Herrn zu einer Parallele zwischen der neuen deutschen und italienischen Musik. Unter Beiseitelassung von Wagner, Verdi und Boito beschränkt er seinen Vergleich für Italien auf die Namen Mascagni, Puccini, Giordano und Franchetti für die Oper; Martucci, Bossi und Perosi für die Konzertmusik. Ihnen stellt er in Deutschland gegenüber Strauß, Schilling, Humperdinck und Klose für die Oper, und Max Reger für die Instrumentalmusik. Mit allen ihren Fehlern, meint Pizzetti, haben die Werke Mascagnis, Puccinis und Giordanos einen nicht zu leugnenden und nicht zu unterschätzenden Wert und behaupten ihre Bedeutung im Vergleich mit der modernen Musik anderer Länder. Auch sind sie von nicht zu verkennender Eigenart und scharf umrissenem Charakter. Die deutschen Komponisten hingegen, wenn sie auch befähigt sein mögen, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, sind nicht einmal im Punkte der Technik Erfinder neuer Möglichkeiten. Der Kontrapunkt Humperdincks, der noch der geschickteste sei, ist von einer schülerhaften Pedanterie, der von Strauß von einem schlechten Geschmack unerträglicher Art, der Max Regers, der der bedeutendste ist, der trockenste, hölzernste und härteste, den man sich vorstellen kann. Außerdem ist die Musik der deutschen Komponisten, wenn sie sich auch durch gewisse Merkmale der Instrumentation und der Technik voneinander

Digitized by Google

unterscheidet, absolut ohne Charakter und eigene Physiognomie, so daß, wenn man einem Werke von Strauß eine Seite von Mahler, oder eine Seite von Strauß einem Werke von Schillings, oder eine von Klose einem Werke von Humperdinck unterschöbe, niemand es merken würde. Wenn man hingegen dasselbe mit den Werken unserer oben genannten Komponisten täte, wäre es unmöglich, daß irgend jemand es nicht merken würde. (!!) —

Professor Carlo Bernheimer von der Königl. Universität in Bologna hat in den letzten Monaten ein bedeutsames Werk vollendet: den *Catalogo dei Manoscritti e Libri rari Ebraici della Biblioteca del Talmud Tora in Livorno.* Diese Publikation, die in Quartformat mit 20 Faksimiles ausgestattet in Livorno hergestellt wurde, wird in wenigen Exemplaren durch die Firma Otto Harrassowitz in Leipzig in den Handel gebracht werden. Der Text ist in französischer Sprache geschrieben.

Lungern (Schweiz), Anfang Juli 1915.

Ewald Rappaport.

Amsterdamer Brief.

Neben der realistischen Hauptströmung der neueren niederländischen Literatur läuft eine schwächere Unterströmung her, die sich mit der ersteren manchmal vermengt, zuweilen aber auch ganz rein an die Oberfläche kommt. Die realistische *Romantik*, in mittelalterliche Gewandung gehüllt, zählt Adriaan van Oort und Ary Prins zu ihren bedeutendsten Vertretern; antikisierend ist sie bei Couperus, akademisch in einigen Novellen von van Moerkerken und renaissancistisch bei van Schendel; aber trotz des verschiedenen Kostüms ist die innere Disposition der Künstler dieselbe: Flucht aus der häßlichen Gegenwart und Wirklichkeit in eine erdichtete Idealwelt. Am meisten romantisch im Sinne der deutschen Romantik empfindet *Arthur van Schendel*: die Hauptfigur in seinen beiden Hauptwerken („Een Zwerver verliefd") und („Een Zwerver verdwaald") führt beinahe ein ebenso von allen Banden freies Vagantenleben wie manche Eichendorffsche Figuren, mit dem Unterschied, daß bei van Schendel diese Freiheit der Existenz durch eigenmächtiges Zerreißen aller äußeren Fesseln gewonnen wird, während Eichendorff die Not des Lebens und das Bedürfnis von seinen Helden ganz fern hält, so daß sie nicht in die Verlegenheit kommen, gegen Sitte und Gesetz zu verstoßen. Van Schendels Vagant wird ein Immoralist, um seinen Träumen zu leben. Bewegen sich die genannten Werke van Schendels auf dem Boden einer zeitlich und örtlich bestimmten Wirklichkeit, in deren Kämpfe und Leidenschaften der Vagant hineingerissen wird, ohne sich jedoch darin zu verlieren, weil die äußere Wirklichkeit für ihn nur Schein ist, und nur sein Fühlen und Denken, seine Träume seine Wirklichkeit sind, so versetzt uns sein jüngstes[1] Werk in das Traumland selbst, gleich fern von der Wirklichkeit der Vergangenheit und der Gegenwart. Eine unbestimmte Wirklichkeit dient ihm nur als Sprungbrett gleichsam, von der sich seine Personen hinunterstürzen in den Abgrund der Träume. Nur das erste und das letzte Kapitel führt uns auf festen Boden; was dazwischen alles geschieht, schwankt und wogt oft wie in wirren Fieberphantasien, eine Walpurgisnacht aller Götter, Kobolde und Gespenster; auch menschliche Wesen und Tiere schwingen in diesem Reigen mit „all zu gute, all zu einfältige, all zu törichte, sie, die irre laufen, sie, die verzaubert wurden, weil sie nach Dingen suchten, die nicht auf der Welt bestehen, und sie, die nicht mehr weinen, weil sie zu viel bestraft worden sind. Die alle leben im Traumland". Der Grundgedanke und der Aufbau oder die Umrahmung des Ganzen haben mit Grillparzers „Der Traum ein Leben" gewisse Ähnlichkeit, nur ist bei van Schendel die Rückkehr aus dem Traum in die Wirklichkeit das logische Ergebnis der Erfahrungen in diesem Reich. Der Knabe, der seinen Vater verläßt und in die weite Welt hinausfährt, um nach dem Traumland zu gelangen, sucht das Glück in der Ferne, und von Sehnsucht getrieben von einem Abenteuer ins andre sich stürzend, wie Heinrich von Ofterdingen nach der blauen Blume suchend, dämmert ihm am Ende die Erkenntnis, daß er das Glück in der Heimat schon besaß. Diese Idee ist aber künstlerisch nur von untergeordneter Bedeutung in dem Werk; die Hauptsache, das Wesentliche bilden die Ereignisse im Traumland, die jedoch durch ihren verwirrenden Reichtum und ihre Vieldeutigkeit eine bestimmte Auslegung nicht zulassen; aber in dem feinen Ausmalen der Buntheit, der Farbenpracht und der Klangfülle in dieser phantastischen Welt entfaltet der Dichter gerade seine ganze Kunst. Doch beziehen sich diese Beschreibungen nur auf das Dekor, das Wesentliche sind die vor diesem Hintergrund agierenden kindlich-naiven Geschöpfe, die frei von aller Erdenschwere, von allem Bösen und Niedrigen in paradiesischer Freiheit und Bedürfnislosigkeit nur ihren Traumgebilden nachstreben. Es ist müßig im einzelnen nach einem Sinn all dieser fremdartigen Gestalten und Geschehnisse zu forschen, man muß das Ganze als ein freies Spiel der dichterischen Phantasie betrachten und als ein solches genießen, wie eben jedes echte Kunstmärchen. Schillers treffende Xenie, die sich auf eine der vollendetsten Schöpfungen auf diesem Gebiete, Goethes Märchen, bezieht, ist auch hier am Platze:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn alle? „Das Märchen", mein Freund.

Weniger Weitschweifigkeit, mehr Gedrungenheit würden dem Schendelschen Werk keinen Eintrag getan haben; denn die Fülle der Gesichte und die Häufung der mit dem Pastellstift duftig und zart ausgeführten Naturschilderungen ermüden auf die Dauer, und die Spannung erlahmt, zumal der Zusammenhang der einzelnen Ereignisse doch nur ein loser ist.

Von der schönen, vornehm ausgestatteten von

[1] De Berg van Droomen Door Arthur van Schendel. Amsterdam, W. Versluys. 2,90 fl.

Digitized by Google

D. F. Scheurleer zusammengestellten Sammlung von Gedichten, Liedern, Gassenhauern und Reimen, die sich auf Hollands Seehelden und seine maritime Vergangenheit beziehen, ist nunmehr der dritte und letzte Band erschienen,[1] und liegt das große Werk jetzt abgeschlossen vor. Dieser dritte Band umfaßt eine größere Spanne Zeit als die früheren Bände, reicht er doch von 1679—1800. Aber diese Zeit ist im allgemeinen eine Periode des Stillstandes und langsamen Unterganges: sie bietet für den Holländer weniger erhebende Erinnerungen als die vorhergegangenen Zeitabschnitte, obwohl es ja auch hier nicht an vereinzelten großen Männern und großen Momenten fehlt. Aber die Admirale und Seekapitäne, deren Bildnisse und Grabdenkmäler uns in mustergültigen Wiedergaben vorgeführt werden, haben nicht die Bedeutung und daher auch nie die Volkstümlichkeit gehabt, wie ein Piet Hein, ein de Ruyter und ein Tromp. — Ein kurzer Überblick über die letzte Epoche der holländischen Seegeschichte, wie sie sich in diesen Gelegenheitsversen spiegelt, ist vielleicht wegen der Rolle, die England darin spielt, nicht ohne aktuelles Interesse. Am Ausgange des XVII. und im Beginn des XVIII. Jahrhunderts hilft die holländische Flotte Englands Weltstellung befestigen; Holländer und Engländer vereint, schlagen die Franzosen in den Seeschlachten bei Barfleur und La Hogue (1692), die Spanier bei Vigos (1702) und erobern gemeinsam Gibraltar (1704), das England seitdem nicht wieder losgelassen hat. Aber für diese unter großen Opfern geleistete Hilfe hat die Republik von England keinen Dank geerntet, und Holland ging erschöpft aus diesen Kämpfen hervor. Im Laufe des Jahrhunderts entwickelt sich dann die befreundete und verbündete Macht mehr und mehr zum rücksichtslosen Nebenbuhler. Während der großen Kämpfe, die England in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts mit Frankreich (Siebenjähriger Krieg) und den abgefallenen amerikanischen Provinzen auszufechten hatte, mußte es sich Holland ruhig gefallen lassen, wie seine Handelsschiffe angehalten und beschlagnahmt und seine Kriegsschiffe, die die Kauffahrteischiffe geleiteten, angegriffen wurden. Die Entrüstung über das Aufbringen einer kleinen Handelsflotte durch die Engländer im tiefsten Frieden (1762) macht sich in dem Liede eines Unbekannten Luft, das folgendermaßen anhebt:

Verwaande Britten, die geen andre Wet wilt eeren
Dan die de zugt tot Roof en de Eigenbaat u leeren,
Geveinsde Vrienden, welker heusheid slegts in schyn
Bestaat, daar Wangunst u een Zee-Tiran doet zyn.
Kan geen Bataafsche Kiel dan langer door de Baaren
Voorby de Vlooten van uw Roof-Galeyen vaaren?
Of waant uw Hoogmoed, dat de zee voor u slegts zy?

Anmaßend Britenvolk, das kein Gesetz will ehren,
Das nicht die Raubsucht und der Eigennutz euch lehren,
Ihr falschen Freunde, deren Freundschaft nur zum Schein
Besteht, da Mißgunst euch ein Seetyrann läßt sein.
Kann kein batav'scher Kiel denn länger durch die Wellen
Vorbei den Flotten eurer Raubgaleeren fahren?
Wähnt Euer Hochmut denn, die See sei nur für Euch?

Die Erbitterung über die englische Willkür, die den holländischen Handel schwer schädigte, veranlaßte Holland während des englisch-amerikanischen Krieges, der zwischen den skandinavischen Staaten und Rußland geschlossenen „bewaffneten Neutralität" beizutreten, was Englands Kriegserklärung zur Folge hatte (1780). Von der damals in Holland herrschenden Erbitterung gegen die ehemaligen „Freunde" legt eine ganze Reihe von Liedern Zeugnis ab, die Scheurleer abdruckt. Als Räuber und Dieb wird der Engländer ausgescholten, als Heuchler und Neidhammel, als des Satans Leibtrabant, als entmenschter Barbar und der Wilde von Europa, letzteres weil er sich mit Glas und Porzellanscherben gefüllter Kugeln bedient haben soll. Die Hoffnung dem Engländer ein zweites Chatham zu bereiten, wie sie in diesen Liedern zum Ausdruck kommt, ging nicht in Erfüllung. Wohl wurde ein englischer Angriff in der Seeschlacht an der Doggerbank 1781 abgewiesen, aber zu einem aggresiven Vorgehen und zu einem tatkräftigen Schutz ihrer Handelsschiffe und Kolonien war die durch engherzige und kurzsichtige Krämerpolitik arg verwahrloste holländische Seemacht nicht imstande. Mit der Niederlage der holländischen Flotte bei Kamperduin (1797) ist das Ende der holländischen Seeherrschaft besiegelt. — So entrollt sich an der Hand der schlichten, und oft ungehobelten und derben, zuweilen aber auch von wahrem dichterischem Gefühl erfüllten Seemannslieder und anderer Zeitgedichte ein Bild der holländischen Geschichte, aber gleichsam von innen gesehen, mit dem Auge des einfachen Mannes, der die Hoffnungen und Ängste, die Freuden und Leiden, die Sympathien und Antipathien, die sein Volk bewegen, treu miterlebt. Daneben enthält die Sammlung auch zahlreiche Proben der volkstümlichen Seemannslyrik, die ohne Rücksicht auf die Zeitereignisse das Allgemein-Menschliche im Seemannsberuf zum Thema haben. — Die Gedichte allein, ohne die Bildnisse, sind ganz kürzlich in einer weniger kostbaren Ausgabe unter dem Titel *„Van Varen en van Vechten"* erschienen; der Preis dieses 1700 Seiten starken Werkchens beträgt 7,70 fl.

Die kunstwissenschaftliche Literatur in Holland beschränkte sich bisher mit wenigen Ausnahmen auf Quellenforschung, Katalogisierungsarbeiten, Bilderbestimmungen und engste Einzeluntersuchungen; *Bredius* und *Hofstede de Groot* sind von der lebenden Generation ihre Hauptvertreter. Zusammenfassende Vorstellungen und Schilderungen einzelner Künstler überließ man meistens den Fremden. In den letzten Jahren hat sich hierin manches geändert. Man hat gelernt das gesammelte Rohmaterial zu verwerten und die Kunst mehr im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturentwicklung zu betrachten und den

[1] D. F. Scheurleer, Onze Mannen ter Zee in dicht en beeld. Derde deel. s'Gravenhage, Martinus Nyhoff, 1914. Ausgabe auf van Geldern Bütten 100 fl., auf Cartridge Papier 35 fl. der Band.

Digitized by Google

ästhetischen, sowie den psychologisch-philosophischen Elementen der Kunst mehr Rechnung zu tragen. Man hat ferner eingesehen, daß Gelehrsamkeit auf kunstgeschichtlichem Gebiete nicht notwendig langweilig und nüchtern zu sein braucht, und man hat sich bemüht auch auf die Form der Darstellung mehr Sorgfalt zu verwenden und kunstwissenschaftliche Fragen auch in literarisch genießbarer und wertvoller Sprache zu behandeln. Der Anstoß hierzu ist nicht von der zünftigen Wissenschaft, sondern von der Kunstkritik gekommen. *Jan Veth*, der das Wort als Dichter und Schriftsteller ebensogut zu handhaben weiß wie als Maler den Pinsel und den Zeichenstift, ist hier vorangegangen, andere sind ihm gefolgt. Von der Zunft muß hier an erster Stelle *F. Schmidt-Degener* genannt werden, der mit nicht gewöhnlichem Scharfsinn und einem feinen psychologischen Blick eine glänzende Darstellungsgabe und eine vielseitige literarische Bildung vereint. Mit Veth wetteifert er in der Klärung der künstlerischen und menschlichen Probleme, die Rembrandts geheimnisvolle Kunst noch bietet, und seine kleine feine Rembrandtmonographie, die als eine der ersten Nummern in der „Wereldbibliotheek" erschienen ist (und noch immer einer Übersetzung ins Deutsche harrt), bildet eine schöne Ergänzung zu dem umfangreicheren Werke Jan Veths, das zur Rembrandtfeier im Jahre 1906 erschienen ist und längst in deutscher Bearbeitung vorliegt. — Schmidt-Degener und Veth zusammen begegnet man in zwei Aufsätzen in den letzten beiden Heften des „Gids" (Mai- und Juni-Nummer), von denen besonders der Artikel von Schmidt-Degener eine eingehendere Besprechung rechtfertigt („Het lot der naetuereelste beweeglykheid"). Als Vertreter des Faches erhebt Schmidt-Degener darin zuerst Einspruch gegen die unter seinen Kollegen vielfach verbreitete Auffassung, daß mit der Aufstellung eines zeitlich geordneten Oeuvrekataloges eines Meisters die Arbeit der Kunstwissenschaft erledigt sei. Im Gegenteil, die wichtigste und schwierigste Aufgabe beginnt da erst, die Erschließung der künstlerischen Persönlichkeit und die Zeichnung ihres inneren Entwicklungsganges, wozu der Katalog nur das Gerippe liefert. Der Kunstpsycholog ist jetzt am Wort, der das von den kunstwissenschaftlichen Kärrnern zutage geförderte Material psychologisch zu durchdringen hat. Bei manchen Künstlern, von denen Äußerungen über ihre Werke und Streben vorliegen, die sich etwa wie Michel Angelo noch dichterisch betätigt haben, wird uns die Analyse ihres Wesens durch solche Formulierungen erleichtert. Von dem, was Rembrandt innerlich bewegte, was er als Künstler erstrebte, sind wir außer einer kurzen Mitteilung in einem Briefe an Huygens ausschließlich auf seine Werke angewiesen. Aber diese Mitteilung wirft doch ein überraschendes Licht auf die Rembrandtsche Kunstauffassung. Es handelt sich um den Brief vom 12. Januar 1639; Rembrandt spricht darin von den zwei Gemälden, der Grablegung und der Auferstehung, die er für den Statthalter, den Prinzen Friedrich Heinrich, ausgeführt hat, und in denen er, wie er sich ausdrückt, „die naetuereelste beweeglickheyt" observiert habe. Die natürlichste Beweglichkeit, d. h. die höchste Naturwahrheit in der Darstellung von Leben und Bewegung, das ist Rembrandts Formel für die Richtung seiner Zeit, die wir mit Barock zu bezeichnen pflegen. Daß Rembrandt selbst sich so klar über sein Streben aussprechen konnte, daß er es als *eine* Richtung, neben der andere Richtungen möglich waren, zu erkennen vermochte, daß er imstande war es als ein Objekt, ein ihm Fremdes, „objektiv" zu betrachten, das beweist aber, daß er im Innersten schon darüber hinaus war, daß er sich schon davon befreit hatte. — Rembrandts Hauptwerk des Barock sollte allerdings erst kommen; die Nachtwache, die als der Höhepunkt dessen gelten muß, was Rembrandt auf dem Gebiete der natürlichsten Beweglichkeit geschaffen hat, ist 1642 entstanden. Aber dann tritt auch die Reaktion ein; über Rembrandts Werk breitet sich die Stille aus; von dem, was ihn bisher mächtig angezogen hat, wendet er sich ab. Sehr charakteristisch für Rembrandts veränderte Auffassung ist es, daß jetzt an die Stelle des Simson-Bramarbas, der auch in der Barockzeit sein Held war, der alte blinde Tobias tritt. Leise Untertöne einer anderen Seelenstimmung und Geistesverfassung als die, aus der Rembrandts Barock Nahrung zog, finden sich vereinzelt natürlich schon in früheren Schöpfungen des Meisters, aber jetzt werden sie vernehmlicher und bekommen die Oberhand, bis sie zuletzt seinem Werke den Stempel aufdrücken. Nicht mehr äußeres Pathos, nicht mehr äußere Effekte, nicht mehr Bewegung und Unruhe stellt er jetzt dar, sondern gesteigertes inneres Leben, stille Betrachtung und Insichversunkensein. Statt dramatischer Momente gibt er zeitlose Ruhe der Existenz; seine Personen sind nicht mehr erfüllt von den Zufälligkeiten des gegenwärtigen Lebens, sondern Vergangenheit oder Zukunft bewegt sie dermaßen, daß sie wie in Ekstase beglückt oder bedrückt rückwärts schauen oder ängstlich oder vertrauensvoll in die Zukunft blicken. So malt er den sogenannten Nicolaes Bruyningh in Cassel, der bleich von Seligkeit zu seinen eigenen Träumen lächelt, dieses „Fest der Selbstvergessenheit", dann den schwermütigen Dichterling mit den eingefallenen Wangen, neben der Büste Homers (in der Sammlung Huntington in New York), der ganz versunken scheint in die verschwundene Heldenwelt, die des Rhapsoden Gesänge vor ihm wieder lebendig werden lassen und neben der seine eigenen Gestalten klein und nichtig erscheinen, und so malt er den Segen Jakobs in Cassel mit der unbeweglichen Asnath, für die nur die ihren Kindern verheißene Zukunft Wirklichkeit ist. Rembrandt steht jetzt seinen Personen ganz anders gegenüber als früher; jetzt durchschaut er sie ganz und gar und legt ihr Innerstes bloß, als wären es seine Schicksalsgenossen. Auch die biblischen Figuren erschließen sich seinem psychologischen Seherblick. Als erster sieht Rembrandt in der Geschichte der Bathseba ein Drama, erkennt er in Haman das Walten des Schicksals und schildert er Pilatus, den zweifelnden, unsicheren, als einen tragischen Charakter. — Wenn Rembrandt jetzt Ruhe und Versunkenheit darstellt, so sind seine Figuren doch nicht zu leb- und bewegungslosen Wesen erstarrt; aber die Bewegungen und Gesten, die sie ausführen,

Digitized by Google

geschehen halb mechanisch, zögernd, unentschlossen, wie bei Menschen, die mit ihrem Geist wo anders sind; wie beim Pilatus, der sich die Hände wäscht, und beim Bürgermeister Six, der seinen Handschuh anzieht; oder die Bewegungen werden nur mittelbar angedeutet, als ein Reflex, der einer bestimmten Empfindung entspricht, wie bei dem weinenden Saul, oder sie sind nur symbolisch, wie bei der sogenannten Judenbraut in Amsterdam. Besonders charakteristisch für den späten Rembrandt sind auch die gehemmten Bewegungen, wie in den „Staalmeesters". Als typische Beispiele der zwei verschiedenen Perioden Rembrandts stellt Schmidt-Degener einander gegenüber die Anatomie des Dr. Tulp im Haag und die des Dr. Deyman in Amsterdam; nur vor der letzteren spüren wir etwas von dem Furchtbaren, das in der Vernichtung unserer leiblichen Existenz liegt. Er vergleicht auch miteinander die Blendung Simsons in Frankfurt, wo der höchste körperliche Schmerz dargestellt ist, und den von Davids Harfenspiel erschütterten Saul, wo im Gegensatz dazu die größte geistige Folterung zu Bild gebracht ist. — Rembrandt hat selbst viel erlitten, er hat die Wahrheit von Meister Ekkehards Gedanken, daß das schnellste Tier, das führet zur Vollkommenheit, das Leiden ist, an sich selber erfahren müssen. Deshalb ziehen ihn auch die Mühseligen und Bedrückten so an. „Auf den Geist seiner Träumer drückt Rembrandts eigene Stimmung. Männer und Frauen, in Trübsal alt geworden, sitzen zusammengekauert und starren vor sich hin, als versuchten sie vergeblich das Warum ihrer Leiden zu ergründen." Rembrandt selbst ist von seiner Höhe herabgestürzt worden, deshalb kann er so mitfühlen mit Männern wie Haman und Saul. — Sub specie aeternitatis gleichsam betrachtet er zuletzt Menschen und Leben; dem mystischen Daseinsgrund ist er näher gekommen, und dem größten Mysterium des irdischen Lebens, der Liebe, gelten seine drei letzten großen Schöpfungen, die eine unvergleichliche Trilogie der Liebe bilden. In der Rückkehr des verlorenen Sohnes in St. Petersburg ist es die Liebe des Vaters, die er verherrlicht, in der sogenannten Judenbraut in Amsterdam die Liebe zwischen Mann und Weib, und in dem großen Familienbild in Braunschweig die Mutterliebe. Damit nimmt er Abschied von dem Leben. So klingt sein Werk aus in einen großen Hymnus auf die Liebe und dadurch auf das Leben selbst.

Der Artikel von Veth in dem Juni-„Gids"-Heft beschäftigt sich mit dem Bildnis eines unbekannten jungen Mannes in der Sammlung Richard Mortimer, das, wie Veth überzeugend nachweist, Gaspar IV., Herzog von Coligny und Herr von Chastillon, darstellt. Außerdem findet sich in der Nummer ein Nachruf für Karl Lamprecht von H. T. Colenbrander. In den letzten Heften des *„Boek"* (März und Mai) plaudert der bekannte Bücher- und Musikfreund *Enschedé* über einige Eigenschaften, die ein Bibliotheksbeamter haben muß. Es ist das Gegenteil eines scharf umgrenzten Programms, das Enschedé hier entwirft. Praktische Vorschläge macht er nicht; nur verschiedene ideale Forderungen stellt er auf. Geschichtssinn verlangt er vom Bibliothekar, Objektivität, Fachkenntnis; wie weit

sich diese Eigenschaften erstrecken sollen und wie sie sich feststellen lassen können, darüber schweigt er. Aber Wissen und Kenntnisse scheinen im Grunde für ihn doch von untergeordneter Bedeutung neben den persönlichen Eigenschaften, den guten Umgangsformen, dem Taktgefühl und der Menschenkenntnis, die Enschedé von einem Bibliotheksbeamten verlangt. Enschedé hat hier in erster Linie den Beamten, der das Publikum abzufertigen hat, im Auge; und da ist diese Dreiheit nicht zu unterschätzen. Aber gute Umgangsformen sind doch jedem Beamten zu wünschen, der mit dem Publikum zu tun hat. Im übrigen denkt Enschedé hauptsächlich an kleine Bibliotheken, wo zwischen Beamten und Besuchern noch persönliche Fühlung möglich ist, und diese kleinen gemütlichen Bibliotheken, wo man selbst herumschnüffeln darf, wo der Bibliotheksbeamte Zeit hat dem einzelnen Besucher ein Stündchen zu opfern, sind auch sein Ideal. Deshalb empfiehlt er Dezentralisation des Bibliothekswesens, Teilung der großen Bibliotheken in kleine Fachbibliotheken, in denen der Beamte mit dem Büchermaterial auch wirklich vertraut ist, und die er am liebsten über die ganze Stadt zerstreut sieht. Ob dieser Gedanke aber praktisch durchführbar ist und ob der Betrieb der Bibliotheken durch die damit notwendig verbundene riesige Vermehrung der Beamten, die ja alle viel Zeit haben müssen, nicht unverhältnismäßig verteuert werden wird, darüber erfahren wir leider nichts. Als sehr merkwürdig verdient noch Erwähnung, daß nach Enschedé an der Spitze einer Bibliothek am besten ein Nichtfachmann steht, dessen Blick durch Sachkenntnis nicht getrübt ist, der nur zu regieren und zu organisieren versteht. „Die allgemein menschlichen Eigenschaften, die von dem kaufmännischen Leiter eines Geschäftes, vom höheren Verwaltungsbeamten gefordert werden, werden ihm, wenn er einige enzyklopädische Bildung besitzt und von allem etwas, wenn auch nicht gut, weiß, viel mehr von Nutzen sein." Auf deutsche Verhältnisse übertragen, würde das bedeuten, der Jurist ist der ideale Leiter einer Bibliothek. Ob vor dieser Konsequenz nicht auch dem Herrn Enschedé etwas bange würde!

Von anderen Aufsätzen, die in der letzten Zeit in „Het boek" erschienen sind, sei hervorgehoben die Beschreibung einer Reihe alter Bucheinbände, die sich in der Athenäumsbibliothek in Deventer befinden, durch *M. E. Kronenberg;* die 18 Einbände dieser um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gebundenen Werke zeigen sechs verschiedene Typen mit Stempeldruck; auf einigen Büchern finden sich die Buchstaben N. P., die als die Initialen des Stempelschneiders anzusehen sind. Kronenberg gibt dann zum Schluß einen Katalog der verschiedenen von N. P. geschnittenen Stempel, denen er bisher bei seinen Untersuchungen auf holländischen und andern Bibliotheken und bei Weale begegnet ist; es sind im ganzen 22 verschiedene. Der Stempelschneider N. P. muß ein Deutscher gewesen sein; aber wie seine Stempel nach den Niederlanden gekommen sind, wo sie so viel gebraucht wurden, ob durch den Handel, durch Schüler oder durch den

Digitized by Google

Meister selbst, der ja in späteren Jahren selbst nach den Niederlanden ausgewandert sein kann, das bleibt vorläufig noch im Dunkeln. — Über ein von dem Amsterdamer Drucker Doen Pietersz 1524 gedrucktes, zurückgefundenes Neues Testament, das die Amsterdamer Universitätsbibliothek auf einer Auktion bei H. G. Bom, Warmoesstr., erstanden hat, berichtet im Märzheft Dr. *C. P. Burger.*

Amsterdam, Anfang Juli. *M. D. Henkel.*

Neue Bücher.

Die Bräutigame der Babette Bomberling. Roman von *Alice Berend. S. Fischer Verlag, Berlin.* 1 M., in Leinen 1,25 M.

Man darf, wenn man die Bekanntschaft der Frau Anna Bomberling, geborene Kolpe macht, ja nicht an die Standesgenossin Frau Jenny Treibel, geborene Fontane denken. Neben dem Prachtexemplar der Berliner Bourgeoise mit ihrem von innen ausstrahlenden Glanz wollen die kümmerlichen „humoristischen" Lichtlein auf der behäbigen Gestalt dieser Gattin des reichgewordenen Sargfabrikanten nicht leuchten, und ihr Erleben quält sich mühsam dem beglückenden, selbstverständlichen Schlusse zu. Was diesem Buche die Aufnahme in Fischers Romanbibliothek eröffnete, waren wohl nur ein paar gute Einfälle der Verfasserin, die am Rande der eigentlichen, so unbedeutenden Erzählung („Roman" ist dafür ein zu hoher Name) erblühen. G. W.

Kriegsbrot für die Seele aus den Werken des Abraham a Sancta Clara dargeboten von Dr. *Karl Bertsche*, Großherzoglich badischer Professor. 12°. (VIII, 118 Seiten.) — Kriegsschwänke aus alter Zeit, gesammelt von *Heinrich Mohr.* 12°. (VIII, 116 Seiten.) — Der Kriegszug der sieben Schwaben. Eine ergötzliche Historie von Ludwig Aurbacher, aufs neue herausgegeben von *Heinrich Mohr.* 12°. (IV, 124 Seiten.) *Freiburg im Breisgau* 1915, *Herdersche Verlagshandlung.* In Pappband je 1 M.

„Das Lachen vertreibt alle unguten Geister." Aber mit wie falschen und schlechten Hilfen wird dieses Beschwörungsmittel gerade jetzt von vielen Seiten dargeboten, in Witzbüchern und Witzblättern, die das Große der Zeit kleinlich, kindisch und unfein verzerren. Da kommen die im Titel genannten drei Büchlein als die rechte Medizin, die alle Tränke der „humoristischen" Kurpfuscher in ihrer Unwirksamkeit erkennen läßt und den wahren Gesundbrunnen darbietet: die ewig frische Quelle des Volkstums, gefaßt von den berufenen Erzählern deutschen Stammes. An ihrer Spitze steht der alte derbe Kapuziner Pater Abraham, mit seinem bürgerlichen Namen Ulrich Megerle, der den Wienern in der Zeit der Türkennot auf gut schwäbisch ins Gewissen predigte, und dessen Stimme aus den, von Bertsche trefflich gewählten Abschnitten seiner kleinen Mahnschriften heute so hell wie einst zu uns klingt. Weiter die Schwankbücher vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert, deren knappe Bilder voll Lebenswahrheit und sicherer Treffkraft Heinrich Mohr, der verehrte Freiburger Pfarrer, zu einer herzerquickenden Reihe lustiger Geschichten geordnet hat, und an dritter Stelle steht das zu wenig gekannte Juwel des Volkshumors, Aurbachers „Sieben Schwaben", ebenfalls von Mohr herausgegeben, dessen Feldbriefe in Hunderttausenden von Abdrücken Freude und Trost gespendet haben. Wer sich das Herz stärken will, und vor allem, wer denen im Felde die rechte Seelenspeise zur Erhaltung der Frische und Fröhlichkeit des Geistes hinaussenden möchte, der greife zu diesen hübschen Büchern.

P—e.

Ida Boy-Ed, Vor der Ehe. Roman. Verlag *Ullstein & Co., Berlin-Wien.* 1915. 444 Seiten. 3 M.

Bei einem solchen Unterhaltungsroman gewinnt der „Kreis", in den der Verfasser führt, besondere Bedeutung. Der Verfasser läßt klugerweise seine eigene Persönlichkeit und sein Temperament, wenn er es hat, möglichst zurücktreten, da es dem Leser der beliebten Romanbibliotheken doch nicht auf den Schriftsteller und seine hohe Kunst ankommt, sondern auf Bekanntschaften und Erlebnisse. Leider sind in dieser Geschichte, die sich nach dem Titel hauptsächlich mit der Verlobung eines industriell gewordenen adligen Gutsbesitzerssohnes und einer sozial tätigen Hamburger Kaufmannstochter beschäftigt, die Bekanntschaften wenig angenehm und die Erlebnisse durchaus nicht aufregend. Der Aufbau der Erzählung und besonders die Stellung der Nebenfiguren ist nach einem guten Schema gearbeitet, aber es fehlt am Stoff, der doch hier die Kosten des Erfolges eigentlich bestreiten sollte. Auch ist die Sprache der auftretenden Personen doch manchmal recht ungebildet, ohne daß man annehmen könnte, daß das eine naturalistische Feinheit wäre. Bei aller Achtung vor der Echtheit und Stärke des hanseatischen Engländerhasses glaube ich doch, daß selbst heute die Hamburger noch genug Englisch können, um zu wissen, wie das bekannte Sprichwort von dem Dritten heißt, der für die zwei anderen zu viel ist; „Three are no" heißt es wirklich nicht! (Seite 309.) Dabei lesen sich aber die Stellen, in denen der Roman moralisch gegen die Frauenemanzipation wird, beinahe so, als hätte der Ruhm ihrer englischen Schwester in Apoll, der antifeministischen Mrs. H. Ward, die Verfasserin nicht schlafen lassen. Sie sind freilich nicht dazu angetan, den Vorkämpferinnen unserer Frauenbewegung ernstliche Schmerzen zu machen. M. B.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Schule und Haus. Dritte Auflage. Zweiter Band: Die Fische, Lurche und Kriechtiere von *Alfred Brehm.* Nach den von Otto Steche, Victor Franz und Franz Werner bearbeiteten Bänden III—V der vierten Auflage des Hauptwerkes. Mit 114 Abbildungen im Text und 29 Tafeln von C. Bessiger, P. Flanderky, J. Fleischmann, W. Heubach, W. Kuhnert, L. Müller-Mainz und G. Mützel sowie 10 Tafeln nach Photographien. *Leipzig und*

Digitized by Google

Wien, Bibliographisches Institut 1915. XXII, 593 S. In Leinen 12 M.

Alles, was wir im vorigen Jahrgang des Beiblatts (S. 341) dem zuerst erschienenen dritten Bande dieser neuen Auflage des „Volksbrehm" nachrühmten, gilt auch von dem schnell nachfolgenden zweiten: Volkstümlichkeit im besten Sinne des Wortes, wissenschaftliche Zuverlässigkeit und klare Darstellung, reiche Erläuterung durch das beste denkbare Bildermaterial. Besondere Anerkennung verdient die Tatsache, daß trotz der Einberufung des Herausgebers, Dr. Kahle, die Bearbeiter der entsprechenden Bände des großen Brehm durch ihre Hilfsbereitschaft das Erscheinen dieses Bandes ermöglicht haben. P—e.

„Unzüchtige" Schriftwerke. Von *Jul. C. Brunner. Augsburg* 1914. *Augsburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.* 50 Seiten. 1 M.

Das nützliche Heft gibt in der Hauptsache ein Verzeichnis der von deutschen Gerichten in der Zeit vom Januar 1913 bis März 1914 auf Grund des § 184 St. G. B. bestätigten Beschlagnahmen von Druckschriften, dazu Verweise auf die Bibliographie von Hayn-Gotendorf und einige erläuternde Bemerkungen des Verfassers, die namentlich die durch entgegengesetzte Urteile über dieselben Bücher entstandene Rechtsunsicherheit betreffen. Als, in der Tat besonders schlagendes Beispiel ist eine Darstellung der Anthropophyteia-Prozesse beigefügt. A—s.

Das Buchgewerbe in der Reichshauptstadt. Vier Jahrzehnte Entwicklung des Berliner Buchdrucks. *Berlin* 1914. *Typographische Gesellschaft.*

Der stattliche, vortrefflich ausgeführte Quartband hat leider einen großen Fehler: er ist nicht in den Handel gelangt und nur in einer geringen Auflagenhöhe hergestellt worden, so daß sein reicher Inhalt vielen, die für ihn Teilnahme gehabt hätten, unzugänglich bleiben wird. Deshalb dürfte eine kurze Übersicht der einzelnen Abhandlungen des ursprünglich für die Leipziger Buchweltausstellung geplanten, dann zum 35jährigen Stiftungstage der Berliner Typographischen Gesellschaft erschienenen Werkes manchen Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein.

Die Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin als eine buchgewerbliche Bildungsstätte behandelt ihr Leiter *Peter Jessen* in seiner meisterhaften Art, erschöpfende und klare Übersichten auf engem Raum zu geben, *das Berliner typographische Fachschulwesen Karl Külbe, Eugen Baumeister* den *Buchdruck in Berlin und seine Körperschaften.* Beide Aufsätze bieten dem hier Interessierten sehr beachtenswertes Material. (1868 gab es in Berlin 108 Buchdruckereien, 1913 waren in der Reichshauptstadt und ihren Vororten in Betrieb: 3164 Buchdruckschnellpressen, 1616 Tiegeldruckpressen, 251 Rotationsmaschinen.) *Aus einem Menschenalter typographischer Entwicklung* berichtet *Freiherr von Biedermann* über die hauptsächlichen Höhepunkte der neueren Kunst in der Buchdruckentwicklung in einer auch den Buchkunstfreund gut und rasch orientierenden Studie. *Hermann Smalian* schreibt über *das deutsche Normalschriftsystem* (1904 amtliche Feststellung der deutsch-französischen Schrifthöhe auf $62^2/_3$ typographische Punkte und Niederlegung eines Urmaßes bei der Normalaichungskommission in Berlin), *Hermann Zehnpfundt* über *die technischen Fortschritte im Schriftgießereigewerbe, Paul Rönnebeck* über *die wirtschaftliche Entwicklung der Schriftgießereien,* drei gute und reichhaltige Zusammenstellungen. *Lokalgeschichtliches von den Setzmaschinen* teilt *Otto Wollermann* mit, wir erfahren hier auch von den Verdiensten des ersten Generalpostmeisters des Deutschen Reiches, Stephan, um die Einführung der Kastenbeinschen Setzmaschine (1879), die für die Drucklegung der Protokolle des Bundesrates bestimmt war. *Richard Werra, Vierzig Jahre Buchdrucktechnik, Paul Hennig, Die Entwicklung der Illustrationstechniken* werden sowohl durch ihre allgemeine Darstellung wie durch die in dieser enthaltenen Einzelangaben auch den Büchersammler nützlich unterrichten, der nach einer ausreichenden Orientierung in dem bunten Wechsel der Bild- und Textdruckverfahren sucht, den unsere seit den siebziger Jahren des XIX. Jahrhunderts erschienenen Bücher zeigen. *Die Entfaltung des Stereotypiewesens* von *Paul Boldt* geht noch genauer auf diesen in den Stereotypieanstalten zu einer selbständigen wirtschaftlichen Entwicklung gelangten Zweig der typographischen Technik ein. *Vom Buchbindereigewerbe* teilt *Paul Kersten* manches wissenswerte mit. *H. G. Kutzner, Der Papierhandel und die Papierindustrie* und *Rudolf Unruh, Von der Papierausstattung* beschäftigen sich mit den Druck- und Schreibstoffen, *Emil Löwinsohn* mit den *Druckfarben. Karl Mischke, Der Berliner Zeitungsmarkt* ist eine ebenso amüsante wie interessante Skizze, die auch manches kleine Geheimnis der intimen Verlagsgeschichte ausplaudert. Die gegenwärtige Lage des Berliner Zeitungsgewerbes, die großen Zeitungsfabriken Ullstein, Scherl, Mosse, Büxenstein werden gekennzeichnet, auf Redaktionsbetrieb und „Aufmachung" der großstädtischen Presse fällt manches helle Schlaglicht. Gehört doch nun, wie schon früher in anderen Ländern, auch bei uns der Umbruchredakteur zu den wichtigsten Persönlichkeiten einer Weltstadtzeitung. Die Industrialisierung der Presse, die Boulevardblätterhast machen ihm das Leben immer schwerer. Er muß die Überschriften erfinden, die die Käufer locken, er muß alles im letzten Augenblick tun. Und wehe ihm, wenn er einmal etwas übersieht, wie jener Redakteur einer Berliner illustrierten Zeitung, der beim ersten Zeppelinfluge nach Berlin rasch ein Menzelbildnis durch ein Zeppelinbildnis ersetzen mußte, wobei er das Mißgeschick hatte, die erste Unterschrift nicht entfernen zu lassen, so daß sich nun „unser alter Menzel" den Berlinern als Graf Zeppelin zeigte. *Ewald Walter, Noch einige Merksteine am Wege der Berliner Graphik* (Plakatkunst usw.) und *Hermann Smalian, Ein Wort über das Wirken der typographischen Gesellschaften* beschließen die Folge der Ab-

Digitized by Google

handlungen, die das Verdienst haben, allen, die nach einer bequemen Übersicht des Berliner Buchgewerbes auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe suchen, diese in einer auch typographisch sehr gelungenen Form zu gewähren. Wir dürfen der Berliner typographischen Gesellschaft für ihr schönes Sammelwerk um so dankbarer sein, als bisher der in ihm zum bequemen Nachschlagen geschickt vereinigte Stoff in zerstreuten Notizen oft nur schwer zugänglich war.

G. A. E. B.

Das *Handbuch der Kunstwissenschaft,* herausgegeben von *Fritz Burger* mit Unterstützung einer großen Zahl angesehener Fachgenossen (*Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H.*), beginnt mit seiner 16. Lieferung einen neuen Band von besonderem Interesse: *Die Malerei und Plastik des Mittelalters* von *Prof. Dr. Georg Graf Vitzthum.* Mit vollem Recht sagt der Verfasser, die Geschichte der mittelalterlichen Kunst bilde eine Kette ungelöster Probleme, man könne sie fast nur als Geschichte von Problemen schreiben. Darin liegt die Schwierigkeit, die notwendige Selbstbeschränkung, aber auch der besondere Reiz einer ersten Darstellung dieser wissenschaftlich ungeklärten, riesigen Stoffmasse. Vitzthum ist, nach seinen früheren Arbeiten zu schließen, durch Kenntnisse und Ruhe des Urteils für die Lösung der Aufgabe prädestiniert, und man darf dem Herausgeber des „Handbuchs" Glück wünschen, daß er diesen Bearbeiter für den vielleicht schwierigsten Teil seines Unternehmens gewann. Vitzthum stellt an die Spitze den Satz: „Die mittelalterliche Kunst ist keine primäre Kunst, sondern eine abgeleitete", ohne die Antike nicht zu denken, durch sie mannigfach gehemmt, auch in den freiesten, höchsten Erzeugnissen nur Um-, nicht Neubildung, freilich im Dienste völlig anderer Grundabsichten, der christlich-kirchlichen, und durchpulst von dem frischen Blute der jungen nordischen Völker. Diese beiden neuen Faktoren werden von Vitzthum in ihrer entscheidenden, stilbildenden Wirkung klar dargestellt, auch dem Laien verständlich und besonders fruchtbar in der Schilderung der Bildsysteme, der Kirchenfenster und der Buchillustration der sogenannten Biblia Pauperum, deren von mir längst bezweifelte Benennung gewiß, wie Vitzthum fragend andeutet, auf einem Mißverständnis beruht. Schönes Material für dieses Problem der Beziehung der Bilderzyklen zueinander enthält auch die Schrift von Jules Lutz, „Les verreries de l'ancienne église Saint-Etienne à Mulhouse" (Mulhouse 1906).

Die Bilderbeigaben sind, mit geringen Ausnahmen (Abb. 17), auf der Höhe jeder berechtigten Forderung.

P—e.

---

105 interessante chinesische Erzählungen. Weisheit und Tugend in Ernst und Scherz. Herausgegeben von *Chang Wu. Selbstverlag des Verfassers.* Zu beziehen durch die *Kant-Buchhandlung, Charlottenburg, Kantstraße* 124. Preis 1,50 M.

Der dünne Oktavband von 74 Seiten in nicht gerade üppiger Druckausstattung ist bemerkenswert als der Versuch eines Chinesen, Deutschen in deutscher Sprache eine Anschauung des chinesischen Wesens zu vermitteln. Bei der Auswahl und Zusammenstellung der kleinen lehrhaften Geschichten hat Herr Chang Wu eine Beispielsammlung der Lebensweisheit schaffen wollen, von der ihm selbstverständlichen Moral ausgehend und zu ihr zurückführend. Darin liegt neben der ursprünglichen Färbung der Übersetzungen der Hauptwert dieser kleinen Sammlung, daß sie eben keine dem Original sich entfremdende weil vermittelnde Bearbeitung eines literarhistorischen Stoffes ist, vielmehr ihre didaktischen Tendenzen chinesisch in deutscher Sprache vertritt. So ist ein Büchlein entstanden, das, trotzdem es nicht in „chinesischer" Ausstattung erschien und sich nicht mit einem „chinesisch" anmutendem Titel verzierte, ein echt chinesisches Erzeugnis und keine Nachempfindung ist.

G. A. E. B.

Die große Zeit. Illustrierte Kriegsgeschichte. Mit zahlreichen Bildern, Karten und Kunstbeilagen Band I. 1915. Verlag *Ullstein & Co., Berlin und Wien.* 4°. XX, 428 Seiten.

Dieser Band stellt nach Inhalt und Ausstattung die monumentalste Chronik des Weltkrieges dar, die in Deutschland erschienen ist. Von der ausländischen gleichartigen Produktion, die uns vor Augen gekommen ist, können wir nur die von der Londoner „Times" herausgegebene „*History of the war*" (bis jetzt drei Bände von ähnlichem Umfang), damit in Vergleich stellen. Dort ist sehr geschickt die Zusammenfassung in große Kapitel von geschlossenem Inhalt trotz dem periodischen Erscheinen erreicht worden und beweist von neuem die glänzende, allen anderen Völkern überlegene publizistische Technik der Engländer. Das Streben nach dem heute erreichbaren Maß von sachlicher Zuverlässigkeit, die Mitarbeit hervorragender Fachleute auf allen in Betracht kommenden Gebieten, die gute literarische Form ist beiden Werken, dem deutschen und dem englischen, gemeinsam; dagegen verdient das deutsche unbedingt durch seinen illustrativen Teil den Vorzug. Die Zahl und die Ausführung der Textbilder und der Beilagen, unter denen sich einige sehr interessante Faksimiles von Kriegsdrucksachen finden, übertrifft die feindliche Leistung beträchtlich. Für die Güte des Inhalts sprechen die 35 Mitarbeiter, unter denen sich eine große Reihe von Namen besten Klanges befinden. Das Wichtigste, den fortlaufenden Bericht über die eigentlichen Kriegsereignisse, liefert der Major a. D. von Schreibershofen. Er gibt ein ruhiges, von aller Ruhmredigkeit und Schönfärberei freies Bild der Operationen und ermöglicht schon jetzt ein Urteil historischer Art, wenn auch die letzten Voraussetzungen und Wirkungen des Geschehens noch nicht überall am Tage liegen. Hier, wie überall in den sehr vielseitigen Aufsätzen und Berichten des schönen Werkes, hat man das Gefühl, auf sicherem Grunde zu stehen, und so ist die in jeder Hinsicht gediegene Leistung für jeden, der die große

Digitized by Google

Zeit, zunächst bis Ende Januar, an sich vorüberziehen lassen will, der beste vorhandene Führer. P—e.

Peter Dörfler, La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna. Verlag der *Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.* 1914. 8°. 279 Seiten. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Peter Dörfler, Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich, Erzählung. Verlag der *Jos. Köselschen Buchhandlung. Kempten und München.* 1915. 8°. 263 Seiten. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M.

Hier hat sich nun einmal erfüllt, was so viele mit gläubigem Herzen vom läuternden Feuer der Zeit erwarteten und woran man doch schon fast verzagen mußte; wir sehen es mit an, wie ein echter Dichter unter dem Krieg und zu Ehren des Geistes, in dem unsere Soldaten und ihre Leute ihn führen, seinen ersten eigenen Meisterton gefunden hat. Ist die „Perniziosa", der Fiebertraum des jungen Klerikers im Albanergebirg, auch durchaus kein gewöhnliches Buch, schon durch die völlige Unabhängigkeit der Erzählungsweise von jeder Zeitmode, durch eine an die ernsten Geschichten E. T. A. Hoffmanns erinnernde dunkle Gehaltenheit der Darstellung bei allem innern Schreck und Grausen des Stoffes bemerkenswert, so ist doch Dörfler jetzt erst mit der Geschichte vom Weltkrieg im bayrischen Schwaben ganz zu seinem eigenen Reich gekommen. Die „Perniziosa" ist doch immerhin ein Kunstroman; sie mußte nicht geschrieben werden; man spürt in ihr den Deutschen, der in die Fremde und nun gar nach Italien, dem Lande des ärgsten Verderbens für deutsche Art, gegangen ist, spürt ihn natürlich nicht so peinlich wie bei Heyse oder gar bei Voß, denn Dörfler hat wenigstens zum katholischen Klerikerleben die innere Beziehung, die ihm erlaubt, mehr als Feuilleton oder Reiselektüre zu geben; eher ist eine Verwandtschaft mit den Romantikern da, mit Nazarenischem, ein wenig auch mit Eichendorff und vielleicht am meisten mit der Art, wie Fogazzaro geschrieben hat, wenn seine Romane in Deutschland spielen. Aber das bleibt immer nur ein Nebenweg deutscher Literatur; wir können von allen Ländern und Völkern jenes Land des kinematographischen Heldentums, des äußerlichsten Kastengeistes und der innerlichsten Geldgier am wenigsten begreifen; den Deutschen, die es sehen wie es ist, zerschlägt dieser Anblick die Sprache und sie räumen einem Franzosen wie Suarès das Feld; die andern aber tragen eben ihre Reisebrillen, auf denen ein edles Volk von Abkömmlingen des Aeneas aufgemalt ist wie die Gemsenschar auf dem Fernrohrglas im Hochgebirgsbadeort. Ganz anders im „Weltkrieg". Hier hat Dörfler sein eignes Fleisch und Blut geschildert, hier lebt jeder Mensch, jedes Tier, ja der Wald und die Häuser und Gärten im Dorf leben. Alles ist wahr wie ein Bekenntnis, alles hat seine rechte Nähe und Ferne, alles ist durchglüht von eignem Erleben in enger Gemeinschaft mit dem Dorfvolk, dessen Kriegszeit geschildert ist. Wenn ich etwas davon anders wünschen sollte, so wäre es nur, daß dieses beste deutsche Volksgedicht vom Krieg im württembergischen Schwaben entstanden wäre, im alten Poetenwinkel und im Land der allerschönsten deutschen Bauerngemeinden. Der besondere Bayernpatriotismus, der bei Dörfler sehr echt und natürlich herauskommt, ist für andere, bescheidenere deutsche Stammesbrüder ein wenig schwer zu ertragen, und an einer Stelle des Buchs, in dem Brief, den ein im Feld stehender Amtsbruder an den Dorfpfarrer über die Erblindung des Lenzenbauernsohnes schreibt, ist fast zu viel von der sentimentalen Bewunderung der eigenen Urkraft, die der Bayer vor anderen Deutschen voraus hat. Aber was hier einen oder den anderen Leser stören mag, das ist überreichlich aufgewogen durch die wahrhafte Volkstümlichkeit und die unbedingte Aufrichtigkeit des Buches. Die Selbstverständlichkeit des katholischen Glaubens, die ihrer Sache so sicher ist, daß sie nirgends gegen andere zu polemisieren oder über sie zu richten braucht, ist ein ebenso starker Vorzug wie das Heimatgefühl, das aus jedem Satz spricht und wie die, den städtischen Dichtern so oft fehlende, natürliche Vertrautheit mit der stummen Kreatur. Jenem Katholizismus verdankt das Buch die wundervolle Gestalt des alten Pfarrers, diesem Heimatgefühl die lange Reihe der Bauern und Bäuerinnen, vom Leichenbitterpeter und dem Veteran von anno 70, vom Schnatterer Alois mit seinen lustigen Feldbriefen und dem wackren Scheppler bis zur Babelebäs mit ihrem Gold im Strumpf und ihrem Gesundheitskuchen; aus dem rechten Natursinn aber ist das alte Dorfschlachtroß „Haiele", dieser fast gespenstisch wirkende und doch so zäh lebendige alte Schinder erwachsen; die Stelle vom Begräbnis des gefallenen jungen Lehrers und dem nächtlichen Friedhofsgang des alten Rosses ist eins von den Meisterstücken des Buches, an denen sich auch die dichterische Kraft des Verfassers am besten zeigt. Dazu gehören auch die Schilderung der ersten Sorgennacht, die auf die Erhebung des Mobilmachungstages folgt, der grausige Gang der Schmiedin mit dem Bahnwärter, der Abschied des Schmieds und der Weihnachtsschluß. Aber das Allerschönste ist die Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit des Ganzen. Ein Geschichtsschreiber wird diese Erzählung benützen können, wo ihn alle Zeitungsausschnitte und amtlichen Schriftstücke und gefälschten Greueldokumente verlassen. Wenn ich einem, der es nicht erlebt hat, diese erste Zeit des Kriegs, den Auszug und das Leben der Daheimgebliebenen, die ersten Siege und die ersten Todesnachrichten begreiflich machen will, so brauche ich ihm nur dieses Buch zu geben. Die, die es erlebt haben, werden sich erst recht daran freuen können; es ist ein Prachtbuch. M. B.

C. von Dornau, Burg Tresa, eine Erzählung, in der es spukt. Humoristischer Roman. *Leipzig,* Verlag *Theodor Gerstenberg.*

Ein Testament, dessen Vordersatz die Erben zu einem Roman verpflichtet, und dessen Schlußsatz man erst am Ende dieses Romans erfährt! Der Einfall ist nicht übel; nur schade, daß der Roman gar zu sehr ins Kraut geschossen ist. Aber wenn auf einer alten Raubritterburg, an deren Fuße eine Kleinbahnstation

Digitized by Google

„als Sinnbild moderner Weltanschauung" liegt, dreizehn Erben ein Vierteljahr lang zusammen hausen und sich unter ihnen junges Volk, verschrobene Tanten und Onkel Max mit der „Schandschnauze" befinden, so geht das natürlich nicht ohne „Roman" und auch nicht ohne Spuk ab. Wer also das Gruseln vor derlei Dingen nicht kennt, der vertraue sich der Kleinbahn an; er wird in Burg Tresa gute Unterhaltung finden.

F. M.

Carl Einstein, Negerplastik. Mit 119 Abbildungen. *Verlag der Weißen Bücher*, *Leipzig 1915*. 12 M.

Wohl das Schönste, in bezug auf Qualität Höchststehende, das bisher von Negerplastik nach Europa gekommen ist, wird in Einsteins Buch reproduziert. Die Abbildungen vermitteln einen reinen Genuß. Einzelne Stücke sind von zwei Seiten aufgenommen.

Der äußerst knappe Text befriedigt nicht ganz, trotz mancher klugen und feinen Beobachtung nach der Seite des Gefühlsmäßigen und Formalen. Der Verfasser bemüht sich namentlich, den Nachweis zu erbringen, daß afrikanische Plastik Kunst ist, wenn man auch an sie, die aus ganz anderen Voraussetzungen wie die europäische erwachsen ist, naturgemäß nicht den europäischen, also einen ihr fremden, Maßstab anlegen darf. Fast hat man, angesichts der hohen Qualität der Dinge, das Gefühl, daß sich dieser Nachweis erübrige, vergegenwärtigt man sich aber, in welch barbarischer Weise in ethnographischen Museen, den einzigen, die bisher Negerplastik sammeln, afrikanische Masken oder Kleinplastik aufgestellt werden, so begreift man, daß erst ein ganz kleiner Kreis von Menschen die Größe dieser Kunst empfindet. Es sind dieselben Menschen, die den Zugang zu den Gefühlswerten und der Größe moderner Kunst gefunden haben, die sich ihre Sprache neu schaffen mußten, frei von der Konvention der Renaissance.

Da nur einige Beninarbeiten datiert sind, verzichtet Einstein darauf, die Dinge historisch einzureihen, er bestimmt die Skulpturen auch nicht nach ihren Fundorten, weil die Stämme wandern und der siegreiche sich die Götter des unterlegenen zu eigen macht. So wird selbst dieser kleine Anhaltspunkt verschmäht. Im ganzen erscheint dem Verfasser „der Versuch, etwas über afrikanische Plastik auszusagen, als ziemlich hoffnungslos". *Das* Buch über Negerplastik ist noch ungeschrieben, fürs erste ist die wundervolle Materialsammlung, die wir Einstein zu danken haben, freudig zu begrüßen.

Dr. Rosa Schapire.

Erich August Greeven, Die letzten Brücken. Roman. Verlag von *Egon Fleischel & Co., Berlin W.* 6 M.

Ein zynisches Buch, das man sich in äußerster Verbitterung geschrieben denken möchte und das man wohl nur mit einiger Befriedigung lesen kann, wenn man die verhärtetste Überzeugung von der Schlechtigkeit unserer Zeit und ihrer Menschen hat. Die Stärke des Verfassers liegt nicht im großzügigen oder sichern Bau der Handlung oder im feinen Einfühlen in verborgene Seelenregungen der Menschen, sondern in der scharfen Beobachtung, die seinen Schilderungen den Schein der Echtheit gibt und vor allem die Menschen mit verblüffender Sicherheit in ihre Umgebung stellt, und doch muß man sich fortwährend sagen, daß diese Photographien nicht die Wirklichkeit wiedergeben können. Wir haben ja gerade von den Lobrednern des Kriegs auch sehr übertriebene Schilderungen der Verkommenheit hören müssen, die in Deutschland unter dem Frieden eingerissen gewesen und nun erst vom Krieg ausgetrieben worden sei; aber selbst diese sonderbaren Volksfreunde werden nicht zugeben, daß irgendwo in Deutschland — der Roman spielt in Bonn und sonst im Rheinland — die Menschen so vollkommen haltlos jedem physischen Trieb hingegeben, so ohne jeden Anstand im Innern wie im Äußern, so wurzelfaul gewesen seien, wie es die Menschen dieses Buches ohne Ausnahme sind. Wirklich ohne Ausnahme; das ist das Erstaunliche. Es ist nur einer von ihnen ein sozusagen amtlich abgestempelter Gauner, der „gesessen" hat; aber die andern Männer und Frauen haben gar keine Veranlassung, Steine auf ihn zu werfen. Von den Frauen will ich nicht weiter reden; die alte Geheimrätin Wendelstedt hat etwas von einer unsaubern alten Hexe aus einem Goyaschen Capriccio, und von ihren Töchtern, den Heldinnen des Buchs, ist die eine zuerst demivierge und dann Dirne, die andere von A bis Z schwer hysterisch; bei den andern auftretenden Frauenzimmern aber gehört die wilde Geschlechtlichkeit ihres Wesens schon gar zur Rolle und zum Beruf. Aber die Männer des Romans sind ein größerer Kreis, vielleicht zwei Dutzend; sie gehören den verschiedensten Ständen und Altern an; es ist keiner darunter, den man mit der Feuerzange anfassen möchte. Die Gelehrten sind Tröpfe; die Kaufleute sind Schieber und Betrüger; die Künstler sind Spekulanten und Schaumschläger; was der Baron de Voß ist, kann man auf Seite 231 nachlesen. Die Helden des Romans, Christian und Heinrich Berlekow, sind Brüder und natürlich dementsprechend Antipoden; der eine Kolonialmensch, der andere höchst europäischer Kunstgelehrter; der eine ein starker Mann ohne Gewissen, ohne Rechtsgefühl, ohne Ehre; der andere ein ziemlich perverser Schwächling, dem manchmal bei offenen Gemeinheiten der andern doch noch Bedenken anwandeln; es bedarf danach wohl keiner weiteren Bemerkung darüber, daß alle Weibchen (einschließlich der Gattin Heinrichs) sich — man möchte hier wirklich sagen: wie die Wilden — auf den überseeischen Gewaltmenschen stürzen und sich an ihm satt fressen (vergleiche Seite 332); sogar die frühere Geliebte muß dem armen Heinrich sagen „Du hast keine starke Hand. Du greifst, aber du hältst nicht. Und jede Frau versucht, wie stark die Hand dessen ist, den sie liebt." Zwischen dieser bedenklichen Schwäche und der unbedenklichen Roheit des Pflanzers gibt es kein Mittelding. — Nach seinem Gegenstand und der Grundauffassung des Stoffs mußte der Roman viele peinlich zu lesende Stellen enthalten. Über manche wird wegkommen, wer überhaupt sich mit literarischen Qualitäten über Derartiges trösten kann. Zwei Stellen aber, Seite 293—299 und der melodramatische Schluß Seite

Digitized by Google

445—446, sind ebenso geschmacklos wie anstößig und hätten keinen Drucker finden sollen. M. B.

Knut Hamsun, Kinder ihrer Zeit. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Niels Hoyer. *Albert Langen Verlag, München.* 376 Seiten.

Den Verehrern des Dichters wird auch dieser neue Roman viele schöne Stunden stillen Genießens verschaffen. Man wird freilich den guten Willen mitbringen müssen, den die Vertrautheit mit Hamsuns Weise schafft, um in der Kriegszeit das Buch geduldig durchzulesen. Man wird dabei inne, wie sehr man sich an den Stil der Feldzugsberichte gewöhnt hat; es verdirbt die Augen für einen gleichmäßigen Druck, wenn man so viel Zeitungen überfliegt und sich so auf das schnelle Heraussuchen des Gesperrten einstellt, wie wir es jetzt alle tun. Auch in dieser Erzählung hat Hamsun seine Fäden wieder so fein gezogen, wie es nur wenige außer ihm können; es ist die Schönheit eines Spinnennetzes, die wir daran bewundern. Und wie in einem Spinnennetz manchmal, wenn eine besonders dickköpfige Hummel durchgefahren ist, die beschädigte Stelle ein dichteres Gewebe, gleichsam einen Schönheitsflecken zeigt, so auch in dem Buch. Denn es ist nicht Mangel an Können, wenn Hamsun seine vier Hauptfiguren, den Leutnant auf Segelfoß und seine deutsche Frau, den Industriekapitän und den jungen Willatz Holmsen, mit fast unsichtbar feinen Strichen zeichnet; er kann auch, wenn es sein muß, eine Figur mit ganz wenig starken Linien von verblüffender Sicherheit hinsetzen; der neue Distriktsarzt Muus ist eins der glänzendsten Beispiele solcher Technik, die ich überhaupt kenne. Als Schilderung der Zeit und der nordnorwegischen Volksart ist das Buch von großem, ernstem Wert, weit über seine rein literarischen Feinheiten hinaus. M. B.

Eduard Heyck, Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen (1844—1894). Mit acht Bildnissen und einem Faksimile. *Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.* 1915. Geheftet Mark 4,50; gebunden Mark 6.

Professor Dr. Eduard Heyck hat diese schöne Zusammenstellung bisher unveröffentlichter Briefe der Fürstin Bismarck besorgt, als eine Festgabe zum hundertjährigen Geburtstage des Fürsten, die dankbar zu empfangen alle Verehrer des großen Mannes bereit sein werden. Denn wie in den eigenen Briefen und Schriften Bismarcks hauptsächlich sich die eine Seite seines Wesens zeigt, die dem feindlichen Leben zugekehrte, so enthüllen die Briefe seiner Gemahlin, und fast sie allein, das Gemüt des „eisernen" Kanzlers in seiner ganzen Fülle und Güte. So wirkten schon die ersten Veröffentlichungen aus dem Familienbriefwechsel erst wie eine Überraschung und dann wie eine Offenbarung. Feinde und Freunde erfuhren erst aus ihnen, daß auch ein Bismarck nicht immer „mit Kanonenstiefeln durch die Weltgeschichte schreiten" wollte und daß seine häuslichen Freuden und Sorgen nicht allzusehr von den häuslichen Freuden und Sorgen der Geringeren unterschieden waren. Ein Heros, der das Schnupfenfieber hat und im Bett bleiben muß, ist keine glänzende Erscheinung mehr, wer seinen Helden nicht anders betrachten kann, als auf der Denkmalsäule stehend, mag den Grundsatz vertreten, alle Erdenspuren, die er zurückließ, müßten vergessen und verwischt werden, damit er, befreit von dem, was an ihm sterblich war, unsterblich erscheine. Aber das hieße doch wohl am Ende aus einer Persönlichkeit ein blut- und fleischloses Wesen machen, aus ihrem Erdendasein ihr Wirken fortnehmen, um die Ergebnisse dieses Wirkens auf eine geschichtliche Formel zu bringen, die allein den Namen der Persönlichkeit selbst für die notwendige Überschrift trägt. Und auch deshalb ist die Teilnahme, die wir für den häuslichen Kreis und das häusliche Leben bedeutender Menschen beweisen, nicht das, was in gleichgültigeren, niederen Sphären Klatschsucht genannt wird. Gewiß, man braucht, um sich durch den „Faust" erheben zu lassen, nicht zu wissen, wie Goethe gewohnt hat und die Bedeutung Bismarcks in der Geschichte läßt sich erklären auch ohne genauere Nachrichten über seine Badereisen. Aber die Begleiterin des Bismarckschen Lebens ist, selbst wenn wir nicht wissen würden, was alles sie ihrem Manne bedeutet hat, mit ihren Familienbriefen, in deren Mittelpunkt fast immer Bismarck steht, wie die Gattin ihn gern nach alter norddeutscher Adelssitte erwähnt, mit ihren durch keine epistolographischen Rücksichten behinderten Frauenbriefen die unmittelbarste Zeugin für das Haus des Helden geworden, ohne dessen Kenntnis uns seine Welt in vielem nur halbverständlich bliebe.

Das ist, in mancherlei Sinn ausdeutbar, der historische Wert der Briefe der Fürstin Bismarck, deren literarischer Wert in ihrer Unmittelbarkeit der Wiedergabe von Tagesempfindungen und -stimmungen liegt, die doch alle tief begründet sind in der persönlichen Gesinnung, die die ihres Standes ist. Die frische Ursprünglichkeit dieser Briefe läßt sich noch nicht, wenn durchaus literarhistorische Parallelwertungen uns ihren Besitz köstlicher machen sollen, der jener Briefe vergleichen, die die Herzogin Sophie Charlotte von Orléans und Frau Rat geschrieben haben, die beiden großen Talente unter den deutschen Briefschreiberinnen. Aber die Urkraft, die auch ihre Form prägte, ist die gleiche, den berühmtesten männlichen Briefstilisten versagte, eine verschämte weibliche Schwäche, das Bedürfnis der Aussprache nach Gemütsentlastung durch Mitteilung und Plauderei. Es sind echte, zur Herzenserleichterung heruntergesprochene Frauenbriefe, ohne allen Beigeschmack des Blaustrumpftums, das manchen anderen bekannt gewordenen Briefwechsel der Romantikerzeit, in die die Mädchenbriefe noch hineinreichen, mitunter ganz unleidlich macht. So geben sie eine glückliche Widerlegung jener Ansicht, die in den ästhetisierenden Selbstbespiegelungen aus den Kreisen der Berliner Teesalons einen ausschließlichen Höhepunkt für den deutschen Frauenbrief der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts finden möchte, und haben damit ihren bescheidenen, doch sicheren Platz auch in der deut

Digitized by Google

schen Literaturgeschichte, für die, nebenbei vermerkt, manches kluge Urteil über Bücher des Tages beigesteuert wird (zum Beispiel Seite 164 über Heyse). Nicht etwa, daß ihnen durchgeistigte Anmut fehlte, das Ebenmaß des schönen Wesens gilt auch ihnen als nachahmens- und verehrungswürdig, sie zeigen es in dem gleichmäßig ruhigen Ausmaß, das ihnen die gleichmütige Sicherheit verlieh, die ihre Verfasserin ihrer Lebensstellung verdankt. Das Briefbuch, das mit ihren eigenen Worten das Leben der Fürstin von Bismarck, geborenen v. Puttkamer, erzählt, ist immer ein adeliges, niemals ein adelsstolzes Buch. Es sind brave Briefe, die, mögen sie von der frischen Weltgeschichte oder von den frischen Würsten sprechen, Geste und Pathos nicht verschwenden. Und es sind wiederum hohe Briefe, die das Erlebnis der „schönsten, vollkommensten Ehe" von ihrer Vorgeschichte bis zu ihrer Vollendung erzählen, der beste Kommentar eines berühmten Bismarckwortes: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat", den es geben kann. Johanna von Bismarck, ein „Lebensbild in Briefen", ist das Bismarckbuch für deutsche Frauen, nicht nur unter den in diesem Erinnerungsjahr veröffentlichten Bismarckbüchern, und weil es ein wahres Buch ist, wird es auch den Männern eines der schönsten Bismarckbücher bedeuten müssen. Sein Herausgeber hat alle Pflichten, die ihm die schöne Aufgabe vorschrieb, mit liebevollem Sachverständnis erfüllt, in einem feinsinnigen Nachwort sich über seine Arbeit und ihre Wertung ausgesprochen, erläuternde Stammtafeln und ein gutes Namensverzeichnis nicht vergessen. Die beigegebenen Bildtafeln, nach seltenen und unbekannten Vorlagen, erhöhen noch den ungemeinen Persönlichkeitsreiz, der von diesem ebenso liebenswürdigen wie liebenswerten Buche ausgeht.

G. A. E. B.

Johannes V. Jensen, Das Schiff. Roman. *S. Fischer Verlag, Berlin*, 1915.

J. V. Jensen, der abenteuerliche Wirrnisse neuer Welten, Exotika, Jagdgeschichten, das rasende Rad amerikanischen Lebens mit bisher ungekannter sachlicher Kraft über naturalistische Einzelschilderung hinaus in weite Erzählungsbogen gefaßt hatte, schildert nun in einer Reihe von Romanen die Entwicklung der Menschheit, von Norden herschäumend. Von Norden her: also die Entwicklung der blonden Menschheit. Auf das Buch „Der Gletscher", das Eiszeitmenschen aus Einsamkeit zu primitiver Kultur und wärmeren Wäldern wandernd darstellte, folgt nun „Das Schiff". Symbol wird das Schiff für die Unruhe jener nordischen Menschen, die in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung alle Gestade der Nord- und Ostsee bevölkerten, von den Ostseeprovinzen über die skandinavischen Reiche und deutschen Küsten bis nach England und Nordfrankreich. Die Bauern hausen roh und verschmutzt in kümmerlichen Hütten, dumpf und unbewußt jeglicher arbeitend und sammelnd, was er zur Fristung des Lebens braucht. Aber die Jungen in den Wäldern, nicht kennend ihre Eltern, wie Tiere auf Bäumen und im Gestrüpp toben sie herum; Kraft und Wille wächst in ihnen zu schrecklichem Trieb, daß sie sich in ungenutzt schäumender Tatenlust selbst aufhängen, erschlagen und die Häuser ihrer Väter überfallen. Aber wie alle Nordländer aller Zeiten fühlen sie die Sehnsucht nach Licht, Klarheit, Wärme, nach dem Paradies. Kunde von Wikingen, Normannenkönigen dringt durch die Wälder, und Tausende von Jungen in dumpfer, stierhafter Gier streben auf seltsamsten Schiffen zur Riesenflotte des großen Königs Ragner Lodbrog. Nicht genügt ihnen die Eroberung von Englands fruchtbaren Gestaden, zum Paradies des Südens sehnen sie sich von kühlen Nebelküsten, und die sagenhaften süßen Jungfrau-Engel mit Flügeln scheinen ihnen begehrenswerter, lustverheißender als die triebhaften, derben nordischen Weiber. Eine Flotte der Besten fährt los, an den Küsten Frankreichs, Spaniens, Afrikas, Italiens sich berauschend, alle Seligkeiten der Wärme, der Üppigkeit, einer schon erblühten und wieder verfallenden Kultur gierig genießend. Und sie plündern und morden und rauben in Unschuld und Glückssehnsucht. Aber sie verweichlichen, erschlaffen, und als sie glauben Rom, die Weltherrscherin, Heimat des Statthalters vom weißen Christ, mit List erobert und zerstört zu haben, erfahren sie, daß nur eine gleichgültige kleine italische Stadt ihr Opfer ward. Da schwillt wieder die Sehnsucht in den Seefahrern nach der Heimat der Kargheit und Wildheit, nach Wäldern, Kälte und harten, starken Menschen: sie fahren heim, ewig verzichtend aufs Paradies. Bei Gibraltar frißt ein Seesturm alle Geschwächten, Lebensunfähigen, und das Häuflein der Starken, nun durch Erleben Geklärten und Herrschaftsfähigen, kehrt beruhigt zurück, Kraft und Segen zur Heimat führend.

Dichterisch dargestellte Kulturgeschichte ist dies Buch Jensens, aber dennoch ist der Hauptton auf das Wort dichterisch zu legen. Niegeschilderte Landschaften wuchern empor im Norden und Süden, das Fühlen ganzer Völker enthüllt sich wie sonst nur der Einzelne analysiert wurde. Allerdings ist nur eine winzige Fabel in die großen Kulturschilderungen verwoben: das Schicksal Germunds, des seeländischen Jungen, der wiederum nur als Stärkster unter vielen hervorgehoben und genannt ist, und des Mädchens Gevn, die seine Frau wird. Auf der großen Südfahrt verschwindet Germund ganz in der Schar, rückkehrend aber in die Heimat wird er Schutzherr der Küste und Gründer jener Stadt, die heute Kopenhagen heißt. Einen Missionar bringt er in sein Land und duldet die Christlichmachung seiner Küste; ein geruhig Urbarmachender, ohne Feuerhörner, ein derber und gesunder Philister ward Germund, der seefahrende Held.

Freunde einer absoluten Dichtkunst werden diesen Roman Jensens verwerfen, als Mischprodukt von Kulturgeschichte und historischem Roman. Dann lesen wir schon lieber etwa Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", werden sie sagen; dichterisch übermalte Völkergeschichte ist nicht Dichtung, Kulturgedicht kein Kunstgedicht. Mögen sie's sagen. Hier ist dennoch ein Werk von ungeheurer konzentrierter Darstellungskraft, hier sind Stücke Welt, Landschaft, Mensch und Volk ganz von der Höhe her gesehen und

Digitized by Google

inbrünstig geformt, aus zeitlich und räumlich unendlich gedehnter und weiter Realität eine neue gedichtete Realität geschaffen. Und deshalb ist dies Buch Kunst.

Kurt Pinthus.

Bischof P. W. von Keppler, Das Problem des Leidens. — Leidensschule. *Verlag Herder in Freiburg i. B.*

„Wir haben das Glück erfunden", sagen im Zarathustra die letzten Menschen, — „hüpfen über die Erde und blinzeln" . . . Nietzsche, der die Rangordnung der Menschen nach ihrer Leidensfähigkeit bestimmen möchte, sieht den Leidenslosen hüpfend und blinzelnd — eine Karikatur der Menschenwürde! — Und doch, — so wenig wir uns gereiftes, vergeistigtes Menschentum ohne die Läuterung im Leiden vorzustellen vermögen, so sehr verlangt trotzdem unser Geist immer aufs neue nach einer Rechtfertigung des Leidens, — nach einer Rechtfertigung Gottes, der das Leiden und das Übermaß des Leidens der Welt zum mindesten zuläßt, — wenn er es nicht sendet.

Dies eigentliche *Problem* des Leidens, — der Versuch einer intellektuell begreifbaren Rechtfertigung Gottes bleibt in Bischof von Kepplers so benanntem Buche unberührt; es ist eine reiche, von erstaunlicher Belesenheit zeugende Zusammenstellung der antiken philosophischen Systeme, die versucht haben, sich mit dem Problem des Leidens auseinanderzusetzen. Wie Bischof von Keppler diese Systeme darbietet, — vom vornehmen Ekel gegen den Leidtragenden hinweg über den Gleichmut des Weisen, bis zum Seelenbekenntnis im ägyptischen Totenbuch, nie über einen Menschen Hunger und Leid gebracht zu haben, — atmen sie alle die von ihrem Erzähler tief und traurig empfundene Unseligkeit der Christusferne und damit der undurchdringlichen Finsternis.

Keppler, der Bischof und Christ, bedarf keiner Rechtfertigung Gottes; er weiß, daß in Christus das Problem des Leidens gelöst ist, — ihm in seiner Einzelerfahrung gelöst. Da aber die Lösung des Problems in der Seele des Einzelnen typisch ist für das ganze Christentum und seine Stellung zum Leiden, tat Keppler recht daran, keine Philosophie des Leidens zu schreiben, mit der er etwa Außenstehende, die der Anblick des *fremden* Leidens verwirrt, belehren möchte. Er hat Tausende und Tausende nach dem *eignen* Leid gefragt und schildert mit seiner ganzen Wärme und Fröhlichkeit die Zeugnisse derer, die Gott recht gegeben haben, die Gott gepriesen haben, indessen „ihr Auge hinauf zum Himmel tränte". Kepplers *„Leidensschule"* wirkt wie eine reichhaltige Erläuterung zu dem Christuswort: *„Tue* das, so wirst du leben". Sie erzählt vom Einzelleiden und will dem Einzelleiden zu Hilfe kommen, daß es aus dem bittren Fluchzusammenhang mit der Schuld gelöst und mit dem Leiden Christi Gott dargebracht werde. Die Leidensschule will die christliche Seele ein Mindestmaß von Leidensfähigkeit und Leidensfröhlichkeit lehren, — während sie erzählt, wie die Heiligen auf Leiden ausgehen wie auf Raub und den Himmel offen sehn, wenn die Steinwürfe fliegen,

Ilse von Stach.

Kleine Kriegsbücher. Volkswirtschaftliche und massenpsychologische Ursachen bedingen es, daß dem billigen Buch geringen Umfangs heute das Feld gehört. Wer hat die Ruhe, wer hat das Geld für große Romane, schwere Wissenschaft? Und was so aus dem Tage für den Tag hervorwächst, trägt an der Stirn das Zeichen der zweckbewußten Einstellung, ist nicht mehr Kunst von der Art vor dem Kriege. Gibt es heute noch einen, der Artist im alten Sinne wäre? Ich weiß es nicht; aber wenn er selbst es behauptete, ich würde es ihm nicht glauben, weil die Schutzwälle, hinter denen dieses Artistentum möglich war, gefallen sind und weil keiner sich jetzt aus Zeit und Raum zu flüchten vermag. Die Sicherheit der Zeichnung, die sonst den feinen Sensationen des kultivierten, allem Massengefühl instinktiv feindlichen Künstlers galt, geht nun auf die Bilder der tausendmal wiederholten Geschehnisse über. Die Simplizissimusskizze wird zum seltsamen jüngsten Sprößling der alten Familie der Kriegsgeschichten. Nur ganz leise zieht durch den Pulvergeruch noch ein verwehtes Wölkchen des Parfum Peau d'Espagne oder der kaum hörbare Nachhall früherer münchnerischer Ausgelassenheit.

Das ist der Eindruck, den die neuen Nummern 5 bis 9 von *Langens Kriegsbüchern* (Verlag *Albert Langen, München*) wecken. Nr. 5 bringt zwei allzu gutmütige Einakter von *Ludwig Thoma,* „Der erste August": Oberbayrische Ernte, Mobilmachung — und „Christnacht 1914": Schützengraben, Heimatgedanken, zum Schluß Tannenbaum und Punsch, alles noch dazu in Reimversen. *Alexander Castell* zeigt sich in seinen Novellen „Der Kriegspilot" (Nr. 6) recht ungleich. Neben einem Nichts wie „Gäste" steht ein Stück von ungewöhnlicher Kraft „Die Nonne Beatrice". Zu der Skizzensammlung „Unsere Bayern anno 14" liefert *Lena Christ* einen zweiten Teil (Nr. 7), gleich dem Vorgänger mit fabelhafter Echtheit die Tonart und die Geste des Volksstamms erfassend. Auf Dostojewskis Pfaden geht *Arnold Ulitz* in den Novellen „Die vergessene Wohnung" (Nr. 8), die große Titelerzählung schlecht gebaut und der überzeugenden Kraft ermangelnd, besser die drei folgenden kleineren Skizzen. Künstlerisch wiegt am schwersten das letzte dieser Bändchen: *Max Beers* „Boches . . .!" Die ersten zwei dieser drei Geschichten aus Frankreich stehen in der ironischen Beleuchtung der Tarasconaden ganz ausgezeichnet, und man kann zu ihrem Lobe nichts besseres sagen, als daß Herr Hippolyte Dupont und die Kleinbürger der Ferté-Malin des Meisters Daudet selbst nicht unwürdig wären. Die Schlußerzählung trägt freilich ihre sehr ernste Sache mit unerlaubter und gewaltsamer Spaßhaftigkeit vor.

Jenseits der Literatur im engeren Sinne des Wortes liegen zumeist die Eine-Mark-Bände der *„Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte"*, die bei *S. Fischer* in *Berlin* zu erscheinen beginnt. Aus *Theodor Fontanes,* 1854 erschienenem „Sommer in London" hebt *Samuel Saenger* geschickt heraus, was das England von damals und von heute zugleich kennzeichnet. Die *„Berichte eines Sanitätssoldaten"*, die bei ihrem Erscheinen in der „Neuen Rundschau" gerechte Bewunderung ernteten, verdienen gewiß die Erneuerung

Digitized by Google

in Gestalt eines Sonderdrucks und unter Namensnennung des Verfassers; er heißt *Rudolf Requadt.* Zwei bewährte Mitarbeiter der „Neuen Rundschau" kommen in den beiden anderen, bisher vorliegenden Bändchen der Sammlung zu Wort: *Lucia Dora Frost* gibt unter dem Titel „Preußische Prägung" die kluge, tief eindringende Analyse des unbeliebtesten und imponierendsten Staatswesens der Erde und *Franz Oppenheimer* erläutert von hohem Standpunkt in „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft" die ökonomische Lage der Gegenwart. So stellt die Fischersche Sammlung zur Zeitgeschichte in ihren ersten vier Bänden eine wertvolle Reihe verschiedenartiger Beiträge dar.

Unter denen, die aus der lyrischen Ernte des Krieges die vollen Halme zu bergen suchen, geht noch immer *Julius Bab* mit seiner Sammlung „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht" (*Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin*) an der Spitze. Alle Achtung vor der Ausdauer, der nun das fünfte Heft, betitelt „Die lange Schlacht" zu danken ist. Als Nachtrag zum vierten, das zur Weihnachtszeit herauskam, bringt es drei Gedichte von Dehmel, Schaeffer und Thoma, nach Babs gewiß glaubhafter Behauptung der einzige Ertrag der ungeheuren Produktion an Kriegs-Weihnachtslyrik. Im übrigen ist in diesem Hefte als Besonderheit das starke Hervortreten der Frauendichtung zu bemerken, darunter als Prachtstück „Marcia funebre" von Hedwig Lachmann.

Während Bab schon als sehr bald folgend ein sechstes Heft „Neue Jugend" ankündigt, meint *Conrad Höfer,* der Herausgeber des jüngst als Fortsetzung der Buchwaldschen Auslese gedruckten Bändchens „Sieg und Tod" (*Verlag Eugen Diederichs* in *Jena*), die dichterische Produktion des Krieges müsse jetzt zum annähernden Abschluß kommen. Ich bin auch der Meinung, es werde zunächst nicht viel von stärkerer Wirkung mehr ans Licht treten, und finde das durch die Inhalte der jüngsten Hefte Babs und Höfers bestätigt. Selbst ein so starkes Talent wie der bei Höfer mit Recht besonders reich vertretene Alfons Petzold fällt jetzt leicht ins Erzwungene. Aber kommt in das stockende Geschehen neue starke Bewegung, färbt den Horizont der Zeit das erste Rot des heraufdämmernden Kriegsendes, dann wird auch der Dichtung gewiß ein frischer Windhauch die erschlafften Segel schwellen.

Als eine Erscheinung von eigner Art brachte der Verlag *Eugen Diederichs* in *Jena* die Dichtung „Kriegsmesse 1914" von *Julius Zerzer,* schön gedruckt in der neuen Ehmcke-Fraktur (Preis 1 M.) Man hört in den machtvoll dahinwallenden Rhythmen dieser, den Sätzen der alten Kirchenmesse nachgebildeten Folge in der Tat die Orgeltöne, den Schall der Posaunen und den Chorgesang erklingen, mag auch hier und da ein Ton aus der großen Stimmung ins bescheidenere Empfinden des vorüberfließenden Geschehens hinabsinken.

Wie auch das echte Poesie werden kann, lehren die ebenfalls bei *Diederichs* gedruckten „Westfälischen Kriegsgedichte" von *Hermann Wette.* Sie bedürfen nicht der Einkleidung in die Tracht der Mundart, die dichterische Schwächen so täuschend zu verhüllen imstande ist, sie haben in sich gesündeste Lebenskraft und Steigerungsfähigkeit, die das Erlebte zum Kunstwerk werden läßt.

Ich habe damit das weite Feld betreten, auf dem die Saat der einzelnen Kriegsdichter in einer Unzahl von dünnen Heftchen emporgeschossen ist. Was da im Selbstverlag und von Verlegern, die auf den bekannten Namen oder die persönlichen Beziehungen des Verfassers bauen, dargeboten wird, verdient zumeist keine Erwähnung. Aber auch unter den „berühmten", von angesehenen Häusern verlegten Poeten hat so mancher allzu viel Kartoffelmehl unter den Weizen gemischt und bringt ein Gebäck zu Markte, das nur als Kriegsnahrung zulässig erscheint. Entsagungsvoll legt man eins dieser Hefte nach dem andern beiseite, und schließlich bleibt von dem anfänglich hohen Stoß nur ein Häuflein als beachtenswerte Ausbeute zurück.

Ich nenne davon, neben den früher schon im „Beiblatt" genannten zahlreicheren lyrischen Erzeugnissen von Wert heute an erster Stelle die Kriegsgedichte von *Rudolf Alexander Schröder* „Heilig Vaterland" (*Insel-Verlag* in *Leipzig*). Wie gepflegte Form und Volkstümlichkeit, strenger Rhythmus und sangbare Einfachheit der Melodie zu vereinen sind, erkennt man in diesen von edlem Gefühl und schönem Reichtum der Phantasie geschwellten Dichtungen.

Anders steht es mit den Gedichten von *Will Vesper,* „Vom großen Krieg 1914" — 1915, Erste und zweite Folge (*C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München*). Sie erheben sich von der Überwältigung alles Künstlerischen durch das Erlebnis der ersten Kriegszeit zum Besinnen auf die inneren Dinge, die den Dichter angehen, und gelangen da zu solchen reichen Ergüssen wie „Haß oder Liebe?" und „Der deutsche Gott".

Als eine Stimme aus der Vergangenheit ertönt der Ruf *Conrad Ferdinand Meyers,* des großen Schweizer Dichters, der ganz anders als seine jetzigen Landsleute das Heil für sein Vaterland von dem Anschluß an das neue Deutschland von 1870/71 erwartete, trotzdem Meyer mit seiner Bildung viel mehr in französischem als in deutschem Boden wurzelte. Deshalb ist es doppelt gut, daß der Meyer-Verleger, *H. Haessel* in *Leipzig,* uns ein Heftchen gibt, betitelt „*Conrad Ferdinand Meyers Stimme im Weltkrieg*". Es enthält außer einer Reihe der schönsten Gedichte und der Novelle „Der Schuß von der Kanzel" ein kurzes Vorwort von *Erich Jäger,* das kundig und geschickt von Meyers Deutschtum berichtet. Zu den dort angeführten Zeugnissen läßt sich noch das Wort gesellen, das Meyer 1881 für das Album „Aus Sturm und Not" niederschrieb: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen."

Der Überschwall der andringenden Hefte und Bücher wächst und wächst, je länger der Krieg währt, und immer weniger kann die redliche Absicht, prüfend das Vollwertige von der Scheidemünze des Tages zu sondern, sich Erfüllung erzwingen. So kommt es, „daß man zu tiefer, grimmiger Pein ermüden muß, gerecht zu sein". Nichts bleibt, als eine Aufzählung

Digitized by Google

derjenigen neuen Erscheinungen zu versuchen, die in irgendeiner Hinsicht Achtung fordern dürfen.

Wir beginnen mit den Fortsetzungen älterer, hier schon erwähnter Reihen:

Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht, ausgewählt von *Julius Bab* (*Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin*), Heft 6: „Neue Jugend". 48 Seiten. 50 Pf.

Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte (*S. Fischer Verlag, Berlin*): *Thomas Mann*, Friedrich und die große Koalition. 131 Seiten. In Pappe 1 M.

Langens Kriegsbücher (*Albert Langen Verlag, München*) Zehntes—Vierzehntes Bändchen: *Katarina Botsky*, Ostpreußens Feuerzeit. 128 Seiten. — *A. von Vestenhof*, Hic Habsburg! 101 Seiten. — *Felix Salten*, Abschied im Sturm. Novelle. 131 Seiten. — *Eberhard Buchner*, Kriegshumor. Zweiter Teil. 144 Seiten. — *Alexander Castell*, Der Tod in den Lüften. Novellen. 99 Seiten. — Je 1 M.

Im gleichen Verlag: Soldaten- und Kriegsgeschichten und andere köstliche Stücke aus dem „Rheinländischen Hausfreund" des *Johann Peter Hebel*. Herausgegeben im Kriegsjahr 1915 von *Otto Ernst Sutter*. Umschlagzeichnung von *Wilhelm Schulz*. 118 Seiten. Geheftet 1 M., in Pappe 1,50 M. — *Bruno Frank*, Strophen im Krieg. Ein Flugblatt, 12 Seiten. In Umschlag 40 Pf. — *Eberhard Buchner*, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/15 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Zweiter Band: Von der Vogesenschlacht bis zur Einnahme von Suwalki. Titel- und Umschlagzeichnung von F. H. Ehmcke. VIII, 330 Seiten. Geheftet 3 M.; in Leinen 4 M. — *Wilhelm Klemm*, Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld. Mit 18 Vollbildern nach Originalholzschnitten von Professor *Walter Klemm*. 84 Seiten. gr.-8°. In Pappe 4 M.

Tat-Bücher für Feldpost (*Eugen Diederichs in Jena*) Heft 10: Mannhaftigkeit und Bürgersinn, Stimmen der Alten, Herausgeber *Otto Crusius*. 100 Seiten, 60 Pf., geb. 1,20 M., in Leinen 2 M.

Ebenfalls bei *Diederichs in Jena*: Osten und Orient, herausgegeben von *Erwin Hanslick*, Heft 1: *Stefan Rudnyckyi*, Der östliche Kriegsschauplatz. Mit Anhang. *E. Hanslick*, Die Nationen des östlichen Kriegsschauplatzes. Mit 1 Karte und 2 Skizzen. 131 Seiten. 80 Pf. — Tat-Flugschriften: *Joseph Hengesbach*, Frankreich in seinem Gesellschafts- und Staatsleben. 48 Seiten. 1 M. — *Alfons Petzold*, Volk, mein Volk ... Gedichte der Kriegszeit. 66 Seiten. 1,50 M. — Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen? Religiöse Vorträge von *Gertrud Prellwitz*. 72 Seiten. Geheftet 2 M., gebunden 3 M. — *Gustaf F. Steffen*, Weltkrieg und Imperialismus. 255 Seiten. In Pappe 4,50 M., in Leinen 5,50 M.

Zehn deutsche Reden, herausgegeben von *Axel Ripke* (*Leipzig, Kurt Wolff Verlag* 1915): Neue Weltkultur von *Karl Joel*. IV, 90 Seiten. 60 Pf.

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von *Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg*. Feldpostausgabe. Erstes Heft (1915 Verlag von *K. F. Koehler, Leipzig*). 64 Seiten. 40 Pf., in Pappe 1,20 M., numerierte Liebhaberausgabe auf Büttenpapier, mit eigenhändigem Namenzug Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg versehen, jedes Heft 15 M.

Alte und neue Balladen und Lieder des *Freiherrn Börries von Münchhausen*. Auswahl fürs Feld. (*Egon Fleischel & Co., Berlin*, im Kriegsjahr 1915.) 96 Seiten. 50 Pf.

Kriegsgedichte 1914. Gesammelt und herausgegeben von *Eugen Wolbe*. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut* 1915. 111 Seiten.

Ritter, Tod und Teufel. Kriegsgedichte von *Rudolf Herzog*. Mit Buchschmuck von Professor *Georg Belwe* (Verlag *Quelle & Meyer, Leipzig* 1915). 156 Seiten. In Pappe 2 M.

Das österreichische Wunder. Einladung nach Salzburg von *Hermann Bahr*. 47 Seiten. — Unsere koloniale Zukunftsarbeit von *Paul Rohrbach*. 69 Seiten. — Um den Völkerfrieden von *Heinrich Lhotzky*. 68 Seiten. (*Die Lese, Verlag G. m. b. H., Stuttgart.*) In steifem Umschlag je 80 Pf.

Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg von *Wilhelm Wundt*. (*Alfred Kröner Verlag* in *Leipzig* 1915.) VII, 146 Seiten. 3 M., in Leinen 4 M.

Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe Band 18: Die Erlebnisse des Peter Allmendinger. Kriegserzählung aus dem Elsaß von *Arthur Babillote* (Verlag *Adolf Bonz & Co., Stuttgart*). 76 Seiten. 60 Pf. G. W.

Krieg und Heimat. 9. Jahrgang, Heft 1 der Mitteilungen des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. *Schwann, Düsseldorf.*

Das Heft bildet gewissermaßen eine Fortsetzung des vorigen, das „von Krieg und Kunst" handelte. Es beschäftigt sich mit den Fragen, die durch den Krieg unmittelbar entstanden sind und künftig eine Aufgabe der Denkmalpflege und des Heimatschutzes bilden werden. Eine solche Frage ist vor allem die Gestaltung der Grabstätten und Gedenkzeichen für unsere tapferen Krieger. Zu ihrer Lösung veranstaltete der Verein einen Wettbewerb, dessen Ergebnisse Baurat *Heimann* in einem illustrierten Aufsatz eingehend bespricht. Die gezeigten Beispiele sind sehr geschmackvoll. Besondere Beachtung verdienen die an barocke Formen sich anlehnenden Ehrentafeln für ländliche Gemeinden, entworfen von Architekt Sommer, Koblenz. Unter den übrigen Aufsätzen heben wir besonders zwei hervor: „Zum Wiederaufbau im Oberelsaß" von Baurat *Jans* und „Die vaterländische Bedeutung der Burgen" von Professor *Bredt*. Ersterer bespricht eingehend den elsässischen Dorf- und Stadtbau, dessen lokale Charakterzüge beim Wiederaufbau der zerstörten Gemeinden berücksichtigt werden müssen, letzterer weist auf die Notwendigkeit einer verständnisvollen Pflege der Burgen hin, in betrachtsamer Betonung der großen Rolle, die die Burgen im Gemüt und in der Poesie des deutschen Volkes spielen.

M. E.

Digitized by Google

Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einsamen aus dem Volk von *Robert Kurpiun. Egon Fleischel & Co. Berlin* 1915. 404 Seiten. 4 M.

Dieses Buch erzählt von den Anfängen der oberschlesischen Industrie; die Ereignisse füllen die Zeit von den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen bis in die dreißiger Jahre des folgenden Jahrhunderts. Die geschichtliche Überlieferung gibt den Halt, an dem die nicht gerade üppige Erfinderkraft Kurpiuns emporrankt. An sich ist gewiß der Aufstieg des armen elternlosen polnischen Jungen zum millionenreichen Industriemagnaten ein dankbarer Vorwurf für ein volkstümliches Buch; aber die Hand müßte geschmeidiger, die absichtliche Mischung aufregender und lehrhafter Elemente weniger kenntlich sein, damit das Buch anspruchslosen Lesern empfohlen werden könnte. Besonders die Heilung des Menschenfeindes durch das Kind, die den versöhnenden Abschluß hergeben muß, dürfte selbst unkritischen Gemütern nicht glaubhaft erscheinen. Der „effektvolle" Titel „Das schwarze Weib" bezeichnet die Cholera. Zu Anfang verliert der Held durch sie alle seine Angehörigen, am Schlusse stirbt er selbst an ihr, und auf der langen Zwischenstrecke taucht sie ein paarmal, recht zwangsweise heraufbeschworen, wieder empor. G. W.

Selma Lagerlöf, Jans Heimweh. Roman. *Albert Langen Verlag, München.* 310 Seiten. (Übersetzung von Pauline Klaiber. Bilderbeigaben wie in der schwedischen Ausgabe von Albert Engström.)

Ich möchte glauben, daß Selma Lagerlöf dieses Buch unter ihren eigenen Schriften zum Liebsten und Besten zählt; es hat etwas von jenen Kindern, die ihrer Eltern und Geschwister Lieblinge sind, weil sie den andern fremden Leuten zuerst häßlich oder wenigstens unfreundlich und ungeschickt erscheinen. Zuletzt erlebt man dann doch die größte Freude an ihnen, während ihre gefälligeren Geschwister einem gleichgültig werden. Der alte „Kaiser von Portugallien", wie Jan Andersson von den bösen Buben gerufen wird, ist keine leichte Reisebekanntschaft, eher möchte man von ihm mit einer etwas an Aberglauben und Gespenster erinnernden Redensart sagen, daß er einem „nachgeht". In den ersten Büchern scheint er einer von den nachdenklichen schwedischen Bauern zu sein, die wir aus den andern Büchern, aus „Jerusalem" besonders kennen und gern haben; wie er, sein Kind erwartend, im Regen vor dem Haus sitzt und darüber nachdenkt, wo es bei ihm hapert, und sich vornimmt, daß er das Neugeborne keines Blicks würdigen wird, zur Strafe dafür, daß seine Frau eine alte Stallmagd und oft recht hart und lieblos ist, und wie dann aus diesem bösen und störrischen Vorsatz auf einmal doch die rechte Tat, das unbewußt Gute entsteht, das ist echte Lagerlöf. Aber schon der Schluß des ersten Kapitels und gar die Sonnentaufe des Kindes im zweiten weist über das einfach Menschliche hinaus, vollends hinaus über Landschaft und Volkstum in Dalarne; und als dann aus den rührenden, nach der Art der Dichterin locker nebeneinander gesetzten Kindergeschichten der Sonnentochter sich das heraushebt, worauf es ankommt (was, biblisch gesprochen, auch allein nottut), diese große, blinde und zuletzt doch wahrhaft seligmachende Liebe des alten Mannes zu seinem Mädchen, da wird Jan Andersson, der Kaiser von Portugallien, zu einem der ewigen Menschen, wie es in der Weltliteratur ihrer auch nur wenige gibt, zwischen König Lear und Don Quixote, oder im engern deutschen Gebiet zwischen Gotthelfs „Uli" und Vischers „A. E.". Solche Gestalten haben keine ebenbürtigen Gegenspieler; am nächsten gehören noch Lear und Cordelia zusammen, wie denn bei Shakespeare auch das Wunderbarste manchmal gelingt. Die andern stehen einsam, und so steht auch Jan Andersson. Seine Tochter, die dazu berufen wäre, neben ihm zu stehen, ist die unklarste Gestalt des Buches; aus einem ungewöhnlichen Kind — wie sie sich in den ersten Kapiteln, beim Geburtstagsfest auf Lövdela, beim Fischfangstreit mit dem alten Netzstricker zeigt — wächst ein handfestes, ein wenig gewöhnliches und gar zu vernünftiges Menschenkind heraus; ein Ansatz dazu ist in der Geschichte mit dem bösen alten Uhrenverderber Prästberg gegeben, wo das Kind schon seinen ganzen spätern Menschen zeigt; aber ich glaube doch, daß fast jeder Leser einen Stoß aufs Herz bekommt, wenn er sie am Schluß des Buchs, nach ihrer langen Verschollenheit im schlechten Stockholmer Leben, auf ihr Dorf heimkehren sieht, mit der Versorgung der Eltern in der Tasche, scheinbar die sichere Herrin ihres Schicksals, das sie sich selbst gewählt hat, in Wirklichkeit aber ein dürftiges hohles Kleidergestell, dessen Putz um so ärgerlicher wirkt, je mehr man genötigt wird, ihn mit dem rührenden Staatskleid des Kaisers von Portugallien und seiner närrischen, Sterne sammelnden Base zu vergleichen. Es bedürfte der Zeichnung nicht, in der Engström das Erzählte noch recht hart und grob vor Augen stellt, um dem Leser einzuschärfen, was für eine ordinäre Person das Sonnenkind aus Dalarne geworden ist. Aber sie ist eben in dem Buch nicht um ihrer selbst willen da, sondern um des alten Jan willen; sie ist da, um zu zeigen, daß es für die große, rechte Liebe gar nicht nötig ist, daß sie erwidert und äußerlich gelohnt wird; um zu zeigen, daß auch die handfesteste Tüchtigkeit gar nichts ist und erreicht im Vergleich zu der Berge versetzenden, Wunder verrichtenden Kraft dieser großen Liebe; um zuletzt noch zu zeigen, daß am Ende auch der dürftigste, im Welttreiben innerlich ganz abgestorbene Mensch, wenn er so mit der ganzen Liebe eines andern umfangen wird, eine Seele bekommt. Die Tochter des alten Jan hat, im Rahmen ihrer Lebensmöglichkeiten „die Welt gewonnen", der alte Jan aber, dem sie im Leben zuletzt sogar die Insignien seiner Traumwürde, den Federhut und den Stock mit dem Silberknauf, unter Hohn und Schlägen abgenommen haben und der sein Leben selbst in der Liebe zur schlechten Tochter verlor, ist in Wahrheit mächtiger gewesen, als der Großbauer und der Reichstagsabgeordnete, als Könige und Kaiser, als Dom Manuel von Portugallien selbst, wenn er den Thron seiner Väter wieder besteigen sollte. Denn Jan Andersson hat Gewalt über die Seelen der andern Menschen gehabt, nicht nur seine eigne Seele aus der Welt gerettet, son-

Digitized by Google

dern auch in den Herzen der andern das Böse gestraft und das Gute geweckt.

Wir konnten von der schwedischen Erzählerin wohl erwarten, daß sie uns in dieser Zeit das Buch schreiben würde, das als sicherer Markstein im wilden Geschäume der Kriegsliteratur stünde und uns vergessen ließe, was uns der gute Tyrtäos und der böse Thersites in die Ohren singen und leiern und gellen und geifern. Wir konnten es erwarten nicht nur deshalb, weil Selma Lagerlöf zu dem Volk gehört, das in der würdigsten Haltung außerhalb des Kriegsbereichs steht, sondern auch wegen ihrer eigenen Menschenart. Denn dieses Buch, das wir erwarteten, durfte nicht eine Friedenspredigt sein und den Verdacht schwacher Nerven auch nur von weitem aufkommen lassen; es mußte aus einem starken Gemüt und einem klaren Verstand kommen, geschrieben sein von einem, der über dem blendenden Vorgang des Kriegs nicht vergißt, daß jeder Mensch sein Leben, auch wenn die Völker Frieden halten, durchkämpfen muß, und daß es zuletzt nicht darauf ankommt, ob er ein großer und siegreicher Krieger, sondern ob er ein guter und tapferer Kämpfer war. Wir haben alle erschüttert dem furchtbaren Donner der großen Schlachten gelauscht; wir haben dann mit wachsendem Abscheu sehen müssen, wie fast überall die zuerst verstummten Schreiber und Redner mit dem Wutgeschrei des Hasses und der Verleumdungen jenen Schlachtendonner zu übertönen versuchten; nun wissen wir wieder, daß auch heute die Stimme des Herrn nicht im Sturmwind und Feuer kommt, aber im sanften stillen Sausen, das nur den inneren Sinnen des frommen Menschen vernehmbar ist. Wir denken wieder daran — manche willig, viele mit Angst und Widerstreben — daß es über den Großmächten der Welt die Civitas dei gibt, das Reich Gottes auf Erden, in dem vor allem jene ihre Wohnung haben, deren Verstand der Herrgott schon bei ihren Lebzeiten zu sich genommen hat, weil ihre Seele für das Himmelreich reif war. So einer ist Jan Andersson, der Kaiser von Portugallien.

M. B.

Julius Levin, Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki. *S. Fischer Verlag, Berlin.* 1915.

Dieser Roman ist das Erstlingswerk eines reifen Mannes, der als gehetzter Pariser Korrespondent einer Berliner Zeitung noch die Zeit fand, liebevoll Geigen zu bauen und im Rauschen wilden politischen Lebens sich bewußt blieb, daß vor Gott und Kunst es gleich gilt, ob eine lärmende Staatsaktion oder das Erlebnis einer einzelnen Seele sich abrollt. Und so schrieb er ein stilles, behagliches Buch, in dem sich langsam, langsam enthüllt, weshalb der polnische Edelmann Golubice-Golubicki als alter Mann so seltsam vor sich hinlächelte. So daß der Erzähler dieser Geschichte nicht eher Ruhe fand, als bis er alles gesammelt hatte, wodurch sich dies Lächeln erklären ließ. Hundert Seiten rinnen dahin, bis die eigentliche Erzählung beginnt, wir erfahren da in etwa Fontanischer versöhnender und überlegener Schilderungskunst etwas über das Stammtischleben in einer kleinen polnischen Stadt, über allerlei Sonderlinge, über das geheimnisvolle, einsame Wesen des alten Golubice und über den versoffenen, verbitterten Schreiber, dem er seine Erinnerungen diktierte. Und die Erinnerungen des alten Trinkers und Frömmlers sind recht tränenselig, sentimentalisch, kümmerlich voranschreitend erzählt. Wenn man aber gelesen hat, wie sich der gute, zaghafte, rechtliche Mann in seiner Jugend gequält hat, wie er erst geduldig trug, daß sein temperamentvoller Vetter Ziegmunt unglücklich mit der schönen polnischen Gräfin, die eigentlich ihn selbst liebte, zusammenlebte, wie er sich qualvoll in die französische Gouvernante im Hause eben dieses Vetters verliebte, wie er, vom Vetter beleidigt, diesen wider Willen zum erbärmlich Dahinsiechenden abschießt, wie schließlich die geliebte Odette freiwillig zu ihm kommt, dann, von ihm beleidigt, sich wieder gänzlich ihm verschließt, bis er sie in Qual und Schuldgefühl — während das Erbgut verlottert — abermals erringt, um sie — ewig mißtrauend — bald durch den Tod zu verlieren ... wenn man all dies liest, so fühlt man trotz der simplen Vorgänge, trotz des breiten larmoyanten Vortrags im Tiefsten die Unzulänglichkeit alles menschlichen Daseins. Man versteht, weshalb dieser vertrottelte Graf, der niemals zu einer Tat sich aufraffte, der immer meditierte und in Gefühlchen hilflos versank, der stets alles verstand, alles verzieh, — so seltsam lächelte. Auch gar nicht verwundert ist man, wenn sich schließlich herausstellt, daß der elende Schreiber der uneheliche Sohn des Vetters Ziegmunt ist, gezeugt mit einer Magd, herangewachsen in Abscheu und Verachtung seiner eigenen adligen Sippe. — Man fühlt, daß der verstehende und verzeihende Mann, als er dies absichtlich im Aufbau ungelenke, verzettelte, breit erzählte Buch schrieb, selbst das milde Lächeln des Herrn von Golubice trug, und plötzlich merken wir, das Buch zuklappend, daß auch wir verstehend und verzeihend lächeln.

K. P.

Memoiren eines Vergessenen. Mitgeteilt von Dr. *V. O. Ludwig*. *Wien und Leipzig* 1915. *Wilhelm Braumüller.*

In der reichen Handschriftensammlung des Stiftes Klosterneuburg bei Wien fand der gelehrte Bibliothekar und Historiker *V. O. Ludwig* eine Reisebeschreibung eines gewissen *Johann Caspar Anton Hammerschmid* auf, die schon wegen ihres sehr aktuellen Inhalts der ersten Veröffentlichung wert war. Der vielgewanderte Verfasser dieser tagebuchartig angelegten Memoiren stand nämlich in Diensten bei dem Grafen von Öttingen, der kaiserlich österreichischer Gesandter in Ungarn war und an dem Friedensschlusse zu Karlowitz (1699) mitzuwirken hatte. Das Tagebuch Hammerschmids führt demnach in die Zeit der großen Kämpfe um den Besitz Serbiens; die ereignisreiche Zeit, da Prinz Eugen die österreichischen Heere siegreich vor Belgrad führte, bildet den bewegten Hintergrund dieser fesselnden Aufzeichnungen, die außerdem noch die Zeiten der letzten Raubkriege Ludwigs XIV., als das Elsaß an Frankreich verloren ging, und die des spanischen Erbfolgekrieges bis zu den Friedensschlüssen von Utrecht und Rastatt wider-

Digitized by Google

spiegeln. Es ist sehr reizvoll zu verfolgen, wie die großen Ereignisse in der politischen Welt in den bescheidenen Kreis des Lebenslaufes des Memoirenschreibers Hammerschmid ihre Schatten werfen. Und besonderen Wert besitzt die Handschrift dadurch, daß der Verfasser alle Schlachtenpläne, alle Festungen, die eine Rolle spielten, wie auch die wichtigsten Örtlichkeiten, die er auf seinen weiten Reisen berührte, sehr genau aufzeichnete. Auf 16 Tafeln, die der Druckausgabe der buchstabengetreu wiedergegebenen Handschrift angeschlossen sind, werden die Festungen Belgrad, Munkacs, Peterwardein usw. (mit sehr genauen Legenden!) dargestellt; ein Plan von Wien um die Wende des XVIII. Jahrhunderts besitzt seinen aparten Reiz und die graphische Darstellung der Karlowitzer Friedenskonferenz erhöht die Anschaulichkeit der Schilderung des Verfassers. — Über diesen hat *V. O. Ludwig* in mühsamer Forscherarbeit alle wissenswerten Nachrichten beigebracht. Es war nicht leicht, einen an Kreuz- und Querwegen so reichen Lebensablauf so genau zu übersehen und von der Taufe an (deren Verzeichnung Ludwig bei St. Stefan in Wien glücklich eruierte) alle Lebensdaten Hammerschmids festzustellen. Sehr überzeugend ist auch Ludwigs Nachweis, auf welchen Umwegen die Handschrift ihren Weg in das Klosterneuburger Stift fand; in dessen nun schon zum siebenten Male wiederkehrenden Jahrbuch hat der Abdruck stattgefunden, der dem feinsinnigen Herausgeber wie auch dem munifizenten Stifte, das die typographisch und zeichnerisch sehr gelungene Publikation ermöglichte, zu besonderer Ehre gereicht. Die „Memoiren eines Vergessenen" entrollen ein Stück Geschichte, das in diesen Tagen des Weltkrieges auf dem südöstlichen und dem westlichen Kriegsschauplatze seine Fortsetzung und hoffentlich endgültige Erledigung findet.

F. H.

Kurt Martens, Hier und drüben, Roman. Dritter Teil der Roman-Trilogie: „Die alten Ideale". Verlag von *Egon Fleischel & Co.*, *Berlin W*, 3,50 M.

Das ursprüngliche Problem des Romans ist das der Ehe zwischen zwei Menschen, die nur die Liebe zu ihrem Kind verbindet. Sie ist bei beiden gleich stark, aber grundverschieden, und als im frühen Tod des Kindes — einer Tochter, die Amaranth heißt und auch ungefähr so ist — die Probe auf diese Liebe gemacht wird, da ist die unbedeutende Mutter fassungslos und verliert bei einer Spiritistensitzung, in der Amaranths Geist sich materialisiert, völlig den Verstand; der bedeutende Vater dagegen, eine Art Rembrandt als Erzieher, überwindet den Fall im Geist. Als er zusammen mit einem böhmischen Bauernmädchen, an dem ihn die Ähnlichkeit mit Amaranth lockt, die bis dahin pietätvoll im Haus aufbewahrte Aschenurne mit den Resten der Toten im Garten vergräbt und die Böhmin auf ihrer Harmonika das „Sehnsuchtsliedel" und den munteren Ländler dazu spielt, da merkt auch der harmloseste Leser, daß Magnus Roloff nun ganz auf der Höhe ist. Er gründet dann auch eine „Deutsche Gesellschaft", schafft ihr ein „Arbeitsheim", lenkt die Herzen unserer Jugend und spürt, als ganz zuletzt die Böhmin sich mit dem früheren Bräutigam Amaranths verlobt, das nur „wie den Stich einer ganz feinen Nadel, die sich tief einbohrt, ohne doch gefährlich zu werden". Einige Nebenfiguren fallen durch eine übermäßig groteske Beschreibung auf, die sehr von der Art absticht, in der die Familie Roloff geschildert ist; das reicht aber doch nicht hin, um dem Leser die Überzeugung zu verschaffen, daß Roloff und seine Tochter die deutschen Idealmenschen, und alle andern Leute mehr oder weniger üble Spießer oder Schwindler, oberflächlich oder überspannt sind. Gegen die Romanform wirkt hier die zeitliche Lage der Handlung; die zwei ersten Drittel des Buches füllt, was sich in ein paar Tagen oder höchstens Wochen zuträgt, ein durchaus novellistischer Stoff, aus dem dann erst gegen den Schluß Ansätze zu breiterer Darstellung herauswachsen.

M. B.

Die Häuser an der Dzamija. Roman von *Robert Michel*. 1915, *S. Fischer Verlag*, *Berlin*. 224 Seiten. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Mit den Augen der Liebe und seltenem Vermögen der Einfühlung hat Michel als österreichischer Offizier das Außen- und Innenleben der mohammedanischen Bewohner Bosniens beobachtet: ihre tiefe Gläubigkeit, ihre naturhafte Anmut, ihre seltene Widerstandskraft gegen alle Unbilden einer armen, mühseligen Existenz. Ein leicht gefügtes Gerüst von ineinander verschlungenen Schicksalen gibt für die Schilderung der anziehenden Volksart den erwünschten unterhaltenden Einschlag, und der lebhafte, stets anschauliche Ton des Erzählers trägt dazu bei, dieses erfreulich knappe Buch als eine gerade jetzt zur Beruhigung unserer erregten Nerven doppelt willkommene Gabe freudig zu begrüßen. Es liegt darüber der tiefe Friede der Herzensreinheit und des Glaubens an den Sieg des Guten.

G. W.

Friedrich von Müller, Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Überblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert, beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität verfaßt. *München*, *J. Lindauer*, 1914.

Schon der große alexandrinische Arzt Erasistratos im III. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lehnte die Frage nach den letzten Ursachen als nicht Sache des Arztes glattweg ab. Zu gleichem Standpunkte sind seit seinen Tagen viele bedeutende Ärzte gekommen, auch Friedrich Müller, der von einer vortrefflichen Skizzierung der naturphilosophischen Ärzteschule, vor allem in Landshut-München und dem weiteren Bayern und Süddeutschland in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts, ausgeht und daran eine Untersuchung des Einflusses der Mystik in der Gesamtentwickelung der Heilkunde anschließt. Den Schluß bildet eine Übersicht über die Weiterentwickelung der Heilkunde in Deutschland vom Untergang der Naturphilosophie bis zum heutigen Tage mit dem Ausklang in eine Warnung vor der Herrschaft der Spekulation und in die Betonung der Unausrottbarkeit des mysti-

Digitized by Google

schen Hanges in der Menschheit und der großen Bedeutung des psychologischen Momentes in der Krankenheilung. *Sudhoff-Leipzig.*

Coelho Netto, Der tote Kollektor. Novellen aus der Welt des Grauens. Autorisierte Übersetzung aus dem Brasilianisch-Portugiesischen von Martin Brussot. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*

Der neue Novellenband des brasilianischen Arztes Netto führt uns wiederum in die bedrückende, schwüle Atmosphäre seiner tropischen Heimat, in die „Wildnis" seines ersten Buches. Hier allein können die Blumen seiner schaudervollen Phantasien gedeihen, deren Duft uns mehr mit Ekel als Grauen erfüllt und die, in unsere klare europäische Luft verpflanzt, kaum den ersten Nachtfrost eines gesunden Empfindens überdauern dürften. Die Erzählung ist, in der Absicht ein Grauen um jeden Preis zu erzwingen, gar zu breit, und die Übersetzung Brussots zudem oft unbeholfen und gar zu wortgetreu, was dann eine Unmenge unnützer Anmerkungen erfordert hat. Indessen werden Freunde H. H. Ewers'scher Künste auch den toten Kollektor und seine Genossen in ihr erbebendes Herz schließen. F. M.

Der *Insel-Verlag* in *Leipzig* reiht seiner kleinen Bücherei nun eine ähnliche Sammlung an, die unter dem Namen „*Österreichische Bibliothek*" von dem Zusammenstehen der beiden mitteleuropäischen Großmächte geistiges Zeugnis ablegen will. Die hübschen gelb-schwarzen Bände halten sich auf der gleichen Fläche wie die farbenfreudigeren Geschwister: edle Volkstümlichkeit ohne jedes Zugeständnis an niedere Unterhaltungs- und Belehrungsabsichten, Ausmünzen der reinen Goldschätze der Vergangenheit für den Bedarf der Gegenwart ohne Dienstbarkeit irgendeiner Partei. Das bezeugt die erste, aus sechs Stücken bestehende Reihe, die uns vorliegt und deren Aufzählung im Hinblick auf die leichte Erreichbarkeit erspart werden kann. G. W.

Alfons Paquet, In Palästina. *Eugen Diederichs* Verlag in *Jena.* 199 S. Broschiert 3 M., in Leinwand gebunden 4 M.

Dieses Buch zähle ich zu den besten Wahrzeichen für die Zukunft deutschen Geistes und Schrifttums in der weiten Welt. Paquet ist ein Mann von vielen Graden; er ist manchmal Literat um der Literatur willen, manchmal sicher rechnender Wirtschaftspolitiker, er redet die verschlungene Sprache altjüdischer Gedankenlabyrinthe und stellt kurzkräftige Hans Sachs-Verse dazwischen; er versteht den türkischen Krabbenfischer aus dem Kriegsjahr wie den schwäbischen Bauern-Pietisten von vor hundert Jahren. Aber seine Kunstfertigkeit ist nicht das Große in diesem Buch; das Große ist die Lebendigkeit der Empfindung, die dennoch ohne jede persönliche Eitelkeit ist. Darin weiß ich keine Reiseschilderung unserer Zeit diesen Palästinabildern gleichzusetzen. Ein paarmal kommt ja der Schriftsteller auch hier mit seinem Schatten oder gar mit einer ungeschickten Bewegung der Hand selbst vor die Landschaft; aber man muß solche Stellen schon mit Fleiß suchen, um sie zu finden. Ich mußte an einen andern deutschen Schriftsteller ausländisch klingenden Namens denken, der auch ein Vielgereister ist und jetzt im Krieg durch Berichte über Paris und London von sich reden machte — das ist der Ausdruck, der mir unwillkürlich in die Feder kommt: von sich reden machte, nicht von London oder Paris; immer stand er in Lebensgröße vor dem, was man dort in der Ferne sehen wollte, und zuletzt sagte man sich, es sei ja ganz gleichgültig, ob dieser Publizist wirklich die Reise getan hat oder nicht, da doch jedes von ihm besuchte Land nur ein Hintergrund für seine ganze Figur wird. Paquet ist das Gegenteil; er hat jenen Zauberschlüssel, der die Schranken des Raums und der Zeit aufschließt; die Landschaft, in die er führt, ist nicht nur schwarzweiße Zeichnung, sie ist heiß und trocken oder abendkühl, sie hat wandernden Sonnenschein, kommendes und gehendes Mondlicht, sie klingt — nicht von romantischen Brunnen und Liedern zur Laute, sondern vom täglichen Leben; sie riecht nach Blättern und Blumen, nach Tieren und Menschen, nach Meer und warmen Steinen. Lafcadio Hearn hat Japan so beschrieben, an jenen wunderbaren Stellen, wo der große Berg vom Meer aus zuerst, hoch oben über den Wolken, sichtbar wird, und wo der Fremde zum erstenmal den Zauber der Schriftzeichen in den Straßen der Hauptstadt fühlt. Wie der Anglo-Grieche dazu kam, vom Lande Nippon in den Worten zu reden, die nur der sehnsüchtigste Heimatglaube eingeben kann, das ist ein Rätsel. Daß Paquet das Land Palästina mit der Seele gesucht und gefunden hat, das ist die Frucht jenes gottsuchenden Sinnes, der bei den Juden Zionismus, bei den Kreuzfahrern und bei den württembergischen Ansiedlern Templergeist, und immer eine Fahrt nach einem unbekannten Land ist, über dem der Stern als Wegweiser steht.

Manches ist heute an diesem Buch, wie an allem schönen Schrifttum, schmerzlich zu lesen. Paquet hat noch die Zeit gesehen, in der die neuen Schöpfungen im alten Land von Deutschen und Engländern gemeinsam aufgerichtet waren; er sieht den vergeblichen Neid und die Intrigen der Franzosen gegen diese starken Arbeiter, die deutschen Bauern und die englischen Konsuln; er sieht den Herbst der türkischen Herrschaft, die im Schlußkapitel in ihrer dunkeln Unbegreiflichkeit so eindringlich geschildert ist. Was soll nun daraus werden? Aber das Beste an dem Buch wird auch das Beste in Palästina sein und bleiben: die schwäbischen Templerkolonien und die Stärke und Tiefe des deutschen Glaubens. M. B.

Robert Rehlen. Kleine Kriegs-Kunstgeschichte. *Leipzig. E. A. Seemann.* 1 M.

Im Jahr 1842 ließ der junge Jakob Burckhardt als kunstgeschichtliche Erstlingsschrift ein kleines Büchlein erscheinen, „Die Kunstwerke der belgischen Städte", das den Zweck verfolgt, „dem Reisenden den kunsthistorischen Standpunkt zu bezeichnen, den die Betrach-

Digitized by Google

tung der wichtigeren Kunstwerke Belgiens erfordert". Hier ist diesem schlichten Bändchen ein zeitgemäßer Nachfolger erwachsen, nicht mehr für den friedlichen Touristen geschrieben, sondern für die „Tornister-Bibliothek" des deutschen Kriegers und für den Deutschen in der Heimat, der den im Westen eroberten ungeheuren Kunstbesitz einigermaßen überblicken und auch geistig für seine Person sich zu eigen machen möchte. Das Programm dieses knapp gefaßten Kunstführers begreift, außer dem vorwiegend berücksichtigten Belgien und den in der westlichen Kampfzone liegenden Hauptorten, einerseits zwei kaum motivierte willkürlich fragmentarische Abstecher nach Paris und London, andererseits läßt es in flüchtigem Anhang, die Kunststätten des östlichen Kriegsschauplatzes, mit Ausblicken auf Petersburg, Moskau, Konstantinopel und Kairo (!) vorbeiziehen. Ein etwas kinohaftes Potpourri, das auch der populäre Gelegenheitszweck des Bändchens nicht ganz entschuldigen kann. Der Text verbindet in seinem ernsthafteren ersten Teil hübsche, ästhetisch einführende Würdigungen mit den nötigsten kunst- und kulturgeschichtlichen Angaben. Die zahlreichen vortrefflichen Abbildungen geben — abgesehen von der fast ganz übergangenen prächtigen Barockarchitektur Belgiens — ein gut angelegtes Gesamtbild.

M. W.

Aus dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart. Von Bauinspektor *Frid.* (so!) *Rimmele.* Verlegt bei *Strecker & Schröder* in *Stuttgart* 1913. 4°. 8 Seiten und 24 Tafeln.

Von dem poetischen Eindruck des ältesten, nun schon geraume Zeit nicht mehr benutzten Friedhofs Stuttgarts gibt der Herausgeber eine warmherzige Schilderung und liefert durch die 24 trefflich aufgenommenen und wiedergegebenen Denkmäler den Beweis, welchen Schatz guter alter Kunst, hauptsächlich aus den Wendejahren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, diese mitten in der Stadt erhalten gebliebene Stätte des Friedens bewahrt. Mag auch von großen Werten persönlicher Gestaltung kaum etwas darunter sein, so ist doch das unverdorbene Empfinden und die instinktive Sicherheit, die hier würdige und liebeerfüllte Denksteine formten, zu Lösungen gelangt, die auch uns noch vorbildlich sein können. Abgesehen von den mannigfachen architektonischen Behandlungen der Aufgabe gilt dies auch von den ausgezeichneten Inschriften, deren Nachbildungen gut genug erkennbar sind, um als wirksame Gegenbeispiele zu den häufig so schlimmen auf Grabmälern der Gegenwart zu dienen. Die schöne Publikation soll allen empfohlen sein, die für würdigen Schmuck von Ruhestätten Sorge zu tragen haben.

Im gleichen Verlag erschien: Der schöne Baum im Landschaftsbilde. Acht künstlerische Naturaufnahmen von *Otto Feucht.* Folio.

Meisterhaft darf man diese acht Baumstudien eines ungewöhnlich befähigten Photographen nennen. Er hat den Charakter unserer schönsten Baumgattungen innerhalb der für sie bezeichnenden Bodengestaltungen treffend erfaßt, die Stellen seiner Aufnahmen aufs glücklichste wählend. Gleich erfreulich ist auch die Leistung der Chemigraphischen Anstalt August Schuler in Stuttgart, die die Autotypien lieferte, und der Druck von Strecker & Schröder. G. W.

Widmungen und Buchzeichen von *Georg Walter Rößner.* Verlag *Emil Richter, Dresden.* 10 Holzschnitte, gedruckt in 12 Exemplaren. Preis 25 M.

Wenn ein Buchzeichen nichts zu sein brauchte als der beliebige Ausdruck irgendeiner, zum Buch und seinem Besitzer in keiner Beziehung stehenden Impression, dann könnten diese, auch im Format nicht gerade ihren Zweck verratenden Holzschnitte zum Teil als Buchzeichen gelten. Aber solange nicht jedes Bildchen solchen Anspruch erheben darf, können wir die zehn langweiligen Machwerke nur als Artistenspielerei ohne irgendeinen Zweck und Wert einschätzen, mag auch der Verlag behaupten, es sei in ihnen keine Linie, die nicht von geschmacklicher Bedeutung wäre. Und ferner rät der Verlag: „Da die kleine Auflage von zwölf Drucken in kurzer Zeit ihre Liebhaber gefunden haben wird, ist es ratsam, sich eine frühe Nummer zu sichern". Eine frühe Nummer unter zwölf, bei Holzschnitten von so grober Art! Wer die Torheit mancher Sammler verhöhnen wollte, könnte das nicht wirksamer tun. P—e.

Chinesische Novellen. Aus dem Urtext übertragen von *H. Rudelsberger. Leipzig, Insel-Verlag.* 1914. 2 Bände. 265 und 307 Seiten. In Pappbänden 7.50 M., Luxusausgabe 30 M.

Von dem stetigen Wachsen des Interesses für ostasiatische und besonders chinesische Kultur ist in dieser Zeitschrift schon gelegentlich der Verdeutschung chinesischer Novellen durch Paul Kühnel die Rede gewesen (Beiblatt Juni 1914, Seite 140 f.). Der Insel-Verlag reiht wichtige Ausschnitte aus dem Gesamtbild chinesischer Literatur zusammen: 1907 schenkte er uns die schöne Übertragung chinesischer Lyrik von Hans Bethge, ein Büchlein, das auch in der Ausstattung chinesische Buchkunst glücklich nachahmte; Alexander Ular suchte uns die philosophischen Pfade Lao-Tses zu führen („Die Bahn und der rechte Weg"), und Martin Buber gab in der Abhandlung zu den „Reden und Gleichnissen" des Tschuang-Tse (1910) einen tiefen Einblick in die fremde Gedankenwelt des Reiches der Mitte. Buber ließ auch in den „Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten" (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) den Zauber einer wundervollen Märchenwelt vor uns aufsteigen; und wiederum in der Diederichs'schen Sammlung der Märchen aller Völker fanden die chinesischen Märchen Aufnahme. Wilhelm-Tsingtau, der sie übertrug, leitet zugleich eine ebenfalls von Diederichs verlegte Sammlung von Schriften zur Religion und Philosophie Chinas. Dem Forscher wie dem Liebhaber steht also bereits ein reiches Material zur Verfügung, über dessen Wertung und inneren Zusammenhang er leicht in Wilhelm Grubes „Geschichte der chinesischen Literatur" (Leipzig 1902) Aufschluß erhalten wird.

Digitized by Google

Weniger war bisher die erzählende Dichtung Chinas in Deutschland beachtet worden. Die deutschen Übersetzungen gingen meistens auf französische und englische Texte zurück. (Eine ausführliche Bibliographie dieser Übertragungen gab Kühnel in der Einleitung zu den Novellen.) Drei Veröffentlichungen der letzten Jahre haben uns von dieser Abhängigkeit erlöst; Leo Greiner übersetzte gemeinsam mit einem Chinesen Erzählungen („Chinesische Abende"); Paul Kühnel schuf in seiner schon erwähnten Verdeutschung chinesischer Novellen eine gründliche Arbeit, die, der Sammlung „Meisterwerke orientalischer Literaturen" (Georg Müller, München) eingeordnet, durch Einleitung und Anmerkungen besonders den gelehrten Leser befriedigen wird. Und nun hat im gleichen Jahre 1914 der Insel-Verlag seine Chinaliteratur durch Rudelsbergers Novellen um zwei schöne Bände vermehrt.

Die Einleitung gibt mit knappen Strichen ein Bild von der Erzählungsliteratur und zugleich die zum Verständnis der Novellen nötigsten Hinweise auf einige Gebräuche und Anschauungen Chinas. Die Novellen sind teils selbständige Stücke aus dem „Chin-ku-chi-kuan" und anderen Sammlungen, teils Episoden aus den wichtigsten Romanen. Sie sind aus dem Urtext übertragen, jedoch (mit den Übersetzungen Kühnels verglichen, der drei gleiche Stücke gibt) wesentlich knapper gehalten. Durch dies berechtigte Kürzen ist der Sinn ebensowenig gestört wie der besondere chinesische Stil. Dagegen konnten so alle Anmerkungen fortfallen, wofür der Leser, der genießen will, dankbar sein wird, und vor allem war es infolge solcher Kürzung der Einzelstücke möglich, uns im Rahmen von zwei schmalen Bändchen in 27 Nummern aus verschiedenen Sammlungen ein außerordentlich vielseitiges Bild der chinesischen Novellistik zu bieten.

Der reiche Inhalt läßt sich nur andeuten. Fast in allen Geschichten ist der Held ein Literat, was uns zunächst seltsam erscheinen will, aber in der Anschauung des Chinesen begründet liegt, „für welchen, neben einer glücklichen Heirat, das Los, den Rang eines Literaten zu erreichen, als das erstrebenswerteste irdische Ziel gilt". Freilich ist dieser Literat nicht das, was wir darunter verstehen, sondern im weiteren Sinn der gebildete Beamte. Und so spielt denn das Examen eine große Rolle. Daneben, wie gesagt, natürlich Liebe und Heirat. Auch hier muß der Europäer umlernen, wenn er die große Tätigkeit der Heiratsvermittler und -vermittlerinnen recht würdigen will. Wichtig und fast in jeder Geschichte wiederkehrend ist die Gestalt des Richters, der allen Streit zum Segen der Guten und den Bösen zur Schande schlichtet. Einen breiten Raum neben diesen Motiven aus dem Alltag nehmen die phantastischen Erfindungen ein, denn der Chinese scheidet nicht streng zwischen Märchen, Sage und Novelle. Gerade in der Verquickung von Realismus und Phantastik erscheinen manche Stücke besonders reizvoll, wobei man nun freilich nicht, wie der Herausgeber möchte, an E. T. A. Hoffmann erinnert wird.

Von vielen dieser Novellen mag gelten, was Goethe von chinesischen, indischen, ägyptischen Altertümern schrieb: sie sind Kuriositäten, die uns zu sittlicher und ästhetischer Bildung wenig fruchten. Einige aber wachsen doch durch Gehalt und Architektonik über den Wert des nur Seltsamen hinaus. Die Geschichte des berühmten Dichters Li-tai-pai etwa, die an Pyramus und Thisbe erinnernde Novelle „Der Schatten im Wasser" und, als Probe von dem Humor und kühnen Witz, der auch in mancher anderen Erzählung aufleuchtet, die Skizze vom „Nächtlichen Reisklauber".

Vielleicht gelingt es den Novellen eher als den schweren philosophischen Werken, den Leser in die fremde Welt zu führen. Die beiden kleinen schimmernden Bände, die, wie man es bei Veröffentlichungen des Insel-Verlages gewohnt ist, von *E. R. Weiß* vorzüglich ausgestattet sind, laden freundlich zur Wanderung ein. F. M.

Die klingende Schelle. Roman von *Felix Salten*. Verlag von *Ullstein & Co., Berlin-Wien*. 407 S. 3 M.

Salten wollte den Ästheten Wienerischer Färbung in Reinkultur schildern, um zu beweisen, was für ein monströses, lächerlich-abscheuliches Gebilde daraus herauskäme. So ein Homunculus ist nur als Laboratoriumsprodukt möglich. Die Voraussetzungen sind zwar leicht zu beschaffen: Mischung starken Willens und feiner Psyche bei den Erzeugern, blödsinniger Reichtum, Hypertrophie des Eigennutzes und der Selbstschätzung, aber es fehlt die Möglichkeit, eine solche Persönlichkeit innerhalb einer Dichtung, die sich als reales Bild ausgibt, existenzfähig zu machen. Noch unerträglicher als uns muß dieser Ekel ohnegleichen den Menschen seiner, vom Verfasser als blind bewundernd geschilderteu Welt, sein, und die Macht des wundersamen Georg Erbacher über Frauen der verschiedensten Art, neben der Don Juans Verführungskraft dilettantisch erscheint, ist deshalb höchstens in bezug auf die jüngste unter den Anbeterinnen, die kleine Netty Pöchinger, wahrscheinlich. Aber gerade diese entzieht sich dem Zauber durch ihre merkwürdige Verlobung in der gleichen Stunde, da sie den Verführer zum erstenmal stürmisch abgeküßt hat. Ebenso unglaubhaft wie die Eisigkeit des „Helden" ist seine Verwandlung, die sich am Ende durch den Tod seiner völlig vergessenen Frau und seines nie gekannten Kindes vollzieht. Saltens feine Hand kann sich hier nur an dem landschaftlichen und gesellschaftlichen Aufputz bewähren, auch da freilich weniger von inneren Notwendigkeiten als von den Wünschen der Durchschnittsleser geleitet. P—e.

René Schickele, Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung. 146 S. — Mein Herz Mein Land. Ausgewählte Gedichte. 105 S. *Verlag der Weißen Bücher, Leipzig*. 1914 und 1915. In Pappband je M. 1.80.

Im Spiegel eines gezüchteten Künstlertums fängt die Erzählung von Trimpopp und Manasse die Farben und Linien von Berlin WW. auf. Es versteht sich von selbst, daß dabei nur eine entgleiste Groteske herauskommt. Jean Paul konnte einen bayrischen Kommer-

Digitized by Google

zienrat seiner Tage allenfalls in diese Tonart transponieren; aber mit heutigen Kommerzienräten und Tauentzien-Girls wäre es auch ihm nicht geglückt. Das expressionistische Bild des Berliner Vorfrühlings zu Beginn der Geschichte zeigt die gleiche lyrische Kraft, mit der die Dichtungen des an zweiter Stelle genannten Bändchens gesättigt sind. Die Auslese zwölf ertragreicher Dichterjahre, aufsteigend aus fröhlicher Erdennähe zu dem Ernst der großen Dinge und so an diese Zeit und ihr Grausen heranwachsend. Alemannentum, dem Jahrhunderte französicher Kulturgemeinschaft zur Kraft des Fühlens die Anmut leichten Schwebens und Gaukelns verliehen, ist das Zeichen des Elsässers René Schickele in den früheren Stadien seines Künstlertums; nun bricht der germanische Ernst mächtig hervor, hißt ahnungsvoll schon in den letzten Zeiten vor dem Kriege die rote Fahne und betet:

> ... daß wir alle werden
> durch ihren Tod so stark wie frei,
> und am Ende, daß der Deutsche
> ein milder Herr der Erde sei. G. W.

Joakim Skovgaards Billeder i Viborg Domkirke. Arbejdets Historie. Udgivet af *Forening for Boghaandvaerk. Kjøbenhavn* MDCCCCXV.

Auch mit dieser seiner neuesten Gabe hat der dänische Buchgewerbeverein sich als den berufenen Vertreter der Buchkunst Dänemarks erwiesen. Das gilt nicht allein für die Ausführung der Druckherstellungsarbeiten, das gilt vor allem für die innere Ebenmäßigkeit, für die Buchseele, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die sich in diesem stattlichen Bande ihren Körper geschaffen hat. Die äußere Ausgeglichenheit, die wir als harmonischen Buchcharakter besser empfinden als kennzeichnen können, hat ihren Ursprung immer in dem gleichmäßigen Wesen, das den Grundgedanken eines Werkes ohne Beschleunigung oder Hemmung, ohne Hinzutun oder Wegnehmen sich zum Buche auswachsen läßt. Es ist gar nichts Anspruchsvolles in der Zusammenfassung einiger Abhandlungen, die mit der frischen Ursprünglichkeit des Erlebens die Ausführung der berühmten Bilder Skovgaards für die alte Domkirche in Viborg erzählen. In den Text eingestreute Bilder, Entwürfe, Teilansichten, Umschreibungen von anders ausgeführten Gemälden vermitteln noch reicher die Stimmung einer Plauderei des Künstlers mit dem Leser, wobei in heiterer Ungezwungenheit der Maler bald mit einigen Linien seine Gedanken genauer skizziert, bald auf das erste Probestück eines angewendeten Verfahrens verweist, alles mit niemals formlos werdender sachlicher Ungezwungenheit. Der „kunsthistorische Apparat", die lange Reihe der Bildtafeln, ist in den Anhang dieses angenehmen Buches verwiesen worden, über dessen Ausstattung und Inhalt sich noch manches Lobende sagen ließe. Hier sollen nur die Buchkunstfreunde auf einen Druck hingewiesen werden, der für seine Gattung als Meisterstück gelten und manche Anregung geben kann.

G. A. E. B.

Mode und Kultur. Von Dr. *Norbert Stern.* Band I. Mit farbigen Lichtdrucktafeln, Netz- und Strichätzungen nach Kunstwerken, Modekupfern, Zeichnungen und Photographien. *Expedition der Europäischen Modenzeitung (Klemm und Weiß), Dresden 1915.*

Das Buch ist ganz besonders für Frauen lehrreich. Es könnte das Männermotto tragen: Was wir von euch wollen. Also ein Buch, das eigentlich unnötig sein sollte, es leider aber nicht ist. Der Verfasser kritisiert nicht, er registriert nur; aber mit einer versteckten Dosis von fein gewürzten Winken, so daß sich die große Mehrzahl der Weibchen, die Sklavinnen nicht Königinnen der Mode sind, unauffällig eine Lehre daraus ziehen können. Der Mode Satyrspiel hat seine ernste Seite. „Moden sind vortreffliche Manieren. Und Manieren sind Persönlichkeit gewordene Moden. Unschöne Manieren können nie schöne Moden im Gefolge haben. Die Mode ist somit keineswegs etwas durch den Willen des Modejournals zufällig Entstandenes, sondern ein Ausfluß dessen, der sie trägt. Man beurteilt deshalb auch richtig nach einem Kleid den Menschen, der darin steckt, nicht seinen Schneider. Der Geschmack des Trägers entscheidet an der Mode, das unendliche Was, Wie und Wann. Das gilt für den Einzelnen wie für die Nation. „Der Geschmack kann einem Volke unschätzbare Dienste leisten, wenn es gilt, Weltinteressen zu erobern. Der Geschmack schlägt die friedlichen Schlachten." Das ist so wahr, daß man es nicht oft genug sagen kann. Die Nachahmungssucht der Mode einer niedergehenden Nation hat in den letzten Jahren bei uns Modegrotesken ausgebrütet. Unsere Frauen wurden zu sonderbaren Ruf- und Fragezeichen, hinter die glücklicherweise der Weltkrieg seinen Gedankenstrich setzte. Sie näherten sich bedenklich der Grenze — und viele überschritten sie! — von der der Verfasser sehr richtig sagt: „Wenn die einst goldumränderte feinsinnige Einladungskarte der weiblichen Kleidung zum schreienden Plakat der unzweideutigsten Raffungen und Schlitzungen ausartet, dann gerät die Mode in Gefahr, sich und ihr ganzes Geschlecht lächerlich zu machen." Die zahlreich angeführten historischen Beispiele geben interessante Auskunft über Stil, Geschmack und Exzentrik der Mode, insbesondere über die sexuellen Tendenzen, worunter die angeschnittenen Fragen über Vermännlichungen der Frauen- und Verweiblichungen der Männermoden wichtige Perspektiven in die noch ungeschriebene Geschichte der Erotik eröffnen.

M. E.

Theodor Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken. (Sämtliche Werke Band 9.) Herausgegeben von Fritz Böhme. *Braunschweig und Berlin*, Verlag von *George Westermann* 1913. XI, 246 Seiten. In Leinen 3,50 M.

Aus der ersten, etwa 1870 abschließenden Schaffenszeit Storms gab es, wie man wußte, eine Erzählung „Am Kamin" und einen zu ihren Stoffen (es handelt sich um mehrere Gespenstergeschichten in einem Rahmen) in Beziehung stehenden Aufsatz „Volksglauben im katholischen Deutschland". Während dieser noch

Digitized by Google

immer verschollen ist, gelang es Böhme, die Erzählung aufzufinden und sie an der Spitze des vorliegenden Bandes als sehr willkommene Bereicherung des poetischen Lebenswerks Storms darzubieten. Dazu kommt noch eine reiche Zahl anderer literarischer Kleinigkeiten von mannigfacher Art, am wertvollsten die kritischen Äußerungen, die Storms Stellung zu den Fragen des Künstlerschaffens erhellen. Besonderen Reiz haben die in der „Deutschen Rundschau" bald nach dem Tode des Dichters gedruckten Anfänge einer Selbstbiographie. Die Anmerkungen Böhmes, fast hundert Seiten füllend, leuchten in alle Beziehungen hinein, die zur Entstehung und Erklärung der von ihm so sorgsam gesammelten Stücke etwas bedeuten können.

G. W.

André Suarès, Eine italienische Reise. Berechtigte Übertragung von Dr. Franz Blei. *Leipzig,* 1914, *Verlag der Weißen Bücher.* 263 S. mit 31 ganzseitigen Abbildungen. Preis geheftet 10 M., in Leinen 12 M.

Das Buch eines Franzosen über Italien darf jetzt genaue Beachtung fordern. Aber eine Übersetzung ins Italienische wäre allerdings in diesem Fall noch nötiger und für die bereiste Nation nützlicher als die Übertragung in die Sprache der Barbaren. Auch sie bekommen freilich einiges ab; denn der angebliche Jüngling, der diese Reise tut, ein Bretone, jeder Zoll der interessante Verbrecher aus einem Feuilletonroman des „B. Tgbl.", beginnt seine Reise in Basel und läßt auch dort schon seine unterleiblichen Gefühle kräftig aus, teils an dem körnigen Sandstein des Münsters, teils am Knie eines jungen Mädchens, ersteres bei gemütlicher Sonnenwärme, letzteres bei heftigem Wind auf der Rheinbrücke. Aber das ist doch nur ein Auftakt; glücklicherweise veranlassen die Brudergefühle, die Caerdal-Suarès für den Rhein empfindet, ihn nicht zur Fahrt stromabwärts; er fährt mit dem Nachtzug durch die Schweiz nach dem kongenialeren romanischen Süden.

Hier betrachtet er nun Bilder und Menschen nach seiner Weise. Was er von den Bildern abzieht, hätte billig ungedruckt bleiben können; es ist weder neu, noch wurzelt es in guter Überlieferung, und nur insofern mag man es gelten lassen, als die gut ausgewählten und klar gedruckten photographischen Abbildungen durch den Text veranlaßt sind. Im übrigen ist der Kunstsinn dieses sonst sehr nach der Mode von übermorgen gekleideten Reisenden erstaunlicherweise ziemlich von gestern. Ich erinnere mich, wie ich anfangs der neunziger Jahre als junger Student den Mädchenkopf im Poldi-Pezzoli entdeckt zu haben glaubte und mit einer recht schlechten Photographie davon in der Tasche weiter nach Italien hineinfuhr, alles andere zu seinen Ungunsten mit ihr vergleichend; ich erinnere mich eines Abends in Fiesole, wo ich vor ein paar Malern mit dieser Weisheit und Liebe herausfuhr und wie Ludwig von Hofmann über diese Mailänder Bekanntschaft lachte. Aber ich hätte mich doch damals schon als junges Kalb geschämt, solchen Kitsch zu reden, wie es dieser Mann vom Jahr 1914 im Ton ernstlicher Verzückung tut: „Wie ist der Hals lockend: das Schwert vielleicht lockend; er ruft nach dem Kuß der Schneide ... — Eines Tages wird man diesen Kopf abschneiden."! Gottchen!

Aber der Kern der Reisebeschreibung sind auch nicht die Galerieskizzen oder die Redegirlanden, mit denen einige bekannte Dome behängt werden, als seien sie lauter Garibaldi-Denkmäler und es gälte, Gabriele d'Annunzio als Festredner auszustechen, oder die entsetzlich unmusikalischen und affektierten Töne, in denen von Cremona, Monteverde, Amati — Stradivari — Guarneri (S. 92, ganz ausnehmend abgeschmackt) geredet wird; der Kern ist überall da, wo der Verfasser das Leben der italienischen Städte, Verkommenheit und Fäulnis, Schmutz und Elend, Erbärmlichkeit und Laster schildert. Hier wird seine Beredsamkeit von der gestelzten Phrase frei und stürzt sich mit natürlicher Gier auf die Beute, hier ist er zwar immer noch kein Künstler, aber ein Virtuos — und dazu ein überaus vielsagender Offenbarer seiner Volksart. Er sagt einmal: „Beurteilen uns unsere Feinde, so beurteilen uns Komödianten, die wir einer Rolle gewürdigt haben". Ist er ein Feind Italiens? Er ist ein Komödiant, einer mit dem falschen Pathos und ein arger Kulissenreißer; aber ist er ein Feind? Mir scheint vielmehr, daß all dieses Malen des italienischen Verfalls eine Liebesarbeit ist, etwas, was aus dem Gefühle der Kongenialität hervorgegangen ist. So schlecht ist doch wohl selbst Italien nicht, wie es der Stammesbruder hier in aller Aufrichtigkeit zu sehen meint. Unsere Nazarener haben, als sie hinzogen und sich hinsehnten, die Wahrheit des deutschen Spruchs bewährt, daß dem Reinen alles rein ist. Ist es wohl so, daß dem Franzosen von heute eben alles auf die heutige Art französisch ist? Es ist schade, daß Ruskin dieses Italienbuch nicht mehr erlebt hat. Er würde seiner „Bibel von Amiens" noch einiges hinzugefügt haben; sein Gericht über die Nachkommenschaft des ritterlichsten Volks wäre noch furchtbarer geworden.

Suarès gibt seinen Reisenden immer wieder für einen Kelten aus, der sich von den Franzosen abhöbe; er erzählt einmal, wie dem Gassenstreit italienischer Messerhelden die Fremden zusehen, Engländer, denen es ein Sportschauspiel ist, Franzosen, die mit Passion für und wider Partei nehmen, Deutsche, die teils sich ohne jede Kenntnis der Dinge zu Richtern aufwerfen, teils „die Augen rollen und eine fette, breite Lustigkeit aus der Kehle speien"; nur zwei Kelten stehen unbewegt und nur auf reine Erkenntnis bedacht daneben als Angehörige des Volks, das „dem Schicksale eine unermüdliche und schweigende Verachtung entgegensetzt für alle Revolte". Welch lächerliche Maskerade! In Wirklichkeit ist der Reisende dieses Buchs gar nicht auf Erkenntnis, sondern nur auf Sensation, auf Erregung und Befriedigung seiner Lüsternheit aus; deshalb sagt er auch den germanischen Eroberern, die er in sehr sonderbaren Geschichtsverrenkungen in den norditalienischen Städten antrifft, alle diese brutal fleischliche Gier, alle Lust am perversen Mord nach, die er selbst hat. Er wird ja inzwischen in Belgien neue Greuel der Barbaren zu beschreiben gefunden haben. Unter-

Digitized by Google

dessen sei er allen Italienern zu eindringlichstem und und brüderlichem Studium empfohlen. M. B.

Dr. Emil Utitz, Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. 1. Band. Verlag *Ferd. Enke, Stuttgart.* 9 M.

Inmitten des weiten buntscheckigen Blätterwaldes und Blütenbeets der gesamten Kunstliteratur fristet die wissenschaftliche Ästhetik als verborgenes Pflänzchen ein recht bescheidenes Dasein. Die allgemeine Sucht nach kunstgeschichtlicher Bildung und Belehrung, die tägliche Produktion von so viel geistreich schillerndem Kunstfeuilletonismus, die heftigen Debatten über alle die Gegensätze im modernen Kunstleben haben uns wenig Lust und Muße übrig gelassen zu den allgemeinen grundsätzlichen Fragen nach dem Sinn und Wesen des Kunstwerks an sich, des Kunstgenusses an sich usw. Höchstens daß etwa in dem Streit über problematische Neuerscheinungen, Persönlichkeiten, Kunstrichtungen irgendein passender ästhetischer Lehrsatz zu Verteidigung oder Angriff hervorgeholt oder auch neu formuliert wird. Jedenfalls nur eine so auf den aktuellen Einzelfall praktisch angewendete Ästhetik findet noch Platz im Interessenkreis der Künstler und Kunstfreunde unserer Zeit; die Ästhetik des Katheders und der Studierstube aber gilt hier als eine rein papierne, akademische Konstruktion, um so mehr, als diese ja auch ihrerseits mit den treibenden Kräften des modernen künstlerischen Lebens vielfach noch kaum ernstlich Fühlung genommen hat.

Dieser Vorwurf trifft indessen *nicht* das vorliegende, durchaus lesenswerte Buch des Rostocker Privatdozenten, dessen kleine Schrift über die „Grundlagen der jüngsten Kunstbewegung" schon früher an dieser Stelle gewürdigt wurde. In seinen allgemeinen Erörterungen knüpft Utitz auch hier überall an künstlerische und literarische Erscheinungen der letzten Gegenwart an. Aus deren allgemeiner Anschauungsweise heraus unternimmt er die Aufrichtung des weitschichtigen Lehrgebäudes einer „allgemeinen Kunstwissenschaft", innerhalb der sowohl die philosophische Ästhetik, wie die historische Stillehre und die systematische moderne Kunstkritik Platz finden sollen. Von dem auf zwei Bände angelegten Werk bringt der bis jetzt vorliegende erste zunächst eine aus weitläufigen Erörterungen herausdestillierte allgemein gültige Begriffsbestimmung des Kunstwerkes, das dahin definiert wird, daß in seiner Gestaltung vor allem ein — irgendwie geartetes — Gefühlsleben zum Ausdruck gelangen muß. Eine Definition, die jedenfalls unserer heutigen Kunst und auch mancher wertvollen Erscheinung der Vergangenheit eher gerecht wird als die hergebrachte altmodisch klassizistische, die Kunst mit „Gestaltung des Schönen" gleichsetzt. Weiterhin handelt Utitz über das Wesen des Ästhetischen überhaupt und dessen Verhältnis zur Kunst, über Naturempfindung und künstlerischen Naturgenuß, über den Naturalismus usw. Hier, und noch mehr im Schlußteil des Bandes, der die verschiedenen Formen und Grade des Kunstgenusses und besonders die Möglichkeit einer angemessenen Beziehung zur Kunst vergangener Zeitperioden und fremder Völker bespricht, gelangen wir zu den wertvollsten und ansprechendsten Partien des Werkes. Die reichlich weitschweifige — wenn auch vielleicht nicht ganz zu umgehende — Diskussion, in der der Verfasser mit der vorhandenen umfangreichen Fachliteratur über grundlegende Begriffsbestimmungen durch zwei Drittel seines Buches hindurch mit erbarmungsloser Gründlichkeit sich auseinanderzusetzen für nötig hielt, ist endlich erledigt. Der Autor entschließt sich, ohne Umschweife nur mehr seine eigenen Beobachtungen und Gedanken vorzutragen, und es zeigt sich, daß er allerlei zu sagen hat, was auch außerhalb des kleinen Kreises akademischer Fachgenossen Gehör und Interesse beanspruchen darf. M. W.

Der Neudruck von *Vehses Preußischen Hofgeschichten*, herausgegeben von *Heinrich Conrad*, liegt mit dem vierten Bande abgeschlossen vor *(München, Georg Müller)*. Zunächst sei nochmals die vortreffliche äußere Ausstattung lobend erwähnt; die 57 bildlichen Beilagen, zum Teil nach selten gewordenen Vorlagen, erhöhen das Interesse für den Vehseschen Anekdotenkram; auch das sorgfältig bearbeitete Namenverzeichnis für die vier Bände begrüßen wir mit Freude.

Der Inhalt des vierten Bandes entspricht dem des fünften und sechsten der Originalausgabe von 1851 und enthält die Hofchronik unter Friedrich Wilhelm II. und III. in Vehsescher Darstellung. Das letztere muß betont werden, und gerade deshalb möchten wir den bei der Anzeige der ersten Bände des Werkes ausgesprochenen Wunsch wiederholen: in einem Supplementbande die zahlreichen Irrtümer des Verfassers richtig zu stellen. Vehse schöpfte, zumal wenn es sich um Bosheiten gegen den preußischen Adel handelte, mit Vorliebe aus Klatschquellen wie den „Vertrauten Briefen" Cölln's, und da ist ihm manches untergeschlüpft, was gegen die Wahrheit verstößt. Seite 23 ff. wird auch den berüchtigten Andeutungen über den Grafen Schmettau Raum gegeben, die Vehse in einem Karton zur Originalausgabe richtig zu stellen versuchte; die Richtigstellung war aber nur eine erneute Infamie. Wengersky führt die Personalien Schmettaus übrigens nicht ganz richtig an. Graf Friedrich Schmettau war ein Sohn des Grafen Samuel, des Großmeisters der Artillerie (Grafenstand von 1742 durch Kaiser Karl VII.), aber nicht der Schmettau mit dem Beinamen „Minna von Barnhelm"; das war ein Vetter von ihm, und auf diesen bezog sich wohl auch der Klatsch mit der Kronprinzessin respektive der Prinzessin Ferdinand. — Daß das Konsistorium die Ehe linker Hand Friedrich Wilhelms II. mit Julie von Voß unter Berufung auf Luther und Melanchthon gut geheißen habe, ist unter anderem durch Koser widerlegt worden. — Im „Groß-Kophta" hat Goethe nicht den Professor Starck „vorführen" wollen, sondern an Cagliostro und die Halsbandgeschichte gedacht. — Bischofswerders Gattin war eine geborene Tarrach (nicht Tarac), Tochter des Geheimen Finanzrats Tarrach, dessen Sohn übrigens erst als Gesandter in Stockholm den Adel erhielt; aus ihrer

Digitized by Google

jüngeren Schwester macht Vehse eine Geliebte Lucchesinis — sie war aber Lucchesinis rechtmäßige Frau. Das sind ein paar Kleinigkeiten, die mir bei flüchtigerem Durchblättern des Bandes auffielen. F. v. Z.

Leonardo da Vinci, Quaderni d'Anatomia IV. *Christiania, Casa editrice Jacob Dybwad* 1914.

Mitte Oktober 1914 sandten die drei Herausgeber *Vangensten, Fonahn* und *Hopstock* ihren 4. Band an *Sudhoff, Holl* und mich mit dem Bemerken, daß vor Abschluß des Krieges keine weiteren Exemplare (auch nicht vom Verleger) ans Ausland gesandt werden. Und deshalb bat mich mein Freund *Fonahn*, das Erscheinen des 4. Bandes vorläufig in den Zeitschriften nicht zu erwähnen. Nachdem aber sowohl Sudhoff in der „Münchener med. Wochenschrift", als auch Holl („Archiv für Anatomie und Physiologie". Anat. Abteilung 1915, Sonderabdruck von 40 Seiten) diesen 4. Band anzuzeigen sich für berechtigt hielten, will ich nicht zurückstehen und den Bücherfreunden diese köstliche Gabe nicht vorenthalten. Der neue Band hat 32 Tafeln und 77 Blätter Text (italienisch, englisch, deutsch). Um es gleich vorwegzunehmen, ist die Ausstattung die gleich glänzende wie die der von mir früher hier besprochenen drei Bände. Die breiteste Darstellung ist dem Herzen und dessen Klappenapparat gewidmet, so daß wir uns jetzt gut eine Vorstellung machen können, wie *Leonardo* sich den Blutkreislauf des Herzens gedacht hat. — Auch allgemeine Gedanken sind eingestreut, wie der: „Es soll mich nicht lesen, wer nicht Mathematiker nach meinen Grundgedanken ist". Heute wollen wir aber in die Schätze Leonardoschen Wissens eindringen, wozu uns die drei trefflichen Herausgeber die Hand reichen. Möge die baldige Beendigung des Krieges gestatten, daß Band 5 in Angriff genommen wird, für den das Material bereits geordnet daliegt.

E. Ebstein.

Hermann Wagner, Bekenntnisse. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*

Der Roman Wagners enthält die Bekenntnisse eines Literaturjünglings, der ein Nähmädchen zu seiner Geliebten macht, mit Aussicht auf Heirat, zu der es aber nicht kommt, da sie ihn inzwischen mit der Kellnerin überrascht und an der vorzeitigen Geburt seines Kindes stirbt; worauf der Literaturjüngling erleichtert aufatmet, da Heiraten offenbar seine Sache nicht ist. Diese wahrhaft große und neue Geschichte ist mit einem Kunstmäntelchen von Stimmung und „Literatur" behängt, so durchsichtig, daß die Dürftigkeit des Romans nur noch sichtbarer wird. F. M.

Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Gesammelt und herausgegeben von *Jakob Wassermann. S. Fischer Verlag, Berlin* 1915. 287 Seiten. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Der Verfasser des „Caspar Hauser" hat sich wohl diese Stoffsammlung zunächst für eignen gelegentlichen Gebrauch angelegt. Dann ist ihm vermutlich der Gedanke gekommen, es ließe sich ein unterhaltsames Buch, eine kleine Reihe geschichtlicher Miniaturen daraus formen, was an sich ganz richtig ist; aber die Ausführung erfolgte mit allzu geringem Aufwand eigner Mühe, ohne die tiefer eindringende und psychologisch deutende Kraft, die wir in Wassermanns „Johanna von Kastilien" bewunderten. Vehses Hofgeschichten, die Quelle, aus der er hier zumeist schöpft, dürfen nur mit strenger Kritik von einem Schriftsteller, der es als Künstler mit seiner Aufgabe ernst nimmt, zugrunde gelegt werden (siehe oben S. 272 f.), und weil es hier an dieser Kritik mangelt, ist etwas entstanden, was nur zum kleinen Teil den Erwartungen genügt, die Wassermanns Name bei dem Leser weckt. G. W.

Franz Werfel, Einander. Oden, Lieder, Gestalten. 107 S. — Die Troerinnen des Euripides in deutscher Bearbeitung. 127 S. *Leipzig, Kurt Wolff Verlag* 1915. Geheftet je 2,50 M., gebunden 3,50 M., in Halbleder 4,50 M., hundert numerierte Exemplare auf Bütten in Ganzleder 35 M.

Die beiden ersten Gedichtbände Werfels, „Der Weltfreund" und „Wir sind", haben die Aufmerksamkeit derer, denen die Kunst unserer Zeit eine Sache von Wert ist, auf den jungen Dichter geheftet. Sogleich trat er als Gestalt von eigener Art und hoher Begabung in den Kreis der älteren Genossen, sich der kleinen Schar der Auserwählten anreihend. Lebensfreude und tiefes Empfinden, Stärke und Anmut waren seine Kennzeichen. Zu ihnen gesellte sich schnell ein Zerdenken der Widersprüche, die im „Weltfreund" nur erfühlt worden waren, und die Sehnsucht nach der Harmonie. Nietzsches Wort bewährte sich von neuem: „Wo Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik". So wurde die Dichtung Werfels, was alle hohe Kunst unserer Tage werden muß: Religion. In dem Nachwort zu der zweiten Reihe seiner Gedichte sagt er: „Sie reden in mancherlei Gestalten nur von Einem. Von dem permanenten Existenz-Bewußtsein, das ist Frömmigkeit."

Die neue, dritte Sammlung „Einander" wandelt das gleiche Grundgefühl in veränderter Auffassung ab. Der Dichter gelangt zum Selbst-Bewußtwerden durch das Leid, — „den Adel des Leids", wie er schön sagt. Da lernt er als Höchstes die Träne des Mitleidens schätzen:

Nimmer vergiß, und fühle, wie groß
Zärtlichkeit, Güte dein Antlitz ertränkt.
Zartsein ist Weisheit und Milde ist Sinn.
Stets deinem Mund ist ein Zauber vergönnt.

Der Widersinn des Lebens löst sich im Aufgehen in der Schöpfung, der freiwilligen Hingabe an das Allgemeine:

Komm, Geist, und überrenne diesen Fluch,
Daß wir uns spülen über alle Dämme!
Aus allen Schleußen stürze uns dein Spruch,
Daß Eins das Andre selig überschwemme!

Wähl uns zum Horn aus, Herr, in das du stößt!
Schon beben wie Gebärende die Erden —
Gib, in dein letztes Antlitz aufgelöst,
Daß alle wir *einander* Mütter werden!

Digitized by Google

Das ist der Sinn des Titels, den Werfel diesem dritten Gedichtbuch verliehen hat. Unnötig, zu sagen, wie grauenhaft solcher Gesinnung, die in der erhabenen Legende „Jesus und der Äser-Weg" ihren faßbarsten Ausdruck prägte, der Krieg sein muß. Dem „Krieg" (S. 47 ff.) und den „Wortemachern des Krieges" gilt der ganze Haß Werfels. Er, der das alte Rätsel der Unvollkommenheit der Gotteswelt dem Schöpfer selbst im Akte des Schaffens zur Last legt („Fluch des Werkes"), sollte freilich diese von vornherein gesetzte Bedingung der Realität gerechterweise auch unter dem Eindruck der furchtbaren Gegenwart anzuerkennen vermögen. Übrigens berührt in dem soeben erwähnten Gedicht die Spielerei der Doppelreime äußerlich, wie auch sonst an einzelnen Stellen die Absicht im Formalen und der Wahl der Vorstellungen (S. 44 „Auch dir", Strophe 2) getrübt erscheint. Daneben erzeugt freilich das immer reifer werdende Formgefühl wundervolle Rhythmen und Bilder, in überraschender Zahl und Stärke erblühend.

Die Fähigkeit des Formens erweist sich in stärkster Gewalt in der Neudichtung der „Troerinnen" des Euripides. Was Werfel unter „Übersetzen" versteht, ist ein Zeitgemäßwerden alter Inhalte, geprägt in eine neue Zeitform. Es gibt keinen schrofferen Gegensatz, als den seiner Absichten und derer, die der Vorgänger, Wilamowitz-Möllendorf, in der Einleitung zu seiner Verdeutschung des „Hippolytos" entwickelt hat. Hier ein Zurückfühlen in eine Epoche deutscher Kultur und Sprache, die der des fremden alten Dichters am nächsten verwandt ist, — bei Werfel das Gefühl, „daß die menschliche Geschichte in ihrem Kreislauf wiederum den Zustand passiert, aus dem heraus dieses Werk entstanden sein mag". Ihm ist Euripides Vorläufer des Christentums, das heißt der Skeptiker, in dessen Moral der Glaube aufdämmert. So lenkt diese Übersetzung ihrer Absicht nach in die gleiche Straße ein, auf der die Dichtung Werfels jetzt dem Gotte entgegenwallt.

Wie viel Schönheit über die Verse in ihrem neuen deutschen Gewand ausgegossen ist, ließe sich nur durch Proben erweisen. Wir freuen uns im voraus des Tages, an dem Reinhardt diese, übrigens auch szenisch meisterhaft vorgedichteten Bilder und Töne auf dem Deutschen Theater erscheinen lassen wird. G. W.

Geschichte des Prinzen Biribinker von *Wieland.* Mit 10 Radierungen von *Karl Thylmann. Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag,* 1914.

Für die kapriziöse Geschichte des Prinzen Biribinker hat der Verlag in der angezeigten wohl schon vor Kriegsbeginn vollendeten Ausgabe eine sehr reizvolle Fassung gefunden. Der Druck von Poeschel & Trepte verwendet die erste handgeschnittene Form der Ungertype, die ein geistreicher Versuch von nicht geringer Originalität ist, des talentierten jungen Buchkünstlers Thylmann Radierungen sind anmutig, ohne süßlich und weichlich zu werden wie bei einigen unserer modernen Rokokomeister, alles stimmt vorzüglich zusammen, und so ist ein heiteres Stück geschmackvoller Laune entstanden, das ein anderes Ebenmaß haben kann als ein ernsthaft strenges Buchkunstwerk. Wer über die älteste Ausgabe des Prinzen Biribinker unterrichtet sein will, sei bei dieser Gelegenheit auf die Einleitung Carl Schüddekopfs zu seiner kritischen Sonderausgabe des Biribinker verwiesen. G. A. E. B.

Ernst von Wildenbruch, Gesammelte Werke. Herausgegeben von *Berthold Litzmann. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung Berlin* 1911 ff. Bisher erschienen: Band 1—3, 6—9. Jeder Band geheftet 4 M., in Leinen 5 M., in Halbfranz 6.50 M.

Als gegen das Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die deutsche Jugend unter der Führung Treitschkes sich zu einem neuen Idealismus mit starkem Betonen der Volksart und ihrer großen Gegenwartsaufgaben ermannte, da wurde von dieser Welle auch Wildenbruch emporgetragen. Er war der einzige lebende Dichter, der mit gleicher Gesinnung hohes Talent vereinte. Nachher ist keiner mehr erstanden. Und wenn wir nach dichterischem Ausdruck dessen verlangen, was heute unsere Seelen erfüllt, so erscheint er, der diese gewaltige Zeit leider nicht mehr erleben sollte, vor allen anderen befähigt, mit dem begeisterten Schwung seines Temperaments diesem Wunsch Genüge zu bieten.

Am überzeugendsten erscheint Wildenbruch als Prophet des heutigen Deutschtums in jenen Gelegenheitsäußerungen, die nach seinem Hinscheiden als „Blätter vom Lebensbaum" durch Litzmann 1910 zusammengelesen wurden. Hier tönt immer wieder aus dem reinen Herzen, dem klaren und hohen Geist des aufrechten Mannes die Stimme der innigsten Liebe, sein geliebtes deutsches Volk warnend und anfeuernd.

In den Dichtungswerken, die Litzmann nun gesammelt darbietet, sind häufig genug ähnliche Klänge zu vernehmen. Aber Wildenbruch war zu sehr Künstler, als daß er zum Diener einer Absicht, wenn auch höchster und reinster Art, geworden wäre. Er schuf zwar aus einer Gesinnung (und die Zeiten sind hoffentlich für immer vergangen, in denen Nurartisten das für die große Sünde am heiligen Geist der Kunst erklärten), aber nie um einer außerhalb seiner Gebilde liegenden Tendenz willen, auch nicht in den durch solchen Vorwurf mit meist absichtlichem Verkennen bemakelten Hohenzollerndramen.

Nicht in dieser Richtung liegt die Schwäche, die Wildenbruchs dramatischem Lebenswerk den Anspruch unbegrenzter Lebenskraft, der Klassizität im Sinne der Wirkung auf eine längere Reihe von Generationen versagt. Man nehme das Wort *„Dilettant"* in seiner ursprünglichsten und zugleich edelsten Bedeutung: *si diletta,* und man hat die Stärke und die Schwäche Wildenbruchs in eins zusammengefaßt. Sein Dichten ist ein Überströmen, eine Entladung, notwendig und erquickend für seine Innerlichkeit, in der die aufsteigenden Bilder nach Gestaltung stürmisch verlangen. Er, den man so oft des Haschens nach der Wirkung beschuldigt hat, ist so wenig Publikumsdichter wie der Zeitgenosse Liliencron, der einmal

Digitized by Google

sagt: „Wer ist ein Dichter? Nun, vor allem ein solcher, der, durch sich gezwungen zu dichten, für sich allein und nur zu *seiner* Freude dichtet . . . Wie? Dichten wir etwa, um andern eine „Freude" zu machen? Dann wären wir keine Dichter, sondern Seiltänzer." Und im Anschluß an diese Worte geißelt Liliencron die Nachlässigkeit der Form, namentlich in der zeitgenössischen Lyrik. An einer früheren Stelle desselben Romans „Der Mäcen" heißt es: „Mir ist ein unreiner Reim wie eine Ohrfeige". Hier haben wir den Unterschied, der Wildenbruch zu seinem Nachteil von Liliencron und den gleich diesem zu längerem Fortleben berufenen Kunstgenossen trennt. Der improvisatorisch zeugenden Gestaltung muß ein Formsinn als übergeordnete Instanz beigesellt sein, damit Werke von ausdauernder Kraft aus der Hand des Dichters hervorgehen, wobei nicht sowohl an ein Nacheinander als an ein gleichzeitiges Wirken beider Funktionen der Dichterbegabung gedacht werden soll. Daran hat es Wildenbruch gefehlt. Zwar hat er die unmittelbar fortreißende Gewalt der inneren Begeisterung, des angeborenen Ausdrucksvermögens; aber nur dort kam es zu den sicher geprägten, sozusagen endgültigen Formen, wo der Zufall (ich finde kein treffenderes Wort) beide im ersten Anlauf gleichzeitig das Ziel erreichen ließ.

Das ist nun aber auf dem Gebiet des Dramas erfahrungsgemäß nur für einzelne Gestalten und Situationen, nie für den Gesamtbau einer ausgedehnten Szenenfolge erreichbar. Die meisten Dramatiker kommen, früher oder später, zu dieser Erkenntnis und unterwerfen sich dem Gesetz, das hier nicht nur die innere Form der Gattung, sondern auch die von den Bedingungen der Bühnendarstellung und der Publikumspsychologie erhobenen Forderungen umfaßt. Selbstverständlich hat auch Wildenbruch diesen Komplex der Daseinsbedingungen des Dramas erkannt oder erfühlt. Aber er glaubte seine Schaffensart ihnen in der Weise anschmiegen zu können, daß er die Improvisation mit der Herrschaft über die Bühnenwirkungen verband, und damit erlitten seine Dramen als reine Kunstwerke Schiffbruch. Wobei noch als Erklärung und Entschuldigung dienen kann, daß diese Verbindung die in den Zeiten seines Werdens bei den geltenden Dramatikern der oberen Gattung (Lindner, Wilbrandt, Voß) allgemein übliche Schaffensart war. Erst die beiden letzten Jahrzehnte haben einen Umschwung gebracht, der grundsätzlich als unbedingte Forderung an das höhere Drama die Erfüllung der inneren Form an die Spitze stellte; doch ist Wildenbruch bis zu seinem Lebensende bei seiner ersten, naiv-raffinierten Manier geblieben.

Damit ist zugleich gesagt, inwiefern ihm der Anspruch auf die Nachfolgerschaft Schillers zugebilligt werden kann. Wohl nach dem Wollen, der seelischen Beschaffenheit, der Fähigkeit zu großem und leidenschaftlichem Gefühl, — und vielleicht am ehesten unter allen den Diadochen des klassizistischen deutschen Dramas; keineswegs jedoch nach allen den Eigenschaften, die unter den Begriff bewußten Könnens, erworbener Meisterschaft fallen.

Wenn nun Litzmann uns das dramatische Lebenswerk Wildenbruchs in neun starken Bänden von gegen 600 Seiten darbietet, vollständig bis auf die nur als Bühnenmanuskripte gedruckten Werke, so ist die Berechtigung einer solchen Gesamtausgabe zunächst anzuzweifeln. Eine Auslese des Stärksten würde ein zutreffendes und ausreichendes Bild geliefert haben: etwa „Harold", „Menonit", „Karolinger" als die drei Stufen seines ersten, glänzenden Aufstiegs, „Die Quitzows" als Probe der Hohenzollernstücke, „Die Haubenlerche" zur Veranschaulichung der Versuche auf dem Gebiete des Gegenwartsdramas, „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" wegen der starken, als Rückschlag gegen den Naturalismus historisch wichtigen Augenblickswirkung, und „Die Rabensteinerin" oder „Die Lieder des Euripides", um von den letzten Werken eine Vorstellung zu geben, vielleicht noch den bisher unbekannten, von Litzmann gerühmten „Ermanarich".

Auf diese Weise wäre dem Bedürfnis des Literarhistorikers und wohl auch der meisten Verehrer des Dichters Genüge geleistet worden, und eine solche Auswahl könnte gewiß auf höheren Dank zählen als das gewaltige Korpus, das jetzt statt ihrer den Leser bedrängt und — abschreckt.

Die Art der Herausgabe leidet unter dem gleichen Zuviel. Wenn Litzmann in den Einleitungen zu den Hauptdramen von ihrer Entstehung berichtet, so tut er das sachlich Berechtigte; wenn er aber jedem einzelnen Stück Werturteile und eine vollständige Lebensgeschichte mit auf den Weg gibt, so bereitet er sich und dem Benutzer der Ausgabe unnötige Mühe. Der textkritische Apparat am Schlusse jedes Bandes erregt mit seinen peinlich genauen Beschreibungen der Handschriften und den Proben früherer Fassungen den Eindruck, als solle das Haupt Wildenbruchs durch solche, nur dem Schaffen der Größten gebührende Editorentechnik gewaltsam mit der Aureole des Klassikers geschmückt werden. Wem ist mit diesen Zugaben gedient? Höchstens doch dem zukünftigen Doktoranden, der sich an der Textgeschichte eines Wildenbruchschen Dramas die Sporen verdienen will.

Ganz anders steht es mit den Romanen und Novellen, von deren auf sechs Bände berechneter Reihe schon vier Bände vorliegen. Hier fehlte es an jenen äußeren Hemmungen und Antrieben, die den Dramen Wildenbruchs so verhängnisvoll wurden, und so kann man noch heute, und voraussichtlich auf lange Zeit hinaus, den Erzähler als einen der guten Vertreter neuerer deutscher Prosadichtung ohne alles Wenn und Aber gelten lassen. Hier bedeutet die Vollständigkeit der Gesamtausgabe die freudig zu begrüßende Sicherung eines reichen Besitzes an literarischen Genußmitteln von gesundem Nährwert für die Allgemeinheit der gebildeten Deutschen. Am stärksten und breitesten wirken die im sechsten Bande vereinten Erzählungen aus dem Kinderleben. Die bis zuletzt bewahrte Jugendlichkeit des Dichters hat ihm das Nachfühlen kindlicher Seelenstimmungen zu allen Zeiten in erstaunlicher Wahrheit und Feinheit gewährt, gepaart mit einer immer wachsenden Fähig-

Digitized by Google

keit künstlerischer Bewältigung des Zartesten. Litzmann erweist sich der Aufgabe, das Verständnis dieser Schöpfungen in ihrer ganzen Tiefe zu erschließen, in seinen knappen Einleitungen völlig gewachsen (merkwürdig, wie leicht ihm hier das gelingt, was bei den Dramen mit aller aufgewandten Mühe oft nicht zu erzwingen ist!).

Für später wird noch eine dritte Reihe angekündigt, die in zwei Bänden die Heldengedichte „Vionville" und „Sedan", die aus den Handschriften stark vermehrten, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen bringen soll.

Die Ausgabe wird demnach 17 Bände zählen, von denen bis jetzt die größere Hälfte vorliegt. Das Äußere genügt durch Druck, Papier und Einband, dank der darüber waltenden künstlerischen Hand *Hugo Steiner-Prags*, allen billigen Ansprüchen, und der Preis ist in Anbetracht des stattlichen Umfangs der Bände sehr mäßig. G. W.

Fritz Wittels, Der Juwelier von Bagdad. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1914. 212 Seiten. Preis 3 M.

Dieser Roman gehört zu den Büchern, die man jetzt nicht mehr recht lesen kann, weil sie kostümiert sind, an geliehene Maskenkleider im Karneval erinnern. Wer Humor hat, der wird auch über der Bundesbrüderschaft mit den tapfern Verteidigern der Dardanellen nicht das Vergnügen an jenem alten Türken der Münchener Bilderbogen oder des Leipziger Kaffeebaum-Portals verloren haben, den wir als Kinder ob seines großen Turbans und seiner Schnabelschuhe bewunderten. Aber den Türken jenes übeln Theaterschmarrens, den die Londoner in den letzten Jahren mit Entzücken als echten Orient genossen und den schandbarerweise auch das Münchener Künstlertheater — von allen deutschen Bühnen diese! — aufgeführt hat, diesen „Kismet"-Türken ertragen wir nicht mehr. An ihn erinnert aber der Juwelier von Bagdad leider sehr. Der Vorwurf der Erzählung ist nicht mit dem Reiz der Neuheit bekleidet; der Ehemann, der sich seiner Liebe zur schönsten Frau nicht mehr sicher fühlt und sie deshalb den verwegensten Proben aussetzt, ist schon öfters und wahrlich von größeren Dichtern gezeichnet worden. Durch die orientalische Pracht, die ihm hier übergehängt wird, gewinnt er nicht. Auch die Art, in der der Verfasser die Geschichte erzählt, paßt weder zum Stoff noch zu der Kostümierung; für den Stoff ist sie viel zu breit — das Maß einer Boccaccioschen Erzählung wäre hier geboten gewesen — und für das Kostüm ist sie nicht naiv und sinnlich genug. M. B.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXIII. Als Bibliophilie und Humanismus gleichbedeutend waren, da war die Bücherei der wichtigste Raum, die eigentliche Wohnung, eng zwar in ihren Abmessungen und doch sich ausdehnend über die ganze damalige Welt, deren Rundblick man von ihr aus genoß. Das Studiolo des heiligen Hieronymus von Carpaccio (in S. Giorgio degli Schiavoni in Venedig), Sanct Hieronymus in seiner Zelle (auf Dürers Kupferstich) sind schöne Beispiele für die Bücherpflegestätten der alten Humanisten, in denen so viel Sonne und so wenig Staub war. In den Handschriften, die aus Petrarcas Sammlung stammen, ist der Dichter, am Pulte seines Bücherzimmers sitzend, wiederholt abgebildet, wie man ihn auch auf dem Fresko in der Universitätsbibliothek zu Padua sieht. Auf einem hölzernen Lehnstuhl ruhend, die Füße auf einem Bänkchen vor dem kalten Steinboden geschützt, liegen vor ihm auf dem Bücherpulte-Schreibtisch mit seinem eingehölten Tintenfasse zwei schwere Folianten. In der einen Hand die Feder, in der anderen das Radiermesser, ist er emsig beschäftigt, eine neue Abschrift für seine Büchersammlung zu gewinnen. Längs der Mauer, die nur ein schmales Fenster hat, sind die Bände seines Besitzes aneinander gestellt, andere stehen auf kleinen Brettern neben dem Pulte, aller Platz ist für die Bücher ausgenutzt, deren Wächter gegen die Mäuse, die Katze unter dem Lehnstuhle die Gesinnung ihres Herrn zu teilen scheint, dessen Antlitz sich über seine Bücher beugt, über seine Bücher, die ihm Waffe und Werkzeug geistiger Arbeit sind und über denen ihn der niemand verschonende Tod überraschte.

Dann hat die Erfindung Gutenbergs das Buch über die Erde verbreitet, es wurde in den gelehrten Haushaltungen aus dem Einzelstück, das Verehrung genoß, zur Bändezahl, die man gleichgültiger ansah. Die Beschäftigung mit den Büchern gab schon die Gelegenheit, als Büchernarr verspottet zu werden. Bücher und Lesetisch genügten nicht mehr für die Büchereieinrichtung, die sich ebenso Bequemlichkeiten ersann, wie aus dem Bücherwissen ein Buchwissen und eine Wissenschaft vom Buche wurde. Als eine Quelle des Lebensgenusses erscheint dem italienischen Büchersammler der Renaissance sein Buch, als ein Kunstwerk würdigt er die Buchhandschrift mit ihren Malereien oder das Meisterwerk einer berühmten Offizin, nicht allein mehr als einen wahren Freund, der in den Stunden traulicher Unterhaltung geistige Werte schaffen hilft. Das Buch ist zum Gehilfen geworden, aber es bleibt noch Genosse. Der Besitzer der Bücher hat seine Stellung zu ihnen als zu Gegenständen seiner Neigung deutlicher gemacht, indem er sich von ihnen entfernter hält, ihnen den bestimmten Platz in seinem Hausgerät anweist, sie wie dieses benutzt. Seinen Tag erfüllt nicht mehr das Buch, aber es hat in ihm noch seine festen Stunden. So beschreibt Machiavelli sein Leben, das er auf seinem bescheidenen Landsitz La Strada bei Florenz führt, wie es in den Abwechslungen von geselligem Verkehr und Jagd, von Kunsterhebung und Schriftstellerei verläuft. „Kommt der Abend, so ziehe ich mich in meine Behausung zurück; ich betrete mein Arbeitszimmer; anständig gekleidet trete ich in die Hallen der Vorzeit ein . . . Vier Stunden hindurch fühle ich keine Leiden; ich vergesse alle Langeweile."

Digitized by Google

Damals gehörte auch das Lesen noch zur Bildung; nicht der Bücherstapel, den man durchwühlte, sondern das Buch an der Kette auf den Bücherpulten der Sammlungen beschäftigte den Wissensdurstigen wochenlang. Es war die Übergangszeit des geschriebenen Buches in das gedruckte, in der die Großen aus der Fülle der Gaben Gutenbergs zu wählen begannen, das Empfinden für die Sinnenreize, die vom Buche ausgehen, sich bewußt, fast mit kalter Überlegung, verfeinern ließen, die Bücherrepräsentation ihrer Kunstrepräsentation einfügten und deshalb ihre Bücherzimmer schmückten, in denen nun das Buch nicht mehr Alleinherrscher blieb. Aus Petrarcas stillem Heiligtum waren prunkvolle Tempel geworden und vom Kalender des einfachen Mannes, der an seiner Stubentür hing bis zu dem Marmorsal, dessen Deckengemälde ein angesehener Künstler mit allen Tugenden und Weisheiten geschmückt hatte, gab es die verschiedenartigsten Einrichtungen für die Aufbewahrung und Benutzung der Bücher. Die Bibliotheksmöbel vervielfältigten sich, aber sie vereinfachten sich noch nicht zur von allem anderen befreiten Form der Zweckerfüllung, die erst die Bücherspeicher des ausgehenden XIX. Jahrhunderts gewannen.

Mit dem Aufkommen der öffentlichen Büchersammlungen im XVII. Jahrhundert bekamen mancherlei mechanische Spielereien Bedeutung, es wurden „Lesemaschinen" erfunden und der Besitz von solchen blieb auch für die Ausrüstung einer gut ausgestatteten Privatbibliothek ein Ehrgeiz. Auf seinen Bücherreisen hat Zacharias Conrad von Uffenbach fleißig nach diesen Dingen Umschau gehalten, noch des umständlichen Krünitz Wörterbuch meinte sie beschreiben zu müssen. In den Versteigerungsverzeichnissen des XVIII. Jahrhunderts fehlte nicht die supellex antiquaria, fehlten nicht die Globen und mathematisches Rüstzeug. Die Buntheit der Kunst- und Wunderkammern hatte sich über die Bücherräume des XVII. und XVIII. Jahrhunderts gebreitet, in denen die Gelehrsamkeit und die Liebhaberei wohnten, die Büchersäle in den Palästen waren zu Anpassungen an die Gewohnheiten höfischer Mode geworden. Und für die Einfachheit der zusammengeschlagenen Bücherstände, die im XIX. Jahrhundert aus der schlichten Gelehrtenstube alles Schaugepränge verbannten, um es durch eine nicht mehr zu übertreffende Nüchternheit zu ersetzen, hatte der bescheidene Büchermörder Tinius seinem Richter die Erklärung gegeben, daß die Axt im Hause da den Zimmermann ersparen müsse, wo der Büchervorrat größer sei als der Geldbeutel, wo man nichts mehr übrig haben könne für die Ausstattung von Räumen, in denen jedes Plätzchen den Büchern eingeräumt sei.

Aus diesem Zwiespalt des Bücherüberflusses und des Raummangels hatten mit der Entstehung der Bücherliebhaberei in ihren gegenwärtigen Erscheinungsformen die französischen Bibliophilen des XVIII. Jahrhunderts einen Ausweg gefunden, das Kabinett, den schön gefüllten schönen Bücherschrank. Die großen Büchersammlungen und ihren Ruhm überließ man den großen Sammlern und die Kleinen machten sich selbständig, indem sie die Erlesenheit statt der Menge verlangten. Diese Forderung bestimmte wohl auch die Büchereieinrichtung des Sammlers, der in ihr die seltenen Stücke zusammentrug, deren er sich bemächtigen konnte und der in einem kleinen Museum sitzen wollte. Die Ästheten des XIX. Jahrhunderts brauchten keine ausgestopften Krokodile mehr, um sie an die Zimmerdecke zu hängen, Bibelots und Bric-à-brac aus entfernten Gegenden und Zeiten boten ihnen Sinnenreiz, neben diesem schien ihnen auch der Büchergehalt weniger wesentlich. Als Dorian Gray sein Lieblingsbuch kennen gelernt hatte, verschaffte er sich in Paris fünf Vorzugsausgaben der ersten Auflage, die er in ebenso vielen verschiedenartigen Farben binden ließ, die seiner jeweiligen Gemütsstimmung entsprachen. Die großen Sammler aber mußten schon im XIX. Jahrhundert für die hohen Liebhaberwerte feuerfeste Geldschränke bauen lassen, um sie ihrer Büchereinrichtung zu verbinden.

Die Entwicklungsgeschichte der Bibliotheksmöbel, die man „Büchereiraum und Persönlichkeit" überschreiben könnte, zeigt deutlich, wie sich allmählich eine immer schärfere Trennung vollzog zwischen den Besitzern von Büchern aus Leidenschaft und Liebe, den Besitzern von Büchern aus Beruf und Notwendigkeit, den Besitzer von Büchern aus Gesellschaftsrücksichten und Gleichgültigkeit. Alle drei Gruppen von Büchersammlern haben ihren Anteil an der Entstehung merkwürdiger Möbelstücke gehabt, die aufzuzählen und zu beschreiben ebenso lehrreich wie unterhaltend sein würde. Denn das Bilderbuch der Bibliothekmöbel ist ein Buch der Metamorphosen und das Anwachsen des Bücherbrettes zum Bücherfach und zum Bücherschrank hat sich mit oft merkwürdigen Umwegen vollzogen Ganz zu schweigen von den allerlei kleinen Unentbehrlichkeiten des Bücherfreundes verschiedener Völker und Zeiten.

Aus erklügeltem und gewordenem haben die Möbel der Privatbibliotheken sich verändert wie sich ihre Benutzer verändert haben. Die Einrichtungen zur Selbstbedienung, zum Ausschluß der störenden Dienerschaft, die gedeckten Tische, die aus dem Fußboden oder einer Seitenwand erschienen und dorthin wieder verschwanden, haben in einem Jahrhundert, in dem man auf den Einfall kommen konnte, ein Haus zu kaufen, damit sich ein drehbarer Kamin herstellen ließ, der den Weg zur Wohnung der Geliebten bequemer machte, kaum noch den Anschein einer Überflüssigkeit. Und wenn Friedrich der Große in seinem Bibliothekzimmer in Sanssouci aus einer Tür der dort eingebauten Bücherschränke die Privattür zu seinem Schlafzimmer machte, so war das keine außergewöhnliche Bequemlichkeit. Das Rokoko, in dem der Augenblick alles, die Zukunft gar nichts galt, hat auch den Höhepunkt der genußschöpferischen Bibliotheksmöbel erreicht, die noch mit den Büchern selbst, den altvertrauten Dienern ihres besitzenden Lesers rechneten. Als Fürst Hermann zu Pückler-Muskau in Paris die angebliche „petite maison" Mirabeaus besuchte oder vielmehr deren noch vorhandene Ruinen und sich dabei über die Einrichtungen für den Dienst der

Digitized by Google

unsichtbaren Hände in diesem kleinen Hause wunderte, fiel ihm ein, „von einer noch raffinierteren Bequemlichkeit in der Bibliothek der Kaiserin Katharina von Rußland gelesen zu haben, die so disponiert war, daß, wenn man ein Buch von irgendeinem Fache haben wollte, man nur an einen Knopf mit derselben Nummer unten zu drücken brauchte, die das Fach führte. Augenblicklich sprang dieses vor und senkte sich langsam à hauteur d'appui herab. Heutzutage raffiniert man auf nichts dieser Art mehr in den Palästen, sondern nur in den Fabriken". Aus der Schrift Thiébaults über Friedrich den Großen und seinen Hof erinnerte sich vielleicht der Fürst der dort genau beschriebenen beweglichen Bücherfächer als eines Bibliothekswunders, das seitdem die von ihm beklagten Fabriken in manchen Einrichtungen für unsere Bücherzimmer nachahmten, indem sie eine kunstfertige Spielerei in die reine Zweckerfüllungsform veränderten. Je mehr das Buchhandwerkzeug zur Buchmaschine wurde, desto mehr folgte ihm auch darin die Büchereieinrichtung. Schließlich ist ja die große Leserolle, die es erlaubte, ein Foliantendutzend gleichzeitig zu lesen und damit die Wonnen der Bibliophilen der Perückenzeit verzwölffachte, in allerlei Verwandlungen des Großvaterstuhles zum bequemsten und weichsten Ledersessel geworden, an dem geist- und gelenkreiche Maschinen Bücherhalter, Leselampen und alles andere tragen, was einen behaglichen Schläfer, wenn er das Buch in der Hand halten oder in der Nähe haben müßte, in seiner Ruhe stören würde. Fürst Pückler-Muskau hat den Bibliothekenkomfort Englands beachtet und beschrieben, er hätte gewiß auch ein hübsches Wort für die „reading machines" gefunden, diese amerikanischen Ausgestaltungen der Bücherbänke, die in den alten Bibliotheken für die eifrigen Leser nicht zu hart und schmal waren. Oder aber für das Arbeitsmittel der Büchersammlung, das mit allen technischen Verbesserungen Kraft, Raum und Zeit spart, mit eisernen Leitergestellen und Präzisionsmechaniken, mit Katalogen, die vollkommen im Sinne des Taylorismus sind, mit allem, was die Beruhigung durch Nichtablenkung erreichen kann, gleichviel, ob das auf Kosten der belebenden schöpferischen Phantasie geschehen muß oder nicht. Für jene Arbeitsstätten, die aufgehört haben, eine gewohnte Umgebung ihres Herren zu sein, die erst im Unpersönlichen ihren vollen Gebrauchswert erlangen.

Bücherraum und Persönlichkeit! Wem drängt sich diese Gedankenverbindung nicht auf, wenn er in einer historischen Privatbibliothek steht, die so erhalten ist, wie sie ihr einstiger, einziger Besitzer verließ. Die Bücherei Friedrichs des Großen in Sanssouci, die Napoleons I. in Malmaison sind solche geschichtliche Stätten, deren Hauch auch der Nichtbücherfreund verspürt, wenn anders er überhaupt einen empfänglichen Sinn für jenen Erinnerungszauber hat, der das Andenken an die Vergangenheit wachruft, wofern ein Raum der großen Zeit zurückblieb, den der Nachgeborene mit leisem Schritt durchschreitet, um nicht die Schatten derer zu stören, die einst in ihm gelebt haben. Und der Bibliophile, den es in einer

alten Bibliothek heimischer anmutet als den Bücherfremden, weil er besser ihren Sinn begreifen kann, den ihr jener Verehrte gab, der sie sich einrichtete, findet auch wohl ein Vergnügen daran, alte Bilder anzusehen, auf denen ein Büchergemach abgebildet ist. Er denkt vielleicht sogar daran, eine Raumstimmung, die ihn umfängt, festzuhalten, den eigenen Büchern und sich selbst eine ähnliche Wohnung zu schaffen. Aber wenn er ein Bibliophile ist, verzichtet er auf diesen Traum. Aus den Reminiszenzen historischer Stile, aus alten Möbeln und neuen Zimmern läßt sich wohl ein Museum, doch keine Wohnung einrichten. Und deshalb denkt der Bibliophile hin und wieder wohl an ein großes Bücherhaus, in dem jeder Raum den Büchern entspräche, die in ihm aufgestellt sind. Da wäre ein dunkles, schweres gotisches Stübchen mit Buchhandschriften und Wiegendrucken, ein großer Saal der französischen Klassikerzeit, der Zeit des Sonnenkönigs, ein anderer mit den noblen Sheratonmöbeln, der hohen Standuhr, dem Kamin und dem Lehnsessel vor ihm, aus einem Bücherschlosse Englands hierher versetzt, benachbart dem französischen Rokokosalon mit seinen bronzebeschlagenen, eingelegten Möbeln, auf denen die Maroquinbände der schönsten Kupferstichwerke ausgebreitet liegen und neben ihnen, frisch aus dem Buchladen, die galanten Flugschriften mit ihrem starken Papier und ihren dünnen Umschlägen. Da wäre ein Lutherzimmer und ein Goethezimmer, da wäre ein Raum der Romantiker und eine gute Stube des jungen Deutschland. Die Gedanken des Bibliophilen verlieren sich in einer endlosen Zimmerflucht und je rascher sie ihn von einer Tür zur anderen führen, desto schneller erkennt er die Wahrheit der Worte, mit denen Goethe seinen Eckermann belehrte: Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will weiter nichts. Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich untätig und faul. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das rechte; es läßt meiner Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen.

Wer wie der Bibliophile unter vielen Völkern in vielen Zeiten lebt, wen wie ihn mit seinen alten und neuen Büchern eine Versammlung von Freunden umgiebt, die von überallher gekommen sind und die nun in ihrem eigenen Kleide auf die Unterhaltung mit ihm warten, der ist zu feinfühlig-geschmackvoll für einen Mummenschanz der Rahmenstimmungen. Er ergreift den edelschlanken Band der Aldusoffizin, das behaglich rundliche Elzevierbändchen, und mit ihnen verbunden ist er aus seiner Gegenwart in ihre Vergangenheit versetzt, auch unter der elektrischen Lampe auf dem amerikanischen Schaukelstuhl im Venedig des XVI., im Holland des XVII. Jahrhunderts. Der Büchersammler der Gegenwart braucht einen seiner Gegenwart angemessenen Raum, den er freundlich-zweckmäßig ausgestattet wünscht, er geht nicht auf ein bestimmtes historisches Stimmungsbild aus, wie vielleicht

Digitized by Google

ein Kunstsammler, das doch nur ein kleiner Ausschnitt der bunten Bücherwelt sein würde, in der er lebt, zudem ein ständiger Widerspruch gegen seine Eigenart, die auch ein ausgebildetes Einfühlungsvermögen ihm nicht rauben kann. Er will nicht in einem überall hin mit festen Wänden verbautem Zimmer wohnen, sondern in einem Bibliotheksraum, dessen Fenster, die Bücher, sich nach allen Seiten hin öffnen lassen. Und deshalb können ihn die stilvollen Büchergemächer in den Katalogen der Möbelhändler ebensowenig vollkommen befriedigen wie die Höchstleistungen der Raumkunst oder die brauchbarsten überall patentierten Fabrikate. Mit seinen Büchern möchte er sich selbst sein Bücherzimmer schaffen wie in vergangenen Tagen die alten Bibliophilen sich ihre Umwelt aus eigensten Bedürfnissen, unbekümmert um die Forderungen anderer, die sie selbst nicht erhoben, geschaffen haben. Vielleicht, daß einmal ein verständnisvoller Kenner den Büchersammlern unserer Zeit ein Bilderbuch der alten Bibliothekmöbel schenkt, ein Buch der Anregungen, ein Werk, das allen Bücherfreunden willkommen sein würde, den bescheidenen und den stolzen, weil es ihnen die Lösungen vieler Fragen, die sie suchen, besser zeigen könnte als die gelehrtesten Stilgeschichten.

XXXIV. Daß, trotzdem jede halbwegs runde Zahl ein Jubiläum begründen muß, Buchjubiläen nur recht selten gefeiert werden, mag auch der Mangel eines bibliographischen Annalenwerkes, wie es Leibniz nach einer Mitteilung an Z. C. v. Uffenbach plante, erklären, eines Werkes, in dem sich bequem und schnell das Datum der Erstausgabe eines bedeutenden Buches nachsehen läßt. Denn die historischen Kalendernotizen und die In Memoriam-Begeisterungen haben einen innigen Zusammenhang. Der ungeduldige Zeitungsleser, der keinen Tag als Jubiläumstag ungenutzt vorübergehen lassen will, denkt nicht daran, wie die andauernde Beschäftigung mit den Jubiläumsvorbereitungen, von den ganz großen Feiern bis zu dem kleinen Vermerke „hätte heute ein Jubiläum begehen können", gar keine leichte, wenn auch von gütigen Jubiläumsleuten oft erleichterte, Arbeit ist. Warum sollte der sich nach Jubiläen Umsehende die Bedeutung eines Buchjubiläums versäumen, wenn er daran erinnert würde? Hier hindert außer der Schwierigkeit des Stoffes vor allem noch diese Überlegung, daß die erste Veröffentlichung eines Werkes meistenteils nicht so ausreichende und richtige Jubiläumsdaten liefern kann, wie Geburts- und Sterbetag seines Verfassers, in dessen Leben es vielleicht Jahre oder Jahrzehnte einnimmt, in denen Anfang, Entwicklung und Beendigung des Werkes auf ganz andere Daten fällt als auf das häufig sehr zufällige, das die erste Buchausgabe nennt. Wann sollen wir das Jubiläum des Goetheschen „Faust" feiern? Darüber lassen sich die verschiedensten Ansichten für jeweilig zutreffend erklären. Und ist die erste Gedichtsammlung in Buchform, die ein Dichter veranstaltet, auch für die sehr äußerliche Betrachtung, die noch immer von der chronologischen Methode vieler Literaturgeschichten besseren vorgezogen wird, jubiläumswürdig?

Immerhin, es gibt „epochemachende" Bücher, und dann nennt man das Datum ihres Erscheinens, das Jahr der ersten Ausgabe, ein geschichtliches Ereignis, das den an saubere Tagesdaten gewöhnten Historikern seiner nur ungefähren Bestimmtheit wegen häufig noch Sorge genug macht. Mit den Buchjubiläen ist es eben, wie mit anderen Buchdingen, gar nicht so einfach bestellt, wie es den flüchtiger Nachdenkenden scheint. Und gerade das sollte den Bibliophilen reizen können, auch der Buchjubiläen gelegentlich zu gedenken. Nicht etwa, um für die häufige Veranstaltung von Buchfestlichkeiten einen Vorwand zu haben, sondern weil diese Abmessung der Zeit dem Buche, für die sie versucht wurde, eine anschaulichere geschichtliche Stellung gibt und die Entwicklungswirkung, die von ihm ausging, durch die Erinnerung an ihren im Bücherschrank greifbaren Anfang sehr verdeutlicht wird, vielfache Anregungen gibt. Es ist eine Art von bibliographischer Belustigung, ein Bibliophilen-Gedankenspiel, das etwa der Schachfreund dem Bücherfreund gern gönnen wird.

Die Bibel hat die glänzendsten und meisten Buchjubiläen feiern dürfen, und erste Ausgaben des Weltbuches geben auch für die beiden großen deutschen Namen Gutenberg und Luther die Jubiläumsjahre ihrer Taten an. Aber das außergewöhnliche Beispiel der Bibel kann für die Betrachtung eines Buchjubiläums nicht maßgebend sein, Denkmäler der Menschheitsgeschichte wie die erste Gutenbergbibel und die erste Lutherbibel sind die meisten Erstausgaben historischen Ranges nicht, und ihre bescheidenere Stellung kann das begeistertste Buchjubiläum nicht vergrößern.

Immerhin läßt sich, wenn man die Dreihundertjahrfeier entsprechend der längeren Ausdehnung eines hervorragenden Buchlebens dem Fünfzigerjubiläum im Menschenleben vergleichen will, fast für jedes Jahr wenigstens ein Buch anführen, das der Erinnerung durch ein Jubiläum wert erscheint. 1615 und 1915. 1615 ist in der Geschichte des deutschen schönwissenschaftlichen Schrifttums kein durch eine Erstausgabe von ausgezeichneter Bedeutung hervorragendes Jahr, wohl aber in der des wissenschaftlichen. Johannes Kepler hat in jenem Jahre, in verhältnismäßigem Wohlstande lebend, auf seine Kosten die Schrift über die Faßmessung drucken lassen, die „Stereometria doliorum vinariorum" (Lincii: 1615. 2°) und ist mit dieser Doliometrie der Begründer der Infinitesimalrechnung geworden. Indem ihn die Küfer in Linz, die ihr Handwerk schlecht und recht verstanden, auf den Gedanken brachten, die Berechnung eines Weinfasses aus den Daubenkrümmungen zu untersuchen, gelangte er zur Beantwortung der Frage, wie die geringste Faßholzmenge den größten Faßinhalt ergeben könne. Mit ihr begründete er die Größenlehre, ohne die unsere moderne Mathematik und mit ihr unsere moderne Technik nicht wäre. Das alles gehört mit den ausführlicheren Einzelheiten in die Geschichte der Mathematik. Aber daran darf, schon um die Überleitung von der Jubiläumsrührung zur Jubiläumsheiterkeit zu finden, doch wohl gedacht werden, daß dem armen

Digitized by Google

Kepler Gegenstand und Titel seines Werkes verdacht worden sind, vermutlich, weil man über den Inhalt des jetzt dreihundertjährigen Buches nicht recht unterrichtet war. Als Kennzeichen deutscher Völlerei hat es einen eigenartigen Ruhm gefunden, und im Hinblick auf die Barockbauten großer Fässer, unter denen das Heidelberger sogar zum Erinnerungszeichen vaterländischer Vergangenheit wurde, merkte die gelehrte mißtrauische Nachwelt an, der größte Astronom seiner Zeit habe, um auch etwas gewissermaßen Nützlicheres zu tun, als den fernen Himmel zu erforschen, damals keine bessere Probe seiner Befähigung für irdische Zweckmäßigkeiten liefern können, als die Lehre, mit dem kleinsten Kostenaufwande die größten Weinfässer liefern und so das ersparte Faßgeld dem Weingeld zuschlagen zu können.

In jenem Jahre 1615, dem letzten Shakespeares, in dem er leider *nicht* die erste Ausgabe und zugleich die Ausgabe letzter Hand seiner Gesammelten Werke besorgt hat und das dadurch auch zum bemerkenswertesten negativen Buchjubiläumsjahr geworden ist, das die Geschichte des Weltschrifttums kennt, ist noch manches andere Buch erschienen, das die Dankbarkeit einer kurzen Dreihundertjahrserinnerung verdienen würde. Aber keine andere Erstausgabe mit dem Datum 1615 läßt sich der Segunda Parte des Ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha vergleichen, die der Drucker Juan de la Cuesta in Madrid der zehn Jahre früher bei ihm veröffentlichten Primera Parte nachfolgen ließ. 1905 ist das Cervantesjubiläum und das seines unsterblichen Geschöpfes festlich begangen worden. Der erste Teil dieses Buchjubiläums, wäre zu sagen, wenn mit bibliographischer Genauigkeit geredet würde. Die Bewunderung der Welt hat der ganze Don Quixote, nicht nur der halbe. Indessen, überall da, wo mehrere Bände in zeitlichen Zwischenräumen die erste Buchausgabe eines Meisterwerkes vollständig werden ließen, ist es nicht ohne Willkür möglich, das Datum des Buchjubiläums anzusetzen. Noch schwieriger wird es, wenn die endgültige Form eines solches Werkes erst in einer Ausgabenreihe heranreifte; man sieht, auch die Buchgedenktage gestatten unter Umständen ganz ähnliche angenehme Fortsetzungen, wie die festlichen Erinnerungsfeiern eines Menschenlebens — wenn sie gesucht werden. Über die Art, ein Buchjubiläum zu veranstalten, wird es mancherlei verschiedene Meinungen geben. Die Altbuchhändler werden den Büchersammlern empfehlen, für einen Jubelpreis die Originalausgabe zu kaufen, und sie haben mindestens mit der zweiten Hälfte ihrer Forderung am meisten recht, kein Bibliophile wird die Festfreude eines Jubiläumserwerbes verschmähen wollen. Die Verleger werden für den Neudruck sein oder für die Jubiläumsmonographie oder für irgendein oder mehrere andere aus dem alten gemachte neue Bücher. Am bescheidensten ist vielleicht der Wunsch, ein Jubiläumsbuch möge Jubiläumsleser finden, die still für sich das Andenken des Verfassers mit seinem Werke feiern, der Wunsch, es möge nicht allein bloß gewürdigt, sondern auch wieder gelesen werden. Doch die bescheidenen Wünsche sind — „bekanntlich" — nicht allzuoft diejenigen Wünsche, die sich am ehesten erfüllen.

G. A. E. B.

Kriegssonette als bibliophile Gabe. Dichter, Künstler und Drucker haben sich zusammengetan und aus dem Geiste dieses Krieges heraus ein kleines Dokument unserer Kultur geschaffen; kein Werk der Spekulation, sondern dem Dienste des Vaterlandes geweiht. „Kriegssonette" von *Max Hermanny*, geschrieben von *Rudolf Koch*, gedruckt von *Wilh. Gerstung*; ein schmales Heftchen, in knapper Auflage von 100 Exemplaren gedruckt und von den Dreien gemeinschaftlich dem Roten Kreuz zu Offenbach a. M. gestiftet, mit der einzigen Bedingung, daß kein Exemplar unter 10 M. verkauft werden dürfe: das ist der Tatbestand, hinter dem sich eine noble Gesinnung verbirgt, wie das Bewußtsein eines buchkünstlerischen Werks von wahrem Seltenheitswert. Die Beschränkung der Auflage auf 100 Stück und der halb private Charakter der Veröffentlichung, deren pekuniärer Ertrag der Verwundetenfürsorge restlos zugute kommt, werden das Heftchen bald zu einem begehrten Stück für Bibliophilen machen. Den besonderen und zurückhaltenden Geist wahrt alles in ihm. Die klassische Sprache und das vornehme, innerlich tief glühende Pathos der Verse von Hermanny (es sind nicht mehr als 13 klar geformte Sonette, voll Vaterlandsliebe und ohne alles Negative von Haß und Feindschaft), die schwere gediegene Pracht der Schrift von Rudolf Koch und die solide Ausstattung des Heftes in Büttenpapier, mit gelbem Seidenfaden geheftet und mit einem Umschlag von losem Tunkpapier versehen, das eigens hierfür in einem wundervollen diskreten Ton angefertigt wurde: alles ist von dem gleichen Gefühl der ernsten Zeit belebt. Insbesondere verdient die Schrift von Koch eine Erläuterung. Das ganze Büchlein ist nicht gesetzt, sondern von ihm in einer kraftvollen wuchtigen Abart seiner Schwabacher (oder wie man die Kochschrift nennen will) geschrieben und mit reich verzierten Initialen ausgestattet worden. Der Schmuck dieser 13 Buchstaben, ebenso wie der des Titels, entnimmt seine Motive dem Inhalt des jeweiligen Sonetts (der Titel mit einer Stabstrompete); neben kriegerischen Merkmalen, wie Schwert und Trommel und Fackel, flechten sich symbolische Anspielungen wie Hammer, Wage, Spiegel oder Adler und Naturmotive, Blüten, Eichenzweige, untergehende Sonne aufs schönste und bündigste in die mächtigen Schriftzeichen ein. Und der Stil der Kochschen Schrift, mit sparsam hinausfahrenden Schnörkeln, wuchtig und mannhaft, klingt selber mit wie Dröhnen Marschierender oder Trompetenton. Vielleicht ward dem besonderen und so rein deutschen Charakter dieses Letterngefüges noch nie ein so edler und gleichgesinnter Text dargeboten, wie es hier die Sonette von Hermanny sind. Und indem der Druck von musterhafter Klarheit das Seine tut, den harmonischen Eindruck zu vertiefen, kann man gestehen, daß eine Stadt wie Offenbach, die ein solches Meisterwerkchen aus privater Initiative herausgebracht hat, zu den

Digitized by Google

Stätten zählt, die in der Art ihrer kunstgewerblichen Betätigung bereits eine Tradition besitzen.

Dr. Paul F. Schmidt.

Die Deutsche Kriegsliteratur bis zum zehnten Kriegsmonat. Im Verlag der *J. C. Hinrichsschen Buchhandlung* in *Leipzig* ist das dritte Heft ihrer Übersicht „Die Deutsche Kriegsliteratur" (27 Seiten, Preis 20 Pf.) erschienen. Wir geben nach dem „Börsenblatt" eine Statistik des Inhalts, verglichen mit den entsprechenden Zahlen der beiden ersten Hefte:

	1. Heft		2. Heft		3. Heft	
A. *Die Kriegsereignisse — Militärwesen.*						
Amtliche Berichte des Deutschen Reichs und seiner Verbündeten — Urkunden	16		6		3	
Kriegschroniken — Darstellungen des Kriegsverlaufs	83		85		76	
Berichte der Feindesstaaten und der Neutralen — Aufklärung des Auslandes durch Deutschland	19	251	21	258	18	290
Einzelne Kriegsereignisse	30		28		53	
Die Streitkräfte — Militärwesen	77		98		116	
Sanitätswesen	26		20		24	
B. *Karten.*						
Gesamtkarten — Gesamtatlanten	64		17		3	
Westlicher europäischer Kriegsschauplatz	68		15		20	
Östlicher europäischer Kriegsschauplatz	45	227	8	68	9	45
Die übrigen (Land-) Kriegsschauplätze	34		15		11	
Seekrieg	15		13		2	
Zukunftskarten	1		—		—	
C. *Politik und Wirtschaftsleben — Kultur- und Geistesleben.*						
Deutschland — Zentralmächte gegen Drei- und Vierverband — Der Krieg an sich	150		243		368	
Die einzelnen fremden Staaten — Ihr Verhältnis zu Deutschland	64	214	96	339	140	508
D. *Kriegsgesetze — Rechtsverhältnisse.*						
Allgemeines und internationales Recht — Staatsverträge — Kriegsrecht	6		9		10	
Deutsches Reich	75	97	48	63	49	67
Fremde Staaten	16		6		8	
E. *Seelsorge — Erbauliche Schriften.*						
Seelsorge in Kriegszeiten und im Felde	2		6		3	
Predigten und Ansprachen	182		175		79	
Gebet- und Andachtsbücher — Hausandachten — Sonstige erbauliche Schriften — Exegese	140	335	137	326	139	226
Lieder und Choräle	11		8		5	
F. *Schöne Literatur — Kunst.*						
Allgemeines — Nachrichten für die Truppen — Patriotische Festfeiern — Schriften über die Kriegsdichtung	21		62		106	
Dichtung, Volks- und Soldatenlieder 56 (II 22, III 28), Neue Gedichte und Lieder 106 (II 123, III 121), Erzählungen, Romane, Novellen 19 (II 59, III 124), Dramatische Dichtungen, Aufführungen 51 (II 96, III 44), Humoristisches — Witzblätter 16 (II 12, III 24), Kunst 6 (II 21, III 18), Jugendschriften (II 15, III 16)	254	275	348	410	375	481
G. *Verschiedenes*	17	17	7	7	14	14
Zusammen		1416		1471		1631

Gesamtzahl der Erscheinungen bis Mai 1915: 4518

Wie zu erwarten war, hat die Erzeugung von Landkarten auch weiterhin nachgelassen und würde wohl noch geringer geworden sein, wenn inzwischen nicht der österreichisch-italienische Kriegsschauplatz zu den vorhandenen hinzugetreten wäre. Bemerkenswert ist der Rückgang in der Abteilung E unter Predigten und Ansprachen. Eine recht erhebliche Zunahme weist dagegen die Abteilung C: Politik und Wirtschaftsleben — Kultur und Geistesleben auf. Das Interesse des Publikums an politischen und wirtschaftlichen Fragen scheint also noch im Steigen begriffen zu sein. Der Rest der Produktionszunahme entfällt auf die Schöne Literatur, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, ihre steigende Tendenz beibehalten dürfte.

Blüchers Ansprache an seine Leute auf dem Göttinger Marktplatz im Jahre 1806. Als Blüchers Truppen 1806 durch Göttingen zogen, um sich mit dem Hauptheere in Thüringen zu vereinigen, waren alle Straßen voll von Gesang und Spiel. Blücher hielt im strömenden Platzregen eine Ansprache an seine Leute, die uns Achim von Arnim, dem Blücher wie ein Kriegsheiliger erschien, aufbewahrt hat:

„Kameraden! Habt Ihr nicht dasselbe Mark in Euern Knochen, dasselbe Blut in Euern Adern, dieselbe

Digitized by Google

Entschlossenheit in Eurem Sinn, wie Eure Voreltern? Nun, beim Himmel, so haben wir auch dieselbe Macht, dasselbe Glück! Gute Tage und schlechte Tage bei Kommißbrodt und Wasser tragt mit gleich lustigem Sinn; seid freundlich jedem, der Euch aufnimmt; gedenkt, daß Ihr auch Eltern und Verwandte zurückgelassen! Wehe dem, der das Unglück des Krieges auf Unterlegene ausdehnt weiter, als es unvermeidlich lastet. Dreierlei Unwesen ist wegen der Ehre unseres braven Regiments nicht zu dulden: Diebe, Raisonneurs, Säufer, drei ansteckende Seuchen, deren Berührung wir von uns halten. Der Dieb löst jedes Vertrauen, der Raisonneur hat keins, dem Säufer kann niemand vertrauen — und ohne Vertrauen geschieht nichts!"

Gleichzeitig verteilte Arnim in Göttingen Kriegslieder — nach Art der fliegenden Blätter gedruckt — an die preußischen Soldaten; ein Exemplar dieser Lieder hat sich in seinem Nachlaß gefunden, aus dem es Reinhold Steig (A. v. Arnim und Cl. Brentano. Stuttgart 1894, S. 195—206) zum erstenmal mitgeteilt hat. Ein Neudruck in unserer Zeit würde sich der Mühe lohnen! *E. Ebstein.*

Zu Moscheroschs „Gesichten Philanders von Sittewald". In seiner Auswahl aus Moscheroschs „Gesichten" (Kürschner Band 32) bemerkt Felix Bobertag Seite 154 in einer Anmerkung zu der Randnotiz *Guar. I. 2. ep. 38. p. 384:* „Wer mit dieser Abkürzung gemeint sei, kann ich nicht feststellen"; und Seite 329 läßt er die Randnotiz *Guarinon I. 2. c. 34. p. 229 B.* ohne Kommentar. Es handelt sich in beiden Fällen um Verweise auf das Werk des Hofarztes *Hippolytus Guarinonius:* „Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts etc. Ingolstatt 1610" (Goedeke II², § 175. 21). Zur literarischen Stellung des Verfassers vergleiche man Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" (Band 7 [1893], Seite 124 und 346 ff.) und einen Aufsatz von A. Pichler („Österr.-Ungar. Revue" N. F. 11), der ihm „einen Platz neben, ja vor Abraham a Santa Clara" einräumt. Aus seinem umfangreichen, kulturhistorisch außerordentlich wertvollen Werke hat Moscherosch fünf Stellen ziemlich wörtlich in seine „Gesichte" übernommen. Da Bobertag die Zitate entstellt hat, Moscherosch aber auch selbst ungenau zitiert, so mögen die richtigen Angaben (für einen künftigen, besseren Herausgeber) hier festgestellt sein. Ich benutze Moscheroschs „Gesichte" in der Straßburger Ausgabe von 1650 und das Göttinger Exemplar der „Grewel".

Im ersten Teil der „Gesichte" werden sie nur einmal Seite 373, und zwar so zitiert: *Quarinon: 2. cap. 8. p. 217.* Die Kapitelzahl ist falsch, muß *18* heißen. Im zweiten Teil Seite 93: *Gua. l. 2. cap. 38. p. 384.* Die Angabe stimmt, Bobertag ist danach zu verbessern. Auch das nächste Zitat Seite 108: *Gua. l. 2. c. 38. p. 378* ist richtig. Dagegen ist Seite 716 fälschlich *Guarinon. l. 2. c. 34 p. 229 B* gedruckt, wo es *329 B* heißen muß; danach auch bei Bobertag. Schließlich wird auf Seite 914 noch einmal die erste Schreibart gedruckt: *Quarinon in fin. Vortrabs. & l. 2. cap. 34.* Die bezeichnete Stelle findet sich bei *Guarinon. Vortrab XXXI. Cap. S. 111 f.* *F. Michael.*

Neues zur Charakteristik von Bürgers „Schwabenmädle". (Vgl. E. Ebstein, Jahrgang 1914, Beiblatt S. 324.) Was dieser „poetische Streich mit dem Schwabenmädchen, der so prosaisch endete" (Weber X, 307) für Bürger bedeutete, ist ja bekannt. *Dühring* hat diese dritte Ehe Bürgers den „Schwabenstreich eines Nichtschwaben" genannt. Denn Elise Hahn, „ein württembergisches Frauenzimmer", hat den Schwabentugenden wenig Ehre gemacht und Bürger ins größte Unglück gestürzt. Ihre Untreue hat ihn an Leib und Seele gebrochen und sein frühes Ende mit herbeigeführt. (Vgl. Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg [Baden] 1907, S. 280 f.)

Das folgende *unbekannte Stammbuchblatt* entstammt schon der Zeit, da sie als Deklamatrice auftrat. Sie besaß offenbar den Drang, sich wo sie auftrat, beliebt zu machen; ob es ihr bei der unbekannt gebliebenen Besitzerin des Stammbuches gelungen ist, ist nicht zu entscheiden. Wenige Tage später sehen wir Elise Bürger in Weimar und Jena bei *Goethe* und *Schiller.* Letzterer nennt sie „eine armselige, herz- und geistlose Komödiantin von der gemeinen Sorte, die durch ihre Ansprüche ganz unausstehlich wird." Daraufhin will sich *Goethe* bei ihrer am 10. Mai 1802 in Weimar stattfindenden Sonntagsdeklamation in eine Ecke des Saales, nicht weit von der Türe setzen und nach Beschaffenheit der Umstände aushalten und auf und davon gehen". (Vgl. E. Ebstein, Neues über G. A. Bürger's Schwabenmädchen, Elise Hahn, als Schauspielerin in: „Deutsche Thalia" Bd. 1 [1902].)

Hier ist das Stammbuchblatt:

Wenn einst kein Monument
Da wo ich schlummre, der Nachwelt meinen Nahmen nennt,
Und doch mein Bild einst deinem Aug' erscheint
Das der Entschlummerten der Freundschaft Thräne weint
Und dann dein Herz bei der Erinnrung spricht:
„Sie war mir gut — ein Weib nicht frei von Fehlern"
„Doch schlecht, falsch, treulos war sie nicht!"
So ruft mein Geist dir zu: Vergis mein nicht!
Dann dünkt die Erde meinem Herzen leicht
Ich frage nicht nach Ehrenmählern!

Elise Bürger geb. Hahn
das Schwabenmädle!

Hannover, den 26. 4. 1802.
Willkomm im Schwobeländli

E. Ebstein.

Goethe-Autogramme. Goethe, der Autogrammliebhaber, ist selbst kein sparsamer Autogrammschreiber gewesen, und manches Gedenkblatt von seiner Hand, eine Spruchweisheit mit Datum und Namenszug, bergen die Mappen der Sammler. Aus dem Weimarischen Kreise sind so auch in die Aquarellsammlung der Königlichen Hausbibliothek einige

Digitized by Google

Oktavblätter gelangt, wahrscheinlich weil sie von der „akademischen Künstlerin" Alwine Frommann (1800 bis 1875) mit reichen Umrandungen, vielleicht um als Wandschmuck zu dienen, eingefaßt worden sind. Die Tochter des bekannten Jenenser Verlagsbuchhändlers Carl Friedrich Ernst Frommann, die Freundin Ottilie von Goethes und Adele Schopenhauers, lebte später als Vorleserin der Prinzessin Augusta in Berlin. Danach dürfte die Herkunft dieser vier Stammbuchblätter, von denen zwei im Katalog der zweiten Ausstellung der Maximilian-Gesellschaft Berlin 30. November 1913 Nr. 277, 278 beschrieben wurden, zu bestimmen sein. Das dritte Blatt in einem, verhältnismäßig, einfachen Rahmen, bringt in Erinnerung:

Luther
Wer redlich ficht
wird gekrönt.

Weimar *Goethe.*
d. 5. Jan.
1814.

Das vierte Blatt ist ausgeschnitten in eine besonders bunte Umrandung mit Rankenwerk, Früchten, Vögeln und einer großen bronzegehöhten Initiale hineingeklebt worden. Der Dichter hatte auf ihm vermerkt:

Paulus
Geduld bringt Erfahrung,
Erfahrung bringt Hoffnung.

Weimar *Goethe.*
d. 8. Febr.
1814.

G. A. E. B.

Zu Heines „Lutezia". Im ersten Teil seiner „Lutezia" führt Heine eine Äußerung an, die sein Freund Laube ihm in der „Allgemeinen Zeitung" in den Mund gelegt habe. In den beiden kritischen Heine-Ausgaben des Bibliographischen Instituts[1] und des Insel-Verlags[2] vermisse ich eine Feststellung des Laubeschen Artikels, und auch sonst gibt die Heine-Forschung keine Auskunft darüber. Es gelang mir, in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1840 in einem anonymen Aufsatz „Ein Besuch bei George Sand"[3] den fraglichen Artikel zu finden, der hier, soweit er Heine betrifft, im Auszuge mitgeteilt sei.[4]

Laube, der 1839 nach Paris gekommen war, hatte zunächst keine Besuche bei den geistigen Führern der Seinestadt gemacht, weil er noch keine genügende Gewandtheit in der französischen Sprache zu besitzen glaubte.

„Warten Sie," sagte Heine, „bis Sie von Ihrer Reise in die Provinzen zurückgekehrt sind! Hier in Paris spricht man zuviel Deutsch, um gut Französisch zu lernen; in der Provinz hört man nicht überall das beste Französisch, aber man hört und spricht nur Französisch, und vom besten Französisch kann überhaupt erst nach einigen Jahren die Rede sein, das ist wie Wein. Kaum gelesen und gekeltert, ist er nur für den ersten Durst."

Laube folgte dem Rate, durchstreifte Frankreich nach allen Richtungen und machte erst dann, nachdem er sich die Sprache mehr angeeignet, in Paris Besuche:

„Heine übernahm's, mich einzuführen, und Niemand kann's besser und wirksamer als er. Er ist in Frankreich ein bei weitem zweifelloser anerkannter Autor als in Deutschland. Klingt das nicht wie Übertreibung und verkehrte Welt selber? Es ist wörtlich wahr. Er ist seit zehn Jahren[1] in Frankreich, er hat die meisten seiner Bücher dergestalt ins Französische übersetzt, mit solcher Sorgfalt, mit solchem Geschmack für das intimste Französisch, daß den Sachen aller Anschein von Übersetzung abgehobelt, ausgebürstet ist. Ja, sie sind wirklich nicht mehr Übersetzungen, sie sind noch einmal, in einer andern Sprache geschrieben, und so sehen sie die Franzosen an. Sie sprechen von Heine, wie wir von Chamisso sprechen. Mancher weiß gar nicht, daß der aus Frankreich, jener aus Deutschland stammt. Nun ist Heine bei mancher allgemein interessanten, bei französischer Veranlassung von vornherein französisch aufgetreten, so daß der deutsche Ausdruck dafür erst später entstanden oder erschienen, ja, oft gar nicht entstanden oder erschienen ist; er ist in all ihre Parteiverhältnisse als Genosse oder Gegner eingewachsen; er hat für sie einen durch Ungewöhnlichkeit doppelt überraschenden Esprit; er hat die deutsche Welt und deren teilweise Anerkennung für sie im Hintergrund, was Wunder, daß sie sich gewöhnt haben, ihn wie eine zweifellose Autorität zu behandeln?"

Durch Heine wurde Laube zunächst zu *George Sand* geführt, die den Franzosen damals als erster Autor der Neuzeit galt. Laube berichtet über den Besuch folgendes:[2]

„Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt?" fragte ich Heine, als wir an einem Wintermorgen in den Stadtteil hinausfuhren, der gegen den Montmartre hin sich allmählich erhebt. . . „O ja! Aber ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen; vor zwei Jahren war ich oft bei ihr." — „Sie sind aber doch beide in diesen zwei Jahren großenteils hier in Paris gewesen?" — „Ja; aber Paris ist groß." — „Hat aber nur Eine George Sand." — „Hat aber auch nur Einen Louvre, nur Eine italienische Oper, und man kommt manchmal zwei Jahre lang nicht in den Louvre, nicht in die italienische Oper, der Tag ist zu mächtig." — „Wird die Dudevant Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen?" — „Ich denke nicht; sie lebt ja auch in Paris, und ihre Bücher lese ich doch alle. Der französische Autor ist nicht so ehemännisch empfindlich wie der deutsche." — „Wer ist jetzt ihr Kavalier?" —

---

[1] Herausgegeben von Ernst Elster. Bd. VI, S. 163.
[2] Bd. IX, herausgegeben von Albert Leitzmann, S. 44.
[3] Beilage Nr. 363 und 364.
[4] Teile daraus veröffentlichte Laube 1845 als Nachtrag seines jetzt selten gewordenen und von der Heineforschung unbenutzten Buches „Georges Sands Frauenbilder" mit 24 Stahlstichen. Brüssel. Belgische Gesellschaft des Buchhandels. Hauman & Co. 1845. S. 157 ff.

[1] 1831 war Heine nach Frankreich gegangen.
[2] Laube kommt auf diesen Besuch auch in seinen Heine-Erinnerungen („Gartenlaube" 1868, S. 25) flüchtig zu sprechen.

Digitized by Google

„Chopin, der Klaviervirtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt, wie ein deutscher Poet aus der Trösteinsamkeit."[1] — „Virtuosen müssen ihr besonders angenehm sein; war nicht auch Liszt[2] lange Zeit ihr Liebling?" — „Sie sucht Gott und er ist ja nirgends schneller zur Hand als in der Musik. Das ist so allgemein, das fordert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist alles, was man eben will und kann — das erlöst vom Geiste, der uns peinigt, ohne doch geistlos zu machen."

Der erste Versuch, den Heine unternahm, seinen Schützling bei George Sand einzuführen, mißglückte, die „Frau Marquise" hatte das schöne Wetter zu einer Ausfahrt in das Boulogner Holz benutzt, und so wiederholte er ihn mit besserem Erfolg am nächsten Tage. Laube berichtet weiter: „Heine zeigte sich bekannt im Hause und wurde gemeldet. Sie empfing die Gäste in Gegenwart Chopins. Der deutsche Dichter schien ihr sehr wert zu sein; sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und schalt ihn äußerst anmutig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe. Heine, der sehr aufgeweckt war, führte das Wort, und die Sand . . . nahm nur hie und da eine Partie der Unterhaltung auf und erledigte sie in ruhiger und wohlwollender, sehr bestimmter Sprache.[3] Auch später, als die Gesellschaft größer und das Gespräch sehr lebhaft wurde, nahm sie auf dieselbe Art am Gespräch teil. . . Ihr Ausdruck dabei war vorherrschend ein milder Ernst, der gewöhnlich nur, wenn sie sich an Heine wandte, in eine milde Heiterkeit spielte und wohl auch in ein kurzes herzliches Lachen überging, bei dessen meist witzigen, meist unerwarteten Repliken.

Als der bretonische Priester Lamennais[4] eintrat, brachte Heine das Gespäch auf sein Lieblingsthema, den Sensualismus. Die Sand, dies bemerkend, sah lächelnd mit halbem Blicke auf den neuen Ankömmling und dann auf Heine und nannte diesen einen Wildfang. Lamennais zeigte sich dem praktischen Zusammenstoß seiner Sphäre mit den weltlichen Mächten des Gedankens, mit den leichtsinnigen aber scharfen Waffen Heines nicht gewachsen. Der Dichter, der nach Laube sonst selten in geschlossener Folge sprach und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken verteidigte, war in dieser Gesellschaft ein völlig anderer, als man ihn sonst zu sehen gewohnt war. Er griff übermütigen Geistes allen bretonischen Spiritualismus so schonungslos witzig an, daß alles in Bewegung geriet. . . . Die Angriffe waren zu geistreich und zu fein, als daß Lamennais sie wie gesellschaftliche Unschicklichkeit oder Zudringlichkeit hätte übersehen können, dennoch wagte er nicht, es mit den spitzigen Waffen des geistreichen Plänklers aufzunehmen, und Heine blieb der Sieger.

Beim Abschied soll sich der Dichter bei der Sand, für welche die Szene etwas Peinliches hatte, halb und halb mit den Worten entschuldigt haben[1]: ‚Mein Gott, solche Gelegenheit wird einem selten; Sie wissen, daß er einmal nahe daran war, Papst zu werden, und Sie wissen, daß meine Schriften nicht nur, sondern mein möglicher Geist auf einen deutschen Index gesetzt worden sind. Wenn sich also solche Extreme im Schutz der Gesellschaft begegnen, so kann es eine pikante Debatte geben.'" *Werner Deetjen.*

[1] Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim, Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 1808.

[2] Heine bestreitet in der „Lutezia" (siehe oben) Liszt Laube gegenüber als Liebhaber der Sand genannt zu haben: „Laubes Irrtum entstand gewiß durch Ideenassoziation, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianisten verwechselte."

3 Diese Art der Charakteristik und andere Einzelheiten des Laubeschen Aufsatzes wirkten sicherlich auf Heines Schilderung der Sand in der „Lutezia". (Insel-Ausgabe IX, S. 41 ff.

4 Heine kommt auf den Abbé selbst in einem Bericht an die „Allgemeine Zeitung" vom 20. November 1840 zu sprechen (Insel-Ausgabe IX, Seite 435 f.).

Justinus Kerner und David Friedrich Strauß. In der sorgfältigen Kerner-Ausgabe Raimund Pissins (Bongs Goldene Klassikerbibliothek) finden wir Teil II S. 362 das Gedicht:

„Bei der Hochzeit eines Ungläubigen."

Sein Glaube kommt dem Ehestand ganz zugut;
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein anderer spricht: „Ich spare vieles auf,
Bis wir in einem andern Stern uns sehen!"
Er aber spricht: „Ich liebe hier vollauf,
Denn ich weiß fest, daß du und ich vergehen."

Du anderer, raub' ihm diesen Glauben nicht,
Er dient zum Heile seiner Liebevollen;
Dann, tritt er einst vom Tod aus Nacht zum Licht
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht grollen.

Dann spricht er wohl: „Der Dichter hatte recht,
Dem machte Scharfsinn keine grauen Haare.
Mein Liebchen! was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was das Herz fühlt, Herz! das ist das Wahre."

Da der Herausgeber keine Angaben über die Entstehung und Bedeutung des Gedichtes macht, sei das hier nachgeholt:

Die Veranlassung zu dem Gedicht bot die Hochzeit des Theologen David Friedrich Strauß mit der Sängerin Agnese Schebest im Herbst 1842. Kerner hatte die obenstehenden Verse am Tage der Vermählung, der er mit zahlreichen anderen namhaften Persönlichkeiten beiwohnte, improvisiert. Als er vierzehn Tage darauf das junge Paar in seinem neuen Heim, einem ehemaligen Ordenshause in Sontheim am Neckar unweit Heilbronn und Weinsberg, besuchte, bat Strauß ihn die Verse aufzuschreiben. So blieben sie erhalten und wurden von dem Dichter später in seine „Winterblüten" aufgenommen. Die erste Fassung des Gedichtes, die ich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1842, Beilage Nr. 273, S. 2180 fand, spricht übrigens die Beziehung deutlich aus:

[1] Spätere Ergänzung Laubes im Nachtrag seines oben genannten Buches.

Digitized by Google

„Strauß Glaube kommt dem Ehstand ganz zugut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf:
Denn ich weiß fest, daß ich und du vergehen.

Du Andrer, raub' ihm diesen Glauben nicht!
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und kommt er einst aus Schein im Tod zum Licht
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn keine grauen Haare.
Agnese! was der Kopf denkt, ist oft schlecht.
Nur was mein Herz fühlt, Herz, das war das Wahre!"

Der Grund für die Unterdrückung der Namen bei dem späteren Abdruck ist wohl in der inzwischen erfolgten Scheidung der Straußchen Ehe zu sehen.

Werner Deetjen.

Ovid und Schiller. Von allen Poeten des augusteischen Zeitalters mutet uns der unglückliche Ovid wohl am modernsten an. Gerade er, der stets die Sonnenseite des Lebens aufsuchte und besang, dem jeder Besuch bei der Geliebten, jede wollustreiche Schäferstunde, jede eifersüchtige Regung oder Enttäuschung Stoff zu neuen Gedichten bot, verfiel dem Schicksal der Landesverweisung, so daß er, dem trotz seiner Heroiden das Heroische so fremd war, fern von Rom, einsam, krank und verzweifelnd sterben mußte. Und den äußeren Vorwand zu dieser Verbannung, deren wahrer Grund noch heute unenträtselt scheint, mußten just seine galanten Dichtungen liefern, die trotz ihrer frivolen Färbung oder gerade deswegen das damalige Rom ebenso ergötzten wie die Nachwelt. Denn die Wahrheit dieser Gedichte ist unbestreitbar, und nichts entzückt mehr als die Wahrheit.

Im Laufe der Jahrtausende hat jeder Liebende beim Erwarten der Geliebten mehr oder minder die süße Pein eben dieses Erwartens durchgemacht. Aber Ovid hat sie zum ersten Male so treffend in Worte gefaßt, daß 1800 Jahre später einer unserer größten Dichter, *Schiller*, sein Gedicht „Die Erwartung" mit Worten des römischen Poeten eröffnete. Zum Beweis genügt es, die betreffenden Stellen beider Gedichte nebeneinander zu stellen.

Ovid:	*Schiller*:
(El. I, VI, 49—51):	(Die Erwartung V. 1—4):
Fallimur? an verso sonuerunt cardine postes?	*Hör ich das Pförtchen nicht gehen?*
Raucoque concussae signa dedere fores?	*Hat nicht der Riegel geklirrt?*
Fallimur; impulsa est animoso janua vento.	*Nein, es ist des Windes Wehen,*
	Der durch diese Pappeln schwirrt

In derselben Elegie Ovids V. 24, 32, 40, 48 und 56, steht auch in fünffacher Wiederholung der Refrain: *Tempora noctis eunt, excute poste seram,* was Schiller mit der Frage: hat nicht der Riegel geklirrt? übernimmt. Für Schillers Worte vom Wind, „der durch diese Pappeln schwirrt", kann man die 7. Elegie desselben ersten Buches (V. 53—54) heranziehen. Dort, wo Ovid die aus Eifersucht begangene Mißhandlung seiner Geliebten und seine Reue über die Missetat schildert, vergleicht er die zitternden Glieder des Mädchens mit dem Laub der Pappel, die der Hauch des Windes bewegt:

— et membra trementia vidi
Ut quum populeas ventilat aura comas.

Wie man sieht, hat sich Schiller sogar in der Frage- und Antwortform dem antiken Vorbild angeschlossen. Und doch wirkt Schillers Gedicht so ursprünglich, daß bis jetzt die literarische Anregung durch die Liebeselegien Ovids noch nicht bemerkt worden ist. Es erinnert ein wenig an die wunderbaren Kopien des Rubens nach großen italienischen Meistern, in denen sich der nordische und der südliche Genius innigst verschwisterte.

Noch eine zweite Berührung Schillers mit den Elegien Ovids erscheint der Beachtung wert. Ovid, El. I, XV, 33 heißt es:

Cedant carminibus reges regumque triumphi,

und in der „Jungfrau von Orleans" I, 2 läßt Schiller den König Karl sagen:

Sie (die Sänger) *stellen herrschend sich den Herrschern gleich.*

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Also der gleiche Gedanke mit einer leichten, vom Standpunkt des königlichen Sprechers fast selbstverständlichen Veränderung. *Michael Ullmann.*

Der verbotene „Amadis" und die Schulgrammatik. Von dem 1610 erschienenen Buch des tiroler Arztes *Hippolytus Guarinonius* „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts usw." war oben (Seite 291 f.) bereits im Zusammenhange mit *Moscheroschs* „Gesichten" die Rede. Das Buch ist, wie so viele jener kompilatorischen Werke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, eine Fundgrube für jeden, der Sprache, Sitten und Anschauungen der Zeit studiert. Was Guarinonius über die theatralischen Genüsse seiner Zeit zu sagen hat, ist schon von Meißner (Gesch. d. engl. Komödianten in Österreich S. 3 ff.) mitgeteilt worden. Gleich das Nachbarkapitel (das 18. des 2. Buches) handelt „Von Ergötzligkeit deß Gemühts auß Belesung der lustigen ehrlichen Bücher". Was man von dem Jesuitenzögling hier zu erwarten hat, verraten gleich die Anfangssätze: „Ehrliche Bücher nenne ich dieselbigen/ welche dem Leser Lust vnd Ergötzligkeit ohne schaden/ vnd ohne leyd bringen/ dieselben so züchtig/ gebürlich/ mit einem Wort alle die jenige/ so von der Christlichen Catholischen Kirchen/ approbiert/ für gut erkennt vnd zugelassen seyn". Welche Bücher er verdammt, braucht danach nicht mehr gesagt zu werden.

Zuerst spricht er (sozusagen) von der fachwissen-

Digitized by Google

schaftlichen Literatur: die Theologen werden die Bibel lesen; die Juristen Justinian; die Philosophen Aristoteles und Plato; die Ärzte Hippokrates und Galen; aber bei Gott nicht den Paracelsus, gegen den der Hofmedikus scharf zu Felde zieht. Dann geht er zur schönen Literatur über, wettert geschwind erst mal gegen den „groben Ketzer Mörtel(!) Luther" und die anderen Reformatoren und wünscht dann eine Zensur: jeder Bürgermeister soll die Bücher, die auf den Markt der Stadt kommen, prüfen lassen. Denn die Historienbücher und dergleichen verderben die Menschheit, besonders die Jugend. Und nun erzählt er aus seiner eignen Jugend ein Geschichtchen, das lustiger ist als der jesuitische Eifer des alten Herrn:

„Vnder allen ist/ vnd fährt dergleichen Histori eine in Welscher/ Spanischer/ Frantzösischer/ Teutscher/ vielleicht andern Sprachen/ in 24. vnnd noch mehr Lugenbücher abgetheilt/ an allen orten vnd enden herumb/ die man den *Amadis* auß Franckreich/ oder warhaffter den *Narradis*, oder Narrengüß auß Franckreich nennet/ ob welchem buch beyder geschlechts Jugend/ sonderlich aber die edlern/ ansehenlichern/ die müßigen nit anderst als die Brömen [Bremsen] vnd Wepsen ob dem Koht ligen/ deren zwey Bücher ich in meiner Jugend eingetauscht/ vnd von aussen wie mein *Grammaticam* hatte einbinden lassen/ die waren in Welscher Sprach,/ damit mein damals *Paedagogus* .... auß dem Truck/ so dem Lateinischen gleichet/ mein Geheymbnuß nicht merckete. Der fieng sich an zuverwundern/ wie ich so still vnnd eingezogen/ so fleißig vnnd embsig vber meine Bücher/ vnnd sonderlich vber mein *Grammaticam* sasse/ das sonsten gar nit meines Brauchs war/ fieng mich an zuloben vnnd rühmen/ auch lieben/ daß sein Zucht an mir so wol angelegt wäre/ das geschah da heymb. Entgegen der Herr *Magister* in der Schul der klagt vber mich meinem *Paedagogo*, daß ich die Lection in der Schul nie kundte/ meine *argumenta*, so ich auß Teutsch in Latein verkehren solte/ nie gemacht hette." Schließlich wird das Rätsel durch den Übereifer im Studium der „Grammatik" enthüllt: „Als aber ich in der *Grammatica* gar zufleißig seyn/ vnd auch in der kirchen darin studiern wolte/ gleichsam ich andächtig in einem Betbuch lase/ schlich Herr Magister hinder mir her/ vnnd erdapt mir mein Andacht/ reist mir die vnversehens auß den Händen/ da ich gerad ob dem Capitel vnd Titel *Von der schönen Oriana etc.* laß/ vnd nit längst darvor von dem kampff eines Risen mit dem *Amadis* gelesen hatte/ allda der *Magister* den Riesen vertretten/ kam mit der Bürckenstang dem *Amadi* vber den sitzer/ vnd verjagt jm den lust/ ferner im harnisch herumb zuziehen/ dem ich noch heutigs tags von grund meines hertzens zudancken hab/ sintemal ich jetzt wohl verstehe . . ." und nun kommt eine Moral von der Geschicht, durch die wir uns lieber nicht die Freude darüber verderben lassen wollen, daß es damals — auch schon solche Schlaumeier unter den Schülern gab.

Friedrich Michael.

Wie uns die G. J. Göschensche Verlagshandlung mitteilt, hat die Zusammenstellung des Literatur-Kalenders für 1916 begonnen. Die Herren Schriftsteller dürften gut tun, die jetzt geltende Wohnstätte mit etwaigen Änderungen und Zusätzen der *G. J. Göschenschen Verlagshandlung, Abteilung: Literatur-Kalender, Berlin W. 10, Genthinerstraße 38*, möglichst bald mitteilen zu wollen, und zwar *auf einer Postkarte*, da der Ausschnitt wegen der Kürze der Zeit nicht mehr verschickt werden kann.

Die *Ulenspiegel-Mappe* mit zwölf Originalholzschnitten von *Walter Klemm*, aus der wir im vorigen Heft eine Probe brachten, ist im Verlag des *„Bücherwurm"* in *Dachau* erschienen und kostet 100 Mark.

Berichtigung.

In meinem Aufsatz: „Zur bildlichen Ausstattung der Faustbücher C und D.", Zeitschr. f. Bücherfr. N. F. 6, S. 301—306, sind leider einige Druckversehen stehen geblieben, weil ich während der russischen Invasion zwangsweise in Lemberg aufgehalten die Korrektur nicht besorgen konnte. Man wolle also gefälligst lesen: S. 301 Anm. Quelle, | 302, [13] Kgl. (ist zu streichen) [17] Größe, auch [29] ebd., | D 4> d[4] [31] 410[2] (dazu gehört Anm. [1] auf S. 305) [34] 298[2] [36] Registers, [37] 59, [38] aufgefunden, | Anm. [2] „Einige Zierleisten" ... bildet die Fortsetzung von [3] auf S. 301. Im Text dieser Fortsetzung ist zu bessern Zeile [5] in: Ornament. | hie 303[3]S., | 2., 304[5] sind. [8] Lage [20] aus [27] in> u. [28] ist, [30] 5) [48] 1591, [49] Katzenbush [53] 1605, [54] Freiburg [58] 1612, [60] 1606, 305 [5] Weleslawijna] [9] Hock [19] 1612, [25] Kinck [31] 1591, [32] 1602[2] [35] 1580, [50] 1590,].

Wien. *Joseph Fritz.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel.* Anzeiger Nr. 224: Deutsche Belletristik und Literaturgeschichte, Littérature française usw. 1826 Nrn.

N. G. Elwertsche Universitäts-Buchhandlung (G. Braun) in *Marburg.* Nr. 52. Deutsche Sprache und Literaturgeschichte. Deutsche Literatur bis 1750. 1222 Nrn.

J. Franks Antiquariat, Ludwig Lazarus, in *Würzburg.* Nr. 21. Vermischtes.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 110. Vermischtes. Nr. 29914—31363.

Hans Lommer in *Gotha.* Nr. 7. Das Deutsche Reich in Wort und Bild. 1316 Nrn.

J. L. Mehler im *Haag.* Nr. 4, Vermischtes. 300 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde Nr. 62 und 63: Neuerwerbungen Nr. 250—734.

Digitized by Google

v. Zahn & Jaensch
Buch- und Kunstantiquariat
Dresden, Waisenhausstraße 10

Demnächst gelangen zur Ausgabe:

Katalog 270 **Musik**

Geschichte * Theorie der Musik * Richard Wagner * Operntexte * Musikalien Porträts usw.
Ca. 3000 Nrn.

Katalog 271 **Theater**

Geschichte des Theaters * Literaturgeschichte * Theaterstücke * Porträts Kostüme usw.
Ca. 2500 Nrn.

Versendung kostenlos.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken, Kupferstichen und einzelner wertvoller Werke.

Von der Witwe eines im Juni gefallenen Wissenschaftlers bin ich gebeten worden, die aus der Bücherei ihres Mannes stammenden (zum Teil alten) deutschen

Erotika und andere Werke

(wie: ein Hayn-Gotendorf, Anthropophyteia Bd. 1—10 mit Beiwerken und Quellenschriften, Eduard Fuchs Werke (ohne Sittengeschichte) Geschlecht und Gesellschaft (7 Bde mit Beibänden) usw. zu veräußern. Die Sachen haben nach der Schätzung eines namhaften Antiquars einen Wert von etwa 3700 Mark und sollen zusammen

für nur 2000 Mark

abgegeben werden. Interessenten wollen unter genauer Namens-, Standes- und Wohnungsangabe Anfragen unter E. C. 20 an den Verlag „Zeitschrift für Bücherfreunde" in Leipzig, Hospitalstraße 11a senden.

Anzeigen und Beilagen
für das reich ausgestattete
Oktober-Heft
der
„Zeitschrift für Bücherfreunde"
werden umgehend erbeten an
den Verlag in Leipzig, Hospitalstr. 11a.

Die Register zu „Zeitschr. f. Bücherfr.", N.F., VII. Jahrg., Band I werden mit dem nächsten Hefte ausgegeben.

E.A.ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Berühmte Kunststätten

Schilderungen der Kunstblüte eines Ortes im Anschluß an die Stadtgeschichte

Nr. 1–40 Format 17×25 cm.–Stark kartoniert

1. **Vom alten Rom.** Von E. Petersen. 4. Aufl. 193 Seiten mit 151 Abbildungen. 3 M.
2. **Venedig.** Von G. Pauli. 4. Aufl. 165 S. m. 138 Abb. 3 M.
3. **Rom in der Renaissance.** Von E. Steinmann. 3. Aufl. 231 S. mit 165 Abb. 4 M.
4. **Pompeji.** R. Engelmann. 2. Aufl. 108 S. mit 144 Abb. 3 M.
5. **Nürnberg.** Von P. J. Rée. 3. Aufl. 260 S. m. 181 Abb. 4 M.
6. **Paris.** Von G. Riat. 2. Aufl. 213 S. m. 182 Abb. 4 M.
7. **Brügge u. Ypern.** Von H. Hymans. 120 S. mit 115 Abb. 3 M.
8. **Prag.** Von J. Neuwirth. 2. Aufl. 168 S. m. 147 Abb. 4 M.
9. **Siena.** Von L. M. Richter. 2. Aufl. 192 S. mit 148 Abb. 4 M.
10. **Ravenna.** Von W. Goetz. 2. Aufl. 141 S. mit 148 Abb. 3 M.
11. **Konstantinopel.** Von H. Barth. 2. Aufl. 211 S. mit 103 Abb. 4 M.
12. **Moskau.** Von E. Zabel. 123 S. mit 81 Abb. 3 M.
13. **Cordoba und Granada.** Von K. E. Schmidt. 136 S. mit 97 Abb. 3 M.
14. **Gent und Tournai.** Von H. Hymans. 144 S. mit 121 Abb. 4 M.
15. **Sevilla.** Von K. E. Schmidt. 141 S. m. 111 Abb. 3 M.
16. **Pisa.** Von P. Schubring. 189 S. mit 140 Abb. 4 M.
17. **Bologna.** Von L. Weber. 159 S. mit 120 Abb. 3 M.
18. **Straßburg.** Von F. F. Leitschuh. 176 S. mit 139 Abb. 4 M.
19. **Danzig.** Von A. Lindner. 2. Aufl. 122 S. mit 113 Abb. 3 M.
20. **Florenz.** Von A. Philippi. 3. Aufl. 260 S. mit 223 Abb. 4 M.
21. **Kairo.** Von Franz Pascha. 165 S. m. 131 Abb. 4 M.
22. **Augsburg.** Von B. Riehl. 148 S. m. 103 Abb. 3 M.
23. **Verona.** Von G. Biermann. 198 S. m. 125 Abb. 3 M.
24. **Sizilien I.** Von M. G. Zimmermann. (Die Griechenstädte.) 126 S. m. 103 Abb. 3 M.
25. **Sizilien II.** Von M. G. Zimmermann. (Palermo.) 164 S. mit 117 Abb. 3 M.
26. **Padua.** Von L. Volkmann. 138 S. mit 100 Abb. 3 M.
27. **Mailand.** Von A. Gosche. 230 S. mit 148 Abb. 4 M.
28. **Hildesheim und Goslar.** O. Gerland. 124 S. mit 80 Abb. 3 M.
29. **Neapel I.** Von W. Rolfs. 185 S. mit 140 Abb. 3 M.
30. **Neapel II.** Von W. Rolfs. 233 S. mit 145 Abb. 4 M.
31. **Braunschweig.** Von O. Doering. 136 S. mit 118 Abb. 3 M.
32. **St. Petersburg.** Von E. Zabel. 134 S. m. 105 Abb. 3 M.
33. **Genua.** Von W. Suida. 205 S. mit 143 Abb. 4 M.
34. **Versailles.** Von A. Pératé. 158 S. m. 126 Abb. 3 M.
35. **München.** Von A. Weese. 2. Aufl. 253 S. mit 159 Abb. 4 M.
36. **Krakau.** Von L. Lepszy. 150 S. mit 120 Abb. 3 M.
37. **Mantua.** Von S. Brinton. 191 S. mit 85 Abb. 4 M.
38. **Köln.** Von E. Renard. 224 S. mit 188 Abb. 4 M.
39. **Rom im Mittelalter.** Von H. Bergner. 140 S. mit 160 Abb. 3 M.
40. **Das barocke Rom.** Von H. Bergner. 136 S. mit 162 Abb. 3 M.

Neue Serie im Taschenformat 12×18 cm
in biegsamen Einbänden

41. **Athen.** Von E. Petersen. 264 S. mit 122 Abb. und 1 Stadtplan. 4 M.
42. **Riga und Reval.** Von W. Neumann. 165 S. mit 121 Abb. 3 M.
43. **Berlin.** Von M. Osborn. 318 S. mit 180 Abb. 4 M.
44. **Assisi.** Von W. Goetz. 172 S. mit 118 Abb. 3 M.
45. **Soest.** Von H. Schmitz. 151 S. mit 114 Abb. 3 M.
46. **Dresden.** Von P. Schumann. 353 S. m. 185 Abb. 4 M.
47. **Naumburg und Merseburg.** Von H. Bergner. 188 S. mit 161 Abb. 3 M.
48. **Trier.** Von O. v. Schleinitz. 260 S. m. 201 Abb. 4 M.
49. **Die römische Campagna.** Von B. Schrader. 254 S. mit 123 Abb. 4 M.
50. **Brüssel.** Von H. Hymans. 218 S. m. 128 Abb. 3 M.
51. **Toledo.** Von Aug. L. Mayer. 175 S. m. 118 Abb. 3 M.
52. **Regensburg.** Von H. Hildebrandt. 267 S. mit 197 Abb. 4 M.
53. **Münster.** Von H. Schmitz. 242 S. m. 144 Abb. 4 M.
54. **Würzburg.** Von F. F. Leitschuh. 300 S. mit 146 Abb. 4 M.
55. **Viterbo und Orvieto.** Von F. Schillmann. 182 S. mit 110 Abb. 3 M.
56. **Ulm.** Von Jos. L. Fischer. 200 S. m. 130 Abb. 3 M.
57. **Basel.** Von M. Wackernagel. 252 S. m. 127 Abb. 4 M.
58. **New York und Boston.** Von M. H. Bernath. 186 S. mit 143 Abb. 4 M.
59. **London.** Von O. v. Schleinitz. 302 S. m. 205 Abb. 4 M.
60. **Passau.** Von W. M. Schmidt. 208 S. m. 126 Abb. 3 M.
61. **Segovia, Avila und El Eskorial.** Von August L. Mayer. 180 S. mit 133 Abb. 4 M.
62. **Lissabon und Cintra.** Von A. Haupt. 150 S. mit 108 Abb. 3 M.
63. **Bamberg.** Von F. F. Leitschuh. 314 S. mit 150 Abb. 4 M.
64. **Perugia.** Von W. Bombe. 212 S. mit 109 Abb. 4 M.
65. **Apulien.** Von R. Pagenstecher. ca. 200 S. mit 136 Abb. 4 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

CARL SCHÜDDEKOPF

UND

GEORG WITKOWSKI

1915/16 HEFT 1

NEUE FOLGE 7. JAHRGANG

VERLAG E.A.SEEMANN. LEIPZIG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich suche zu kaufen:

Eigenhändige Schriftstücke von Goethe: Gedichte, Briefe, auch umfangreichere Manuskripte

Sämtliche Veröffentlichungen der Ernst Ludwig-Presse in Vorzugsdrucken

Veröffentlichungen des Leipziger Bibliophilen-Abends

Sämtliche Veröffentlichungen der Blätter für die Kunst

Pergamentdrucke der Doves-Press

Martin Breslauer, Verlagsbuchhändler und Antiquar
Berlin W. 15, Kurfürstendamm 29

DAS SAMMELN VON MODERNER GRAPHIK

erster Meister wird jedermann wohlfeil ermöglicht durch die bedeutende Auswahl von Radierungen aus dem Verlage von E. A. Seemann (Blätter von Klinger, Liebermann, Leistikow, Slevogt, Köpping u. vielen and.)

Man verlange kostenfrei den neuerschienenen illustrierten Katalog über Originalgraphik von

E. A. SEEMANN · LEIPZIG

MAX PERL

Buch- und Kunstantiquariat

BERLIN SW.
Leipziger Straße 89
Fernspr. Zentrum 4868

kauft gegen Barzahlung oder übernimmt zur Versteigerung

Bücher, Autographen, Kupferstiche, Gemälde, Handzeichnungen, einzeln oder in ganzen Sammlungen und bittet um Angebote.

Man subskribiert auf das

ALLGEMEINE LEXIKON DER BILDENDEN KÜNSTLER

Herausgegeben von Ulrich Thieme *Verlag von E. A. Seemann, Leipzig*

zum Preise von 32 Mark für den gehefteten, 35 Mark für den in Halbleder gebundenen Band bei jeder Buchhandlung. Band I bis XI werden sofort geliefert.

Die Verlagsbuchhandlung E. A. SEEMANN, LEIPZIG
ist zu jeder weiteren Auskunft gern bereit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

CARL SCHÜDDEKOPF

UND

GEORG WITKOWSKI

1915 10 HEFT 5/6

NEUE FOLGE 7. JAHRGANG

VERLAG E.A.SEEMANN. LEIPZIG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich suche zu kaufen:

Eigenhändige Schriftstücke von Goethe: Gedichte, Briefe, auch umfangreichere Manuskripte
Sämtliche Veröffentlichungen der Ernst Ludwig-Presse in Vorzugsdrucken
Veröffentlichungen des Leipziger Bibliophilen-Abends
Sämtliche Veröffentlichungen der Blätter für die Kunst
Pergamentdrucke der Doves-Press

Martin Breslauer, Verlagsbuchhändler und Antiquar
Berlin W. 15, Kurfürstendamm 29

DAS SAMMELN VON MODERNER GRAPHIK

erster Meister wird jedermann wohlfeil ermöglicht durch die bedeutende Auswahl von Radierungen aus dem Verlage von E. A. Seemann (Blätter von Klinger, Liebermann, Leistikow, Slevogt, Köpping u. vielen and.)

Man verlange kostenfrei den neuerschienenen illustrierten Katalog über Originalgraphik von

E. A. SEEMANN · LEIPZIG

MAX PERL

Buch- und Kunstantiquariat

BERLIN SW.
Leipziger Straße 89
Fernspr. Zentrum 4868

kauft gegen Barzahlung oder übernimmt zur Versteigerung

Bücher, Autographen, Kupferstiche, Gemälde, Handzeichnungen, einzeln oder in ganzen Sammlungen und bittet um Angebote.

Man subskribiert auf das

ALLGEMEINE LEXIKON DER BILDENDEN KÜNSTLER

Herausgegeben von Ulrich Thieme *Verlag von E. A. Seemann, Leipzig*

zum Preise von 32 Mark für den gehefteten, 35 Mark für den in Halbleder gebundenen Band bei jeder Buchhandlung. Band I bis XI werden sofort geliefert.

Die Verlagsbuchhandlung E. A. SEEMANN, LEIPZIG
ist zu jeder weiteren Auskunft gern bereit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google